STUDIEN
UND
MITTEILUNGEN
ZUR GESCHICHTE DES
BENEDIKTINERORDENS
UND SEINER ZWEIGE

HERAUSGEGEBEN VON DER HISTORISCHEN SEKTION
DER BAYERISCHEN BENEDIKTINERAKADEMIE

BAND 124 / 2013

EOS VERLAG ERZABTEI ST. OTTILIEN

Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige

Herausgeber: Historische Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie

Redaktion: Unter Mitwirkung von Lukas Schenker/Mariastein, Gregor Lechner/Göttweig, Franziskus Büll/Münsterschwarzach und Marcel Albert/Gerleve redigiert von Ulrich Faust/Marienberg

Anschrift: Prof. Dr. P. Ulrich Faust, Schlinig 1
I-39024 Mals
Telefon +39 / 0473 / 843991
E-mail: Ulrich_Faust@t-online.de

Verlag: EOS Verlag Erzabtei D-86941 St. Ottilien
Telefon 08193 / 71701 Telefax 08193 / 71709
www.eos-verlag.de

Aufgabenkreis: Die Zeitschrift veröffentlicht in deutscher Sprache wissenschaftliche Untersuchungen und Berichte zur Geschichte und Kultur des benediktinischen Mönchtums sowie Rezensionen zur monastischen Geschichte.

Manuskripte sind als Word-Dokument (doc) nach vorheriger Anfrage und nur in druckfertigem Zustand an die Redaktion zu übermitteln. Literaturangaben gemäß SMGB 103 (1992) 189.

Autorenkorrekturen und Abbildungen mit ihren Rechten gehen zu Lasten der Verfasser.

Sonderdrucke: Verfasser von Aufsätzen erhalten 20 Sonderdrucke und ein Exemplar des Bandes. Weitere Wünsche sind gegen Berechnung direkt mit dem Verlag zu regeln.

Nachdruck und elektronische Speicherung sind ohne Genehmigung der Redaktion nicht gestattet.

Erscheinungsweise: Jährlich erscheint ein Band zu ca. 500 Seiten.

© Bayerische Benediktinerakademie e.V., München
Gesamtherstellung: EOS Verlag Erzabtei St. Ottilien, D-86941 St. Ottilien
ISSN 0303 – 4224

INHALTSVERZEICHNIS

MECHTHILD CLAUSS, SCHWÄBISCH HALL
Illustration als Textauslegung. Der karolingische Stuttgarter Bilderpsalter um 830 7

RICHARD BAUER, MÜNCHEN
Kloster Schäftlarn und die Entstehung der Stadt München 107

ULRICH FAUST, MARIENBERG
Admonts Rezeption der Hirsauer Reform. Benediktinische Spiritualität des 12. Jahrhunderts 127

OTFRIED KRAFFT, MARBURG/LAHN
Vom Notar zum Reformmönch. Drei Karrieren zwischen Rom, Basel und Bursfelde um die Mitte des 15. Jahrhunderts 141

ANJA OSTROWITZKI, BONN
Klösterliche Lebenswelt im Spiegel von Briefen des 16. Jahrhunderts aus dem Benediktinerinnenkloster Oberwerth bei Koblenz 167

ROMAN DEUTINGER, MÜNCHEN
Aus dem verlorenen Traditionsbuch des Klosters Niederaltaich 207

DAVID FLIRI, TAUFERS
Ein Beitrag zur Geschichte der Barockisierung der Stiftskirche von Marienberg im Vinschgau 219

URBAN AFFENTRANGER, DISENTIS/MUSTÉR
Benedikt Reindl (1723–1793). Mönch und Komponist im Kloster Disentis 233

ALKUIN SCHACHENMAYR, HEILIGENKREUZ
Chrysostomus Hanthalers Lilienfelder Fälschungen als hermeneutische Grenzgänge 261

LORENZ HOLLENSTEIN, ST. GALLEN
Mönch in St. Gallen – eine vielfältige Tätigkeit 289

GEORG SCHROTT, SPROCKHÖVEL
Die Jubelprofessen und -primizen von Klosterprälaten – repräsentative Festkultur im 18. Jahrhundert. Mit einer Bibliographie gedruckter Jubelpredigten aus bayerischen Stiften 321

MARTINA SPIES, AUGSBURG
Für- und Vorsorgeeinrichtungen der Kartause, der Herrschaft und der Gemeinde Buxheim im Verbund mit anderen Reichsstiften 369

BEATE STOCK, OTTAWA/KANADA
Die Kirche Saint-Romuald zu Québec als bedeutendes Beispiel deutscher Nazarenerkunst in Übersee 511

Chronik 595

Literarische Umschau 605

Autoren 607

Illustration als Textauslegung –
Der karolingische Stuttgarter Bilderpsalter um 830*

von Mechthild Clauss – Schwäbisch Hall

INHALT

Vorwort 4

Einführung: Herkunft und Beschreibung des Stuttgarter Bilderpsalters . 5

Hinweise 7

Erster Teil

I. GEISTIGE VORAUSSETZUNGEN FÜR DIE ILLUSTRATION ALTTESTAMENTLICHER TEXTE DURCH NEUTESTAMENTLICHE BILDINHALTE 9

1. *„Wo ist nun dein Gott?“* (Ps 42, 4.11) Die Rolle des Bösen und des Todes 9

2. *„Siehe, ich komme!“* (Ps 40, 8) Die Psalmen als prophetische Texte 11

3. *„Ich lege mein Gesetz in sie hinein und schreibe es auf ihr Herz.“* (Jer 31, 33) Verinnerlichung der Gott-Mensch-Beziehung durch die Propheten 12

4. *„Seht, das Lamm Gottes!“* (Joh 1, 29.36) Vision und Erfüllung 14

5. *„Deine Wahrheit – mein Mund“* (Augustinus zu Ps 89) – Einbezug des Menschen in das Heilswerk Christi im Zeichen des „neuen Liedes“ 16

II. DIE MITTEL DER UMSETZUNG GEISTIGER INHALTE INS SICHTBARE BILD 18

1. *„Man sieht Jonas und erkennt Christus.“* (Origenes zu Mt 12, 38 ff) Mehrfacher Schriftsinn als Instrument der Vergeistigung 18

2. *„Wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen“* (Ps 1, 3) –
Die Rolle der Wortillustration innerhalb der Bildsinne 24

3. *„Der Herr ist König geworden!“* (Ps 96, 10)
Motiv wird Symbol 30

4. *„Man sage mir doch, welche Farbe die Weisheit hat!“* (Augustinus zu Ps 42)
Die Sprache der Farbhintergründe als Verknüpfung von physischer und geistiger Welt 36

Zweiter Teil

„Singet dem Herrn ein neues Lied …
Denn er kommt! Denn er kommt!“ (Ps 96, 1.13)

DEUTUNG AUSGEWÄHLTER PSALMEN
UNTER DEM ASPEKT DER ZUGEHÖRIGEN ILLUSTRATIONEN

Psalm 19: Mir stehe vor Augen deine Offenbarung! 44

Psalm 40: *„Vollendet ist uns der Leib, –*
mögen wir im Leibe vollendet werden.“[1] 52

Psalm 41: Erlösung statt Vergeltung 62

Psalm 49: *„Gott wird mich loskaufen aus dem Reich des Todes.“* (V. 16) ... 70

Psalm 103: *„Er krönt dich, weil Er Seine Gaben krönt.“*[2] 77

Psalm 121: Pilgerfahrt zur himmlischen Heimat 83

Psalm 136: *„Siehe, ich mache alles neu!“*[3]
Das „Land“ als „Erbe“ 89

Eschatologische Schau – Ein Nachwort 98

Abbildungsverzeichnis 100
Abbildungsnachweis 100

*) Aus technischen Gründen wird ausnahmsweise dem folgenden Artikel das Inhaltsverzeichnis beigegeben, da es drei Fußnoten enthält, auf denen die folgenden Anmerkungen aufbauen. Im Text beginnen die Fußnoten darum mit Nummer 4.

1) Augustinus (geb. 354; gest. 430), Über die Psalmen, ausgewählt und übertragen von H.U. von Balthasar, Einsiedeln, 2. Aufl. 1983, S. 64, über Psalm 40 (39).

2) Augustinus (wie Anm. 1), S. 218, über Psalm 103 (102).

3) Offb 21, 5.

Vorwort

Wer zum ersten Mal in einem Bildband des sogenannten Stuttgarter Psalters blättert, mag für einen Augenblick den Eindruck gewinnen, ein Evangeliar vor sich zu haben – so zahlreich sind die Szenen mit christlichem Inhalt, die den alttestamentlichen Text begleiten. Der Betrachter sieht Bilder aus allen Teilen des Lebens Christi, die sich scheinbar zusammenhanglos mit Illustrationen zum Alten Testament verbinden. So findet man zum Beispiel neben dem weisheitsvollen Urteil Salomos, der die rechte Mutter von der falschen zu unterscheiden weiß, die Verkündigung der Geburt Christi, gefolgt von der Huldigung der drei Magier (Ps 72). Mehrfach wird der Gekreuzigte dargestellt (Ps 1; 22; 69; 88).

Wir sind daran gewöhnt, dass Illustrationen zu einem Text dessen Inhalt veranschaulichen. Wenn der Stuttgarter Psalter jedoch Inhalte bildlich darstellt, die außerhalb des zugehörigen Textes zu liegen scheinen, so wird deutlich, dass für den karolingischen Illustrator offenbar Prinzipien gelten, die uns fremd geworden sind. Will man indessen die reiche Bildwelt des Stuttgarter Psalters in ihrer Tiefe erfassen, so muss man sich mit den geistigen Voraussetzungen vertraut machen, aus denen diese Bildwelt erwachsen ist. Anderenfalls wird die Gedankenwelt verborgen bleiben, die sich hinter der unbekümmerten Frische dieser Bilder verbirgt.

Auch die Mittel, mit deren Hilfe Unsichtbar-Geistiges im sichtbaren Bild anschaubar wird, bedürfen einer Erörterung. Wir werden uns darum im ersten Teil dieser Arbeit mit Fragen der Darstellung und mit den die Bildwelt prägenden geistigen Voraussetzungen beschäftigen. Im zweiten Teil sollen die Psalmen selbst betrachtet werden mit besonderer Berücksichtigung der Verknüpfung, die zwischen Text und Bild sowie zwischen den Bildern innerhalb eines Psalms besteht.

Einführung

Herkunft und Beschreibung des Stuttgarter Bilderpsalters

Der frühkarolingische Psalter, dem unsere Illustrationen entnommen sind, entstand zwischen 820 und 830 in der Pariser Benediktinerabtei St.-Germain-des-Prés. Seinem heutigen Aufbewahrungsort entsprechend, wird er als Stuttgarter Psalter bezeichnet.[4]

Das Herkunftskloster St.-Germain-des Prés (ursprünglich Sainte-Croix-St.-Vincent genannt wegen der dort befindlichen Reliquien des heiligen Vincenti-

4) Die wertvolle Handschrift befindet sich seit dem frühen 19. Jahrh. in der Stuttgarter Landesbibliothek. Wie sie dorthin kam und welche Schicksale sie hatte, ist unbekannt. Für den Benutzer steht ein Faksimile-Exemplar und ein Digitalisat zur Verfügung.

us) wurde von König Childebert I. zwischen 543 und 558 auf Initiative des heiligen Germanus, Bischofs von Paris, gestiftet.[5]

Die Abtei erlebte bis zum 9. Jahrhundert einen großen territorialen und wirtschaftlichen Aufschwung, der sich mit einer spirituellen Blüte verband. Verhängnisvolle Ereignisse jedoch – unter anderem wiederholte Plünderungen durch die Normannen – verursachten einen Niedergang, der sich bis ins 16. Jahrhundert hinein erstreckte.

Der Stuttgarter Psalter gehört (mit dem etwa gleichzeitig entstandenen Utrecht-Psalter) zu den ältesten Bilderpsaltern, die uns erhalten sind. Seine Illustrationen sind Frucht einer langen Entwicklung, in der spätantike und frühchristliche Elemente westlicher und östlicher Herkunft sich zu einer Bildtradition verbanden. Die Miniatoren des Psalters stützten sich auf diese Tradition, indem sie für ihre Illustrationen Vorlagen verwendeten, die man bis ins 6. Jahrhundert zurückverfolgen kann. Diese Vorlagen weisen ihrerseits Parallelen zu noch älteren Darstellungen auf, etwa zur frühchristlichen Sarkophagplastik oder zu den Katakombenbildern des 3. bis 5. Jahrhunderts.[6]

Nicht zu unterschätzen sind jedoch Schöpferkraft und Einfallsreichtum des Miniators beziehungsweise einer kleinen Gruppe von Malern, die am Werke war. Der Stil der Bilder lässt auf zwei oder mehrere Illustratoren schließen, ohne dass dieselben eindeutig gegeneinander abzugrenzen wären.[7] Dass jedoch der gleiche Geist sie verband, geht aus ihren Bildern hervor. Da die verschiedenen Malweisen nicht in ein und demselben Bild, sondern in den ver-

---

5) Childebert I., merowinger König von 511 bis 558.
Der hl. Germanus (St. Germain), geb. 496, gest. 576, begraben in St. Vincent, Paris, war seit 555 Bischof von Paris. Am Ende des 8. Jahrh. nahm die Abtei St. Vincent das Patrozinium ihres Gründers an und nannte sich hinfort St.-Germain-des-Prés.
Siehe Lexikon des Mittelalters, Bd. VI, Sp. 1714–1715, Artikel „Paris“, München 2002.
Und: Der Stuttgarter Bilderpsalter, Bd. II, Untersuchungen, Stuttgart 1968, Beiträge von Bischoff B., Paläographische Untersuchung, S. 11, 25; Mütherich F., Die Stellung der Bilder in der frühmittelalterlichen Psalterillustration, S. 196 (wie Anm. 7).

6) Von Einfluss auf die endgültige Abfassung des Psalters könnte Hilduin von St.-Denis gewesen sein (gest. 855/861), Erzkanzler Ludwigs des Frommen; Übersetzer der Werke des Dionysius Areopagita; Abt von St.-Denis (als solcher bezeugt seit 814) und weiterer Klöster; Abt von St.-Germain-des-Prés seit 824. Dass die beiden genannten Klöster berühmte Skriptorien besaßen, ist Zeichen eines regen, vom Abt entfachten geistigen Lebens.
Siehe Lexikon des Mittelalters, Bd. V, Sp. 20, Artikel „Hilduin von St.-Denis“, München 2002.
Und: Mütherich F., wie Anm. 7, S. 196; 220, Anm. 317.
Zur Stellung der Bilder des Stuttgarter Psalters in der frühmittelalterlichen Psaltertradition siehe: Mütherich F., wie Anm. 7, S. 160–170; 200–203.

7) Mütherich F., Die Stellung der Bilder in der frühmittelalterlichen Psalterillustration, Beitrag in: Der Stuttgarter Bilderpsalter, Bd. II, Untersuchungen, Stuttgart 1968, S. 154. (Vgl. Anm. 5). Und: Katalog zur Ausstellung des Stuttgarter Psalters in der Württ. Landesbibliothek Stuttgart (vom 9. April bis 22. Mai 2011) „Kupfergrün, Zinnober & Co.“, Stuttgart 2011, S. 24, Burkhart P., Kunsthistorische Einführung.

schiedenen Teilen des Psalters zu bemerken sind, benützen wir die Bezeichnung „Miniator“ im Singular.

* * * * *

Die 316 farbigen **Bilder** des Stuttgarter Psalters sind bei der betreffenden Textstelle als Streifen eingeschoben.[8] Ein, zwei, drei oder vier Bilder (selten mehr) können einen Psalm begleiten.

Initialen schmücken den Beginn des jeweiligen Psalms.[9]

Zusammen mit den alttestamentlichen Überschriften der Psalmen, die zum Bibeltext gehören, finden wir – in roter Tinte geschrieben – die sogenannten **„Psalmen-Tituli“** über den Text gestellt. Die Entstehung solcher Tituli begann schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus. Sie wuchsen heraus aus den überwältigenden geschichtlich-übergeschichtlichen Ereignissen der Zeitenwende, die der jahrhundertlangen Messias-Erwartung des Alten Bundes antworteten. Durch diese Tituli konnten Aussagen und Prophetien der Psalmen auf Christus und die Kirche bezogen werden.

Die Tituli des Stuttgarter Psalters stammen wahrscheinlich aus der Zeit Karls des Großen.[10] Für das Verständnis der Illustrationen des Psalters sind sie eine wichtige Quelle, die zu berücksichtigen sich lohnt.[11]

Eine ähnliche Aufgabe wie die Tituli haben im Stuttgarter Psalter die **Glossen** – exegetische, nachträglich von einer Hand des 10. Jahrhunderts eingefügte Erklärungen -, die sich am Rand der ersten 17 Psalmen befinden. Später treten sie nur noch vereinzelt auf. Sie unterstützen das Bestreben des Miniators, den Zusammenhang zwischen alttestamentlicher Vorhersage und neutestamentlicher Erfüllung aufzuzeigen.

Der **Text der Psalmen** geht im Stuttgarter Psalter auf eine frühkarolingische Fassung des sogenannten „Gallicanum“ zurück, das heißt auf einen altlateinischen Text, den Hieronymus 386/387 nach der hexaplarischen Septuaginta des Origenes korrigierte.[12] Dieser Text hat als „Psalterium Gallicanum“ große

---

8) Die Größe der Bilder variiert zwischen etwa 10,6 bis 13,7 cm Breite und zwischen etwa 3,0 und 6,4 cm Höhe (bei einer Psaltergröße von 26,5 x 17,5 cm).

9) Mütherich F. (wie Anm. 7), S. 31–54, Die Initialen.

10) Mütherich F.(wie Anm. 7), S. 51: „Die Tituli der Psalmen entsprechen denen des Dagulf-Psalters und sind deshalb mittelbar oder unmittelbar aus einer Handschrift der Hofschule (Karls des Großen) abzuleiten.“
Vgl. Eggenberger Chr., Psalterium aureum Sancti Galli, Sigmaringen 1987, S. 15: „Karl der Große ließ durch den Schreiber Dagulf den für sein Reich, also auch für Rom verbindlichen Psalmentext abschreiben. Der in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien noch erhaltene Dagulf-Psalter war für Papst Hadrian bestimmt.“

11) Abgedruckt wurden die Tituli psalmorum des Stuttgarter Psalters mit den alttestamentlichen Überschriften von De Wald E.T., The Stuttgart Psalter, Appendix I, S. 115–119, Princeton 1930.

12) SEPTUAGINTA: Bezeichnung der ältesten griechischen Übersetzung des Alten Testaments, die wohl vom 3. bis 1. Jahrh. v.Chr. in Alexandria angefertigt wurde.

Bedeutung gewonnen, denn Alkuin führte ihn im Zusammenhang mit der karolingischen Liturgiereform in die Vollbibeln ein.[13] So wurde das Gallicanum zum Psaltertext der Vulgata.[14]

Manchmal scheinen die Bilder des Stuttgarter Psalters eine andere Psalterversion zu illustrieren als die in der Handschrift verwandte, das heißt als die des Gallicanum. So liegt der Gedanke nahe, dass für diese Bilder ein nicht revidierter altlateinischer Zyklus Pate stand.[15]

Im Unterschied zum hebräischen Bibeltext (dem auch Luther folgt) weist die griechische und lateinische Tradition (Septuaginta und die von ihr abhängige Vulgata) eine fast durchgehend andere **Zählweise** auf. Die Ursache ist, dass zum Beispiel Psalm 9 der Septuaginta im hebräischen Text in die Psalmen 9 und 10 zerlegt wird; aus Psalm 113 der Septuaginta werden Psalm 114 und 115 im hebräischen Text. Umgekehrt zerlegt die Septuaginta den Psalm 116 der hebräischen Bibel in die Psalmen 114 und 115. Einen Überblick gibt das Schema in der Fußnote.[16]

Hinweise

Zur Zählung der Psalmen: Wir verzichten auf die Benutzung der Vulgata-Zählart, die in wissenschaftlicher Literatur für Vulgata-Texte allgemein üblich ist. Auf die Vulgata-Nummer des Psalms verweisen wir lediglich in den Überschriften und an Stellen, wo Unterschiede zwischen Vulgata-Text und moderner Übersetzung vorliegen. Dabei bezieht sich die erstgenannte Nummer auf die moderne Übersetzung, die zweite in Klammer genannte Nummer auf den Vulgata-Text.

Zur Übersetzung: Für Zitate und den Abdruck der Psalmen folgen wir (bis auf wenige Ausnahmen) der Einheitsübersetzung. Dass wir eine Textfassung, die nicht aus dem Umkreis der Vulgata kommt, neben die Illustrationen des 9.

HEXAPLA: Name für das Bibelwerk des Origenes (gest. um 254 n.Chr.), in welchem sechs Textfassungen und Übersetzungen nebeneinander stehen.

13) Alkuin: geb. um 730, gest. 804 in Tours; angelsächsischer Gelehrter. Karl der Große berief ihn 781 an seinen Hof. Leiter der Hofschule Karls; einflussreicher Berater des Königs in kirchlichen Fragen; seit 796 Abt des Klosters St. Martin in Tours.

14) VULGATA: lateinische Bibelübersetzung, die auf Hieronymus (gest. 420 n. Chr.) zurückgeht; seit dem 7. Jahrh. in der Kirche des Westens allgemein verbreitet.

15) Mütherich F. (wie Anm. 7), S. 166–167.

16) In einer Tabelle seien beide Zählweisen nebeneinander gestellt.

Hebräischer Text, Lutherbibel, Einheitsübersetzung:		Septuaginta, Vulgata:
Psalm 1–8	=	Psalm 1–8
Psalm 9–10	=	Psalm 9
Psalm 11–113	=	Psalm 10–112
Psalm 114–115	=	Psalm 113
Psalm 116	=	Psalm 114–115
Psalm 117–146	=	Psalm 116–145
Psalm 147	=	Psalm 146–147
Psalm 148–150	=	Psalm 148–150
		Psalm 151

Jahrhunderts stellen, muss als Kompromiss betrachtet werden. Wenn jedoch der Vulgata-Text einen vom hebräischen Text beziehungsweise von der Einheitsübersetzung abweichenden Wortlaut hat, der sich auf die Illustration auswirkt, gehen wir in der Einzeldeutung des Psalms darauf ein.[17]

Die Überschriften der Einheitsübersetzung wurden ersetzt durch Titel, die wir im Hinblick auf die Illustrationen formulierten, das heißt abgestimmt auf die christologische Deutung, die der Miniator den alttestamentlichen Texten durch seine Bilder gibt.

Auf den Gebrauch der Bezeichnung „**Miniator**“ beziehungsweise „Illustrator“ **im Singular** statt im Plural wurde bereits in der Einführung hingewiesen.

Die **folio-Nummern** der Bilder bezeichnen die einzelnen Blätter vom Original-Codex, wo sie sich in der rechten oberen Ecke befinden. Im Zitat bedeutet: folio-Nummer mit „r“ = Blattvorderseite (Rekto), folio-Nummer mit „v“ = Blattrückseite (Verso).

17) Das ist z. B. der Fall in Psalm 121 (120), 1.

Erster Teil

I. GEISTIGE VORAUSSETZUNGEN FÜR DIE ILLUSTRATION NEUTESTAMENTLICHER TEXTE DURCH NEUTESTAMENTLICHE BILDINHALTE

1. „Wo ist nun dein Gott?“[18]
Die Rolle des Bösen und des Todes

Die biblischen Psalmen kreisen um das Verhältnis des Menschen zu Gott. Lob und Dank, Klage und Bitte steigen in eindringlichen Bildern zu Gott empor. Zweifel und Suchen, Sünde und Ringen um Vergebung kommen zum Ausdruck als persönlichste Erfahrung, getragen von einem unerschütterlichen Vertrauen zur Macht des Weltenschöpfers. Zu ihm, dem Herrn, spricht die Seele: *„Bei dir ist die Quelle des Lebens; in deinem Licht schauen wir das Licht.“* (Ps 36, 10). *„Du leitest mich nach deinem Ratschluss. … Gott nahe zu sein ist mein Glück.“* (Ps 73, 24. 28). *„Dein Angesicht, Herr, will ich suchen.“* (Ps 27, 8).

Gott wird erlebt als höchstes Gut: *„Ich fürchte kein Unheil, denn du bist bei mir!“* heißt es im 23. Psalm. *„Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!“* (Jes 41, 10) lautet Gottes antwortende Verheißung. Die Gegenseitigkeit der Zuwendung, die sich in solchen Sätzen ausspricht, könnte christlichem Glauben entstammen: Du – bei mir, ich – mit dir!

Diese innige Gottesverbindung des Menschen wird in den Psalmen jedoch immer wieder durch Misstöne zerrissen. So lesen wir im 139. Psalm, der Gott als den Allwissenden rühmt: *„Wolltest du, Gott, doch den Frevler töten! Ihr blutgierigen Menschen, lasst ab von mir! … Soll ich die nicht hassen, Herr, die dich hassen? … Auch mir sind sie zu Feinden geworden.“* (V. 19.21.22). Aus dem Aufschrei des Beters geht hervor: die „Frevler“ zerstören das Verhältnis des Menschen zu Gott. Als „die Bösen“ stehen sie für „das Böse“ überhaupt. Die spöttische Frage der Feinde an den Gerechten: „Wo ist nun dein Gott?“ stellt die stärkste Waffe der Frevler dar: sie säen Zweifel. Der Kampf des Frommen gegen die Feinde Gottes ist darum im Alten Testament Gott wohlgefällig.[19]

---

18) Ps 42, 4.11; 79, 10; 115, 2.

19) Vgl. das Wort Jesu aus den Abschiedsreden an seine Jünger: *„Sie werden euch aus der Synagoge ausstoßen, ja, es kommt die Stunde, in der jeder, der euch tötet, meint, Gott einen heiligen Dienst zu leisten.“* (Joh 16, 2).
Dieser Gedanke kommt auf erstaunliche Weise in einer althochdeutschen Fassung des 139. Psalms zum Ausdruck, dessen Übersetzung zur gleichen Zeit entstand wie der Stuttgarter Psalter (um 930). Dem Dichter muss der Text als Psalm 138 in der Version der Vulgata vorgelegen haben. Er übersetzt den Vulgata-Vers 22 *„perfecto odio oderam illos inimici facti sunt mihi“* relativ frei durch die folgenden Worte:
«De uuider dir uuellent tuon, de uuillih fasto nîdon,
alle durh dînen ruom mir ze fiente tuon.“
„Alle, die wider dich sind, will ich hassen,
und alle um deines Ruhmes willen mir zu Feinden machen.“

Befiehlt Gott selbst doch die Vernichtung der Feinde! Im deuteronomischen Gesetzbuch zum Beispiel teilt Moses als Willen des Jahwegottes mit: Wenn ein Sohn störrisch und widerspenstig ist, *„dann sollen alle Männer der Stadt ihn steinigen, und er soll sterben. Du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen. Ganz Israel soll davon hören, damit sie sich fürchten."* (Deut 21, 18–21).

Sogar Gott wird deshalb vom Beter aufgefordert, gegen die Feinde zu kämpfen: *„Weil du treu bist, vernichte sie!"* (Ps 54, 7). Lösung bringt allein die Ausrottung derer, die Gott hassen.

Der Rat des Gerechten: *„Errege dich nicht über die Bösen, … denn sie verwelken schnell wie das Gras"* (Ps 37, 1–2) ist nur eine Scheinlösung, da ja auch der Gottesfürchtige sterben muss.

Neben der unbegreiflichen Existenz des Bösen steht darum der Tod als zweites unlösbares Problem vor den Augen des alttestamentlichen Frommen. *„Werden Schatten aufstehen, um dich zu preisen?"* fragt dieser im 88. Psalm (V. 11). Und er fährt fort: *„Werden deine Wunder in der Finsternis bekannt, deine Gerechtigkeit im Land des Vergessens?"* (V. 13). In größter Nüchternheit gibt er seine Antwort: *„Bei den Toten denkt niemand mehr an dich."* (Ps 6, 6).

Für einen Augenblick kann Hoffnung aufblitzen: *„Du gibst mich nicht der Unterwelt preis; du lässt deinen Frommen das Grab nicht schauen."* (Ps 16, 10). Oder: *„Gott wird mich loskaufen aus dem Reich des Todes, ja, er nimmt mich auf."* (Ps 49, 16). Wir finden in solchen Sätzen Keime, die auf das Neue Testament hinweisen in der Ahnung zukünftigen Heils. Wie aber sollte Gott den sterblichen Menschen vom Tod erlösen?

Deutlicher wird die Ahnung in den vier Liedern des Gottesknechts, die wir im Buch des Propheten Jesaja finden.[20] Der Gottesknecht wird als derjenige gepriesen, der *„sein Leben als Sühnopfer hingab"* für die Gottlosen: *„Er lädt ihre Schuld auf sich"* (Jes 53, 10–11). Jahrhunderte vor der Menschwerdung Christi erscheint in diesen Worten eine Präfiguration des kommenden Erlösers! Als Auferstandener wird er die Tore des Todes sprengen und die Gläubigen in ein höheres Leben führen.

In ähnlich ahnungsvoller Weise wie der Gottesknecht auf das Problem des Todes reagiert, antwortet das Buch Hiob auf das Problem des Bösen und des Leidens. Gott erlaubt dem Teufel, Hiob zu versuchen. Er lässt das Böse bestehen, denn er hat ihm eine Funktion gegeben. Der Weltenherrscher soll auch in Katastrophen und Schicksalsschlägen erkannt werden! Das Böse wird vielleicht diese Erkenntnis verdunkeln. Oder: es wird dieselbe um so heller erstrahlen lassen! Hiob erlebt das letztere. *„Vom Hörensagen nur hatte ich von dir vernommen"*, sagt er am Ende aller Prüfungen, *„jetzt aber hat mein Auge dich geschaut."* (Hiob 42, 5). Stärkstes Gotterleben, das über die Kenntnis Gottes „vom Hörensagen" weit hinausgeht, ist dem Dulder geschenkt worden.

Siehe Krogmann W., Der althochdeutsche 138. Psalm, forschungsgeschichtlicher Überblick und Urfassung, Hamburg 1973, S. 39, 41.

20) Jes 42, 1–4 (5–9); 49, 1–6; 50, 4–9 (10–11); 52, 13 bis 53, 12.

Gott zu schauen, seine Hilfe und Vergebung zu erfahren – das ist die Sehnsucht aller Gläubigen. Sie steht auch hinter den Geschichtspsalmen des Alten Bundes, die unaufhörlich die „Taten" Gottes in Erinnerung rufen: Jahwe hat Israel aus der Knechtschaft in Ägypten geführt; er hat sich Moses auf dem Sinai offenbart; er hat seinem Volk das verheißene Land gegeben und er hat David und seine Dynastie als König erwählt. Das geschenkte Heil aber führt nicht über die Diesseitigkeit hinaus. Das Problem des Bösen und des Todes bleibt deshalb bestehen.

2. „Siehe, ich komme!"[21]
Die Psalmen als prophetische Texte

Jesus hat sich, wie wir durch die Evangelien wissen, wiederholt auf die Psalmen bezogen, etwa bei der Versuchung durch den Widersacher nach der Jordantaufe[22] oder in den Abschiedsreden am Vorabend seiner Kreuzigung.[23] Dass Jesus die Psalmen auch gebetet hat, lassen die Worte des Gekreuzigten erkennen, die seinem Tod vorausgingen.[24]

Von besonderer Bedeutung sind in unserem Zusammenhang die Antworten, die der Auferstandene zweien seiner Jünger gibt, die sich auf dem Weg nach Emmaus befinden und den Tod Jesu noch nicht fassen können (Lk 24, 13–49). *„Wie schwer fällt es euch, alles zu glauben, was die Propheten gesagt haben"*, antwortet Jesus den Trauernden. *„Alles muss in Erfüllung gehen, was im Gesetz des Mose, bei den Propheten und in den Psalmen über mich gesagt ist. … Darauf öffnete er ihnen die Augen für das Verständnis der Schrift."* (Lk 24, 25.44.45).

Der Erlöser stuft in dieser Aussage den Psalter als prophetisches Buch ein. Denn geistige Schau offenbarte den Propheten, was sie über den kommenden Messias zu verkünden hatten. Kann es noch wundernehmen, dass der Illustrator des Stuttgarter Psalters gar nicht anders konnte als die alttestamentlichen Psalmentexte durch seine Miniaturen christologisch zu deuten und dadurch zu kommentieren? Wenn selbst die Jünger Jesu trotz dreijähriger Gemeinsamkeit mit ihrem Meister der Auslegung des Mysteriums bedurften, das sich vor ihren irdischen Augen ereignet hatte, wie viel mehr war solche Auslegung den Nachgeborenen vonnöten, für die der Stuttgarter Psalter geschaffen wurde!

Nicht nur der Illustrator, sondern die ganze frühchristliche und mittelalterliche Exegese fußt auf den Worten des auferstandenen Christus, die wir zitierten.

So kann Augustinus in seiner Auslegung zu Psalm 114 sagen: *„Glaubt nicht, dass uns Vergangenes erzählt, glaubt vielmehr, dass uns Kommendes angekündigt wird."*[25] Und an anderer Stelle lesen wir: *„In der Prophetie werden beide, Vergan-*

21) Ps 40, 8.
22) Mt 4, 1–11 und Ps 91, 11–12.
23) Joh 13, 18 und Ps 41, 10; Joh 15, 25 und Ps 35, 19; Ps 69, 5.
24) Mt 27, 46 und Ps 22, 2; Lk 23, 46 und Ps 31, 6.
25) Augustinus (wie Anm. 1), S. 239, zu Psalm 114 (113).

genheit und Zukunft, miteinander vermengt.“[26] Die künftigen Dinge gelten deshalb für den Wissenden bereits als Tatsachen.

In der Vorrede zum Dagulf-Psalter, den Karl der Große durch seinen Schreiber Dagulf anfertigen ließ, heißt es zusammenfassend: *„Die Psalmen sollen nicht als geschichtliche Texte, sondern als prophetische Texte gelesen werden.“*[27]

Der Ruf des Sängers in Psalm 40 *„Siehe, ich komme! In dieser Schriftrolle steht über mich geschrieben!“* ist darum als Prophetie zu verstehen – als Antwort auf die Frage *„Wo ist nun dein Gott?“* Wir werden im zweiten Teil unserer Arbeit bei den Einzeldeutungen auf Psalm 40 näher eingehen.

3. „Ich lege mein Gesetz in sie hinein und schreibe es auf ihr Herz“[28]
Verinnerlichung der Gott-Mensch-Beziehung durch die Propheten

Woher hatten die Propheten die Gabe, Jahrhunderte vor der Menschwerdung des Gottessohnes die messianische Zukunft vorauszusagen? Der Illustrator des Albani-Psalters malt eine Antwort: Er zeigt uns in der Initiale zu Psalm 1 König David, inspiriert durch die Taube über ihm, mit der Rechten die Harfe spielend, mit der Linken die offene Schrift haltend, in der zu lesen ist: *„Der gesegnete Psalmist David, von Gott erwählt, hat die Verkündigung des Heiligen Geistes ausgegossen.“*[29] Das heißt: Im Psalm wird die Stimme des Heiligen Geistes laut! Der Psalmist ist dessen Sprachrohr. Christus hat den Jüngern in seinen Abschiedsreden am Vorabend der Kreuzigung verheißen, dass er nach seinem Fortgang den „Geist der Wahrheit“, den „Beistand“, senden wird, der Kommendes zu verkünden weiß. (Joh 16, 13; vgl. Lk 24, 49). Dieser Geist, der an Pfingsten den Aposteln geschenkt wird, zehn Tage nach der Himmelfahrt des Herrn, hat schon die Propheten erfüllt – mehr als ein halbes Jahrtausend, bevor der Gottessohn Mensch wurde.

Bereits in der Frühzeit gab es Propheten, die man „Seher“ – „Nabi“ nannte. Die hebräische Bezeichnung hat die Doppelbedeutung von „Gerufener“ und „Rufender“. Göttliche Auftragserteilung und menschliche Ausführung kommen durch dieses Wort zum Ausdruck. So wird Mose zum Beispiel unter Blitzen, Donner, Feuer, Rauch und Erdbeben die Gotteserscheinung auf dem Berg Sinai zuteil; sie geht dem Bundesschluss voraus, den Mose an das Volk weitergibt, wodurch er die vom Jahwe-Gott empfangene Gesetzgebung realisiert.

Die große Zeit der Propheten sollte jedoch erst 350 bis 500 Jahre nach Mose anbrechen, beginnend mit David um 1000 v. Chr. und gekennzeichnet durch die herausragenden Gestalten von Elia im neunten, Jesaja im achten und Jeremia im siebten Jahrhundert v. Chr.

---

26) Augustinus, Die Auslegungen der Psalmen, ausgewählt und übertragen von Weber H., Paderborn 1955, S. 8, zu Psalm 3.
27) Eggenberger Chr., Psalterium aureum Sancti Galli, S. 16, Sigmaringen 1987.
28) Jer 31, 33: „Spruch des Herrn“.
29) Geddes J., Der Albani-Psalter, englische Prachthandschrift des 12. Jahrhunderts, Regensburg 2005, S. 72, Abb. 61.

Was ist das Neue, das diese Männer brachten? Es ist die Verinnerlichung der Gott-Mensch-Beziehung. Gott kam von außen im mythischen Zeitalter der Erzväter. Im Innern der Seele hingegen erschien Gott den großen Propheten. Sie vernahmen die Botschaft des Heiligen Geistes – Gottes Wort, das sie hernach in Menschenworten zu verkünden wussten.

Der Prophet Elia erlebte den Umbruch der Gott-Mensch-Beziehung in solcher Wachheit, dass er ihn eindrücklich schildern konnte. Auf der Flucht vor Isebel, die ihm nach dem Leben trachtete, hörte er nachts in einer Höhle die Stimme des Herrn, die ihn hinausrief. Ein Sturm *„zerriss die Berge"* und *„zerbrach die Felsen"*, *„doch der Herr war nicht im Sturm."* Er war auch nicht im Erdbeben und nicht im Feuer. Erst ein sanftes leises Säuseln ließ Elia die Gottesgegenwart erfahren. (1. Kön 19, 9–13).

Eine neue Dimension hat sich dem Frommen erschlossen: die Dimension der Innerlichkeit, in welcher Gott als geistige Macht stärker wahrgenommen wird als im Blut der Tieropfer, die dem Jahwe-Gott jeden Morgen und jeden Abend gebracht wurden, um seine Huld und seinen Beistand zu erflehen.

Der Neue Bund Gottes mit den Menschen wird keiner Tieropfer mehr bedürfen, weil das einmalig und freiwillig gebrachte Opfer des Gottessohnes – sein Tod am Kreuz – diesen Bund besiegelt. So kann der Prophet Jeremia den Gottesspruch verkünden: *„Ich lege mein Gesetz in sie hinein und schreibe es auf ihr Herz."* (Jer 31, 33).

Ein Weg nach innen wird bereitet. Er soll die geistigen Augen der Menschen öffnen, damit sie fähig werden, den Messias zu erkennen, dessen unsichtbares Reich „nicht von dieser Welt" sein wird, der aber durch dieses Reich in die Welt hineinwirken will.[30]

4. „Seht, das Lamm Gottes!"[31]
Vision und Erfüllung

Johannes der Täufer, der letzte Prophet des Alten Bundes, schlägt die Brükke zum Neuen Bund, indem er durch seine flammenden Predigten die Menschen zur Sinneswandlung aufruft. Ihm wird die Gnade zuteil, dass er Jesus als den Sohn Gottes erkennt. *„Auf wen du den Geist herabkommen siehst und auf wem er bleibt, der ist es, der mit dem Heiligen Geiste tauft."*, verkündet ihm die Gottesstimme. (Joh 1, 33).

Weil der Geist im menschgewordenen Gottessohn „bleibt" (Joh 1, 33), kann dieser ihn weitergeben. Jedoch erst durch das „Kreuz" – durch Opfertod und Auferstehung des Erlösers – wird die Entsühnung der vom Sündenfall geprägten Menschheit möglich sein. Dieses Wissen liegt in der Bezeichnung, die Johannes dem Heiland gibt: „Lamm Gottes!" (Joh 1, 36). Durch seine Passion wird der Erlöser *„die Sünde der Welt hinwegnehmen"* (Joh 1, 29) gleich dem lei-

30) Vgl. Joh 18, 36–37.
31) Joh 1, 29.36.

denden Gottesknecht, der sich *„wie ein Lamm“* zur Schlachtbank führen ließ, um sein Leben als Sühnopfer hinzugeben. (Jes 53, 7).

Als Johannes der Täufer im Gefängnis seinem Tod entgegensieht und bei Jesus anfragen lässt, ob er derjenige sei, der kommen soll, antwortet ihm der Heiland: *„Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätzige werden rein, und Taube hören; Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet.“* (Mt 11, 5; Lk 7, 22)

Die Frage des Täufers entspringt nicht dem Zweifel oder dem Nicht-Wissen, sondern dem dringenden Bedürfnis, aus Jesu eigenem Mund zu hören, was Johannes von Anbeginn an wusste und bezeugte: *„Er ist der Sohn Gottes!“* (Joh 1, 34).[32]

Die jahrhundertelange Erwartung des Messias hat ihre Erfüllung gefunden, weil der Gottessohn – menschgeworden – in die Geschichte der Menschen eingetreten ist, um sein Heilswerk zu vollbringen.

Zeitenwende ist Bewusstseinswandel. Nicht zufällig hat darum mit dem zeitenwendenden Ereignis der Menschwerdung Christi eine neue Zeitrechnung begonnen. Dieselbe schafft ein „Davor“ und ein „Danach“. Sie hält historische Ereignisse fest, geht aber darüber hinaus, indem sie die Brücke nach rückwärts schlägt zur Vergangenheit und nach vorwärts in die Zukunft hinein. Geschichte wird gleichzeitig als Übergeschichte erlebt, weil Gestalten und Ereignisse der Vergangenheit unter diesem Aspekt als Vorankündigungen erscheinen, als Präfigurationen, die in der neuen Zeit ihre Erfüllung erfahren. Vision und Erfüllung reichen sich die Hand, wenn im Neuen Bund eintritt, was die Propheten des Alten Bundes geschaut und vorausgesagt haben.

Was ist „neu“ im Neuen Bund? Er wird durch das Opfer Jesu gestiftet, weshalb die Tieropfer ihren Sinn verloren haben. Noch weitere Antworten sind zu geben:

- Der Zusammenhang zwischen Krankheit und Schuld wird aufgehoben angesichts des leidenden Messias – eine Vorstellung, die dem Alten Testament fremd war.
- Die Heilsmacht Gottes erweist sich nicht nur in der Diesseitigkeit; sie öffnet vielmehr eine geistige Welt, in welche der Mensch eintritt durch seine Teilhabe am Erlöser.
- Das Böse und der Tod erscheinen darum in neuem Licht. Nicht durch Ausrottung, sondern durch Verwandlung soll das Böse besiegt werden. Verwandelt wird auch der Tod, wenn der Erlöser ihn als Tor zum höheren Leben offenbart.

„Hier wird mit Vollmacht eine ganz neue Lehre verkündet“, sagen die Menschen, nachdem Jesus einen Besessenen geheilt hat. (Mk 1, 27). Durch Jesus kommen die Keime, die das Alte Testament durchzogen, zur Entfaltung, indem die durch Propheten geleistete Verinnerlichung des Gott-Mensch-Verhält-

32) Vgl. Lk 1, 41: Die Heimsuchung: *„Als Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leib.“*

nisses vom Heiland so ungeheuer vertieft wird, dass dadurch eine Umwertung der Werte einsetzt. Das drückt sich in Jesu Taten ebenso aus wie in seiner Verkündigung. Nicht „aufheben" will Jesus das Gesetz und die Propheten, sondern „erfüllen". (Mt 5, 17).

Diese Umwertung der Werte kann allerdings so stark sein, dass Jesus den Gegensatz zwischen Altem und Neuem aufzeigen muss: *„Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: … Ich aber sage euch: …"* (Mt 5, 21f.; 27f.; 31f.; 33f.; 38f.). Ähnliches geschieht, wenn Jesus auf das Jona-Schicksal anspielt mit dem Zusatz: *„Doch hier ist einer, der mehr ist als Jona."* (Mt 12, 41; Lk 11, 32). Altes und Neues muss unterschieden werden, damit Christus erkannt wird.

Nicht nur eine neue Lehre ist auf diese Weise entstanden, sondern ein neues Gottes- und Menschenbild. *„Geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes"*- so lautet der letzte Auftrag, den Jesus seinen Jüngern gibt. (Mt 28, 19). In größter Klarheit wird ein neues Gottesbild formuliert: das Bild des dreieinig-dreifaltigen Gottes, von dem der Sohn durch seine Menschwerdung Kunde gebracht hat. (Joh 1, 18). Die Kunde gilt allen Menschen, denn alle sind vom Sturz in die Gottesferne betroffen. Für alle hat der Erlöser sein Opfer gebracht. Für alle ist ein neuer Aufstieg zu Gott geschaffen, denn Christus gibt die Kraft dazu. Er wird ins Innere des Menschen einziehen durch seinen Heiligen Geist, und er wird den Menschen leiten.

Das bedeutet: Ein neues Menschenbild ist entstanden in engster Verbindung mit dem neuen Bild des trinitarischen Gottes. Hinfällig erschien der Sterbliche im Alten Bund angesichts seiner Vergänglichkeit. *„Windhauch, Windhauch"* ist der Mensch; *„alles Arbeiten des Menschen ist für den Rachen des Totenreichs",* lesen wir im Buch Kohelet, das aus dem dritten Jahrhundert vor Christus stammen mag. (Koh = Pred 1,2; 6, 7). Der neue Mensch dagegen weiß von einem neuen Leben, das den Tod überwindet, denn durch das Tor des Todes kann er etwas mitnehmen: nämlich seine Gotteskindschaft! *„Ihr seid alle durch den Glauben Söhne Gottes in Christus Jesus",* schreibt Paulus an die Galater (3, 26). Wer auf Christus getauft ist, das heißt, wer *„Christus anzieht"* gleich einem Gewand, wird dadurch „neu". (Gal 3, 27; Eph 4, 24).

Der „neue Mensch" kann von Christus ausgesandt werden, damit er alle Völker zu Christus führe. Die Söhne Gottes sind zu „Brüdern Christi" geworden. (Röm 8, 29).

5. „Deine Wahrheit – mein Mund"[33]
Einbezug des Menschen in das Heilswerk Christi im Zeichen des „neuen Liedes"

Der Sänger des 89. Psalms bekennt am Beginn seines Liedes, warum er singt: *„Deine Wahrheit will ich verkünden in meinem Munde."*[34] Dazu sagt Augu-

33) Augustinus (wie Anm. 1), S. 183, zu Psalm 89 (88).
34) Psalm 89, 1; Übersetzung von H.U. v. Balthasar (wie Anm. 1), S. 183.

stinus in seiner Auslegung des Psalms: *„Rede ich aus mir, so bin ich ein Lügner. Also: dass ich aus Dir rede und dass **ich** rede, dies ist irgendwie zweifach, das eine Dein, das andere mein. Deine Wahrheit – mein Mund."* [35]

Gott erachtet den Menschen für würdig, Seine „Wahrheit", das heißt Ihn selbst zu verkünden in Menschenworten mit Menschenzunge! Diese Gunst Gottes überwältigt den Sänger des Alten Bundes ebenso wie den heiligen Kirchenlehrer des Neuen Bundes, denn beide wissen: *„Meine Stärke und mein Lied ist der Herr."* (Ps. 118, 14).

In den Psalmen und genauso in der neutestamentlichen Offenbarung des Johannes findet sich der Begriff des „neuen Liedes" für einen Gesang, in welchem Gotteskraft und Menschenstärke sich verbinden. Das neue Lied ist darum ein von Gott erfülltes Lied, das der Mensch singen darf, weil Gott es ihm gab. Es ist das Lied der Gegenwart Gottes im Innern der Seele.[36]

Was im Christentum so entscheidend wirkt: der Einbezug des Menschen als eines „Mitarbeiters" in das Heilswerk Christi (1. Kor 3, 9)[37], findet sich in den Psalmen im Keim vorgebildet. *„Ich will all deine Taten verkünden"*, singt der Psalmist. (Ps 73, 28). Und in der Johannes-Offenbarung lesen wir: *„Groß und wunderbar sind deine Taten. … Wer wird deinen Namen nicht preisen?"* (15, 3–4). Die „Sieger" über das Böse singen das neue Lied, die Harfen Gottes in den Händen. Der Apokalyptiker nennt es *„das Lied des Mose, des Knechtes Gottes, und das Lied des Lammes"* (15, 3). Die Verbindung zum Alten Bund wird von Johannes festgehalten, um auf die Keime zu weisen, die zum Neuen Bund führen. Erst durch das „Lamm" aber ist das „neue Lied" vollendet. Denn im „neuen Lied" fasst sich die Wandlung zusammen, die der Erlöser brachte. So sind es die hundertvierundvierzigtausend im Gefolge des Lammes, die *„vor dem Thron"* in der himmlischen Heimat das „neue Lied" singen. *„Niemand konnte das neue Lied singen lernen, außer den hundertvierundvierzigtausend, die freigekauft und von der Erde weggenommen worden sind."* (Offb 14, 3). Christus legt das neue Lied in den Mund der Gläubigen.

Der Psalmist des Alten Bundes lenkt seinen Blick in die Vergangenheit der Väterzeit zurück, wenn er die Taten Gottes preist. Der Sänger des Neuen Bundes jedoch blickt in die Zukunft, indem er das „neue Lied" mit der Heilstat des Lammes verbindet. Diese Heilstat fand zwar in einem historischen Augenblick statt, wirkt aber weiter durch alle Zeiten hindurch, um den Menschen zum „Himmlischen Jerusalem" zu führen, das heißt in die künftige Himmelsstadt, die der Apokalyptiker am Ende seiner Offenbarung erschaut. (Kap. 21 und 22). Sie schwebt *„von Gott her aus dem Himmel herab"*. (21, 10). Die Menschen haben auf Erden daran mitgebaut durch ihre Gebete, ihre hilfreichen Taten und ihr Gott-Erkennen. In die Stadt, deren Leuchte das Lamm ist, werden

---

35) Augustinus (wie Anm. 1), S. 183.

36) Der Begriff des „neuen Liedes" taucht in den folgenden Psalmen auf: Ps 33, 3; 40, 4; 96, 1; 98, 1; 144, 9; 149, 1. Vgl. Jes 42, 10; Offb 5, 9; 14, 3; 15, 3.

37) Siehe z. B. das Wort Jesu an seine Jünger bei der ersten Brotvermehrung: *„Gebt **ihr** ihnen zu essen!"* (Mt 14, 16).

die Völker ihre Pracht und ihre Kostbarkeiten hineinbringen (21, 23.26) – als „Glieder" am „Leibe" Christi.[38] Der Erlöser legt den Erlösten das neue Lied in den Mund, und Er singt es *„aus Seinen Gliedern"*.[39] Der Mensch preist in diesem Lied, was er durch das Lamm empfing: die Liebe Gottes.

II. DIE MITTEL DER UMSETZUNG GEISTIGER INHALTE INS SICHTBARE BILD

1. „Man sieht Jonas und erkennt Christus."[40] *Mehrfacher Schriftsinn als Instrument der Vergeistigung*

Wenn wir in diesem Kapitel über die Schriftsinne sprechen, so geschieht es, weil die Kenntnis derselben eine grundlegende Voraussetzung bildete für die Arbeit des Miniators, der die Illustrationen zum Stuttgarter Psalter schuf. Die Psalmentexte selbst waren ja unverändert. Man las sie aber mit neuen Augen, weil sich die Situation verändert hatte durch Menschwerdung, Opfertod und Auferstehung des Erlösers. Man las die alten Texte im Licht des Christus-Mysteriums. Wie war das möglich?

Ein Zusammenhang der beiden Testamente war unverkennbar. Denn die Visionen des Alten Bundes erfuhren ihre Bestätigung durch die Erfüllung, die der Neue Bund gebracht hatte. Zeugnis dafür war den Gläubigen die Heilige Schrift. So kam es im frühen Christentum und im Mittelalter darauf an, dieselbe auf die rechte Art zu verstehen und auszulegen. Ein Ringen setzte ein um den zuverlässigen, den authentischen Text.[41] Dazu kam bereits im frühen Mittelalter das Bedürfnis nach einer den christlichen Glauben weckenden Übersetzung der heiligen Schriften und Gebete in die Muttersprache des Hörers und Lesers.[42]

Für den Exegeten und Übersetzer galt es, von der Basis des Textes aus das Geistige zu finden; umgekehrt hatte der Illustrator die Aufgabe, das Geistige

---

38) 1. Kor 12, 27: *„Ihr aber seid der Leib Christi, und jeder einzelne ist ein Glied an ihm."*

39) Augustinus (wie Anm. 1), S. 63, zu Psalm 40 (39). Wir gehen auf diesen Psalm im zweiten Teil unserer Arbeit (Deutung ausgewählter Psalmen) ein.

40) Origenes, Geist und Feuer, Ein Aufbau aus seinen Schriften von H.U.v.Balthasar, S. 124, Einsiedeln 1991, 3. Aufl. Das Zitat ist dem Römerbrief-Kommentar des Origenes entnommen, Buch 4, 2, Fontes christiani, lat./dtsch., Origenes, Bd. 2/2, S. 185, Freiburg/Br.1992.

41) Man denke z. B. an die Hexapla des Origenes (siehe Anm. 12).

42) Siehe z. B. den Heliand, ein Epos von Leben und Lehre des Heilands, das um 830 – zur Zeit der Entstehung des Stuttgarter Psalters – in altsächsischer Sprache von einem unbekannten sächsischen Sänger geschrieben wurde. Ebenso ist das Evangelienbuch Otfrids von Weißenburg zu nennen, welches das älteste althochdeutsche Reimgedicht darstellt – ein gewaltiges, aus fünf Büchern bestehendes Werk. (Vollendet 871).

dem Buchstaben, der Form, der Farbe einzuprägen. Wir wenden uns zunächst dem ersteren zu.

* * * * *

Wie spricht Gott? Zu Elia hat er gesprochen im sanften leisen Säuseln des Windes. (1. Kön 19, 12). Auf der Wüstenwanderung des Volkes Israel hat er gesprochen durch die Wolkensäule am Tag und durch die Feuersäule in der Nacht, die den Weg anzeigten. (Ex 13, 21). Blitze, Donner, schwarze Wolken, Feuer, Rauch und Erdbeben kündeten die Herabkunft des Jahwe-Gottes auf den Berg Sinai, wohin er Moses gerufen hatte. Naturerscheinungen sind es, durch welche der Herr in der Frühzeit Israels seine Gegenwart anzeigt.

Zu den Propheten spricht Gott in Menschenworten. So sagt er zu Jeremia, den er beruft: *„Sieh her! Am heutigen Tag setze ich dich über Völker und Reiche; du sollst entwurzeln und niederreißen, ablösen und herabziehen, aufbauen und pflanzen.“* (Jer 1, 10).[43] Der Herr berührt zugleich den Mund des Menschen mit der Zusicherung: *„Hiermit lege ich meine Worte in deinen Mund.“* (Jer 1, 9.10).

Wie spricht Gott? Er bedient sich zwar der menschlichen Sprache; die Worte, die er gebraucht, haben jedoch nicht die gleiche Bedeutung, die man gewöhnlich damit verbindet. Sie haben eine übertragene, eine hinweisende, zeichenhafte Funktion, die aber aus dem Textzusammenhang erschlossen werden kann. „Entwurzeln“ und „pflanzen“, „niederreißen“ und „aufbauen“, – handwerkliche Tätigkeiten werden durch diese Gegensatzpaare ausgedrückt. Der Kontext indessen – die Prophetentätigkeit – überträgt die wörtliche Bedeutung (den Literalsinn) in eine neue Dimension: es geht um ein geistiges Niederreißen und Entwurzeln, zum Beispiel im Kampf gegen Irrlehren und Götzendienst. Es geht darum, am Ort der Zerstörung einen „Tempel“ für den wahren Gott zu errichten und neue „Pflanzen zu setzen, die des Ackerfeldes Gottes würdig sind“. (Vgl. 1. Kor 3, 9).[44] Dass Gott seine eigenen Worte in des Propheten „Mund legt“, – das heißt, durch ihn verkünden lässt –, zeigt: Gotteswort wird zu Menschenwort. Die Verwandlung geschieht durch das „Feuer“ des Heiligen Geistes, so bringt Origenes zum Ausdruck.[45]

---

43) Übersetzung laut Origenes, Acht Bücher gegen Celsus, 1. Teil, Buch I – IV, 4, 1, Bibliothek der Kirchenväter, Origenes, II. Bd., S. 297, München 1926–1927, übers. von Koetschau P.

44) Origenes (wie Anm. 43), S. 297–298, Origenes bezieht den Vers Jer. 1, 10 auf seinen Kampf gegen die Polemik des hochgebildeten Heiden Celsus, der versucht, durch seine Streitschrift „Wahres Wort“ die Christen zum Abfall von der neuen Lehre zu bringen. Vgl. Die griechisch erhaltenen Jeremia-Homilien, eingeleitet, übersetzt und erklärt von Schadel E., Bibliothek der griechischen Literatur, Bd. 10, Einzelerklärung 23, S. 250–251, Stuttgart 1980.

45) Origenes (wie Anm. 43), S. 297. Der Zusatz „als ein Feuer“ findet sich nur an dieser Stelle. In seiner Jeremia-Homilie 1 hingegen (wie Anm. 44), S. 63, hat Origenes auf den Zusatz verzichtet, der sich auch in Vulgata und Septuaginta nicht findet, für Origenes aber von Bedeutung war.

Eine ähnliche Übertragung des wörtlichen Sinns in geistige Bedeutung zeigt die Verheißung Gottes an König David, die der Prophet Nathan übermittelt: *„Dein Haus und dein Königtum sollen durch mich auf ewig bestehen bleiben; dein Thron soll auf ewig Bestand haben."* (2. Sam 7, 13–16; 1. Chr 17. 12.14). Wenn Gott verspricht: *„Deinen leiblichen Sohn werde ich als deinen Nachfolger einsetzen. …Ich will für ihn Vater sein, und er wird für mich Sohn sein"* (2. Sam 7, 12.14; 2. Chr 17, 11.13), so muss die Stelle den frühchristlichen Exegeten im Licht des Christusmysteriums als Präfiguration des kommenden Gottes- und Menschensohnes erscheinen. Denn sie wissen: die Herrschaft dieses Königs aus Davids Stamm wird eine ewige sein, jedoch nicht auf dem irdischen Thron Davids, sondern zur Rechten Gottes, seines Vaters. (Vgl. Ps 2, 7; 110, 1).

Die Überhöhung des wörtlichen Sinns durch eine geistige Bedeutung finden wir nicht nur im Alten, sondern auch im Neuen Testament. Jesus bedient sich häufig dieser Möglichkeit, vom Sichtbaren auf Unsichtbares, Verborgenes hinzuweisen. So antwortet Jesus auf die Zeichenforderung der Schriftgelehrten und Pharisäer, dass ihnen kein anderes Zeichen gegeben werde als das des Propheten Jona: *„Denn wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauch des Meerungeheuers war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Innern der Erde sein."* (Mt 12, 38–40).

Das Totenreich ist für den Alten Bund das Land der *„Finsternis"* und des *„Vergessens"*, aus dem niemand zurückkehrt. (Ps 8, 11–13). Der Menschensohn aber wird einen Tod von kurzer Dauer erleiden. Indem Jesus das Schicksal des Menschensohns vergleicht mit dem Schicksal des Propheten Jona, den Gott vom Tod errettete, gibt er einen verhüllten Hinweis auf das unfassbare Mysterium der Auferstehung des Erlösers nach seinem Opfertod. Aus der Erzählung des Alten Testaments entfaltet sich für die Nachgeborenen ein höherer Sinn durch die Andeutung eines weltenwendenden geistigen Ereignisses, das zugleich in historischer Tatsächlichkeit verwurzelt ist. Nach Golgatha, das heißt, nachdem die Voraussage Jesu ihre Erfüllung erfahren hat, können die Gläubigen im Bild des Jona den Auferstandenen erkennen: „Man sieht Jonas und erkennt Christus." Die Jona-Erzählung bildet gleichsam eine Leiter, die nach oben führt.[46]

Noch einmal müssen wir fragen: Wie spricht Gott? Die Sprache göttlicher Offenbarung sind „Zeichen", so geht aus Jesu Worten hervor. Gott teilt sich in sichtbaren Zeichen mit, die auf seine unsichtbare Wirklichkeit hinweisen, ohne diese selbst zu sein. Alles kann zum Zeichen, zum Sinnträger, werden, wenn man es auf Gott bezieht: Dinge, Personen, Zahlen, Orte, Zeiten und Geschehnisse, Farben und Formen.

---

46) Kein Zufall ist es, dass in den Katakomben und auf den frühchristlichen Sarkophagen immer wieder das Jona-Schicksal dargestellt wurde, Auferstehungshoffnung spendend für die Lebenden und die Toten.
(Siehe z. B.: Callist-Katakombe, Ende 2. Jh.; Petrus- und Marcellinus-Katakombe, 3. Jh.; Wannen-Sarkophag, Rom, S. Maria antiqua, um 270; Priscilla-Katakombe, Ende 2./Anf. 3. Jh.; Sarkophag Nr. 119, Lateran-Museum, Rom, 3. Jh.).

Schon in der griechischen und römischen Antike sowie im Judentum gab es das zeichenhafte Sprechen, das sich in Allegorie und Allegorese (in allegorischer Deutung ganzer Schriftwerke) ausprägte und größte Bedeutung im Geistesleben des frühen Christentums und des Mittelalters erlangte.

Origenes knüpft mit seiner Definition des „Zeichens" an das griechische Wort „ἀλληγορία" – „Allegorie" an, wenn er formuliert: *„Zeichen wird etwas dann genannt, wenn durch ein Sichtbares etwas anderes bedeutet wird."*[47] „ἄλλο ἀγορεύω" heißt: „Ich sage etwas anderes."

Der Aufstieg zum „anderen" – damit ist für den Bibelausleger immer das Geistig-Göttliche gemeint – kann durch den direkten Übergang vom sichtbaren Zeichen zur geistigen Bedeutung erfolgen, das heißt, vom „sensus litteralis" (dem wörtlichen Sinn) zum „sensus spiritualis" (dem geistig-geistlichen Sinn) eines Wortes oder eines Geschehens. Origenes spricht in diesem Fall vom „doppelten Schriftsinn".

Der Aufstieg kann aber auch in Stationen erfolgen, das heißt in Aspekten, welche sich auf die verschiedenen Bereiche des Christseins beziehen, und das bedeutet: auf die Verbindung des Menschen zu Gott. Aus der Notwendigkeit, diese Bereiche zu erkennen, erwächst für Origenes die Lehre vom dreifachen Schriftsinn, das heißt, vom dreifachen Verstehen und Auslegen der Heiligen Schrift.[48]

Ausgangspunkt ist der wörtliche oder historische Sinn, der sich auf Tatsachen bezieht. Dieser kann einerseits einen heilsgeschichtlich ausgerichteten, allegorischen Sinn aufleuchten lassen. Andererseits kann sich ein moralisch-tropologischer Sinn zeigen, der die Anwendung des biblischen Textes auf die Lebensweise des Menschen erlaubt, die sich in der Nachfolge Christi vollendet. (τρόπος bedeutet Lebensweise; Wendung).

Etwa zweihundert Jahre später (zum Beispiel bei Cassian, der von etwa 360 bis etwa 430/435 lebte) wird der dreifache Schriftsinn zu einem vierfachen erweitert durch Hinzunahme des anagogischen Sinns, der auf den eschatologischen Bereich deutet, auf die himmlische Heimat, zu welcher er emporführt. (ἀνάγω – nach oben leiten).

Der bekannte Merkvers Augustins von Dänemark (gest. 1285) schließt alle vier Aspekte ein:

„Littera gesta docet; quid credas, allegoria;
moralis, quid agas; quid speres, anagogia."[49]

„Der Buchstabe lehrt, was geschehen; was man glauben soll, die Allegorie;
was man tun soll, lehrt die Moral; was man hoffen soll, die Anagogie."

Der wörtliche oder Literalsinn, der den äußerlich sichtbaren Dingen, deshalb auch den historischen Ereignissen zugehört, steht zum einfach oder

47) Origenes (wie Anm. 40), S. 124.
48) Origenes (wie Anm. 40), S. 123–127.
49) Lexikon des Mittelalters, Bd. VII, Sp. 1569. Ebenso: Lurker M., Wörterbuch der Symbolik, Artikel Hermeneutik, S. 292, Stuttgart 1991, 5. Aufl.

mehrfach ausgeprägten geistig-geistlichen Sinn nicht im Gegensatz, sondern in einer gewissen Verwandtschaft, da Leib und Seele, Erde und Himmel zusammengehören und ein Ganzes bilden. Ohne den Zusammenhang beider könnte das eine nicht auf das andere zeichenhaft verweisen.

Trotzdem kann der Übergang von der wörtlichen Bedeutung zum geistigen Sinn einen Gegensatz aufreißen, der von Origenes stark empfunden wird. Deshalb sagt er mit großer Entschiedenheit: Wo der Buchstabe keinen Sinn erkennen lässt in *„Passagen, die, wörtlich genommen, geradezu Ärgernis erregen"*, muss der Ausleger den verborgenen Sinn suchen, *„der Gottes würdig ist"*.[50]

Der Begriff des „Landes" zum Beispiel, der im Alten Testament eine so zentrale Rolle spielt, muss geistlich ausgelegt werden, um den grausamen Szenen der Landnahme ihren abstoßenden Charakter zu nehmen. Augustinus gelingt es, im alttestamentlich rein diesseitig verstandenen Land-Begriff die geistige Dimension aufzudecken: *„Nicht das Land, aus dem die Amoriter und Hethiter und die anderen dort erwähnten Stämme vertrieben wurden* (vgl. Jos 12), *ist der ewige Lohn* (des Gläubigen, vgl. 2. Kor 3, 3–6), *sondern Gott selbst, dessen Nähe Seligkeit ist."* (Ps 73, 28).[51]

Mit größter Innigkeit spricht im neunten Jahrhundert Otfrid von Weißenburg in seinem althochdeutsch geschriebenen Evangelienbuch ganz ähnlich von dem „eiginaz lant" – dem „eigenen Land", dem Vaterland des Frommen. Er fordert dazu auf, „dass auch wir nach dem Vaterland trachten. Du kennst es nicht? – Es ist das Paradeis."[52]

„In fremidemo lante" – „im fremden Land" – das heißt auf der Erde – leben wir, kennen aber den Weg, der unsere Schritte „heimwärts lenkt." (I, 18, V. 16.34.44, Mystice). Otfrid bekräftigt seine Worte durch die Versicherung: *„Theiz géistlîchaz uuâri"* – „Das ist im geistlichen Sinne wahr." (I, 17, V. 68, Mystice).

Indem der Dichter – mehr als sechshundert Jahre nach Origenes – das „Fremdland" unserer Erde dem „Heimatland" der gläubigen Seele gegenüberstellt, führt er vom wörtlichen Sinn des „Landes" empor zum geistlichen Sinn des Paradieses, mit dem er das Himmlische Jerusalem meint, das Ziel der menschlichen Pilgerfahrt.

Manchmal scheint in den Psalmen etwas auf von einem Land, das nicht allein der Diesseitigkeit angehört: *„Die Gerechten werden das Land besitzen und darin wohnen für alle Zeiten."* (Ps 37, 29) oder: *„Die Armen werden das Land bekommen, sie werden Glück in Fülle genießen"* (Ps 37, 11) – Worte, die fast an die erste Seligpreisung der Bergpredigt erinnern. Wie jedoch der „alle Zeiten"

---

50) Origenes, Homilien zum Lukas-Evangelium, Einleitung von Sieben H.J., SJ, Fontes christiani, Bd. 4/1, S. 18/19, Freiburg/Br. 1991.

51) Augustinus, Geist und Buchstabe, lat./dtsch., übertr. von Forster A., OSB, Paderborn 1968, S. 77/79. Vgl. Anm. 171 und das Zitat am Schluss der Auslegung zu Psalm 136 (in Deutung ausgewählter Psalmen).

52) Otfrids Evangelienbuch, hrsg. von Piper P., 1. Teil, Einl. und Text, I, 18, V. 2–3, Mystice: *„uuir únsih ouh birúachên int eigan lant suachên. Thu ni bist es, uuân ich, uuîs: thaz lánt, thaz heizit páradys."* (Vgl. Anm. 42).

überdauernde Landbesitz zu verstehen ist, bleibt unklar. Eine geistliche Dimension rückt nicht in den Blick.

* * * * *

Von besonderer Bedeutung für das Denken des frühen Christentums und des Mittelalters ist der allegorisch-typologische Aspekt der Schriftsinne. Voraussetzung für dieses Denken und für die daraus resultierende typologische Exegese ist der Glaube an die Zusammengehörigkeit der beiden Testamente. So wird zum Beispiel die Aufrichtung der ehernen Schlange durch Moses (Num 21, 8) in typologischer Verknüpfung gesehen mit der Kreuzigung Christi. In beiden Fällen geht es um Rettung – im Alten Testament um die Rettung des irdischen Lebens, im Neuen Testament um die Rettung der Seele. Die gemeinsamen Züge lassen die Verschiedenheit umso deutlicher hervortreten. Immer aber zeigt sich: was im Alten Testament vorausgeahnt wird und in vielerlei Präfigurationen zum Ausdruck kommt, findet im Neuen Testament Erfüllung durch Christus.

Während die Allegorie Worte in eine neue Bedeutungsdimension überträgt, beziehen sich typologische Deutungen auf Personen, Fakten oder Handlungen des Alten Testaments. Dieselben erscheinen als Präfigurationen, als „Vorbilder" – „Typen" – für ihnen entsprechende und dennoch sie überbietende „Antitypen" oder „Gegenbilder" des Neuen Testaments und der Heilszeit.[53]

Früheste Belege für typologische Deutung finden sich schon in den Evangelien und in den Briefen der Apostel. Jesus selbst verknüpft, wie wir wissen, die alttestamentliche Erzählung von Jonas mit seinem eigenen, noch verhüllten Schicksal.

Bereits von den Kirchenvätern des zweiten Jahrhunderts wurde die typologische Auslegungsmethode angewandt; durch Ambrosius (geb. 339, gest. 397) und Augustinus erlebte sie eine erste Blüte. Sie erlaubte, die neue Religion in Übereinstimmung mit dem Alten Bund zu bringen und dennoch die neue Lehre gegen die alte abzugrenzen. Der Stuttgarter Psalter ist erfüllt von diesem Bestreben. Die wichtige Rolle, die David vom Miniator im Stuttgarter Psalter gegeben wird, ist darauf zurückzuführen. Denn in typologischem Sinn galt dem Mittelalter Davids Sieg über Goliath als Präfiguration des Sieges Christi über den Satan.

Im freiwilligen Kampf triumphiert der junge David über Goliath, den stärksten Krieger der Philister, durch einen Kieselstein, mit dem er den Gepanzerten und Bewaffneten an der Stirne trifft und zum Stürzen bringt. Mit des Philisters eigenem Schwert tötet er den Feind. *„Im Namen des Herrn der Heere, des Gottes der Schlachtreihen Israels"* hat David gekämpft. (1. Sam 17, 41–54).

---

53) Vgl. Lexikon des Mittelalters, Bd. VII, Sp. 1569, Artikel Schriftsinne, und Bd. VIII, Sp. 1133f, Artikel Typologie, München 2002.
Zu den Höhepunkten typologischer bildlicher Darstellung im 13. Jh. gehören die Bible moralisée und die Biblia Pauperum, die Armenbibel, wo in vielerlei Beispielen alttestamentliche Typen den neutestamentlichen Antitypen zugeordnet werden.

Cäsarius, Erzbischof von Arles (geb. um 470, gest. 542), legt die alttestamentliche Erzählung typologisch aus, indem er ihren verborgenen Schriftsinn hervorholt: *„Der wahre David, Christus, trifft den geistigen Goliath, den Teufel, gerade an der Stirn, die das Zeichen des Kreuzes nicht trägt, mit dem Stein, der IHN selber vorgebildet hatte."* [54] Der „Stein" birgt die göttliche Kraft, mit der Christus als „wahrer David" gegen den geistigen Goliath im Namen Gottes kämpft. Der Stein hat den Heiland „vorgebildet", das heißt, er verkörpert allegorisch die Kraft des Heiligen Geistes, welche die Menschwerdung des Gottessohnes bewirkte. Das „Kreuz" aber hat den Sieg des „wahren David" über das Böse, über Sünde und Tod, ermöglicht. Darum tragen die Gläubigen – die *„Hundertvierundvierzigtausend"* der Offenbarung des Johannes – das Kreuz als Zeichen ihrer inneren Haltung an der Stirn. (Offb 14, 1).

David hat gegen einen Menschen gekämpft und sein Volk befreit; – Christus, „der wahre David", hingegen kämpft gegen geistige Mächte, gegen Dämonen, um das Menschengeschlecht vom Sündenfall zu erlösen. David ist Typos Christi; Christus ist Antitypos, Gegenbild – verbunden mit dem Typos durch die Gemeinsamkeit des Kampfes gegen das Böse, unterschieden jedoch durch die Art seines Kampfes, der nicht mit irdischen, sondern mit geistigen Waffen geführt wird.[55]

* * * * *

Christus bezieht den Menschen ein in diesen geistigen Kampf. Deshalb sendet er – vor seiner Rückkehr in die geistig-göttliche Welt – seine Jünger aus mit dem Auftrag, das Evangelium in die Welt hineinzutragen. Etwas Erstaunliches liegt in dieser Aussendung. Denn sie richtet sich auf die Zukunft. Obgleich die Zeichen des Alten Bundes im Neuen Bund erfüllt wurden, ist dieser nichts Fertiges. Er weist vielmehr auf ein verborgenes, zu erringendes Ziel: nämlich auf das Reich Gottes. Der Mensch ist dessen Baustein und – durch Gottes Gnade – dessen Miterbauer zugleich. Am Weltenende wird das Reich Gottes geistige Wirklichkeit sein – verbildlicht in der Himmelsstadt, dem neuen Jerusalem.

---

54) Zit. von Forstner D., OSB, Die Welt der Symbole, Innsbruck-Wien-München, 2. Aufl. 1967, S. 130.

55) Durch das Adjektiv „wahr" wird im Neuen Testament gelegentlich die Übertragung des Literalsinns in den geistigen Sinn hergestellt, zum Beispiel in Jesu Wort: *„Ich bin der wahre Weinstock"* (Joh 15, 1). Ebenso verfahren die Apostel und die Kirchenväter: *„Das wahre Licht scheint jetzt"* (1. Joh 2, 8); *„der lebendige und wahre Gott"* (1. Thess 1, 9). Augustinus spricht (wie auch schon Origenes) vom „wahren Israel" und erläutert: *„Jene sind würdig, Israel genannt zu werden, die erkannten, dass Christus der im Fleisch erschienene Gott ist."* (Wie Anm. 26, S. 169). Ganz ähnlich lautet die Feststellung: *„Die Kirche ist das wahre Judäa."* (Wie Anm. 26, S. 169, Auslegung zu Psalm 76 (75)). Auch durch andere Formulierungen kann die gleiche Vergeistigung des wörtlichen Sinns erreicht werden. So stellt zum Beispiel Paulus das „irdische Israel" dem „Israel Gottes" gegenüber (1. Kor 10, 18 und Gal 6, 16).

Im Namen „Jerusalem“ vereinen sich die vier Schriftsinne, von denen wir sprachen. Der sensus litteralis weist auf die historische Stadt, der sensus moralis auf die menschliche Seele, die sich als Braut für den Bräutigam Christus bereitet. (Offb 19, 7). Die allegoria deutet auf die gnadenhaft-heilsgeschichtlich verstandene Kirche der Frühzeit, die als „Leib Christi“ mit Christus als ihrem Haupt gesehen wurde. (Eph 1, 22–23; Kol 1, 18.24; 1. Kor 12, 27). Die anagogia lässt das zu erbauende Himmlische Jerusalem vor dem inneren Auge der Gläubigen erstehen als Weisung und künftiges Ziel.[56]

Umfassend ist die Leistung der biblischen Schriftsinne: durch das zeichenhafte Sprechen umspannen sie in einem einzigen Wort die gesamte Weltenzeit von der Schöpfung bis zu ihrer Vollendung.

Entscheidend ist, dass der Mensch die Zeichen lesen lernt.

2. „Wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen“ *(Ps 1, 3) – Die Rolle der Wortillustration innerhalb der Bildsinne*

Dass wir, analog zum mehrfachen Schriftsinn, von Bildsinnen sprechen können, ist der Leistung des Miniators zu verdanken. Denn er hat die uns bekannten Grundsätze der Auslegung biblischer Schriften[57] auf die Malerei übertragen. Aus dem geschriebenen Wort erwächst durch seine Miniaturen das gemalte Wort, das ebenso wie das geschriebene verschiedene Bedeutungsdimensionen birgt und eine mehrfache Weise des Verstehens ermöglicht.

Wir geben ein Beispiel aus Psalm 78. Moses hat während der Wüstenwanderung des Volkes Israel auf Geheiß des Herrn *„an den Felsen geschlagen, so dass Wasser floss und Bäche strömten.“* (V. 16.20). Im Buch Numeri (dem 4. Buch Mose) wird der Vorgang, auf welchen der Psalm anspielt, unter Hinzufügung eines bedeutsamen Details erzählt: „Zwei Mal“ nämlich schlug Moses mit seinem Stab an den Felsen. (20,11). Hellhörig nimmt der Miniator diesen prophetischen Hinweis auf, den er als Symbol betrachtet für die zwei Naturen des Gottmenschen Christus Jesus. Er versieht darum den Felsen nicht mit einer, sondern mit zwei großen Öffnungen, aus denen zwei starke Wasserbäche sprudeln. (fol. 91v).[58]

Richtungweisend ist für den Miniator außerdem die Auslegung des Paulus im ersten Brief an die Korinther: *„Alle tranken den gleichen gottgeschenkten Trank; denn sie tranken aus dem lebenspendenden Felsen, der mit ihnen zog. Und dieser Fels war Christus.“* (10,4). Zum „Gleichnisbild“, zum „Abbild von göttlichen

---

56) Lexikon des Mittelalters, Bd. VII, Sp. 1569, Artikel Schriftsinne, und Bd. V, Sp. 1166, Artikel Kirche, München 2002. Die vierfache Deutung von Jerusalem als Name ist seit Cassian (um 360 bis etwa 430/435) üblich.
Ebenso: Lurker M. (wie Anm. 49), S. 293.

57) Siehe das vorhergehende Kapitel.

58) Der Miniator malt die zwei Öffnungen im Gegensatz zur Aussage des Psalms: *„Er spaltete Felsen in der Wüste“.* (Ps 78,15; vgl. Jes 48,21). Die Abweichung zeigt, mit welcher Bewusstheit der Maler verfährt.

Dingen", wie Origenes sagt[59], ist der Fels geworden, – zur Präfiguration des Erlösers, der, in ersehnter Zukunft, „Wasser des Lebens" spenden wird als Gott und Mensch zugleich.[60]

Sinnträger für diese Aussage ist der Felsen. Schon in der alttestamentlichen Erzählung wird er transparent für das rettende Eingreifen Gottes. Nach den

Ereignissen von Golgatha jedoch, das heißt ein halbes Jahrtausend später, enthüllt sich den frühen Christen im Rückblick die Bestätigung der ahnungsvollen prophetischen Schau von einst. Der Fels wird zum Christus-Symbol, ohne dadurch seinen konkret-stofflichen Charakter zu verlieren. Im Gegenteil: die Eigenschaften des Felsens – seine Tragfähigkeit, sein Fest-Gegründet-Sein – teilen sich dem Bild des Erlösers mit. Vergeistigt wird der Fels durch die zwei Öffnungen, welche ihn aus allen anderen Felsen herausheben: *„Dieser Fels war Christus."*

Auch der heilige Benedikt knüpft an das Bild vom Felsen an, und zwar an dessen Härte. Er geht von Psalm 137 aus, dem Exilpsalm, der mit den Worten der Verbannten endet: *„Tochter Babel, du Zerstörerin! … Wohl dem, der deine Kinder packt und sie am Felsen zerschmettert!"* (V. 9). Im „Vorwort" zur „Regel" des heiligen Vaters erscheint das gleiche Bild im Zusammenhang mit den „Einflüsterungen des Teufels". Der heilige Benedikt sagt nämlich: *„Wer solche Teufelskinder von Gedanken packt und an Christus zerschmettert"*, gehört zu denjenigen, die „den Herrn preisen, der in ihnen wirkt". (V. 28.30).

Der Miniator legt diese Szene christologisch aus durch ein ähnliches Mittel wie bei der Darstellung des wasserspendenden Felsens: er gibt dem harten Stein einen Namen, ein Erkennungszeichen durch eine geheimnisvolle geometrische Figur, die – zwei Buchstaben ähnlich – dessen Stirnseite bedeckt, auf Christus weisend. (fol. 152v). Wir werden darauf bei der Einzeldeutung der Psalmen näher eingehen.

Die frühesten Beispiele für christologische Deutung alttestamentlicher Bildsprache stammen von Jesus selbst. Im Gespräch mit den Hohenpriestern und Pharisäern zum Beispiel erwähnt er den „Eckstein" aus Psalm 118 (V. 23–25) mit folgenden Worten: *„Habt ihr nie in der Schrift gelesen: ‚Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden; das hat der Herr vollbracht, vor unseren Augen geschah dieses Wunder'? Und wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf wen der Stein aber fällt, den wird er zermalmen."* (Mt 21,42.44).

Jesus bezieht in dieser Aussage den „Eckstein" auf sich selbst, um die Erfüllung der alttestamentlichen Prophetie aufzuzeigen. Der menschgewordene

---

59) Origenes, Peri Archon 1 (De principiis – Über die Ursprünge), Prooem. 8, zit. in Origenes, Geist und Feuer, hrsg. von H.U.v.Balthasar, Einsiedeln, 3. Aufl. 1991, S. 109.

60) Im Gespräch mit der Samariterin am Brunnen (Joh 4) und in der Verheißung lebendigen Wassers durch Jesus beim Laubhüttenfest (Joh 7,37–39) wird die Wassersymbolik des Alten Testaments (Jes 43,20; 48,21; Ps 105,41; 114,8; Deut 8,15; Neh 9,15; Weish 11,4) fortgeführt. Sie mündet ein in das Geschehen auf Golgatha: Blut und Wasser fließen aus der Seitenwunde des gekreuzigten Erlösers. (Joh 19,34).

Gottessohn, so will er sagen, ist der Eckstein des Gottesreiches, das er bringen wird. Diejenigen aber, die nicht daran glauben, werden an diesem Stein zerschellen.

Im Anschluss an die Auslegung Jesu reflektiert Augustinus über den „Eckstein" in seiner Deutung zu Psalm 87. Er schreibt: *„Wenn Christus Jesus der Eckstein ist, dann erkennen wir an, dass in ihm zwei Mauern sich vereinigen, denn eine Ecke gibt es nicht, ohne dass zwei von verschiedenen Seiten herkommende Mauern sich treffen."* Diese vom Kirchenvater genannte Zweiheit deutet ebenso auf die zwei Naturen Jesu Christi wie die beiden Öffnungen im Felsen der Wüstenwanderung.

Augustinus erweitert seine Exegese durch die Bemerkung, *„dass die Ecke auch im Fundament ist"*, weshalb *„wir Christus im bildlichen Sinne das Fundament der Fundamente nennen."* Dieser Gedanke findet sich schon bei Paulus: *„Ein anderes Fundament kann niemand legen als das, das gelegt worden ist, nämlich Jesus Christus."* (1.Kor 3,11). Augustinus fügt das Zitat seiner Exegese ein und fährt fort: *„Wenn das Fundament eines materiellen Gebäudes in der Tiefe ist, so ist das Fundament des geistlichen Gebäudes in der Höhe. … Weil aber das Gebäude himmlischer Art ist, darum ist uns unser Fundament in den Himmel vorausgegangen."*[61] Ein großartiges Bild für patristische Auslegung sind diese mit Paulus eng verwandten Sätze! Man denke an Epheser 2, 20: *„Ihr seid auf das Fundament der Apostel und Propheten gebaut; der Schlussstein ist Christus Jesus selbst."*

Wir erkennen: im alttestamentlichen Bild vom „Eckstein", das fortgeführt wird vom neutestamentlichen Bild des „Fundaments in der Höhe" – das Paradox ist Hinweis auf Christi göttliches Wirken – und das seine Krönung erfährt im Bild vom „Schlussstein", leuchtet christliche Heilsgeschichte auf. Denn im sinnbildlich gebrauchten Wort findet sich verborgen das göttliche WORT.

Das gleiche gilt für das gemalte Wort. In der Miniatur des Darmstädter Heilsspiegels (Westfalen, um 1360) schließt zum Beispiel der Eckstein als Schlussstein in der symbolischen Form eines auf der Spitze stehenden Rhombus das Heilsgebäude ab, – Sinnbild für das Reich Gottes, in welchem sich Heilsgeschichte vollendet.[62]

Man bezeichnet Darstellungen dieser Art als WORTILLUSTRATION. Sie wird als älteste Form der Psalterausstattung eingestuft. Im Stuttgarter Psalter gehört mehr als die Hälfte der dreihundertsechzehn Miniaturen dieser Gruppe an.[63]

Die Wortillustration, welche Psalmworte oder -verse im literalen, das heißt im wörtlichen Sinn wiedergibt, öffnet sich allen Bedeutungsebenen – sei es, dass sie im zweifachen Bildsinn von der literalen zur spiritualen Ebene führt; – sei es, dass sie, je nach Auslegung, einen dreifachen Bildsinn erkennbar macht. Man denke an das doppelte Bild vom „Felsen" im Stuttgarter Psalter:

---

61) Augustinus (wie Anm. 26), S. 179, 180, 181.

62) Die Psalmen, Belser-Verlag, Stuttgart 1997, S. 153, zwei miteinander verbundene Miniaturen zu Psalm 116 und Psalm 118.

63) Mütherich F., Die verschiedenen Bedeutungsschichten in der frühmittelalterlichen Psalter-Illustration, Frühmittelalterliche Studien 6, Berlin/New York, 1972, S. 242. Und: Mütherich F. (wie Anm. 7), S. 151, 169.

der Fels, auf dem die Kinder Babylons zerschmettert werden, weist auf das richterliche Wirken Christi, das heißt, die Metapher macht eine moralisch-tropologische Bedeutungsebene sichtbar; der Fels in der Wüste, der das rettende Eingreifen Gottes veranschaulicht, weist dagegen auf den mystisch-allegorischen Sinn des Felsen-Bildes.

Das Geistige – nämlich die Frohbotschaft vom Himmelreich – wird verleiblicht im gemalten Wort der Literal-Illustration. Das wörtlich verstandene Wort wiederum wird vergeistigt durch die Auslegung des Exegeten beziehungsweise durch die Illustration des Miniators, die einer Auslegung gleichkommt. Denn der Maler stellt im Bilde die neutestamentliche Verwirklichung der alttestamentlichen Schau dar.

Wortillustration ist in gewissem Sinn der „Grundstein", von dem aus das Heilsgebäude – Ergebnis der Heilsgeschichte – emporwächst, um sich im „Schlussstein" zu vollenden. Alle Bedeutungsebenen führen zu diesem Schlussstein hin: zum Mysterium Christi.

* * * * *

Wesen und Funktion der Wortillustration kommen besonders deutlich zum Ausdruck in Wendungen des Psalmtexts mit „so – wie". Im Psalm 90 über die Vergänglichkeit des Menschen zum Beispiel werden die „Tage" und „Jahre" des Menschen, die unter dem „Zorn" Gottes dahinschwinden, mit einem Spinnennetz verglichen, das – leicht zerreißbar – keinen Bestand hat. In der Miniatur sehen wir den Propheten auf ein Spinnennetz weisen, das die Spinne, die auf ihrem Machwerk sitzt, um zwei Bäumchen geschlungen hat. (fol. 106v). Das heißt, der zur Verdeutlichung vom Psalmisten herangezogene Vergleich ist vom Miniator als Wortillustration ins Bild übertragen worden. Wort und Bild erhellen sich gegenseitig; beide sind gleich real.

Ein anderes Bild: Der vor Sauls gezücktem Speer fliehende David denkt, schaudernd vor Entsetzen: *„Hätte ich doch Flügel wie eine Taube, dann flöge ich davon."* (Ps 55,7). Der Miniator malt die Taube: sie fliegt vor David her, wodurch die unsichtbare Wunschvorstellung als Wortillustration in sichtbare Wirklichkeit übertragen wird. Das heißt: die beiden Ebenen des Physisch-Konkreten und des Geistig-Seelischen haben die gleiche Realität; Innen und Außen sind nicht streng getrennt. Durch den Zusammenhang beider kann die eine Realität auf die andere verweisen.

Im Psalm 48 wird der Berg Zion, der heilige Berg des Jahwe-Gottes, gepriesen. Indessen: feindliche Könige zogen gemeinsam heran. Als diese vor der Gottheit des Zion standen, *„waren sie bestürzt und liefen davon."* (V. 2–6). Was sahen sie? Der Miniator antwortet in seinem Bild durch eine christologische Deutung: sie sahen Christus, den König aller Könige, am Kreuznimbus erkennbar, als Weltenherrscher auf dem blauen, den Zion krönenden Erdkreis sitzend. (fol. 60r, oben).

„Das Zittern packte sie“, (so heißt es im Text des Psalms über die Könige) *„wie der Sturm von Osten, der die Schiffe von Tarschisch zerschmettert.“* (V. 7–8).[64] Daraus wächst in der zweiten Miniatur die Wortillustration: ein in zwei Teile zerborstenes Schiff treibt auf stürmischer See; ein Ruder schwimmt im Wasser; ein Berg und eine Stadt sind halb in den Wogen versunken. (fol. 60r unten). Der innere Zustand der Bestürzung, welchen der Text durch einen Vergleich mit „wie“ beschreibt, wird anschaubar in der Wortillustration, die das Innere als Äußeres darstellt, damit das Äußere zum Inneren führe.

Wortillustrationen gehen für gewöhnlich von einer Stelle im Psalmtext aus. Das dem Wort entsprechende Bild kann aber auch vom Miniator selbst gewählt sein. Das ist zum Beispiel in Psalm 1 der Fall. Dessen dritter Vers schildert den Gerechten mit den Worten: *„Er ist wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist, der zur rechten Zeit seine Frucht bringt und dessen Blätter nie welken.“* (V. 3). Der Utrecht-Psalter zeigt darum den Gerechten, der, inspiriert vom Engel, in einem Tempelchen das Gesetz des Herrn studiert, nahe einem „an Wasserbächen gepflanzten Baum“. Durch sein Gedeihen spiegelt der Baum die gottverbundene Seele des Gerechten, denn der Vergleich stellt den Bezug zwischen Außen- und Innenwelt her.

Anders verfährt der Maler des Stuttgarter Psalters. Statt des Menschen, der das Gesetz studiert, stellt er den Menschensohn dar – als Gekreuzigten. (fol. 2r). Das heißt: der Blick wird auf die Erlösungstat gelenkt – auf den durch Christus wieder hergestellten Menschen. Der aus dem Paradies Vertriebene ist dieser Erlösung bedürftig, denn *„es gibt keinen, der gerecht ist, auch nicht einen“*, lesen wir bei Paulus, der diese Worte aus Psalm 14 übernimmt. (Röm 3,10). Durch seine Miniatur des gekreuzigten Erlösers antwortet der Miniator den Menschen des Alten und des Neuen Testaments. Er bringt im Bild zum Ausdruck, was Paulus in Worten formuliert: Gott hat Christus Jesus *„dazu bestimmt, Sühne zu leisten mit seinem Blut, Sühne, wirksam durch den Glauben. Gott erweist seine Gerechtigkeit, um zu zeigen, dass er den gerecht macht, der an Jesus glaubt.“* (Röm 3 25.26; gekürzt).

Die Miniatur lässt erkennen: Das Erlöserkreuz ist der neue Baum des Lebens, der neue Paradiesesbaum, unserer Erde entsprossen![65] Das heißt: Der Miniator steigert das Psalterbild des am Wasser gepflanzten Baumes zum Bild des Kreuzesbaumes, „gepflanzt“ in einer Erde, in welche Blut und Wasser strömten aus den Wunden des Gottmenschen, des Erlösers.

---

64) Tarschisch war eine vermutlich in Spanien gelegene reiche Handelsstadt. Hochseeschiffe Salomos fuhren bis nach Tarschisch, um des Königs Aufträge auszuführen. Vgl. Jes 23, 1: *„Jammert, ihr Tarschisch-Schiffe, denn euer Hafen wurde zerstört.“* Ähnlich: Jes 2, 16.

65) „Schatzhöhle“, eine etwa im 6. Jahrh. als Erzeugnis des syrischen christlichen Morgenlandes entstandene Schrift, die der Schule Ephräm des Syrers entstammt; übers. 1883 von Bezold C., Neudruck Amsterdam 1981, S. 5/6. Und: Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel, übers. und erläutert von Rießler P., Augsburg 1928, Nr. 50, 4. Kap., V. 3, S. 947.

Die Wortillustration des Utrecht-Psalters vom „Baum an den Wasserbächen" ist im Stuttgarter Psalter zum *„Offenbarungszeichen"* geworden, *„von einem später sich Erfüllenden"*, wie Origenes sagt.[66] Der Miniator malt diese Erfüllung: den Eintritt Christi in Erdenort und Erdenzeit, wodurch sich Himmel und Erde im Erlöser zusammenschließen. Der violette Grund hinter dem Gekreuzigten deutet auf dieses Mysterium.[67]

Auch die über dem Gekreuzigten auf grünem Grund befindliche Darstellung des Heilands als Krieger mit Lanze und Kreuzstab hat diese Funktion: nämlich auf das Mysterium des Gottmenschen zu weisen, der Kämpfer und Dulder zugleich war. Er kämpfte mit geistigen Waffen und ging duldend durch Passion und Menschentod, um als Auferstandener die Erlösungstat zu besiegeln.

Der Utrecht-Psalter veranschaulicht den Vers vom Baum am Wasser mit einer reinen Wortillustration. Der Stuttgarter Psalter dagegen lässt aus der Wortillustration Heilsgeschichte hervorblühen. Der Illustrator wird dadurch zum Kommentator und Exegeten; er legt den Text aus, indem er, verborgene Keime aufgreifend, dem Psalminhalt eine Fortsetzung gibt, die ins Neue Testament hineinführt durch sein gemaltes Wort.

* * * * *

Damit die Wortillustration zum Sinnbild, zum hinweisenden Zeichen wird, in welchem verborgene Sinnschichten zu entdecken sind, bedarf der Psalm – wie bereits angedeutet – eines Bildinhalts, der sich in verschiedenen ILLUSTRATIONSARTEN entfaltet. Wir finden historische Darstellungen, deren Stoff vor allem dem Alten und dem Neuen Testament entstammt. Wir finden kommentierende Darstellungen, die auf der exegetischen Literatur der Patristik beruhen und durch ihre von der Lehre des mehrfachen Schriftsinns bestimmte Auslegung die Verwendung neutestamentlicher Szenen im geschriebenen und ebenso im gemalten Wort ermöglichen.

Auch das tägliche Leben der Menschen spiegelt sich im Psalmtext und nicht minder in den Miniaturen, obwohl mehr als tausend Jahre zwischen Text und Bild liegen. Probleme (– etwa die Tieropfer), Umbrüche (– etwa die Vergeistigung der Gottesbeziehung), die neue Religion (– entstanden durch Inkarnation und Opfertat des Gottessohnes) werden in den Miniaturen anschaubar. Abstrakta werden zu Personifikationen, Worte zu Dingsymbolen, Gleichnisse und Sprichwörter zu realem Geschehen, göttliche Führung zu historischen Ereignissen, die von Wundern geprägt sind.

---

66) Origenes, Der Kommentar zum Evangelium nach Mattäus I, Kap. XII, 3, eingel. und übers. und mit Anmerkungen versehen von Vogt H.J., Stuttgart 1983, S. 161/162, Bibliothek der griechischen Literatur, Bd. 18.
Und: Origenes (wie Anm. 40), S. 124.

67) Siehe das folgende Kapitel über die Symbolsprache der Farbhintergründe.

Nicht vergessen dürfen wir die Kreativität, die schöpferische Tätigkeit des Miniators, die immer wieder durchbricht (wie z.B. in der Darstellung des lebenspendenden Felsens) trotz Richtlinien und Vorlagen und trotz der Einflüsse aus Tradition und Umgebung.

Nicht als Illustrationsart dürfen wir die Eigenschöpfungen des Illustrators bezeichnen, da dieselben alle Illustrationsarten durchdringen. Aber wir können von einer Schöpfertätigkeit sprechen, welche Sinnträger und Bildinhalte unaufhörlich auf Christus bezieht. Der Arm Gottes, der mit Segens- oder Redegestus aus dem Himmel hervorkommt und sich dem Beter zuwendet, stellt diesen Bezug her, ebenso die mit überlangem Finger zeigende Hand des Propheten, die den Blick des Betrachters zum geistigen Zentrum des Bildes lenkt. Die Wahl der Motive und Farben (über die wir noch zu sprechen haben) sind Werk des Miniators. Und nicht zuletzt: Die Wahl der Psalmstelle, die zum Ausgangspunkt wird für die Umsetzung des Psalmtextes ins gemalte Bild, geht auf den Miniator zurück. Es sind Schlüsselworte, Kernsätze, die der Miniator wählt. Seine Miniaturen werden deshalb zu einer Quintessenz des Psalms.

Das ist insbesondere den Wortillustrationen zu danken. Die Vergeistigung des Sinns geht von ihnen aus; die Verleiblichung des Sinns führt zu ihnen hin. Die Wortillustrationen sind deshalb unverzichtbarer Bestandteil des „Geheimnisses", das, wie Luther sagt, der „Außenseite" bedarf, um dem Menschen fassbar zu werden.[68]

3. „Der Herr ist König geworden!" *(Ps 96, 10)*
Motiv wird Symbol

Nicht allein Wortillustrationen tragen zur Bildsprache des Stuttgarter Psalters bei, sondern auch jene Motive, die wir als religiöse Ursymbole der Menschheit bezeichnen können, wie zum Beispiel – nur weniges sei herausgegriffen – Licht und Feuer, Wasser und Quelle, Baum und Frucht, Erde und Stern.

Wortillustrationen sind situationsbezogen; sie prägen den einzelnen Psalm. Motive hingegen durchziehen darüber hinaus den gesamten Psalter; themenorientiert entfalten sie – verinnerlicht und vergeistigt – eine die Psalmen verbindende Funktion.[69] Sie werden zu Symbolen, Metaphern, Allegorien durch ihren Rückbezug auf biblisch begründete Heilsgeschichte.[70]

---

68) Luther, Randglosse zu Eph 5, 23: *„Sakrament oder Mysterium heißet Geheimnis oder ein verborgen Ding, das doch von außen sein Bedeutung hat. Also ist Christus und seine Gemeinde ein Geheimnis, ein groß heilig verborgen Ding, das man glauben muss und nicht sehen kann."* September-Testament, Wittemberg 1522.

69) Wir werden Querverbindungen innerhalb des Psalters aufzeigen bei der Deutung ausgewählter Psalmen.

70) Die alte Welt und das Mittelalter kannten keine Unterscheidung zwischen den verschiedenen Formen des sinnbildenden Sprechens und Malens. Erst die Neuzeit

Der Miniator bedient sich dieser Motive (die meist durch den Psalmtext vorgegeben sind), um sie – christologisch ausgeformt – auf das vorgegebene Hauptthema des Psalters zu beziehen: auf das Kommen des Messias. So malt er zum Beispiel einen Feigenbaum am Quell (Ps 23) als Hinweis auf den Sündenfall der ersten Menschen am Baum der Erkenntnis.[71] Der vom Maler hinzugefügte Quell drückt die Zusicherung der Erlösung aus, denn das Quellwasser weist auf den im Jordanstrom getauften, menschgewordenen Gottessohn, dessen Blut, mit Wasser vermischt, am Kreuzesbaum drei Jahre später in die Erde floss, um sie mit Gotteskraft zu durchdringen.

Nicht vom Miniator entworfen ist das im Stuttgarter Psalter häufige Motiv des aus dem Himmel reichenden Gottesarmes (oder der Gotteshand), das teils den Psalmtexten entstammt[72] und auch von anderen Künstlern verwendet wurde. Der Arm Gottes, der sich hilfreich und tröstend oder mahnend und richtend den Menschen zuwendet, ist ein Bild für geistige Macht – ja, eine Aussage über den unsichtbaren Gott selbst. Fragt sich der Gläubige, wo Gott zu suchen und zu finden ist, so antwortet das Symbol des am Himmel sichtbaren Herrscherarmes: „Oben" (was dem ptolemäischen Weltbild entspricht).

Beachten wir jedoch die Bedeutung, die der Miniator den Quellen gibt, welche lebenerhaltend die Erde durchpulsen, so hören wir eine zweite Antwort. Der Maler gibt sie durch seine Miniaturen. Diese Bilder bringen zum Ausdruck (indem sie die Psalmtexte fortführen ins Neue Testament hinein): Christus ist nicht nur „oben", sondern auch „unten", denn er ist in die Erde eingezogen durch seine Erlösertat. Er ist im Quell. Er ist im Baum. Er ist im Licht.

Ist er auch im Menschen? Erst nach den Ereignissen von Golgatha kann diese Frage gestellt werden. Irenäus von Lyon (geb. um 140/150, gest. um 202), der als der erste Kirchenvater bezeichnet wird, antwortet für alle Gläubigen, die erfüllt sind vom Wunder der im Alten Bund verheißenen und im Neuen Bund vollbrachten Erlösungstat: *„Er ist geworden, was wir sind, damit wir werden, was er ist."*[73] Tausend Jahre später fügt Hildegard von Bingen hinzu: *„So leuchtet der erlöste Mensch in Gott, und Gott im Menschen."*[74]

Die neutestamentliche Erfüllung der messianischen Verheißungen spricht sich im Alten Testament und insbesondere im Psalter aus durch das MOTIV

---

grenzte sie gegeneinander ab.

71) Auf mittelalterlichen Bildern ist für den Baum der Erkenntnis statt des Apfelbaums öfters ein Feigenbaum gemalt, apokryphen Quellen entsprechend wie zum Beispiel dem „Testament des Adam", 3. Kapitel, Vers 13–14: *„Ich, Seth, fragte meinen Vater Adam: Wie heißt die Frucht, wovon du aßest? Er sagte: Es war ein Feigenbaum, mein Sohn."* Altjüdisches Schrifttum (Rießler P., wie Anm. 65), Nr. 55, S. 1087.

72) Siehe z. B. Ps 63, 9: *„Meine Seele hängt an dir, deine rechte Hand hält mich fest."* (fol. 74r im Stuttgarter Psalter).

73) Des heiligen Irenäus fünf Bücher gegen die Häresien, Vorrede zum 5. Buch, Bibliothek der Kirchenväter, II. Bd., Kempten/München 1912, S. 474.

74) Hildegard von Bingen, Scivias – Wisse die Wege, übers. von Böckeler M., OSB, Salzburg, 5. Aufl. 1963, S. 107.

DES KÖNIGS. In keinem anderen Motiv ist prophetische Schau und Messias-Erwartung so stark ausgeprägt wie in diesem.

Schon die Dreigliederung des Motivs ist bedeutsam. Als „Könige der Erde" werden die Menschen bezeichnet, die der „König der Könige", der unsichtbare Jahwe-Gott beherrscht. „Gott über den Göttern" und „Herr über den Herren" ist er. (Deut 10, 17; 2. Mak 13, 4). Vermittelnd zwischen den Königen der Erde und Gott, dem höchsten aller Könige, steht der sein Volk regierende „König", ein von Gott erwählter Mensch, der als Repräsentant, als Stellvertreter Gottes, ja, als dessen Adoptivsohn gilt, nachdem er – durch Salbung mit Öl der göttlichen Gnade teilhaftig geworden – für sein Regentenamt geweiht wurde.

Saul regiert als erster König Israels in den letzten Jahrzehnten vor der Jahrtausendwende. Sein Nachfolger David ist König von 1012 bis 972 vor Christus. Abgelöst wird David von seinem Sohn Salomo, dessen Regierungszeit in die Jahre von 972 bis 932 fällt.

Man fragt sich, warum der Königstitel Gott und Mensch zugleich zukommt. Die vom Propheten Samuel mitgeteilten Verheißungen des Jahwe-Gottes an König David, die sich in den Psalmen spiegeln, lassen eine Antwort ahnen. Denn sie deuten auf eine Zukunft, in der sich bisher Verborgenes enthüllen wird. So lesen wir in Psalm 89 Gottesworte, die an Samuel ergingen: *„Einen Helden habe ich zum König gekrönt, einen jungen Mann aus dem Volk erhöht. Ich habe David, meinen Knecht, gefunden und ihn mit meinem heiligen Öl gesalbt. … Sein Geschlecht lasse ich dauern für immer und seinen Thron, solange der Himmel währt."* (V. 20–21.30; 2. Sam 7, 8–16).

Der Stuttgarter Psalter zeigt zu dieser Szene König David mit der Krone auf dem Haupt und dem Schwert über den Knien, auf seinem Throne sitzend, der Hand Gottes zugewandt, die im Redegestus aus dem Himmel reicht und dem Sterblichen die Verheißung der ewigen Herrschaft seines Geschlechtes zuspricht. (Ps 89, 37–38; fol 105r).

Der Utrecht-Psalter leuchtet noch tiefer in das Gottes-Geheimnis hinein: anstatt der aus dem Himmel reichenden Gotteshand stellt er Christus mit dem Kreuznimbus dar, von der Mandorla umgeben, auf dem Erdkreis sitzend, mit der Schriftrolle in der Hand, in der „über ihn geschrieben ist". (Vgl. Ps 40, 8). Direkt unter ihm sehen wir in seinem Palast König David als Gekrönten, dem sich auf Schiffen von rechts und von links Könige nahen, die Geschenke bringen.

Dreifach ist im Utrecht-Psalter das christologisch gedeutete Königsmotiv ausgestaltet: durch die Könige der Erde als Huldigende, – durch König David, den Erwählten, – durch den Gottkönig, der die Erwählung vollzog. Der Utrechter Meister stellt nicht – wie es der Miniator im Stuttgarter Psalter tut – die Hand des unsichtbaren Gottes dar, die aus dem Himmel reicht. Er stellt vielmehr einen Gott dar, der sichtbar wurde in seinem Sohn Jesus Christus. Nicht ohne Grund setzt der Utrechter Meister neben den in der Mandorla auf dem Erdkreis erhöhten Gottes- und Menschensohn den gekreuzigten Jesus. Denn das Königtum des Erlösers wurde durch das Kreuz erworben!

Wir erkennen: Menschwerdung, Kreuzestod und Auferstehung Christi brachten eine Neufassung des Königsbegriffs durch Jesus. Das wird am deutlichsten im Gespräch des Todgeweihten mit Pilatus. Dieser fragt: *„Bist du der König der Juden?"* Und Jesus antwortet: *„Mein Königtum ist nicht von dieser Welt. Wenn es von dieser Welt wäre, würden meine Leute kämpfen, damit ich den Juden nicht ausgeliefert würde. Aber mein Königtum ist nicht von hier."* Auf die Entgegnung des Pilatus: *„Also bist du doch ein König?"* antwortet Jesus: *„Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege."* Pilatus erwidert: *„Was ist Wahrheit?"* (Joh 18, 33–38).

Der Königsbegriff wird durch Jesus in diesem kurzen Gespräch seiner Bindung an weltliche Macht entkleidet und auf ein geistig-göttliches Königtum bezogen, welches aus der „Wahrheit" stammt. Das Abstraktum „Wahrheit" deutet auf die Unsichtbarkeit des Königtums Christi Jesu, das dennoch durch das Zeugnis des Erlösers in der Welt sichtbar wird.

Die Wahrheit, die Pilatus meint, entspringt intellektuellem menschlichem Erkennen, das relativierbar ist. Die Wahrheit hingegen, von der Jesus zeugt, ist göttliches Sein. Dieses leuchtet auf als göttliche Dreifaltigkeit in den Worten, die Jesus am Vorabend seiner Kreuzigung den Jüngern mitgibt: *„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."* (Joh 14, 6). Nirgends hat Jesus das Mysterium der göttlichen Trinität menschlichem Erfassen näher gebracht als in den sogenannten Abschiedsreden, unmittelbar vor seiner Gefangennahme. (Joh 14, 1–17, 26). *„Glaubt mir, dass ich im Vater bin und der Vater in mir ist!"* (Joh 14, 11). *„Der Beistand, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren. … Der Geist der Wahrheit wird euch in die ganze Wahrheit führen."* (Joh 14, 26; 16, 13). Das größte Wunder ist dieses: dass der Mensch durch Christus teil hat am dreieinig-dreifaltigen Gott: *„Ihr werdet erkennen: Ich bin in meinem Vater, ihr seid in mir, und ich bin in euch."* (Joh 14, 20).

Ein Schattenwurf dieses trinitarischen Gottes, der Vater, Sohn und Heiliger Geist in unvorstellbarer Einheit ist, mag den Propheten des Alten Bundes vor dem inneren Auge gestanden haben. Darauf deuten die Worte des Jahwe-Gottes in Psalm 2: *„Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt."* (V. 7).[75] Die Aussage wiederholt sich im 110. Psalm, jedoch versehen mit einem wichtigen Zusatz: *„Ich habe dich gezeugt noch vor dem Morgenstern, wie den Tau in der Frühe."* (V. 3). Das heißt: von Anbeginn war Gott nicht allein der Vater, sondern auch der Sohn – wie es im Prolog des Johannes-Evangeliums heißt: *„Im Anfang war das WORT, und das WORT war bei Gott, und Gott war das WORT."* (V. 1).

Die Dreigliederung des Königsmotivs im Alten Bund versucht, Mensch und Gott in gegenseitige Beziehung zu setzen – trotz der Irrwege, welche die „Könige der Erde" in der Auflehnung gegen ihren Gott immer wieder einschlagen. Im Neuen Bund jedoch ist die Teilhabe am göttlichen Sein nicht „Königen" verheißen, sondern Menschen, die durch den König – durch das Kreu-

75) Nur in Psalm 2 und Psalm 110 wird von der „Zeugung" des Sohnes durch Gott gesprochen, sonst von der „Erwählung". (Ps 89, 20; 2. Sam 7, 8.12).

zesopfer Christi Jesu und durch den Geist der Wahrheit – zu Königen werden sollen. Dieses von den Erdenbürgern zu erringende, innere Königtum erfährt eine überwältigende Steigerung durch Christi Menschwerdung: Die sterblich geborenen Gläubigen werden nicht nur zu Königen durch den König, sondern zu „Söhnen Gottes" und zu „Brüdern" dessen, welcher der „Erstgeborene" ist „von vielen Brüdern". (Röm 8, 29).

* * * * *

Wie spiegelt sich die von Christus gebrachte Neufassung des Königsbegriffs in den Miniaturen des Illustrators? Wie gelingt es dem Maler, das Königsmotiv zu verinnerlichen und zu vergeistigen?

Betrachten wir zunächst die Darstellung des Verzichtes Christi auf äußere Macht, wie sie in den Miniaturen zu den Worten von Psalm 2 erscheint (fol 2v): *„Die Könige der Erde stehen auf, die Großen haben sich verbündet gegen den Herrn und seinen Gesalbten."* (V. 2). Wir sehen Christus, barfuß, zwischen Pontius Pilatus und König Herodes, dem eine Schar Bewaffneter folgt. Ein schmales Diadem schmückt den irdischen König, der heftig auf Christus einredet, wie der Sprechgestus seiner Rechten anzeigt. Der König des unsichtbaren Reiches hingegen erhebt in stiller Abwehr die Hand, wobei der große, sein Haupt umgebende Nimbus vom inneren Lichte spricht, das die majestätische Mittelpunktsgestalt in die Welt hineinsendet.

Ein Beispiel göttlichen Wirkens in der Welt ist die Abschaffung der Kriege, wie die Miniatur zu Psalm 46 (fol 59r oben) sie darstellt. *„Er setzt den Kriegen ein Ende bis an die Grenzen der Erde: er zerbricht den Bogen, zerschlägt die Lanzen, im Feuer verbrennt er die Schilde."* (V. 10). Wir sehen Schild und Schwert in loderndem Feuer; daneben zerbricht ein Mann seinen Bogen. Am Himmel kommt die Hand Gottes im Befehlsgestus aus den Wolken: sie hat die Wende herbeigeführt. Die Szene spielt sich auf tief violettem Grunde ab – ein geistiges Geschehen wird dargestellt![76]

Eine weitere Miniatur (fol 39v zu Psalm 32) zeigt uns König David, die Krone auf dem Haupt, in kurzer Tunika, mit der Linken ein Pferd, mit der Rechten ein Maultier bändigend. Am Boden liegen Schild und Speer – nutzlos gewordene Waffen! Der König steht darauf, als seien sie das Suppedaneum seines Thrones. Hoheitszeichen sind sie, wie Thron und Schemel es einst waren, jedoch weisen sie auf ein unsichtbares Königtum. Nicht materielle Waffen, sondern innere Kräfte befähigen den König zum Kampf! Die Worte des Psalms bringen zum Ausdruck, wogegen David kämpft: *„Werdet nicht wie Ross und Maultier, die ohne Verstand sind. Mit Zaum und Zügel muss man ihr Ungestüm bändigen, sonst folgen sie dir nicht."* (V. 9). König David kämpft gegen innere Versuchungen, gegen Triebe, die ihn von Gott losreißen. Violett ist der Hintergrund dieser Szene, die geistiges Königtum vor Augen führt.

---

76) Über die Symbolik der Hintergrundsfarben sprechen wir im nächsten Kapitel.

Ebenfalls als König mit Krone auf dem Haupt erscheint David in der ersten Miniatur zum 27. Psalm. (fol 32v). Der Herrscher sitzt unter einer Arkade auf einem prächtigen Thron, in der Linken das Buch der Heiligen Schrift, die Rechte im Sprechgestus erhoben. Das nicht dargestellte Volk, so zeigt der Miniator, wird vom König angeredet mit den wunderbaren Worten des ersten Verses von Psalm 27: *„Der Herr ist mein Licht und mein Heil: Vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist die Kraft meines Lebens: Vor wem sollte mir bangen?"*

Sowohl dem Psalmisten als auch dem Maler geht es um die Darstellung der inneren Königskräfte des Menschen. Krone und Thron sind Motive, die der Maler dem irdischen Königtum entlehnt, um sie durch Rückbeziehung auf die Erlöserkraft Christi zu hinweisenden Zeichen – im Sinn des Mittelalters: zu Symbolen – umzuformen für die Königskraft des gläubigen Menschen.[77]

Noch ein weiteres Motiv in der Miniatur zu Psalm 27 ist bedeutsam: nämlich die (nach mittelalterlichem Brauch) mit fünf Edelsteinen geschmückte Heilige Schrift, welche König David in der Linken hält. Berücksichtigt man den Redegestus seiner Rechten, so zeigt sich: der König wird – als Typos Christi – zum Verkünder der Heilsbotschaft! Er übt priesterliche Tätigkeit aus! Als König lenkt er sein Volk durch weltliche Macht. Als Priester dagegen leitet er die Menschen, indem er sie zu Gott hinführt. Im Priesterkönig jedoch vereint sich beides.

Deutlich ist: Vergeistigung des Königtums entsteht durch dessen Verbindung mit dem Priestertum. Die inneren Kräfte, die im Menschen erwachen, um beides zu vereinen, sind von Gott geschenkt.[78]

Christus ist König und Priester zugleich. „König der Könige und Herr der Herren" nennt ihn Paulus im ersten Brief an Timotheus (Kap. 6, 15).[79] Der Heilige Geist hat ihn zum König gesalbt. (Apg 10, 38; 4, 27; vgl. Lk 4, 17–18). Gleichzeitig ist Christus „Priester auf ewig nach der Ordnung Melchisedeks", wie es im 110. Psalm heißt. Die Aussage wird mitgeteilt als „Schwur" des Jahwe-Gottes; *„Nie wird's ihn reuen"* (V. 4). Der Hebräerbrief zitiert diese Worte und betont, dass Christus gekommen ist *„als Hoherpriester der künftigen Güter"*, *„nicht aufgrund leiblicher Abstammung, wie das Gesetz es fordert"*, sondern *„er ist ein für allemal hineingegangen in das Heiligtum, nicht mit dem Blut von Böcken und jungen Stieren, sondern mit seinem eigenen Blut, und so hat er eine ewige Erlösung bewirkt."* (Kap. 7, 15.16.17.20; Kap. 9, 11.12).

In seiner Illustration zu Psalm 28 (fol 34v) malt der Miniator diesen Priesterkönig Christus Jesus zwischen den Gestirnen Sonne und Mond, die am violetten Himmel stehen, überragt vom Christushaupt, das mit dem Kreuznimbus gekrönt ist. Der Heiland sitzt vor grünem Hintergrund, das heißt vor der Realität der irdischen Welt, auf einem hohen Berg – Bild geistigen Erhöht-

77) Vgl. Anm. 70.

78) Vgl. Sach 6, 12–13: *„Spross ist sein Name. … Er sitzt auf seinem Thron und herrscht. Ein Priester steht an seinem Thron, und gemeinsam sorgen sie für den Frieden."*

79) Siehe die gleichlautenden Bezeichnungen in Offb 17, 14; 19, 16; 1, 5. Vgl. Deut 10, 17.

Seins – und breitet segnend die Arme aus über die Gläubigen, die anbetend, die Hände ehrfurchtsvoll verhüllt, ihm zu Füßen liegen.

Im Psalmtext heißt es: *„Hilf deinem Volk und segne dein Erbe, führe und trage es in Ewigkeit!“* (V. 9). Die Bitte ist an den Jahwe-Gott gerichtet; übermittelt aber wird sie im alten Israel durch den „König“, den Stellvertreter Gottes auf Erden. Deshalb gilt auch ihm die Fürbitte der Gläubigen: *„Der Herr ist Schutz und Heil für seinen Gesalbten.“* (V. 8). Das heißt: Der Mittler, der Repräsentant Gottes, ist selbst als König des Schutzes bedürftig. Der Miniator jedoch malt keinen irdischen König, sondern er malt und verkündet den Gottessohn, der, vom Heiligen Geist gesalbt[80], im Vater ist und der Vater in ihm – unfassliche Einheit des dreieinig-dreifaltigen Gottes! (Joh 14, 11).

Wir wissen, dass Christus in den Abschiedsreden dem Bild des trinitarischen Gottes den Satz hinzufügt: *„Ihr seid in mir, und ich bin in euch.“* (Joh 14, 20). Die Teilhabe des Gläubigen am Erlöser, der Priester und König zugleich ist, könnte nicht wunderbarer formuliert werden. Aus diesem Einssein des Heilands mit den Erlösten entsteht eine neue Vision, eine neue Zukunft: Die Menschen, die „Könige der Erde“, werden als künftige Könige und Priester erschaut. Schon im Alten Bund blitzt ein Aspekt dieser Schau auf, nämlich bei der Verheißung des Bundesschlusses durch den Jahwe-Gott an Moses: *„Mir gehört die ganze Erde, ihr aber sollt mir als ein Reich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören.“* (Ex 19, 6).

Von neuem aufgenommen wird die Vision in der Offenbarung des Johannes: *„Jesus Christus, der treue Zeuge, der Erstgeborene der Toten, der Herrscher über die Könige der Erde, … er hat uns zu Königen gemacht und zu Priestern vor Gott, seinem Vater.“* (Offb 1, 5.6)[81]. Und im „neuen Lied“, das „die vier Lebewesen und die vierundzwanzig Ältesten“ vor Gottes Thron dem Lamme singen, heißt es über die Menschen „aus allen Stämmen und Sprachen“: *„Du hast sie für unsern Gott zu Königen und Priestern gemacht; und sie werden auf der Erde herrschen.“* (Offb 5, 8.9.10).[82]

Im Licht dieser Worte aus der Offenbarung des Johannes erkennen wir, dass König David in den Illustrationen des Stuttgarter Psalters als Typos Christi zugleich die Rolle künftiger „Könige der Erde“ verkörpert, deren Ziel es sein wird, Machtbefugnisse des Königs zu verbinden mit priesterlichem Wirken – aus dem Wissen heraus, dass sie nur mit Christus die Erde beherrschen können, ohne diese zu zerstören.

---

80) Apg 10, 38; 4, 27; vgl. Lk 4, 16–18: (Von Jesus in der Synagoge vorgelesen) Zitat aus Jes 61, 1–2: *„Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt.“*

81) Unser Zitat folgt der Einheitsübersetzung. Die wörtliche Übersetzung lautet: *„Er hat uns zu einem Königreich, zu Priestern für Gott, seinen Vater, gemacht.“*

82) Wir zitieren nach der Einheitsübersetzung. Die wörtliche Übersetzung lautet: *„Du hast sie für unsern Gott zu einem Königreich und zu Priestern gemacht.“*

4. „Man sage mir doch, welche Farbe die Weisheit hat!“ *(Augustinus zu Psalm 42)* [83]

Die Sprache der Farbhintergründe als Verknüpfung von physischer und geistiger Welt

Nicht mit den Sinnen wahrnehmbar ist die Weisheit – und doch ist sie da! Denn sie ist *„etwas, was die Seele sieht …, nicht durch Augen des Leibes …, sondern durch sich selbst.“* [84] Augustinus stellt in diesen Worten Inneres und Äußeres, Leib und Seele einander gegenüber als Gegensätze, die aber, wie er hinzufügt, einen gemeinsamen göttlichen „Bildner“ haben. Die Werke dieses Bildners führen zu dem, der sie schuf. Denn das innere Auge erkennt ihn.

Genauso ist es mit den Farben – sind sie doch Teil der Schöpfung Gottes! Der Aufblick zur Bläue des Himmels und zum Lichtglanz der Gestirne stellt uns den Schöpfer dieser irdischen Schönheit vor das Auge der Seele. Aus diesem Erleben heraus haben die Maler des Mittelalters die Farben in ihren Bildern verwendet: als Sinnträger für eine vom Physisch-Konkreten zum Seelisch-Geistigen führende Bedeutung, analog zur Lehre des Origenes von den Schriftsinnen. Das gilt auch für eine stilistische Eigenart der karolingischen und ottonischen Buchmalerei: nämlich für die Farbhintergründe, die eine ganz besondere Aussagekraft haben.[85] Sie können aus einer einfarbigen Fläche bestehen oder aus horizontal übereinander gelagerten Streifen, vor welche der Bildinhalt gesetzt ist. Die Streifen sind entweder geradlinig gegeneinander abgegrenzt, vor allem, wenn sie parallel verlaufen, oder sie passen sich dem Bildinhalt an, indem zum Beispiel der Bodenstreifen sich zum Berg erhöht oder der Himmelsstreifen in großer Wellenlinie auf- und niedersteigt.

Das Charakteristikum der Farbhintergründe ist jedoch ihr Verzicht auf Gegenständlichkeit. Stattdessen ist zum Beispiel von Bedeutung, ob eine einzige Hintergrundsfarbe spricht, oder ob es mehrere sind. Ebenso spielt es eine Rolle, ob eine Farbe oben, in der Mitte oder unten erscheint und welche Farben ihr benachbart sind.

So drängt sich die Frage auf: wie ist es möglich, dass diese abstrakten Farbstreifen sich dem Bildinhalt verbinden und zur Aussage über dessen Inhalt beitragen? Die Antwort lautet: durch Assoziation, verbunden mit Meditation. Eine der möglichen Assoziationen klang bereits an: die einzelnen Farben erinnern uns an deren Erscheinung in der Natur, in den Werken Gottes. BLAU ist die Farbe des Firmaments; ROT weist auf die Farbe des Blutes und des Feuers; GELB deutet auf das Licht und GRÜN auf das Wachsen und Fruchten der Pflanzen als Ausdruck des von Gott geschenkten Lebens.

---

83) Augustinus (wie Anm. 1), S. 66, zu Psalm 42 (41).

84) Augustinus (wie Anm. 1), S. 66/67, zu Psalm 42 (41).

85) Ebenfalls im 9. Jahrhundert erschienen – aus anderen Zusammenhängen – in den spanischen Beatus-Apokalypsen horizontale farbige Streifen, die den Bildhintergrund geradlinig unterteilten. Wie in der ottonischen Kunst, so hielt sich auch in den Beatus-Apokalypsen diese Stileigentümlichkeit nicht länger als bis zum Ende des 10. Jahrhunderts, d.h. bis die Romanik neue Formen brachte.

Das im Stuttgarter Psalter gebrauchte VIOLETT entspricht dem aus Purpurschnecken gewonnenen Purpurfarbstoff, welcher in der alten Zeit bekannt war als Gewandfarbe weltlicher und geistlicher Würdenträger. Für die frühen Christen hat sich die Kostbarkeit dieser Farbe so stark verinnerlicht, dass Pupurrot zum Hinweis wurde auf Christi Blut, auf sein Martyrium und auf sein geistiges Königtum.

Das heißt: durch christologische Auslegung werden die Farben zu Sinnträgern für christliche Heilsgeschichte. So symbolisiert zum Beispiel WEISS die Auferstehung und Verklärung Christi; ROT deutet auf den Heiligen Geist, der in Gestalt von Feuerzungen auf die Jünger herabkommt. SCHWARZ weist auf Finsternis und auf das Sterben Jesu unter der verdunkelten Sonne. Dem gottfernen und erlösungsbedürftigen Menschen galt dieses Sterben des Heilands. Deshalb formuliert Tertullian, wobei er die Symbolkraft des Purpurs aufgreift: *„Dort ist DEIN Purpur: Christi Blut … an Seinem Kreuz!“* [86]

DEIN Purpur – SEIN Kreuz: wir erkennen, dass christliche Heilsgeschichte beides umgreift: das Heilshandeln des Erlösers und die Antwort des Menschen, welche dieser durch den Glauben gibt. Das Tertullian-Zitat führt uns darum zu einer weiteren Assoziation: nämlich zur Verbindung des Purpurs (beziehungsweise der im Stuttgarter Psalter so vielfach gebrauchten violetten Farbe) mit dem seelisch-geistigen Bereich des Menschen, in welchem die Beziehung zu Gott sich herstellt.

Nahe liegt die Verbindung solcher Assoziationen mit moralisch-tropologischen Wertbegriffen. Es sind Verbindungen, wie wir sie von Origenes her kennen und wie sie auch bei Thomas von Aquin erscheinen. WEISS ist Sinnbild der Reinheit; PURPURROT: des Martyriums; KARMESINROT: der Liebe; PURPURBLAU: der Himmelsbetrachtung.[87]

Solche Angaben stützen sich in erster Linie auf Aussagen der Bibel. Man denke an die „weißen Gewänder“, die in der Offenbarung des Johannes den Märtyrern gegeben werden (Kap. 6, 11) – Gewänder, die sie im roten Blut des Lammes weiß gewaschen haben (Kap. 7, 14). Durch das Paradox verstärkt, wird die Aussage der Farbsymbolik zu einer Aussage über die Unfassbarkeit des Erlösungsgeschehens, in welchem sich Heilshandeln Gottes und Antwort des Menschen verbinden. Farbsymbolik, woraus die Farbhintergründe der Miniaturen erwuchsen, begegnet im Alten und im Neuen Testament, in den Apokryphen und in den Schriften der Kirchenväter. Der karolingische Miniator griff auf diese Quellen zurück, die wir ebenfalls heranziehen.

Auch in dichterischen Texten des Mittelalters spiegelt sich die Symbolik der Farben, besonders schön in der Kreuzlegende Heinrichs von Freiberg, der am Ende des 13. Jahrhunderts in Böhmen wirkte. Adam beschreibt, so erzählt die Legende, seinem Sohn Seth den „grünen Pfad“, der zum Paradiese führt, der aber *„dürre vuoztrite“* (dürre Fußtritte) zeigt, weil bei der Vertreibung der

86) Tertullian (geb. etwa 150; gest. zwischen 223 und 225), Vom Kranze der Soldaten, 13. Zit. von Forstner D. (wie Anm. 54), S. 130.

87) Forstner D. (wie Anm. 54), S. 124.

Stammeltern aus dem Paradies das grüne Gras an den Stellen verdorrte, die ihre Füße berührten. *„Sô grôz die sünde wâren, die uns den jâmer bâren* (brachten)*: swâ unser vüeze hin traten, … daz dâ kein grüenes gras nicht enwuochs.“* [88]

Die Farbe Grün weist auf das von Gott verliehene Leben, das durch die Sünde vernichtet werden kann.

Trotz der Bezüge zur Bibel und zur Tradition ist im 9. Jahrhundert – zur Entstehungszeit des Stuttgarter Psalters – noch keine Kanonisierung der Liturgiefarben erfolgt. Eine solche fand erst unter Innozenz III. (1198–1216), sowie unter Pius V. (1566–1572) statt.[89] Im 9. Jahrhundert haben die Farben deshalb eine weite Bedeutungsskala, in der die Bezüge zur Natur ebenso Raum finden wie die Verbindung zur christlichen Heilsgeschichte und zur geistig-seelischen Verfassung des Menschen.

So zeigen die Farbhintergründe im Stuttgarter Psalter ihr eigenes Leben – ähnlich den Symbolzahlen, die in der alten Zeit nicht Quantität, sondern Qualität bedeuten. Durch ihre Lösung vom Gegenständlichen sind sie dem Licht verwandt, von dem sie stammen. Sie öffnen das Auge der Seele für geistige Räume, die sich auf Grund dessen entfalten, was das physische Auge sieht und was sich aus dem Bildzusammenhang als spirituelle Deutung ergibt. Die Farbhintergründe tragen solcherart als wesentlicher Bestandteil der Miniatur zum Verständnis für deren Inhalt bei. Sie sind hinweisende Zeichen; sie sind – im alten Sprachgebrauch – Symbol.

* * * * *

Angesichts des aufgezeigten Bedeutungsreichtums der Farben im Mittelalter ist die Farbwahl des Illustrators im 9. Jahrhundert als Beitrag zur Darstellung des Bildsinns einzustufen. Wir müssen darum fragen (mit Beschränkung auf die Farbhintergründe): *welche* Farben wählt der Miniator des Stuttgarter Psalters für die Gestaltung des Hintergrunds?

Am häufigsten finden wir die Farben GRÜN und VIOLETT. Dazu kommen, etwas weniger häufig, BLAU und (sehr selten) GELB. Leuchtendes Rot wird als Hintergrund nicht verwendet.[90] Das Gleiche gilt für Weiß und Schwarz. In ihrem Symbolwert sind die beiden letzteren Farben dennoch in den Hintergründen der Miniaturen wirksam: nämlich durch Verdunkelung und durch Aufhellung. Schwarz verdunkelt die reine Himmelsfarbe Blau zu einem Graublau, das (gelegentlich ins Graugrün spielend) dem Stuttgarter

88) Mittelalter – Texte und Zeugnisse, hrsg. von de Boor H., 1. Teilband, München, 2. Aufl. 1988 (1. Aufl. 1965), S. 208, Verse 60, 67–68, 69, 71–72.

89) Ein Beispiel für die Veränderung der ursprünglichen Farbsymbolik durch ihre Festlegung in der liturgischen Paramentik ist Violett. Diese Farbe wird nicht, wie im Stuttgarter Psalter, auf den seelisch-geistigen Bereich ganz allgemein bezogen, sondern auf die Anlässe mit Buß- und Sühnecharakter. Siehe Forstner D., (wie Anm. XXX), S. 130.

90) Der kräftige Rotton findet sich hingegen – was außerhalb unserer Betrachtung liegt – in Verbindung mit Dingen, z. B. mit Gewändern, mit den Strahlen der Sonne, mit Blut, mit den Flammen der Hölle.

Psalter eigentümlich ist und das wir die Farbe des Zeitenstroms nennen wollen. Als Mischfarbe hat sie teil am Schwarz, das auf Vergänglichkeit, auf die verrinnende Zeit hindeutet. Zugleich hat sie teil am Blau, dem Sinnbild für Ewigkeit.[91]

Ähnlich ist die Wirkung der Farbe Weiß, die ebenfalls eine andere verändert – nicht durch Verdunkelung, sondern durch Aufhellung. Das ist der Fall für den RÖTLICHEN oder POMERANZENROTEN Streifen, den wir in vier Miniaturen am oberen Rand finden. Er weist auf das bevorstehende Kommen oder auf das unmittelbar vorangegangene Sinken der Sonne, des himmlischen Lichtes, wie wir es in der Natur als Morgen- oder Abendrot erleben.

Auch OCKER wird als Mischfarbe verwendet, und zwar in allen Nuancen: Bräunlich, bläulich oder gelblich. Am unteren Bildrand ist Ocker die Farbe des Erdbodens. Sie zeigt, im physischen Sinn des ptolemäischen Weltbilds, auf „Unten", was aber nicht bedeutet, dass sie dort immer vorhanden sein muss! Auch Violett oder Blau können als unterster Farbstreifen auftreten, oder wir finden Grün ganz oben als Himmelsfarbe. Im ersten Augenblick scheinen die Farbstreifen in willkürlicher Weise übereinander gestaffelt zu sein. Nichts jedoch ist willkürlich in frühmittelalterlicher Kunst! Unsere Frage: Welche Farben verwendet der Miniator?, muss deshalb durch eine zweite Frage ergänzt werden, nämlich: In welcher Reihenfolge sind die Farbstreifen zum Farbhintergrund aufgebaut? Die Antwort soll durch die Betrachtung von Beispielen gegeben werden.

Wir stellen an den Beginn zwei Miniaturen, die nur *eine* Farbe als Hintergrund haben, wodurch der Symbolwert dieser Farbe gut erkennbar wird.

Psalm 81: Hintergrund: GRÜN (fol. 97v)

Psalm 80: Hintergrund: VIOLETT (fol. 96v unten)

Psalm 81 zeigt auf einfarbig grünem Grund Fronarbeit der Israeliten in Ägypten. Psalm 80 hingegen illustriert auf einfarbig violettem Grund die Zerstörungsarbeit eines Ebers, der den vom Jahwe-Gott gepflanzten Weinstock – Sinnbild für Israel – umreißt und abfrisst. In beiden Psalmen: Notsituationen, die jedoch in verschiedenem Licht erscheinen. In Psalm 81, einem Gesang zur Feier des Laubhüttenfestes, gedenkt das Volk vergangener Not; auch der Jahwe-Gott erinnert an die Zeit der Väter, wenn er sagt: *„Du riefst in der Not, und ich riss dich heraus!"* (V. 8). Der grüne Hintergrund dieser Miniatur deutet als Farbe des Diesseits auf harte irdische Realität, die aber – durch die Erinnerung wach gerufen – historischen Charakter annimmt.

---

91) Ein wichtiges Kompendium der mittelalterlichen Farbenbereitung ist die „Mappae clavicula" (Schlüssel zur Malkunst), deren Grundbestand ins 9./10. Jahrhundert zurückreicht, was auch für den sogenannten Heraclius-Traktat gilt. Kaum zu überschätzen ist die Bedeutung von Theophilus Presbyter, der etwa von 1070 bis nach 1125 lebte und in seiner „Schedula" eine Zusammenfassung technischer und kunstgewerblicher Verfahren gab. Siehe Lexikon des Mittelalters, Bd. IV, Sp. 2139; Bd. VI, Sp. 214; Bd. VIII, Sp. 666 f., München 2002.

Anders in Psalm 80, einem Gebet um die Wiederherstellung Israels. *„Du machst uns zum Spielball der Nachbarn, und unsere Feinde verspotten uns“* (V. 7) – so lautet die Klage, die der Psalmist vor Gott bringt. Der wütende Eber ist Sinnbild für die Feinde. Die violette Farbe des Hintergrunds weist auf einen seelisch-geistigen Bereich, der ein Doppelgesicht trägt – er kann gottnah oder gottfern sein! Auch Dämonen haben Zugang zur Seele. Der Miniator zeigt dieses letztere im Symbol der Zerstörung.

Psalm 107: Hintergrund: GRÜN
(fol. 124v) VIOLETT

Differenzierter wird die Aussage, wenn wir als Hintergrund zwei Farben kombiniert finden, etwa Grün und Violett in Psalm 107. Ein Bauer pflügt sein violettes Feld, über dem sich als zweiter horizontaler Streifen die Grünzone aufbaut. Geistbereich unten und Diesseitsbereich oben? Ein tiefer Sinn liegt indessen darin: auch der Acker kann Geistbereich sein! Der Miniator weist im Violett des Ackers auf die Gotteskraft, die das Wachstum von unten bewirkt, die aber auch von oben tätig ist als die Leben schaffende Kraft des Schöpfers – die „Grün-Kraft“ Gottes. Sie verbindet Himmel und Erde, wie Hildegard von Bingen es, über dreihundert Jahre später, so vielfach beschrieben und besungen hat.[92]

Grün kann also – ebenso wie Violett – in verschiedenen Bedeutungen auftreten: als die Farbe himmlischer Lebensfülle einerseits und als die Farbe irdischer historischer Realität andererseits.

Psalm 78: Hintergrund: BLAU
(fol. 90v) OCKER

Das himmelsverwandte Blau ist in Psalm 78 dem Unterricht im Gesetz zugeordnet, auf welchen der Prophet mit überlanger zeigender Hand hinweist. Nur ein schmaler ockerfarbener Bodenstreifen, der sich an einer Stelle zum Hügel erhöht – Sitz für einen der zwei Schüler -, begrenzt den einfarbig blauen Grund. Gottes Weisung ist im Gesetz herabgekommen zur Erde, damit sie das Leben der Menschen durchdringe.

Psalm 127: Hintergrund: BLAU
(fol. 146v) GRÜN

Eine Kombination von Blau und Grün zeigt die Miniatur zu Psalm 127. Der Hintergrund ist streifenförmig aufgeteilt in ein Drittel Blau oben und zwei Drittel Grün unten. Die beiden Farben sind übereinander gelagert. Im Blau ist zwei Mal Gottes Hand zu sehen: sie baut das Haus; sie bewacht die Stadt (V. 1). Vor dem Grün, das ein Drittel mehr Raum beansprucht als das Himmelsblau – Symbol des Lebens im Diesseits -, sehen wir das Treiben der Menschen:

---

92) Siehe u.a.: Hildegard von Bingen, Heilkunde, nach den Quellen übersetzt und erläutert von Schipperges H., Salzburg 1957, 6. Aufl. 1992, S. 303–310. *„Die lebendige Ewigkeit selber ist nicht ohne die Kraft zum Grünen.“* (S. 306).

die einen missachten Gottes Huld; die anderen sind sich seiner Hilfe bewusst, selbst wenn diese Hilfe unvermerkt kommt. („Im Schlaf", V. 2).

Psalm 119: Hintergrund: GRAUBLAU (ins Grünliche spielend)
(fol. 142r) BLAU

Wie aber ist eine Miniatur zu beurteilen, in der das Himmelsblau nicht oben, sondern unten als Bodenstreifen erscheint? Das ist der Fall in der Miniatur zum alphabetischen Psalm 119, Vers 161. *„Fürsten verfolgen mich ohne Grund"*, klagt der Psalmist. Der Miniator illustriert diese Worte christologisch: er zeigt Christus mit Buch und hellem Nimbus, abgeführt durch einen Krieger mit Speer, wozu Pilatus den Befehl gibt, angestiftet durch den hinter ihm stehenden Hohenpriester, der die Hand im Redegestus erhebt. Die Szene spielt sich ab auf einem tiefblauen Bodenstreifen, der etwa ein Drittel des Hintergrunds füllt und auf dem sich ein graublauer Himmelsstreifen aufbaut (der ins Graugrünliche spielt). Graublau, so sagten wir, ist die Farbe des Zeitenstroms, die Farbe der Vergänglichkeit. Das kosmische, leuchtende Blau aber, auf dem Christus steht, ist die Ausstrahlung seiner Göttlichkeit, die sich der Erde mitteilt durch seine Menschwerdung.[93]

Psalm 2: Hintergrund: GRÜN
(fol. 2v)

Fast das gleiche Thema finden wir in der Illustration zu Psalm 2: Christus wird von Pilatus dem König Herodes übergeben. Einfarbig grün ist der Hintergrund. Der Miniator hat die Farbe der diesseitigen Realität, des historischen Faktums, dem Geschehen zugeordnet. Nur der große helle Nimbus um das Haupt Christi weist auf den tieferen Grund dieser Szene: *„Die Könige der Erde stehen auf, die Großen haben sich verbündet gegen den Herrn und seinen Gesalbten."* (V. 2). Der Miniator will nicht – durch einen violetten Hintergrund – auf die seelische Verfassung des gottfernen, erlösungsbedürftigen Menschen weisen, sondern – durch Grün – auf das vom Machthunger gespeiste Handeln der Regenten im Diesseits dieser Erde.

Psalm 141: Hintergrund: VIOLETT
(fol. 155v) GRAUBLAU

Deutlich zu unterscheiden vom kosmischen Blau ist in den Farbgründen der Miniaturen das häufige Graublau des Zeitenstroms, das oft, statt der neutralen Ockerfarbe, die unterste Zone bedeckt. So sehen wir in der Miniatur zu Psalm 141 König David, der, auf seinem Throne sitzend, mit der Krone geschmückt, die Cithara spielt. Er musiziert vor einem tief violetten Hintergrund, der sich dreiecksförmig ins Graublau der Bodenzone hineinsenkt, die steil zu beiden Seiten des Thrones emporsteigt. *„Herr, ich rufe zu dir,"* singt der

93) Vgl. den kürzeren blauen Streifen, welcher in einigen Miniaturen (zu Ps. 21; 71; 86; 91; 109; 120; 145) unter der aus dem Himmel reichenden Segenshand Gottes erscheint – ebenfalls als Symbol ausstrahlender Gotteskraft.

Psalmist, *„eile mir zu Hilfe! … Wie ein Rauchopfer steige mein Gebet vor dir auf."* (V. 1.2). Der violette Hintergrund, in den König David hineinragt, deutet auf das „Rauchopfer", das im Geist-Seelen-Bereich gebracht wird. David erschließt sich diesen Bereich durch sein Spiel, das ihn über Erdenschwere und Vergänglichkeit hinaushebt. Nicht ausgelöscht ist das Graublau. Der Thron, auf dem David sitzt, ist fest in der Bodenzone verankert. Der König kann jedoch emporsteigen durch sein Spiel, sei es auch nur, solang die Töne erklingen. Werden diese auch nach dem Verstummen der Melodie ihre Kraft hineinsenden in das Graublau der Erde, damit ihre Farbe licht wird?

Psalm 119: Hintergrund: GRÜN
(fol. 134v) VIOLETT
GELB
GRAUGRÜN

Im Stuttgarter Psalter finden sich nur wenige Beispiele mit gelbem Hintergrund – am schönsten in der Miniatur zum alphabetischen Psalm 119, der mit den Worten beginnt: *„Herr, weise mir den Weg deiner Gesetze! Ich will ihn einhalten bis ans Ende."* (V. 33). Diesen Vers hat der Maler illustriert.

Wir sehen Moses auf einer gelben Straße der Hand Gottes entgegengehen, welche das Gesetz als Buch aus dem Himmel herabreicht. Moses streckt seine Arme danach aus vor dem Violett des Hintergrundes, der den Seelen- und Geistbereich der Gesetzesübergabe zu erkennen gibt. Abgeschlossen wird der violette Streifen nach oben durch eine gewellte grüne Himmelslinie, nach unten durch das gelbe Band der Straße, die ansteigt und dadurch den Horizontalstreifen eine neue Richtung gibt. In der rechten unteren Ecke ist ein Stück graugrünen Bodenstreifens zu sehen – ebenfalls ansteigend – mit einem kleinen Ölbaum.

Gelb hat die Bedeutung, die später der Farbe des Goldes beigelegt wird: es weist auf das himmlische Licht der überkosmischen geistigen Himmelssphären, die sich über den kosmischen Weltsphären der Planeten und Fixsterne wölben. Unsichtbar ist dieses himmlische Licht dem physischen Auge des Menschen. Doch spiegelt es sich in der Erleuchtung seiner Seele. Auf solche Erleuchtung weist die gelbe Straße, die den von Gott Berufenen nach oben führt. Klein ist die irdische Welt mit dem Ölbaum an der unteren Ecke; groß aber ist der violette Seelen- und Geistbereich, in dem Moses sich bewegt – dem grünen Himmelsstreifen entgegen, der auf das von Gott geschenkte geistige Wachstum der Zukunftsmenschheit deutet.

Psalm 80: Hintergrund: ORANGEROT
(fol. 96v) GRÜN
BRAUN
VIOLETT

Ebenso selten wie der gelbe ist im Stuttgarter Psalter auch der rötliche oder orangefarbene Hintergrundstreifen, der auf das Kommen oder Gehen der Sonne, des Lichtes, der geistigen Erleuchtung weist. In einer Miniatur zu Psalm 80

füllt der horizontale rötliche Streifen die obere Hälfte des Hintergrunds, der grüne Streifen die untere. Zwei Männer pflanzen einen Weinberg an im Grün. Gottes Hand reicht im Sprechgestus aus dem Himmelssegment herab, den Befehl zur Pflanzung erteilend. Das Bündel Stecklinge im rötlichen Himmelsstreifen zeigt, dass Gott die Mittel gibt. Pflanzen jedoch muss der Mensch!

Im Psalmtext allerdings heißt es, dass Gott selbst den Weinstock pflanzt (V. 9). Der Miniator nimmt hier – aus einem neuen Geist heraus – eine bedeutsame Änderung des Textes vor. Die durch Christus vollbrachte Erlösung bedeutet für ihn, dass der Mensch fähig und frei wird, in die Nachfolge Christi zu treten, um darin tätig zu werden, nämlich das Reich Gottes zu bauen, gelenkt und beschenkt durch den Heiligen Geist. Auf die Sorgfalt dieses Bauens deuten die um die Stecklinge angehäufelten Reihen dunkelbrauner Erde, die am unteren Bildrand durch einen schmalen violetten Bodenstreifen abgeschlossen werden.

Reale irdische und reale himmlische Welt gehen ineinander über. Sie bilden ein Ganzes, das dennoch der Zusammenführung durch die Hand Gottes bedarf, die der Miniator im Stuttgarter Psalter so oft gemalt hat.

Zweiter Teil

„Singet dem Herrn ein neues Lied …
Denn er kommt! Denn er kommt!“ (Ps 96, 1.13)

DEUTUNG AUSGEWÄHLTER PSALMEN UNTER DEM ASPEKT DER ZUGEHÖRIGEN ILLUSTRATIONEN

Psalm 19 (18)

Mir stehe vor Augen deine Offenbarung!

[1] Für den Chormeister. Ein Psalm Davids.
[2] Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes, /
vom Werk seiner Hände kündet das Firmament.
[3] Ein Tag sagt es dem andern, /
eine Nacht tut es der andern kund,
[4] ohne Worte und ohne Reden, /
unhörbar bleibt ihre Stimme.
[5] Doch ihre Botschaft geht in die ganze Welt hinaus, /
ihre Kunde bis zu den Enden der Erde.
Dort hat er der Sonne ein Zelt gebaut. /
[6] Sie tritt aus ihrem Gemach hervor wie ein Bräutigam;
sie frohlockt wie ein Held / und läuft ihre Bahn.
[7] Am einen Ende des Himmels geht sie auf /
und läuft bis ans andere Ende; /
nichts kann sich vor ihrer Glut verbergen.
[8] Die Weisung des Herrn ist vollkommen, /
sie erquickt den Menschen.
Das Gesetz des Herrn ist verlässlich, /
den Unwissenden macht es weise.
[9] Die Befehle des Herrn sind richtig, /
sie erfreuen das Herz; das Gebot des Herrn ist lauter, /
es erleuchtet die Augen.
[10] Die Furcht des Herrn ist rein, /
sie besteht für immer. Die Urteile des Herrn sind wahr, /
gerecht sind sie alle.
[11] Sie sind kostbarer als Gold, als Feingold in Menge. /
Sie sind süßer als Honig, als Honig aus Waben.
[12] Auch dein Knecht lässt sich von ihnen warnen; /
wer sie beachtet, hat reichen Lohn.
[13] Wer bemerkt seine eigenen Fehler? /
Sprich mich frei von Schuld, die mir nicht bewusst ist!
[14] Behüte deinen Knecht auch vor vermessenen Menschen; /

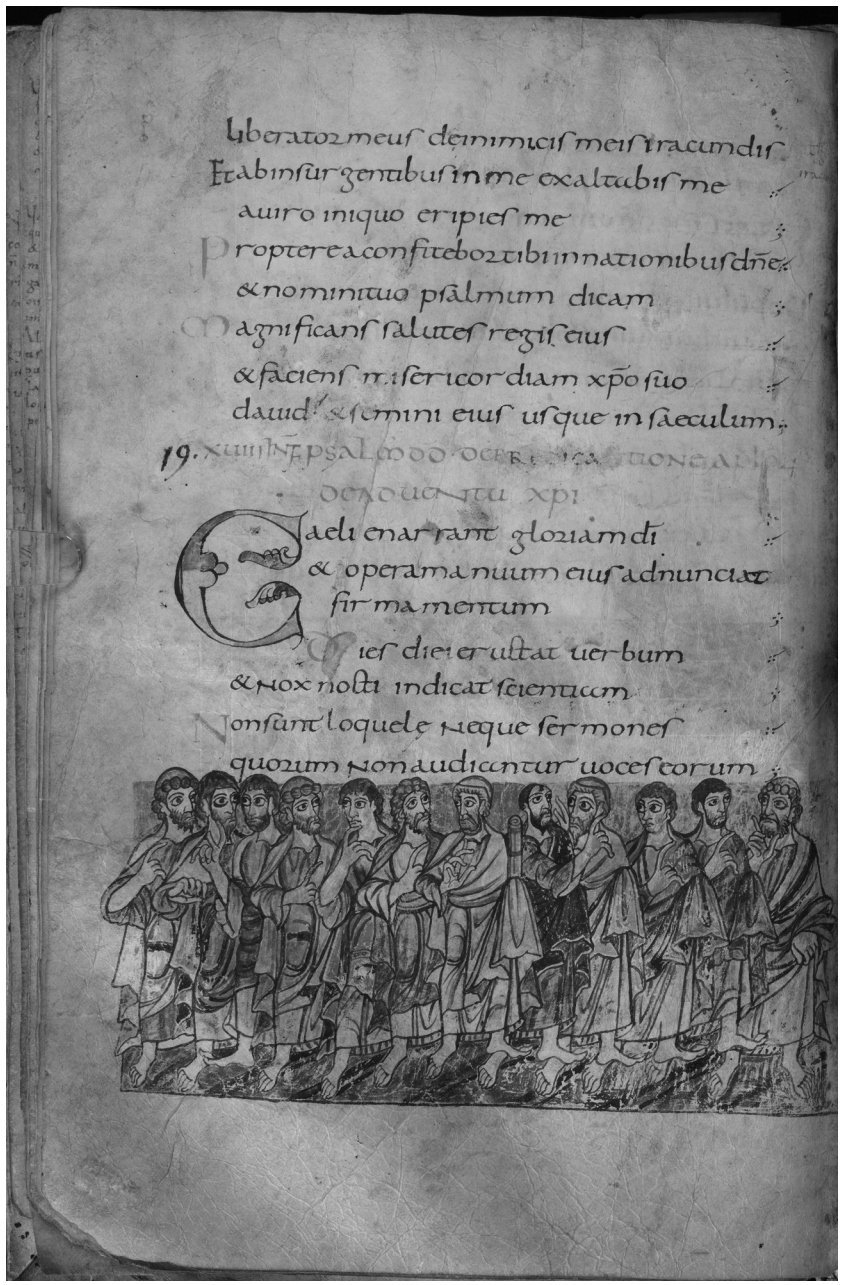


Abb. 1
Psalm 19 (18) *Vers 5* *fol. 22v*

sie sollen nicht über mich herrschen.
Dann bin ich ohne Makel / und rein von schwerer Schuld.
15 Die Worte meines Mundes mögen dir gefallen; /
was ich im Herzen erwäge, stehe dir vor Augen, /
Herr, mein Fels und mein Erlöser.

* * * * *

Doppelt offenbart sich in diesem Psalm die Herrlichkeit des Herrn: sie umgibt uns durch die sichtbare Welt, die er schuf, und sie leitet uns durch das Gesetz, das er gab. „Ohne Worte und ohne Reden" spricht die sichtbare Schöpfung; zugleich geht ihre Botschaft „bis zu den Enden" der Welt, am stärksten durch die Sonne, die alles überstrahlt. (V. 2–7). Mit Worten hingegen spricht das Gesetz. Als „Weisung des Herrn" tut es den Willen des Schöpfers kund. Es „erleuchtet die Augen" des Menschen: innere Augen, geistige Augen! „Kostbarer als Gold" ist das Gesetz, weil es die Beziehung zu Gott herstellt. (V. 8–12).

Jedoch: *„Wer bemerkt seine eigenen Fehler? Sprich mich frei von Schuld, die mir nicht bewusst ist!"* (V. 13). Erstaunlich und fast modern anmutend wirkt der Einbezug des Unbewussten in das Gottesverhältnis des Menschen. Nicht im Sinne moderner Psychologie oder Psychotherapie indessen spricht der Psalmist, sondern aus dem Wissen heraus: Gott kennt auch die unbewussten Sünden, aber er spricht den Frommen, der sich nach einem ungetrübten Verhältnis zu Gott sehnt, von diesen Sünden frei. Das ganze Innere des Menschen soll darum offen liegen vor Gott: *„Was ich im Herzen erwäge, stehe dir vor Augen."* (V. 15).

Die rückhaltlose Hingabe des Frommen an Gott gipfelt in den Worten, mit denen der Psalm endet:

„Herr, mein Fels und mein Erlöser."

Sichtbare und unsichtbare Welt schließen sich zusammen in den beiden Gottesnamen. Leicht zu verstehen ist das Bild des Felsens, der Halt und Festigkeit gibt. Wer aber ist der Erlöser? Das eigentliche Ziel des alttestamentlichen Frommen bleibt im Dunkel des Unerkannten.

Hier setzt der Miniator ein: er malt Heilsgeschichte, wie sie sich vollzog fünfhundert, ja tausend Jahre, nachdem der Psalm entstand.[94] In zwei Bildern stellt er Stufen der Erlösung dar.

Das **erste Bild** zeigt uns die Apostel im leidenschaftlichen Gespräch vor dem grünen Hintergrund irdischer Wirklichkeit, auf dem blaugrauen Boden des irdischen Zeitenstroms stehend. Staunendes Fragen, innerstes Aufge-

94) Kraus H.-J., Psalmen, Biblischer Kommentar, Altes Testament, Bd. XV/1, Neukirchen-Vluyn 1961, 5. Aufl. 1978, S. 299: *„Während Psalm 19, 1–7, alle Kennzeichen eines hohen Alters trägt, ist Psalm 19, 8–15, wohl nicht in die Zeit vor Esra anzusetzen."* (D. h.: wohl nicht in die Zeit vor Mitte des 5. Jahrh. v. Chr.).

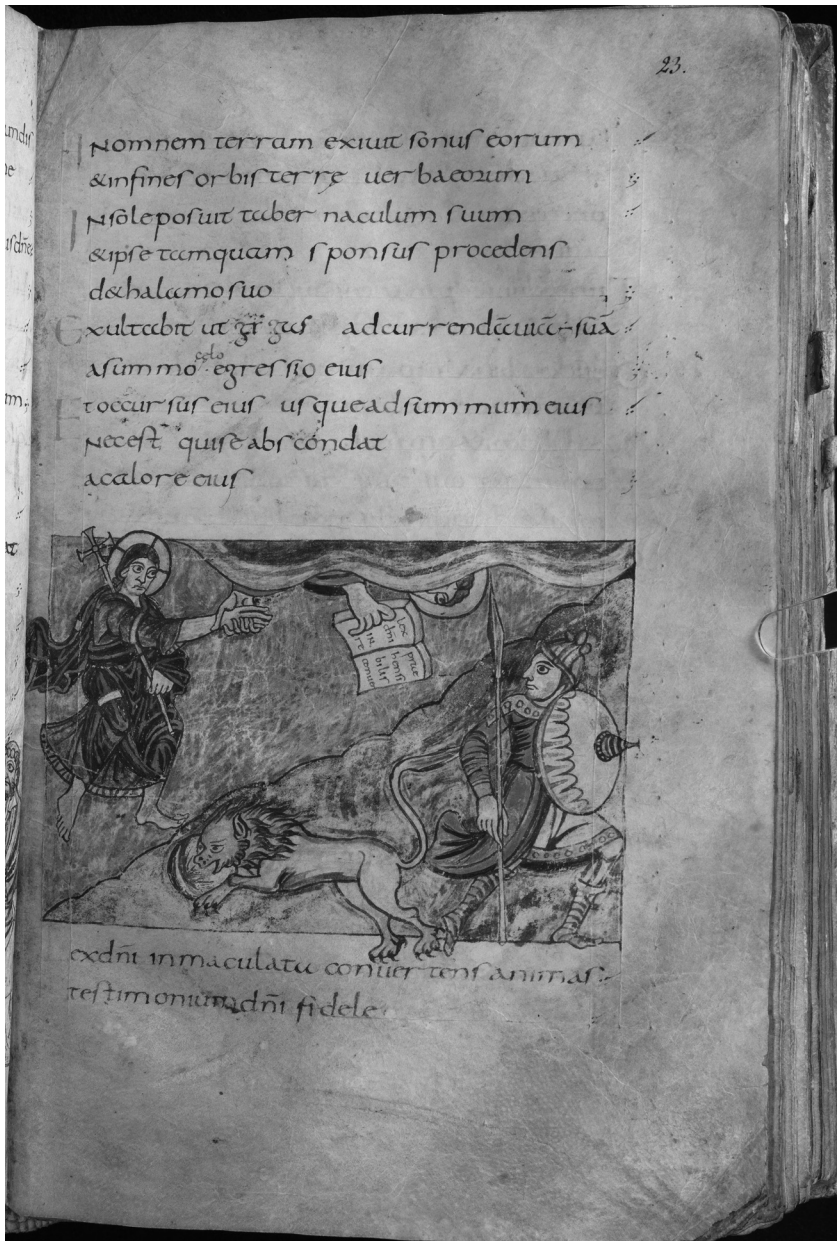


Abb. 2
Psalm 19 (18) Vers 6–7 fol. 23r

wühlt- und Beteiligt-Sein sprechen sich aus in der Haltung, den erhobenen Händen, den hinweisenden Gebärden dieser Menschen.

Was die zwölf Apostel als Zeugen verkünden, ist auf der gegenüberliegenden Seite des Kodex im **zweiten Bild** gemalt: Abstieg, Erdenleben, Opfer und Wiederaufstieg des menschgewordenen Gottessohnes. Vier Aspekte des Erlöserwirkens macht der Maler anschaubar in einem einzigen Bild.

Gleich zu Beginn fällt dessen diagonale Zweiteilung auf. Ein violettes, auf den unteren Bildrand gelagertes Dreieck zieht sich durch das Bild hindurch, ansteigend nach rechts oben, wo es eine Verbindung eingeht mit dem ebenfalls violetten gewellten Himmels- und Wolkenstreifen, der den oberen Bildrand begrenzt. Wie ein Keil schiebt sich zwischen die beiden violetten Gebilde ein grünes Dreieck: Sinnbild der Erdenwirklichkeit, die vom Violett des irdischen und himmlischen Geistbereichs umfasst wird. Das Erlösergeschehen spielt sich in irdischer und in geistiger Realität ab, weil der erlösungsbedürftige Erdenmensch beiden Bereichen angehört. Der Erlöser antwortet als Gottmensch, der die gesamte Himmels- und Erdenwelt durchdringt.

Rechts oben sehen wir – zur Hälfte verdeckt – aus dem Himmelsstreifen ein menschliches Gesicht hervorschauen, von einem hellen Nimbus umrahmt, der aber kein Kreuznimbus ist. Auch die rechte Hand des Himmelswesens wird sichtbar, ein geöffnetes Buch nach unten in das grüne Dreieck des irdischen Bereichs hinabreichend. Die beiden aufgeschlagenen Seiten lassen in klarer Schrift die Worte erkennen: *„Lex Domini inrepraehensibilis conver(tens) (animas)“* [95] – Das Gesetz des Herrn ist untadelig; es bekehrt (die Seelen).

Wir erkennen in dieser Darstellung den präexistenten Christus, der das Gottesgesetz in die Erdenwirklichkeit hinabsendet.

Unterhalb des Himmelswesens sehen wir im violetten Geistbereich der Erde einen bewaffneten Krieger[96] mit Helm, Schild und Speer. Der Speer reicht nach oben bis an den Nimbus des Himmelswesens, wodurch eine Verbindung zwischen beiden entsteht. Der Krieger eilt nach rechts aus dem Bild heraus. Jedoch wendet er sich um zu einem Löwen, der – ebenfalls dem violetten Geistbereich angehörend – nach links in die entgegengesetzte Richtung gekehrt ist.

Krieger und Löwe sind dreifach verbunden: die Klaue des Löwen berührt den gepanzerten Fuß des Kriegers; der Löwenschwanz streift dessen Obergewand, und das Schwanzende des Tieres berührt den Arm des lanzentragenden Mannes. Beachtet man die bereits erwähnte Verbindung zwischen der Lanze des Menschen und dem Nimbus des Himmelswesens, so erkennt man, dass die drei Gestalten zusammengehören.

---

95) Vulgata und Septuaginta fügen das von uns in Klammer gesetzte Wort „animas“ hinzu, das der Miniator weglässt.

96) Der Vulgata-Text spricht vom laufenden „Riesen“. Diese Vorstellung findet sich auch in babylonischer Mythologie (Neue Jerusalemer Bibel, Fußnote zu Psalm 19, 6), wird aber vom Stuttgarter Psalter nicht aufgenommen (im Gegensatz zum Utrecht-Psalter).

Ist im Krieger der menschgewordene Christus zu sehen, der mit geistigen Waffen gegen das Böse kämpft? Wird der Gott, dem Psalmtext entsprechend, als Sonnenheld dargestellt, der seiner Bahn folgt? (V. 6). Der tägliche Lauf des Helden scheint allerdings unterbrochen durch dessen Rückwendung zum Löwen. Wird das Naturgesetz des täglichen Sonnenlaufs vielleicht überhöht durch ein Geschehen, das sich in keine Gesetze fassen lässt?[97]

Wer ist der Löwe, der den Blick des Kriegers auf sich zieht? In der Genesis lesen wir: *„Ein junger Löwe ist Juda. Vom Raub, mein Sohn, wurdest du groß."* Der greise Jakob verbindet diese Aussage mit einer Prophezeihung: *„Nie weicht von Juda das Zepter, der Herrscherstab von seinen Füßen, bis der kommt, dem er gehört, dem der Gehorsam der Völker gebührt."* (Gen 49, 9.10).

Erahnt und ersehnt wurde der Kommende im Alten Bund – so zeigt die Prophetie des Patriarchen. Vom Miniator dargestellt, so erkennen wir, wird der Gekommene, achthundert Jahre nach Golgatha – gemalt als Löwe!

Nur wenige Jahrzehnte nach den Geschehnissen auf Golgatha hört der Apokalyptiker Johannes in seiner Vision, die ihn bis zum Thron Gottes erhoben hat, eine Stimme über diesen Löwen sagen: *„Gesiegt hat der Löwe aus dem Stamm Juda, der Spross aus der Wurzel Davids; er kann das Buch und seine sieben Siegel öffnen."* (Offb 5, 5). Genannt wird der Löwe; erschaut aber wird von Johannes – ein Lamm. *„Es sah aus wie geschlachtet."* (Offb 5, 6). Dazu hört Johannes ein „neues Lied", das an das Lamm gerichtet ist: *„Würdig bist du, das Buch zu nehmen und seine Siegel zu öffnen; denn du wurdest geschlachtet und hast mit deinem Blut Menschen für Gott erworben aus allen Stämmen und Sprachen, aus allen Nationen und Völkern, und du hast sie für unsern Gott zu Königen und Priestern gemacht; und sie werden auf der Erde herrschen."* (Offb 5, 9.10).

Was enthält das in Gottes Hand liegende, versiegelte Buch, das der Apokalyptiker Johannes erschaut? Es enthält den göttlichen Heilsplan! Allein derjenige kann das Buch öffnen, der diesen Heilsplan ausführt.

Wie hat der Löwe aus dem Stamm Juda den Heilsplan Gottes verwirklicht? Als „Lamm"! Pseudo-Ambrosius sagt dazu: *„Das Buch hätte nicht geöffnet werden können, wäre nicht zuvor der Satan besiegt worden."*[98] Das Lamm – so wird deutlich – kämpft gegen das Böse, um den Heilsplan zu verwirklichen. Es kämpft mit geistigen Waffen. Die stärkste Waffe aber ist das freiwillig vergossene Blut des Lammes, durch das es „Menschen aus allen Stämmen und Sprachen für Gott erwirbt". (Offb 5, 9).

In unserer Miniatur zeigt die Kehrtwendung des Kriegers den Umschlag vom Kampf mit Geisteswaffen zum Leiden des menschgewordenen Gottes. Der Kämpfer wird zum Dulder, damit Menschen in seiner Nachfolge zu „Königen und Priestern" werden, um die Erde zum Himmel zurückzuführen.

---

97) Im Albani-Psalter ist der „Held" als „Bräutigam" (V. 6) gemalt, ausgewiesen als Christus durch den Kreuznimbus und das trinitarische Symbol des dreiblättrigen Zweigs in seiner Hand. Vgl. die Ausführungen dazu im Kapitel über Wortillustration.

98) Pseudo-Ambrosius, In Apoc. 5,5. Zit. von Rech Ph., Inbild des Kosmos, Bd. I, Salzburg-Freilassing 1966, S. 190.

Jedoch: die Miniatur stellt weder das Lamm, das „wie geschlachtet" aussieht, noch den Opfertod Christi dar. Wir sehen vielmehr einen Löwen, der mit großer Vitalität eine feuerrote Kugel anspringt. Er gräbt sein offenes Maul in das Gebilde, als wolle er es verschlingen.

Doppelt ist das Symbol des Löwen: es bezeichnet sowohl Christus als auch den Teufel.[99] Als gefährliches Raubtier wird der Löwe in der Bibel oft zum Gleichnis des Bösen. Um seiner Kraft und Kühnheit willen kann der König der Tiere jedoch ebenso zum Symbol Christi werden, dem Sieger über Sünde und Tod.

Der Gedanke, dass der Miniator im violetten Geistbereich den Christuslöwen malt, der das Heilswerk vollbringt, liegt nahe. Dennoch ist das Tun des Tieres rätselhaft! Auf welche Weise besiegt der Christuslöwe das Böse?

Eine Hilfe zum Verständnis finden wir in einem der Briefe des Paulinus von Nola, die um vierhundert entstanden sein mögen.[100] Paulinus greift das uralte Motiv des Verschlingens auf, das oft mit dem Motiv des Herauswürgens vom Verschlungenen gekoppelt ist. Man denke an die biblische Erzählung vom Propheten Jona, der durch einen gewaltigen Fisch verschlungen, nach drei Tagen jedoch auf den Befehl des Herrn ans Land gespieen und dadurch gerettet wird. Schon im Urchristentum hat man diese Bilder auf Tod und Auferstehung Christi bezogen, – von da aus auch auf den neuen Menschen, der durch Christus wiedergeboren wird. Wiedergeburt des Lebens aus dem Tod! Dieser Gedanke kann das Bild des Löwen entschlüsseln, der in unserer Miniatur sein offenes Maul in den Feuerball gräbt.

Paulinus von Nola bezeichnet den Christus-Löwen als „göttlichen Verschlinger", der unseren alten Menschen verschlingt, damit der neue Mensch hervorkomme. *„Indem er uns aufzehrt, tötet er uns für die Sünde, und so stellt er uns wieder her zum Leben."* So ergibt sich die Aufforderung des Autors: *„Verlangen wir also danach, dieses Löwen Beute zu werden, damit wir nicht der Raub des Feindeslöwen seien! Lasst uns die Speise Gottes werden, dass wir nicht der Fraß der Schlange seien! Verzehren möge uns Christus, damit nicht der Teufel uns verschlinge!"* Paulinus fügt hinzu: *„Speise Christi aber können wir nicht sein, wenn wir nicht seinen Willen tun, so dass auch er seinerseits uns zur Speise wird, er, in dem wir immerdar leben, wenn wir leben nach seinen Geboten."* [101]

---

99) Vgl. z. B.: Offb 5,5: *„Gesiegt hat der Löwe aus dem Stamm Juda, der Spross aus der Wurzel Davids"* und 1. Petr 5,8: *„Seid nüchtern und wachsam! Euer Widersacher, der Teufel, geht wie ein brüllender Löwe umher und sucht, wen er verschlingen kann."*

100) Paulinus von Nola, geb. 353 in Bordeaux, gest. 431, empfing 390 die Taufe und siedelte 395 nach Nola in Campanien über. 409 wurde er dort zum Bischof geweiht. Neben seinen Gedichten sind 52 Briefe erhalten, von denen 49 als echt gelten.

101) Paulinus von Nola, Ep. 23, 16. Zit. von Rech Ph., wie Anm. 98, Bd. I, S. 168 und 169. Paulinus knüpft seine Ausführungen an die Geschichte von Simson (Richter 14, 5–9. 12–18), die er als Christus-Prophetie deutet: Der mystische Löwe, der das Böse verschlang, hat dasselbe verwandelt. Denn Simson findet die Süße des Honigs und den Bienenschwarm – Sinnbild der Kirche – im Körper des erschlagenen Tieres.

Wir erkennen: der Christus-Löwe hält den roten Erdball fest – sei es, um ihn zu reinigen von allem Bösen, indem er dieses in sich hineinnimmt und verwandelt, – sei es, um den Erdball zu verschlingen und als „neue Erde" wieder hervorzuspeien.[102] Kraft strömt aus von diesem mystischen Löwen, Kraft, die sich im Kampf gegen das Böse mit dem Leiden und dem Opfertod vereint. Kraft der Verwandlung ist es, die zum Siege führt!

Darauf deutet der vierte Aspekt der Erlösung (wir können auch sagen: des Erlösers), den der Miniator malt. Wir sehen am linken Bildrand im grünen Bereich irdischer, jetzt von Gott durchpulster Wirklichkeit den auferstandenen Heiland, kenntlich an Kreuznimbus und Kreuzstab, gekleidet in eine violette Tunika mit rotem Obergewand, an der rechten Hand gefasst und nach oben geleitet von einer anderen rechten Hand, die aus dem violetten Himmelsstreifen hervorkommt. Es ist die Hand Gottvaters! Neben dieser Hand sendet – wie wir wissen – die Rechte des präexistenten Christus das Gesetz in den Grünbereich hinein, so dass drei rechte Hände, Gotteshände, die Erdenwelt durchwirken.

Ein kleiner Abstand trennt den Fuß des Auferstandenen vom Geistbereich der Erde. Der Miniator deutet dadurch auf die neue Seinsweise des Gottessohnes. Im Geistleib geht der Auferstandene in die Himmelswelt ein, ausgezeichnet durch das wiederhergestellte Menschenbild, das er in den Himmel trägt.

Trotzdem gilt: *„Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt."* (Mt 28,20). Der Miniator deutet auf diese Verheißung durch die kreisförmige Anordnung der vier Erlöserstufen: Gesetzesgabe, Opfer durch die Menschwerdung, Wandlung des Bösen, Himmelfahrt. Nicht auf ein Ende weist die Himmelfahrt Christi, sondern auf Wiederkehr und bleibende Gegenwart. Davon zeugen auch die vier Teile der heiligen Messe durch Evangelium, Opfer, Wandlung und Kommunion.

---

102) Im christlichen Mittelalter dachte man sich die Erde im allgemeinen als kreisrunde Scheibe, den Kosmos aber als Kugel, was in symbolischem Sinn auch für die Erde gelten konnte. *„Denn die Kugel teilt die Symbolik des Kreises, den sie im Bereich der Körper vertritt."* (Heinz-Mohr G., Lexikon der Symbole, München 1971, 11. Aufl. 1992, S. 173).
So ist die Deutung bisweilen schwierig. Im Utrecht-Psalter zum Beispiel (fol. 53a zu Psalm 89, 2 bzw. 90, 2) erscheint die thronende personifizierte Erde *„mit der Erdkugel in der Linken"* laut Lexikon des Mittelalters (Bd. 3, Sp. 2127); ebenso laut Koehler W./Mütherich F., Die karolingischen Miniaturen (6. Bd., 1. Teil, Berlin 1994, S. 112). Das LCI dagegen spricht von „Orbis", der Erdscheibe (Bd. 1, Sp. 659, Art. Erde).
Eindeutig aber ist die Erdkugel zum Beispiel in einem Elfenbein zu erkennen (um 1000, Rahmen gegen 700; Deckel eines Evangeliars, Köln, Schnütgen-Museum), das den thronenden Christus *„in einer gestirnten Glorie"* zeigt, *„die zwei Engel halten; seine Füße ruhen auf der von einer sechskantigen Säule gestützten Erdkugel."* (Steenbock F., Der kirchliche Prachteinband im frühen Mittelalter, S. 124 zu Abb. 63).
Die rote Farbe der vom Miniator im Stuttgarter Psalter gemalten Kugel könnte ein Hinweis auf die visionäre Erscheinung des Vorgangs sein. Vgl. Heinz-Mohr G. (wie Anm. 102, oben), S. 174: *„Eine feurige Kugel (Hinweis auf eine Vision) erscheint bei Benedikt von Nursia"* (u.a.).

Der Auferstandene führt Himmel und Erde zusammen durch seine Wandlung des Bösen. Auch das Böse soll erlöst werden! Noch ist es zugelassen von Gott: der Mensch soll im Geist und in der Nachfolge des Erlösers das Werk fortsetzen und dadurch selbst Verwandlung erfahren.

Psalm 40 (39)

„Vollendet ist uns der Leib, –
mögen wir im Leibe vollendet werden." [103]

[1] Für den Chormeister. Ein Psalm Davids.
[2] Ich hoffte, ja ich hoffte auf den Herrn. /
Da neigte er sich mir zu und hörte mein Schreien.
[3] Er zog mich herauf aus der Grube des Grauens, / aus Schlamm und Morast.
Er stellte meine Füße auf den Fels, / machte fest meine Schritte.
[4] Er legte mir ein neues Lied in den Mund, /
einen Lobgesang auf ihn, unsern Gott.
Viele werden es sehen, sich in Ehrfurcht neigen / und auf den Herrn vertrauen.
[5] Wohl dem Mann, der auf den Herrn sein Vertrauen setzt, /
sich nicht zu den Stolzen hält / noch zu treulosen Lügnern.
[6] Zahlreich sind die Wunder, die du getan hast, / und deine Pläne mit uns; /
Herr, mein Gott, nichts kommt dir gleich.
Wollte ich von ihnen künden und reden, / es wären mehr, als man zählen kann.
[7] An Schlacht- und Speiseopfern hast du kein Gefallen, /
Brand- und Sündopfer forderst du nicht.
Doch das Gehör hast du mir eingepflanzt;
[8] darum sage ich: Ja, ich komme. /
In dieser Schriftrolle steht, was an mir geschehen ist.
[9] Deinen Willen zu tun, mein Gott, macht mir Freude, /
deine Weisung trag' ich im Herzen.
[10] Gerechtigkeit verkünde ich in großer Gemeinde, /
meine Lippen verschließe ich nicht; Herr, du weißt es.
[11] Deine Gerechtigkeit verberge ich nicht im Herzen, /
ich spreche von deiner Treue und Hilfe,
ich schweige nicht über deine Huld und Wahrheit / vor der großen Gemeinde.
[12] Du, Herr, verschließ mir nicht dein Erbarmen, /
deine Huld und Wahrheit mögen mich immer behüten!
[13] Denn Leiden ohne Zahl umfangen mich, /
meine Sünden holen mich ein, / ich vermag nicht mehr aufzusehn.
Zahlreicher sind sie als die Haare auf meinem Kopf, /

---

103) Augustinus (wie Anm. 1), S. 64, zu Psalm 40 (39).

der Mut hat mich ganz verlassen.
14 Gewähre mir die Gunst, Herr, und reiß mich heraus; /
Herr, eile mir zu Hilfe!
15 In Schmach und Schande sollen alle fallen, /
die mir nach dem Leben trachten.
Zurückweichen sollen sie und vor Scham erröten, /
die sich über mein Unglück freuen.
16 Vor Schande sollen alle schaudern, /
die zu mir sagen: „Dir geschieht recht."
17 Alle, die dich suchen, frohlocken; / sie mögen sich freuen in dir.
Die dein Heil lieben, sollen immer sagen: / Groß ist Gott, der Herr.
18 Ich bin arm und gebeugt; / der Herr aber sorgt für mich.
Meine Hilfe und mein Retter bist du. / Mein Gott, säume doch nicht!

* * * * *

Der Psalmist ist aus größter Not und Anfechtung von Gott gerettet worden und hat die Gabe des „neuen Liedes" empfangen, das der Allmächtige als „Lobgesang" in des Sängers Mund legte (V. 2–5). Göttlicher Gnade entspringt es, dass der Psalmist des Herrn Güte, seine Wunder und seine Führung in Worten und Tönen feiern kann.

Noch mehr sagt das „neue Lied" aus. Es feiert nicht nur vergangene Heilstaten Gottes, sondern auch künftige. Dem Sänger wird ein prophetischer Blick geschenkt in die Heilsabsichten, die Gott mit dem Menschen hat. (V. 6). So ist der Ruf des Sängers eine Antwort an Gott: *„Ja, ich komme! In dieser Schriftrolle steht von mir geschrieben."* V. 8). Großes geschah dem Sänger: *„Das Gehör hast du mir eingepflanzt!"* (V. 7).[104] Das heißt: Der Mensch kann Gottes Willen hören und befolgen, weil Gott ihm „Ohren" gab – geistige Ohren!

Was aber ist der göttliche Wille, den der Sänger vernahm? *„An Schlacht- und Speiseopfern hast du kein Gefallen, Brand- und Sündopfer forderst du nicht."* (V. 7). Wir erkennen in diesen Worten die von den Propheten gebrachte Verinnerlichung der Gottesbeziehung. Das „neue Lied" feiert ein neues Gottesverhältnis! Denn die rein äußerliche Befolgung von Gesetzesvorschriften ohne innere Beteiligung kann Gott nicht mehr genügen. Das „Blut von Böcken und jungen Stieren" kann den Weg zu Gott nicht öffnen. (Hebr 9, 12). Wodurch aber wird die ersehnte „ewige Erlösung" (Hebr 9, 12) bewirkt? Erst nach Kreuzesopfer und Auferstehung Christi kann von einer solchen gesprochen werden.

Der Verfasser des Hebräer-Briefes ist wohl einer der ersten, der den 40. Psalm in messianischem Sinn auf Christus Jesus bezieht (etwa in den Jahren 85–90 nach der Zeitenwende). Er zitiert Psalm 40 in seinem Brief entsprechend der griechischen Lesart. Statt: *„Ohren hast du mir gegeben"* lesen wir: *„einen Leib*

104) Zu den verschiedenen Lesarten dieser Stelle siehe Anm. 105.

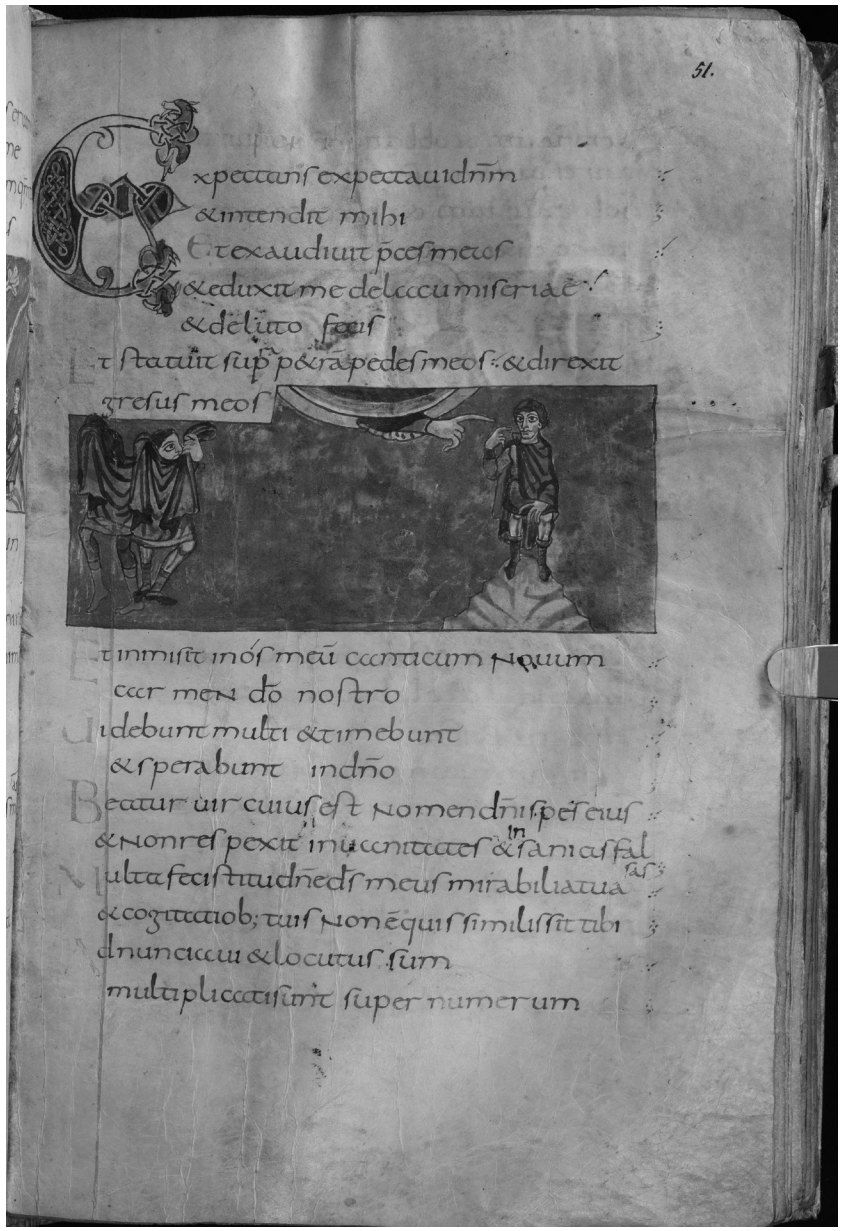


Abb. 3
Psalm 40 (39) Vers 4 fol. 51r

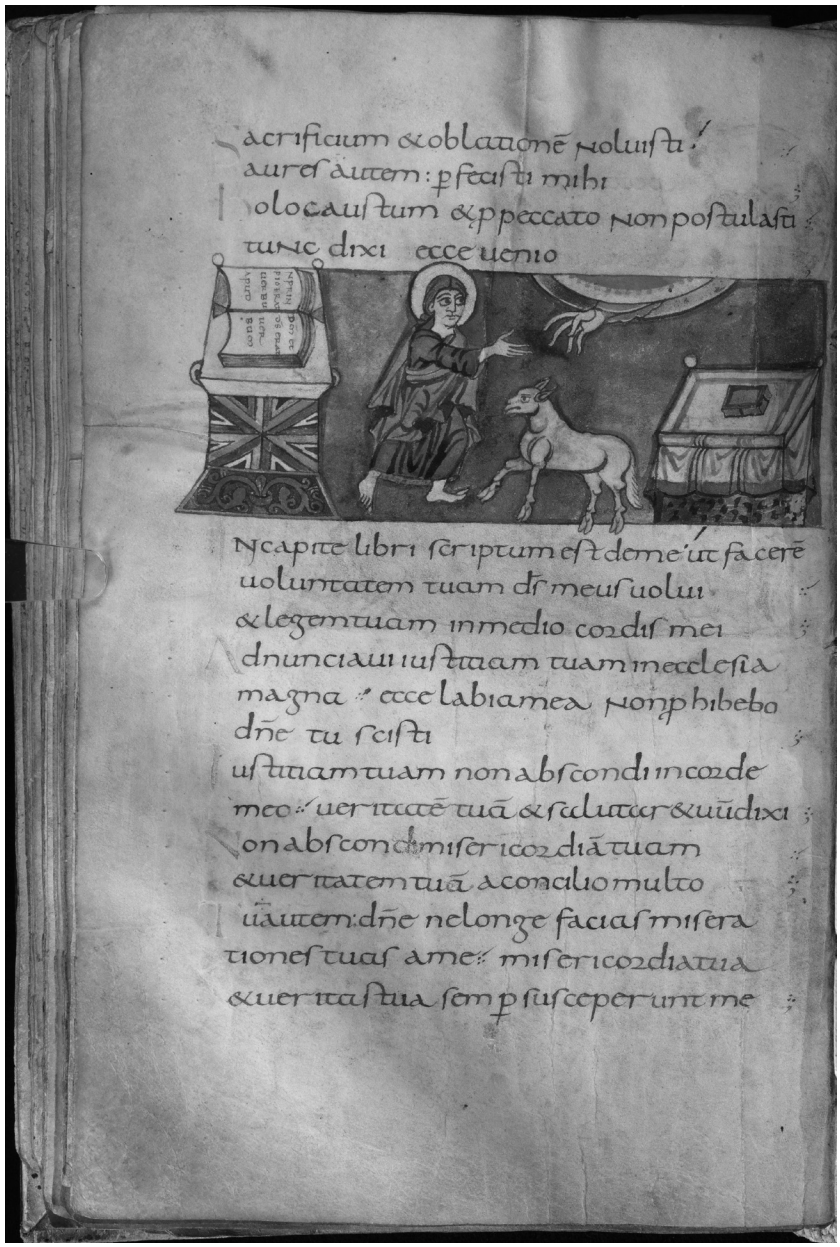


Abb. 4
Psalm 40 (39) *Vers 7–8* *fol. 51v*

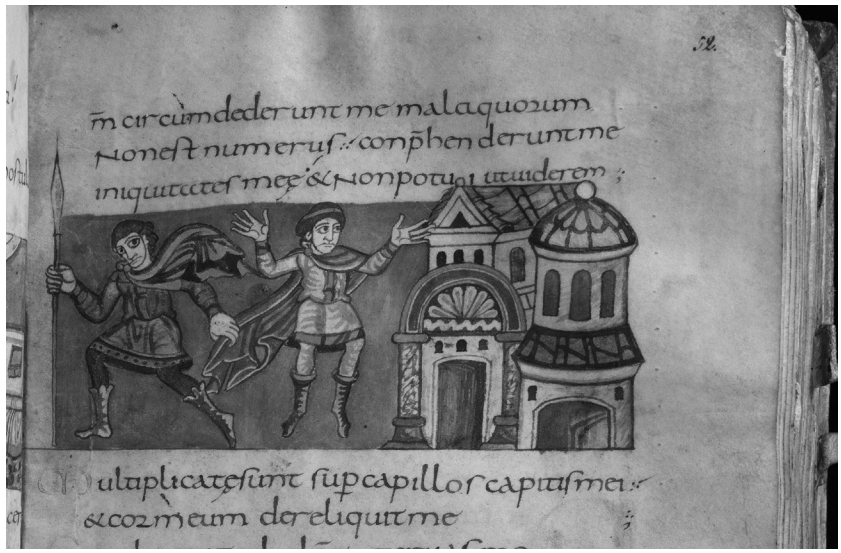


Abb. 5
Psalm 40 (39) *Vers 13* *fol. 52r oben*

Abb. 6
Psalm 40 (39) *Vers 15* *fol. 52r unten*

hast du mir geschaffen[105] *…Da sagte ich: Ja, ich komme – so steht es über mich in der Schriftrolle -, um deinen Willen, Gott, zu tun.*" (Hebr 10, 5.7).

Was aber ist der Wille Gottes? Erst nach dem „Eintritt Christi in die Welt" (Hebr 10, 4) kann die Antwort gegeben werden. Der Wille Gottes ist das einmalige freiwillige und einzig wirksame Opfer des menschgewordenen Gottessohnes, denn nur das Blut des Gottmenschen kann den in Sünde und Gottferne gefallenen Sterblichen entsühnen. *„Aufgrund dieses Willens sind wir durch die Opfergabe des Leibes Jesu Christi ein für allemal geheiligt."* (Hebr 10, 10). *„Wo aber die Sünden vergeben sind, da gibt es kein Sündopfer mehr."* (Hebr 10, 18). *„Deshalb ist er* (Christus) *der Mittler eines Neuen Bundes."* (Hebr 9, 15).

Davon zeugt das „neue Lied": von der „ewigen Erlösung", die Christi „eigenes Blut" bewirkte. (Hebr 9, 12). Das Kreuz, an dem Christus Jesus durch den Menschentod ging, ist darum zum Heilszeichen geworden.

Psalm 40 deutet jedoch nicht auf den Opfertod des kommenden Messias, sondern auf dessen Bereitschaft, Gottes Willen zu tun. Wie stellt der Maler diesen komplexen Zusammenhang dar, in dem es nicht um eine Handlung, sondern um eine innere Haltung geht?

Erstes Bild: Anknüpfungspunkt für den Miniator ist der Psalmvers über das „neue Lied", das an dieser Stelle zum ersten Mal im Psalter erwähnt wird:

„Er legte mir ein neues Lied in den Mund,
einen Lobgesang auf ihn, unsern Gott"
(Vers 4)

Wir sehen den Psalmisten auf einem hohen Berg stehen, mit der Rechten im Zeigegestus auf seinen Mund deutend. Gottes rechte Hand kommt aus dem violetten, gelbgesäumten Himmelssegment hervor und deutet mit überlangem Zeigefinger ebenfalls auf des Sängers Mund. Die beiden Finger von Gott und Mensch berühren sich fast: Gott schenkt dem Sänger durch diese Geste das neue Lied.

Die Szene spielt in einem weiten kosmischen Raum, wie die rein blaue Himmelsfarbe des Hintergrunds anzeigt. In diesen Raum hinein ragt der Bergesgipfel als erhöhter Standort des Sängers. Dessen linke Hand deutet auf zwei Männer, die am Bildrand stehen und ihr Gesicht halb oder ganz verhüllen, um sich vor dem Anblick der Gotteshand, das heißt des göttlichen Wirkens, zu schützen.

Das **zweite Bild** führt in den Geistbereich der Erdenwelt. Die Szene spielt sich ab vor tiefem Violett. Zwei Altäre sind sichtbar: am linken Bildrand ein Altar ohne Tuch, der den Opferaltären des Alten Bundes gleicht, jedoch christlich überformt ist. Ein Schrägkreuz, das, vereint mit einem griechischen Kreuz, acht Strahlen entsendet, füllt die Schmalseite des Altars. Der Teppich vor dem Altar zeigt, eingewoben, eine Vase mit zwei Ranken, die Weinranken sein

105) Drei berühmte Handschriften der Septuaginta haben diese Lesart: der Codex Vaticanus, 4. Jahrh.; der Codex Sinaiticus, 4. Jahrh.; der Codex Alexandrinus, 5. Jahrh.

könnten. Auf dem Altar liegt ein offenes Buch, in dem der Beginn des Johannes-Evangeliums zu lesen ist: *„(I)n prin(ci)pio erat verbum apud Deum et Deus erat verbum."* – Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.

Der zweite Altar, der am rechten Bildrand steht, bedeckt mit einem weißen Tuch, ist ein christlicher Altar. In seiner Mitte liegt ein versiegeltes Buch, das verhüllte Zukunft enthält.

Die beiden Altäre versinnbilden Weltenbeginn und Welterlösung. Einer Weltenbühne gleich ist der Raum zwischen den Altären ausgespannt, verbunden mit Zeit und Ort – dennoch menschlichem Erfassen entzogen. Gottes Hand kommt, durch den Segensgestus sprechend, aus dem roten, blaugesäumten Himmelssegment hervor und nähert sich der ausgestreckten Hand Christi, der, am Nimbus erkennbar, Gottvater entgegeneilt, um seinerseits dessen Hand zu fassen.

Der Miniator stellt den Augenblick dar, in welchem Christus seine Bereitschaft ausdrückt, den Willen des Vaters zu erfüllen:

„Siehe, ich komme!
Im Buch ist von mir geschrieben."
(Vers 8)[106]

Der Heiland bezieht sich auf die zahlreichen Stellen im Alten Testament, wo Propheten aus begnadeter Schau auf das Kommen des Messias weisen. Nach den Ereignissen von Golgatha dienen diese Stellen in der Heiligen Schrift für die frühen Christen zur Stärkung des Glaubens, denn die Visionen haben sich erfüllt! So sagt Augustinus in seiner Auslegung zu Psalm 40 (39): *„Wer redet in diesem Psalm? Kurz gesagt: Christus."* [107]

Was Augustinus als Exeget hervorhebt, macht der Maler im Bilde anschaubar. Er kann deshalb eine dritte Gestalt in die Miniatur einbringen, die der Psalmist nicht kennt: nämlich das Lamm. Es wird die Siegel des verschlossenen Buches öffnen können, weil es den göttlichen Willen erfüllt.

Wir sehen es vom Altar, auf dem das verschlossene Buch liegt, zu Christus eilen. Es blickt zu ihm auf, als wolle es sagen: „Ich bin Du! Wir sind eins!" Über dem Lamm ist die segnende und dadurch sprechende Hand Gottes, die auf Christus ebenso deutet wie auf das Opferlamm.[108]

---

106) Übersetzung Luthers

107) Augustinus (wie Anm. 1), S. 63.

108) Eine dem Stuttgarter Psalter verwandte Auffassung zeigt sich im Großen Evangeliar Bernwards von Hildesheim (um 1015): Über dem auf Erden menschgewordenen Gotteskind thront im Himmel Christus, der auf seinem Schoß mit der Linken das verschlossene Lebensbuch hält und mit der Rechten eine blaue runde Scheibe umfasst, die das Lebensbuch berührt und auf der das Lamm mit rotem Kreuznimbus zu sehen ist, ein Vorderbein hebend und auf das Buch des Lebens legend. Es drückt dadurch seine Bereitschaft aus, als Opferlamm das Heilswerk zu vollbringen, das im Lebensbuch vorausgeschaut ist.

Der Utrecht-Psalter (um 830) zeigt einen Mann, der zwei verschmähte Opfertiere vom Tempel wegführt; der Opfertisch dort bleibt leer.[109] Im Stuttgarter Psalter dagegen ist ein einziges Opfertier, das Lamm, dargestellt, das zum Erlöser eilt, um sich ihm zu vereinen, was nur durch die Kraft des Heiligen Geistes möglich ist.

Ein dreifacher Wille wirkt auf der Weltenbühne, die der Miniator zwischen den beiden Altären andeutet: der Wille des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Davon singt das „neue Lied", das Lied vom Erlöser, das Lied vom Lamm.[110]

* * * * *

Der Maler lässt auf die gewaltigen Aussagen der beiden ersten Bilder zwei weitere Miniaturen folgen, die zunächst den Eindruck erwecken, als hätten sie mit dem Psalm nichts zu tun. Tatsächlich ist man der Auffassung, dass Psalm 40 in zwei Teile zerfällt, die ursprünglich nicht zusammengehörten, denn die Verse 14–18 des zweiten Teils finden sich fast wörtlich mit nur wenigen Textabweichungen im Psalm 70 als selbständiges Lied. Da in der Septuaginta die Zusammenstellung der zwei verschiedenen Teile von Psalm 40 schon durchgeführt ist, muss dieselbe vor der Übersetzung der Septuaginta ins Griechische erfolgt sein (das heißt, vor dem 3. beziehungsweise 2. Jahrhundert vor Christus).

Man hat sich vergeblich gefragt, warum Nicht-Zusammengehöriges im Psalm 40 verbunden wurde.[111] Der Miniator antwortet durch sein drittes und viertes Bild. Anknüpfungspunkt ist für ihn der überleitende Vers 13 des Psalmisten:

„Leiden ohne Zahl umfangen mich,
meine Sünden holen mich ein."

Gemalt sehen wir im **dritten Bild** den Sänger, betend zum Tempel hin gekehrt, während ein bewaffneter Feind ihn am Mantel in die entgegengesetzte Richtung reißt.

Das **vierte Bild** greift ein Motiv des ersten auf, in welchem, wie wir wissen, Menschen sich verhüllen aus Furcht vor Gott. Im vierten Bild indessen verhüllen sich Menschen aus „Scham" vor einem Menschen, nämlich dem Psalmi-

---

109) Köhler W. und Mütherich F., Die karolingischen Miniaturen, 6. Bd., Die Schule von Reims, 1. Teil: Textband, S. 97; Tafelband, fol. 23a, Berlin 1994.

110) Auch in der Johannesapokalypse finden wir (unter eschatologischem Aspekt) mit dem „neuen Lied" verbunden die Öffnung des versiegelten Buches durch das Lamm, „das geschlachtet wurde" und dadurch „Menschen für Gott erworben" hat. (Offb 5, 9).

111) Siehe Kraus H.-J., Psalmen, Bd. XV/1 (wie Anm. 94), S. 459: *„Es ist davon auszugehen, dass zwei verschiedene Psalmen in Psalm 40 zusammengestellt worden sind. Aus welchem Grund, das ist nicht zu ermitteln."*

sten, der mit überlangem Finger und vielsagendem Blick auf sie zeigt. Angesichts der Feinde hat der Psalmist nämlich Gott gebeten: *„Zurückweichen sollen sie und vor Scham erröten, die sich über mein Unglück freuen."* (V. 15).

Der Miniator setzt die Erfüllung der Bitte, die Gottes Macht zeigt, vor einen ähnlich leuchtend blauen Himmel wie die Gabe des „neuen Liedes". Gottes Hand ist zwar nicht zu sehen. Der Allmächtige aber ist gegenwärtig in der kosmischen Weite des Himmels, dessen Blau in Erdennähe abgelöst wird von der rötlichen Farbe des Morgen- oder Abendrots, das auf Sonnennähe weist.

Der Psalmist ist in ein tiefviolettes Gewand gehüllt; er sitzt auf der Spitze eines erdfarbenen Hügels, aus dem eine fruchttragende Dattelpalme wächst. Die sich schämenden Menschen drängen sich auf einem blaugrauen Hügel zusammen, der die Farbe des Zeitenstromes trägt und aus dem ein Baum ohne Früchte ragt.

Für dieses vierte Bild des Miniators mag die Psalmauslegung durch Augustinus Pate gestanden haben. Des Kirchenvaters Worte beziehen sich zunächst auf die Ablehnung der Tieropfer durch Gott: *„Opfer wolltest du keine."* Dann folgt jedoch eine ganz neue Blickrichtung: *„Wie denn? Wären wir seit jener Zeit ohne Opfer entlassen? Das sei fern! Einen Leib aber hast du mir vollendet. … In diesem Leibe sind wir, an diesem haben wir teil, wir wissen, was wir empfangen."* [112]

Auf was für „Opfer" deutet Augustinus, die der Gläubige statt der Tieropfer zu bringen hat? Es sind innere Opfer, die dem seelisch-geistigen Bereich entspringen, wie Christus in der Bergpredigt darlegt. Damit der Mensch solche Opfer bringen kann, hat Christus ihm „einen Leib vollendet". Gemeint ist der im Sühnetod am Kreuz geopferte Leib Christi, der sich zum Auferstehungsleib wandelt und dadurch den Gläubigen Erlösung schenkt. Weil diese teilhaben am Erlöser durch den Geist Christi, der sie verbindet, wachsen sie zusammen zu *„Christi Leib; jeder einzelne ist ein Glied an ihm."* (1. Kor 12, 27).[113]

So bildet sich der Leib der Kirche: durch die Teilhabe der Gläubigen am Leib des Lammes, der sich in der Auferstehung vollendet.

Augustinus wendet darauf den Blick in die Zukunft: *„Vollendet ist uns der Leib, – mögen wir im Leibe vollendet werden!"* [114] Jedes Glied am Leibe Christi hat eine seiner Kraft entsprechende Aufgabe. Durch die Erfüllung aller Dienste wächst der Leib und wachsen seine Glieder.

In solchem Geist des Augustinus malt der Miniator sein viertes Bild. Er gibt dem Psalm eine Fortsetzung, indem er durch seine Illustration den alttestamentlichen Text in eine christliche Zukunft hineinführt. Zunächst zeigt er die Erfüllung von des Psalmisten Bitte: die Feinde „schämen" sich. Gott hat gehandelt – jedoch auf andere Art, als der Sänger erwartet hat. Gott handelt im Sänger selbst!

---

112) Augustinus (wie Anm. 1), S. 64.

113) Vgl. Röm 12, 4 f.; 1. Kor 6, 15; 10, 17; 12, 12.20.27; Eph 4, 12.16; 5, 30; Kol 1, 18; Hebr 10, 5 (Zitat von Psalm 40, 7 laut Vulgata-Text).

114) Augustinus (wie Anm. 1), S. 64.

Die „Opfer“, von denen Augustinus spricht, werden im Herzen gebracht. Was der Psalmist im Innern erlebt, hat Ausstrahlungskraft: es wirkt in die irdische Realität hinein. Gott wirkt durch den Menschen auf Menschen! Der Psalmtext bezeichnet die Reaktion der Feinde als „Scham“. Der Miniator aber malt einen Gesinnungswandel, der den Sänger und zugleich dessen Feinde erfasst. So kann der „Leib Christi“ entstehen.

Psalm 41 (40)

Erlösung statt Vergeltung

[1] Für den Chormeister. Ein Psalm Davids.
[2] Wohl dem, der sich des Schwachen annimmt; /
zur Zeit des Unheils wird der Herr ihn retten.
[3] Ihn wird der Herr behüten /
und am Leben erhalten.
Man preist ihn glücklich im Land. /
Gib ihn nicht seinen gierigen Feinden preis!
[4] Auf dem Krankenbett wird der Herr ihn stärken; /
seine Krankheit verwandelst du in Kraft.
[5] Ich sagte: Herr, sei mir gnädig, /
heile mich; denn ich habe gegen dich gesündigt.
[6] Meine Feinde reden böse über mich: /
„Wann stirbt er endlich, und wann vergeht sein Name?“
[7] Besucht mich jemand, /
so kommen seine Worte aus falschem Herzen.
Er häuft in sich Bosheit an, /
dann geht er hinaus und redet.
[8] Im Hass gegen mich sind sich alle einig; /
sie tuscheln über mich und sinnen auf Unheil:
[9] „Verderben hat sich über ihn ergossen; /
wer einmal daliegt, steht nicht mehr auf.“
[10] Auch mein Freund, dem ich vertraute, /
der mein Brot aß, hat gegen mich geprahlt.
[11] Du aber, Herr, sei mir gnädig; /
richte mich auf, damit ich ihnen vergelten kann.
[12] Daran erkenne ich, dass du an mir Gefallen hast: /
wenn mein Feind nicht über mich triumphieren darf.
[13] Weil ich aufrichtig bin, hältst du mich fest /
und stellst mich vor dein Antlitz für immer.
[14] Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels, /
von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen, ja amen.

* * * * *

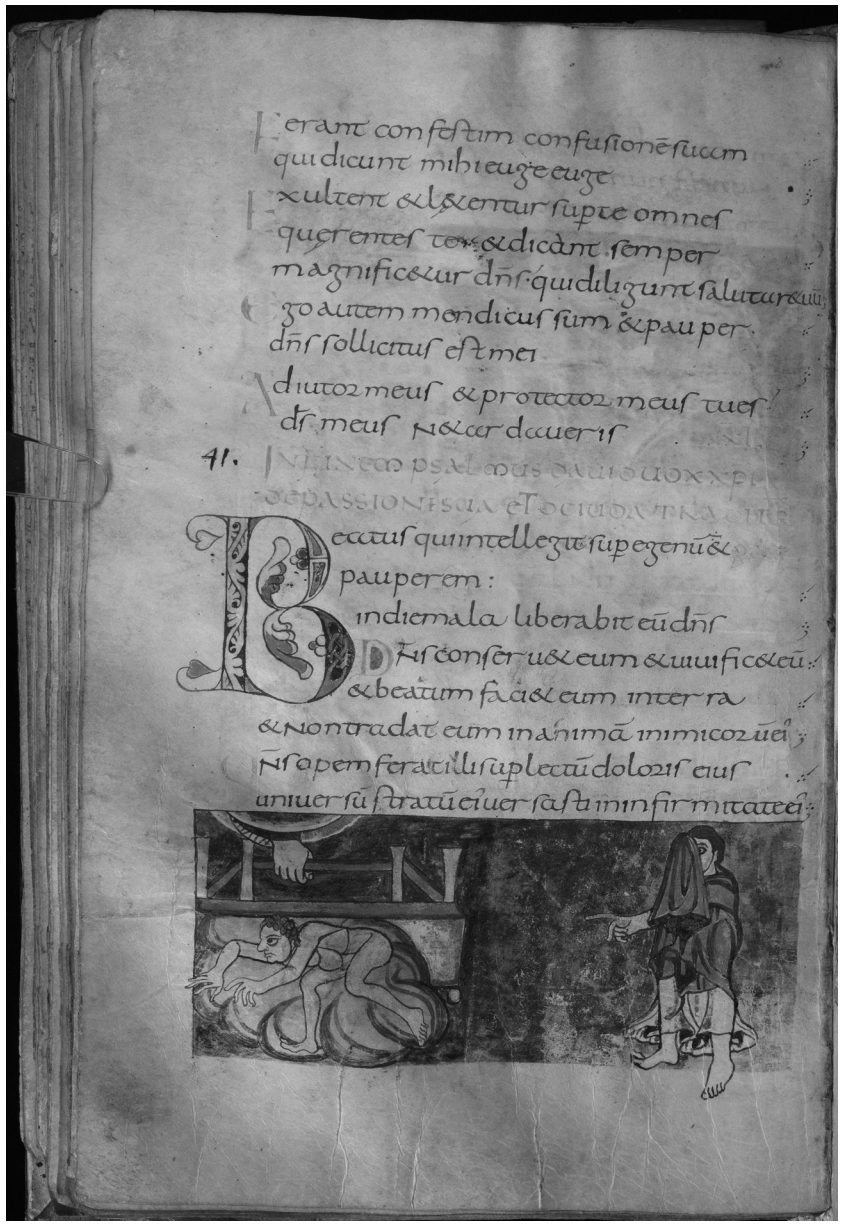


Abb. 7
Psalm 41 (40) *Vers 4* *fol. 52v*

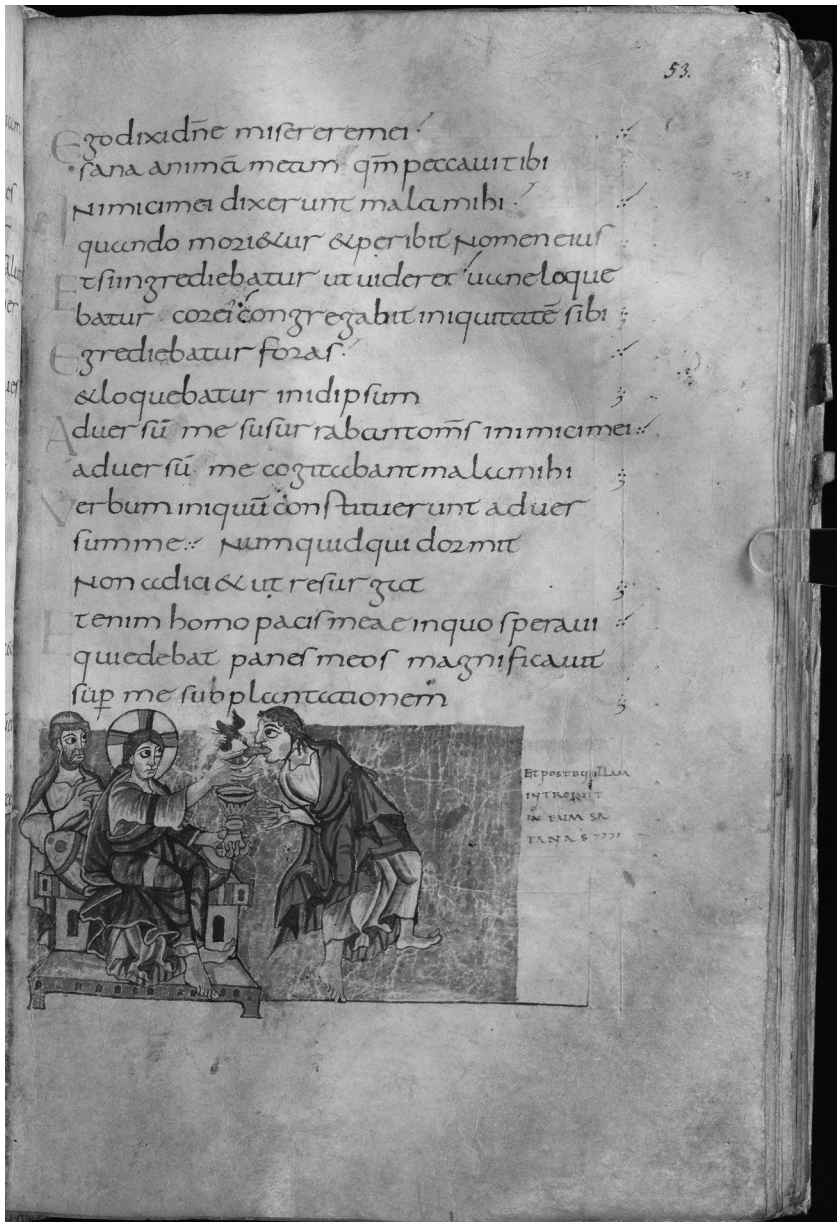


Abb. 8
Psalm 41 (40) Vers 10 fol. 53r

Dass Krankheit als Strafe für Sünde aufzufassen ist – diese Vorstellung gehört zum alten Israel. Darum betet der Kranke in Psalm 41: *„Herr, sei mir gnädig, heile mich, denn ich habe gegen dich gesündigt."* (V. 5).[115] Das Bekenntnis der Sünde soll einen neuen Weg zum Herrn bahnen.

Die gestörte Gottesbeziehung wirkt sich auf das Verhältnis zu den Mitmenschen aus. Die Feinde reden böse über den Kranken: *„Wann stirbt er endlich?"* (V. 6). *„Im Hass"* gegen ihn *„sind sich alle einig."* (V. 8). Sogar die Freunde bleiben fern, – sie werden zu Feinden. Denn sie planen Unheil und Verderben, weil sie den Kranken wegen seiner Verstrickung in Sünde als einen von Gott Verworfenen betrachten. Deshalb richtet der Kranke an Gott die Worte: *„Daran erkenne ich, dass du an mir Gefallen hast: wenn mein Feind nicht über mich triumphieren darf."* (V. 12).

Wie antwortet Gott? Der Psalmist, der das Gebet des Kranken einführt, schickt eine Antwort voraus: *„Auf dem Krankenbett wird der Herr ihn stärken."* Unversehens geht diese allgemeine Aussage über in die Du-Anrede an Gott: *„Sein ganzes Lager wendest du in seiner Krankheit."* (V. 4). Diese Formulierung der Vulgata hat bei den heutigen Übersetzern Befremden erregt, ja sogar den Verdacht, dass der Text verderbt ist. Deshalb finden wir in der Einheitsübersetzung die interpretierende Übertragung: *„Seine Krankheit verwandelst du in Kraft."* Die Aussage ist durch den Verzicht auf die Metapher von der „Umwendung" des Bettes verständlicher geworden, hat aber ihren eigentlichen Kern verloren: nämlich die Mitteilung, **wie** Gott neue Kraft gibt. Ein Hinweis darauf verbirgt sich im bildhaften Ausdruck vom „Wenden", vom „Kippen" des Bettes.

Gegen Ende seines Gebetes – im Zusammenhang mit der bitteren Erfahrung, dass selbst die Freunde zu Feinden werden – spricht der Kranke sehr klar aus, wozu ihm neue Kraft vonnöten ist: *„Du aber, Herr, sei mir gnädig; richte mich auf, damit ich ihnen vergelten kann."* (V. 11). Vergeltung ist das Ziel der Genesung, denn der alttestamentliche Fromme dient Gott, wie er glaubt, durch die Vernichtung des Bösen.

Erstes Bild: Wie verhält sich der Miniator diesem Psalmtext gegenüber? Betrachten wir zunächst die erste der zwei hinzugefügten Illustrationen, so wird deutlich, dass ihm der Vers von der Umwendung des Lagers durchaus nicht befremdlich erscheint – im Gegenteil, er betrachtet ihn als einen Kernsatz, der zum Zentrum des Psalmtextes führt. Er wählt deshalb diesen Vers aus, um Psalmwort und Bildaussage zu verknüpfen:

„Sein ganzes Lager wendest du in seiner Krankheit."
(Vers 4)

Die Szene ist in tiefes Violett getaucht. Sie spielt sich im reinen Geistgebiet ab. Die linke Bildhälfte ist ausgefüllt vom umgestürzten Bett des Kranken; die Hand Gottes hat es von unten nach oben gekippt und hält es fest am durch-

115) Vgl. Psalm 38,4: *„Weil ich gesündigt habe, blieb an meinen Gliedern nichts heil."*

laufenden Steg, der die nach oben ragenden Beine des Bettes verbindet. Unter dem Bett befindet sich der nackte Kranke auf seiner Decke, im Begriff, unter dem Bett hervorzukriechen.

Auf der rechten Seite steht der Prophet, das Gesicht halb verhüllt, mit überlangem Finger auf die Szene zeigend, die ihn Gottes Wirken erkennen lässt.

Wir haben es hier mit einer Wortillustration zu tun, die aber nicht, wie man annahm, das Geschehen, „ganz vom Zusammenhang isoliert, sklavisch wörtlich" darstellt.[116]

Umwendung des Bettes – das bedeutet: Richtungsänderung, Neuorientierung. Es handelt sich hier um einen der Keime, die im prophetischen Text des Alten Bundes auf Kommendes, Neues hinweisen.[117] Der Miniator nimmt diesen Keim mit größtem Ernst auf, um ihn im zweiten Bild zu einer beginnenden Entfaltung zu bringen. Wie gelingt ihm diese Absicht?

Er gibt dem alttestamentlichen Text eine Fortsetzung, die ins Neue Testament hineinführt. Aus seiner Kenntnis der Evangelien heraus durchbricht er nämlich den für die alte Welt so charakteristischen Zusammenhang zwischen Sünde und Krankheit. Er zeigt stattdessen einen neuen Zusammenhang auf, der hergestellt wird durch die Verbindung zwischen Krankheit und dem Wunderwirken Gottes.

Beispiele sollen das Gesagte verdeutlichen. *„Rabbi, wer hat gesündigt? Er selbst? Oder haben seine Eltern gesündigt, so dass er blind geboren wurde?"* Auf diese Frage der Jünger antwortet Jesus: *„Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern das Wirken Gottes soll an ihm offenbar werden."* (Joh 9, 2–3).

Was wird durch Gottes Wirken offenbar? Die Gottessohnschaft des Erlösers! So kann Jesus bei der Heilung des Gelähmten zu diesem sagen: *„Deine Sünden sind dir vergeben!"* Und den Umstehenden erklärt er: *„Ihr sollt erkennen,*

---

116) Der Stuttgarter Bilderpsalter, Bd. II, Untersuchungen, Stuttgart 1968, Beitrag von Eschweiler J., Fischer B., Frede H.J., Mütherich F., Der Inhalt der Bilder, S. 89.
Siehe auch: Heinzer F., Wörtliche Bilder zur Funktion der Literal-Illustration im Stuttgarter Psalter (um 830), Berlin/New York 2005, S. 19: *„Gottes Hand kippt das ganze Bett um, aus dem der nackte Kranke herausfällt – eine fast schon irritierend direkte Umsetzung des Textes ins Bild."*
Vgl. das Kapitel zur Wortillustration.

117) Interessant ist, dass auch im Utrecht-Psalter (der, wie der Stuttgarter Psalter, um 830 entstand) das umgestürzte Bett eine Neuorientierung bedeutet. Der Stuttgarter Psalter bringt die Neuorientierung durch den Hinweis auf Christi Kreuzesopfer (mit dem Verrat des Judas als Auftakt; siehe die zweite Miniatur); – der Utrecht-Psalter hingegen weist auf Christi Auferstehung. Er zeigt deshalb ein leeres Grab in der Kirche, vor deren offener Tür der auferstandene Christus den beiden Frauen erscheint (Mt 28, 9). In eindrucksvollem Kontrast dazu steht hinter der Kirche ein Sarg mit Leichnam neben einer Gruppe von bewaffneten Feinden, die den Psalmisten bedrohen. Das Motiv des Leichnams, dem keine Auferstehung geschenkt sein wird, ist nicht frei erfunden, sondern aus dem Psalmtext heraus entwickelt: *„Wann stirbt er endlich, und wann vergeht sein Name?"* (V. 6). Durch die Darstellung des auferstandenen Christus führt der Illustrator über die Situation des Alten Bundes hinaus und zeigt den Weg zur „Neuorientierung".

dass der Menschensohn die Vollmacht hat, hier auf der Erde Sünden zu vergeben." (Mt 9, 2.6).

Die Vergebung Gottes durchbricht den Zusammenhang zwischen Krankheit und Sünde, so dass ein Neuanfang möglich ist für den gläubigen Menschen.

Der Kranke muss solche Heilung allerdings wollen. Deshalb fragt Christus den Kranken am Teich von Bethesda: *„Willst du gesund werden?"* (Joh 5, 6). Er mobilisiert den Willen des Kranken durch das Offenbarwerden seiner göttlichen Vollmacht. *„Steh auf, nimm deine Bahre und geh!"* (Joh 5, 8).

Jesus wirft den Kranken gewissermaßen aus seiner Krankheit heraus durch den Appell an dessen Glauben und Willen. Nicht das Bett soll den Kranken tragen, sondern dieser soll sein Bett selbst tragen! Er kann es durch den Erlöser, der ihm die Kraft dazu gibt.

„Als die Leute das sahen", so erzählt der Evangelist Matthäus im Zusammenhang mit der Heilung des Gelähmten, *„erschraken sie und priesen Gott, der den Menschen solche Vollmacht gegeben hat."* (Mt 9, 8). Durch die Offenbarung der Vollmacht des Gottessohnes wird somit – über die Wunderheilung hinaus – ein zweites Wunder sichtbar: die Möglichkeiten, die im gläubigen Menschen schlummern und die wirksam werden durch Gottes Gnade. *„Ich habe euch Vollmacht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten und die ganze Macht des Feindes zu überwinden. Nichts wird euch schaden."* (Lk 10, 19).

Das Wirken Gottes soll am Menschen offenbar werden, so hörten wir (Joh 9, 3), und wir können hinzufügen: am Wirken des begnadeten Menschen soll Gott offenbar werden. Der Mensch ist einbezogen in das Heilswirken Gottes.

Vor diesem Hintergrund der Evangelien hat der Miniator sein Bild vom umgekippten Bett gemalt, unter dem der Kranke hervorzukriechen sich bemüht. *„Richte mich auf, damit ich ihnen* (den Feinden) *vergelten kann"* – so hörten wir den Kranken beten. (V. 11). In welchem Licht erscheint die „Vergeltung" durch das zweite Bild des Miniators?

Zweites Bild: Der Maler knüpft seine Illustration an die Klage des Kranken:

„Auch mein Freund,
dem ich vertraute, der mein Brot aß,
hat gegen mich geprahlt." [118]
(Vers 10)

Auf wen könnte die Stelle mit größerem Recht bezogen werden als auf Jesus, den sein Jünger Judas verriet? Jesus selbst stellt den Bezug her zwischen

118) Zu Psalm 41, 10: In der Septuaginta und im masoretischen Text (durch jüdische Schriftgelehrte vom 8. bis 10. Jahrhundert textkritisch überarbeiteter Bibeltext) wird die Formulierung gebraucht: „die Ferse gegen jemanden aufheben" (zum heimtückischen Tritt), die sich auch im Zitat Jesu, Joh 13, 18, findet. Die Zürcher Bibel lehnt diese Übersetzung ab, da sie auf einem *„offenkundigen Schreibfehler im hebräischen Text"* beruhe. In der Einheitsübersetzung findet sich darum das Verb „prahlen" und in der Zürcher Bibel der Ausdruck: „tut wider mich groß".

dem Psalmtext und Judas: *„Einer, der mein Brot aß, hat mich hintergangen."* (Joh 13, 18). Unmittelbar danach kündigt er an, dass einer der Jünger ihn verraten und an die Hohenpriester ausliefern werde. (Joh 13, 21). Auf die Frage des Jüngers Johannes: *„Herr, wer ist es?"* antwortet Jesus: *„Der ist es, dem ich den Bissen Brot, den ich eintauche, geben werde."* Darauf reicht er das eingetauchte Brot dem Judas. (Joh 13, 25–26).

Diesen Augenblick malt der Miniator. Jesus sitzt, mit großem Kreuznimbus ums Haupt, auf einem vornehmen Thron, den Kissen und Suppedaneum vervollständigen. Im Hintergrund befindet sich ein Jünger, wohl Petrus, und deutet auf das Geschehen.

Christus hält einen Kelch in der Linken; mit der Rechten schiebt er den Bissen Brot in den geöffneten Mund des vor ihm stehenden Judas, der mit dem linken Fuß bereits in die entgegengesetzte Richtung forteilen will, sich aber zurückwendet zum Meister. Ein schwarzer Vogel fliegt herzu und bohrt seinen Schnabel in das Brot. Die Glosse am Rand zitiert den Evangelientext: *„Als Judas den Bissen Brot genommen hatte, fuhr der Satan in ihn."* (Joh 13, 27).

Ist Brot nicht das Zeichen für den Leib, den Jesus am folgenden Tag als Sühnopfer hingeben will, um die gottferne Menschheit „loszukaufen" von Sünde und Tod? (Vgl. Ps 49, 8.16). Wer „kauft", muss etwas geben. Jesus gibt mit dem Brot sich selbst dem Jünger, der ihn hintergeht. Ja, er sagt ihm: *„Was du tun willst, das tu bald!"* (Joh 13, 28), worauf Judas sofort den Meister verlässt.

Der Teufel hatte ihm „schon ins Herz gegeben", Jesus zu verraten und auszuliefern. (Joh 13, 2). Entscheidend ist jedoch der Augenblick, in welchem der Satan von Judas Besitz ergreift, indem er in sein Inneres hineinfährt. Der Maler stellt diesen Augenblick vor einen leuchtend grünen Hintergrund, als wolle er sagen: Es handelt sich in der Verführung durch den Teufel zwar um eine geistige Macht, die sich aber auswirkt auf den irdischen Bereich und deshalb zu irdischer Realität wird! Der Verrat des Judas spielt sich ab als historisches Geschehen – jeder Mensch kann zum Judas werden: das spricht sich aus im grünen Hintergrund dieser Miniatur.[119]

Auch die Erlösertat des Gottmenschen – rein geistiges Geschehen – vollzog sich in irdischer Wirklichkeit. Der Geistbereich aber umhüllt den Erlöser – so zeigt der Miniator durch dessen violettes Gewand. Judas trägt eine hellviolette Tunika: geistentsprossen ist auch er, jedoch der Verführung erlegen.

Wir müssen noch einmal fragen: Wie ist es möglich, dass eine Gabe aus Christi Hand, die für die Christenheit zum heiligsten Sakrament der Eucharistie gehört, den Jünger, der wenig später seine Tat bereut, nicht retten kann?

Der Miniator gibt eine Antwort durch die Darstellung des schwarzen Vogels, der herzufliegt und seinen Schnabel in das Brot hineinbohrt. Eine kostbare Belegstelle zu diesem Vorgang findet sich bei Origenes. Der Kirchenvater

---

119) Wie bewusst der Miniator die grüne Farbgebung wählt als symbolische Aussage, erhellt aus dem Gegensatz, in welchem sie zur Mitteilung des Evangeliums steht: *„Es war aber Nacht."* (Joh 13, 30).

schreibt, dass der in Judas hineinfahrende Satan dem Genuss des Bissens zuvorkam, damit Judas keinen Nutzen von der Gabe Jesu haben sollte. *„Denn das Stücklein hatte Heilkraft für den, der es gebrauchen würde. Aber der einmal den Verrat am Meister ins Herz des Judas geschleudert hatte, fürchtete, das Geschoss falle durch den Genuss des Bissens wieder aus dem Getroffenen heraus. Daher kam er dem zuvor und fuhr in Judas in dem Moment, als er den Bissen erhielt."* [120] Man hat den Eindruck, dass der Miniator diese Worte des Origenes kannte und dass sie ihn zu seinem Bild inspirierten!

Denken wir zurück an das Gebet des Kranken, der Gott bittet, ihn „aufzurichten", damit er an seinen Feinden „Vergeltung" üben kann (Ps 41, 11): Wie anders ist der Sieg Jesu über seine Feinde! Christus siegt über das Böse durch das Opfer seines Leibes. Darauf deutet das Brot, das er dem Judas reicht. Der freiwillig dem Sühnetod hingegebene Leib des Erlösers wird für die Gläubigen zum „Brot des Lebens" – einem geistigen Brot.

Unwirksam wird das Brot des Lebens jedoch durch den Teufel, das heißt, durch Schuld, die den belastet, der das Brot empfangen will. Deshalb lesen wir in der Bergpredigt: *„Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst …, geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, wenn du mit ihm in Streit lebst."* (Mt 5, 23–24).

Das Brot des Lebens – die Eucharistie – ist nichts Magisches. Sie bedarf der inneren Beteiligung des gläubigen Menschen, um wirksam zu sein. Der Gläubige wird dadurch einbezogen in Gottes Gnadenakte. Gnade erscheint als weiterwirkende Erlöserkraft. Sie wirkt durch Christus und durch den mit Christi Geist ausgerüsteten Gläubigen, den Gott in die Welt hineinsendet.

Das heißt: Der Gedanke der Vergeltung als Rache für Hass wird vom Miniator umgeformt durch Anknüpfung an die „Vergeltung", die Christus vorlebt durch seine Erlösertat – eine Tat, die das Böse hineingenommen zeigt in den Plan Gottes.

Der Mensch kann das Opfer Christi unwirksam machen – so sagen die beiden Miniaturen zu Psalm 41 aus. Er kann es aber auch weiterwirken lassen durch die Opferkräfte, die Christus ihm schenkt. Der Satz aus der Bergpredigt: *„Liebet eure Feinde"* (Mt 5, 44) steht als wortlose Belehrung hinter dem Bild des durch Gotteshand umgewendeten Krankenlagers.

Psalm 49 (48)

„Gott wird mich loskaufen aus dem Reich des Todes." (V. 16)

[1] Für den Chormeister. Ein Psalm der Korachiter.
[2] Hört dies an, ihr Völker alle, /

120) Origenes, Das Evangelium nach Johannes, übers. und eingef. von Gögler R., Einsiedeln 1959, S. 388.

vernehmt es, alle Bewohner der Erde,
[3] ihr Leute aus dem Volk und vom Adel, /
Reiche und Arme zusammen!
[4] Mein Mund spreche weise Worte; /
was mein Herz ersinnt, sei voller Einsicht.
[5] Ich wende mein Ohr einem Weisheitsspruch zu, /
ich enthülle mein Geheimnis beim Harfenspiel.
[6] Warum soll ich mich in bösen Tagen fürchten, /
wenn mich der Frevel tückischer Feinde umgibt?
[7] Sie verlassen sich ganz auf ihren Besitz /
und rühmen sich ihres großen Reichtums.
[8] Loskaufen kann doch keiner den andern /
noch an Gott für ihn ein Sühnegeld zahlen
[9] – für das Leben ist jeder Kaufpreis zu hoch; /
für immer muss man davon abstehn -,
[10] damit er auf ewig weiterlebt / und niemals das Grab schaut.
[11] Denn man sieht: Weise sterben; /
genauso gehen Tor und Narr zugrunde, /
sie müssen andern ihren Reichtum lassen.
[12] Das Grab ist ihr Haus auf ewig, / ist ihre Wohnung für immer, /
ob sie auch Länder nach ihren Namen benannten.
[13] Der Mensch bleibt nicht in seiner Pracht; /
er gleicht dem Vieh, das verstummt.
[14] So geht es denen, die auf sich selbst vertrauen, /
und so ist das Ende derer, die sich in großen Worten gefallen.
[15] Der Tod führt sie auf seine Weide wie Schafe, /
sie stürzen hinab zur Unterwelt.
Geradewegs sinken sie hinab in das Grab; /
ihre Gestalt zerfällt, die Unterwelt wird ihre Wohnstatt.
[16] Doch Gott wird mich loskaufen aus dem Reich des Todes, /
ja, er nimmt mich auf.
[17] Lass dich nicht beirren, wenn einer reich wird /
und die Pracht seines Hauses sich mehrt;
[18] denn im Tod nimmt er das alles nicht mit, /
seine Pracht steigt nicht mit ihm hinab.
[19] Preist er sich im Leben auch glücklich /
und sagt zu sich: „Man lobt dich, weil du dir's wohl sein lässt",
[20] so muss er doch zur Schar seiner Väter hinab, /
die das Licht nie mehr erblicken.
[21] Der Mensch in Pracht, doch ohne Einsicht, /
er gleicht dem Vieh, das verstummt.

* * * * *

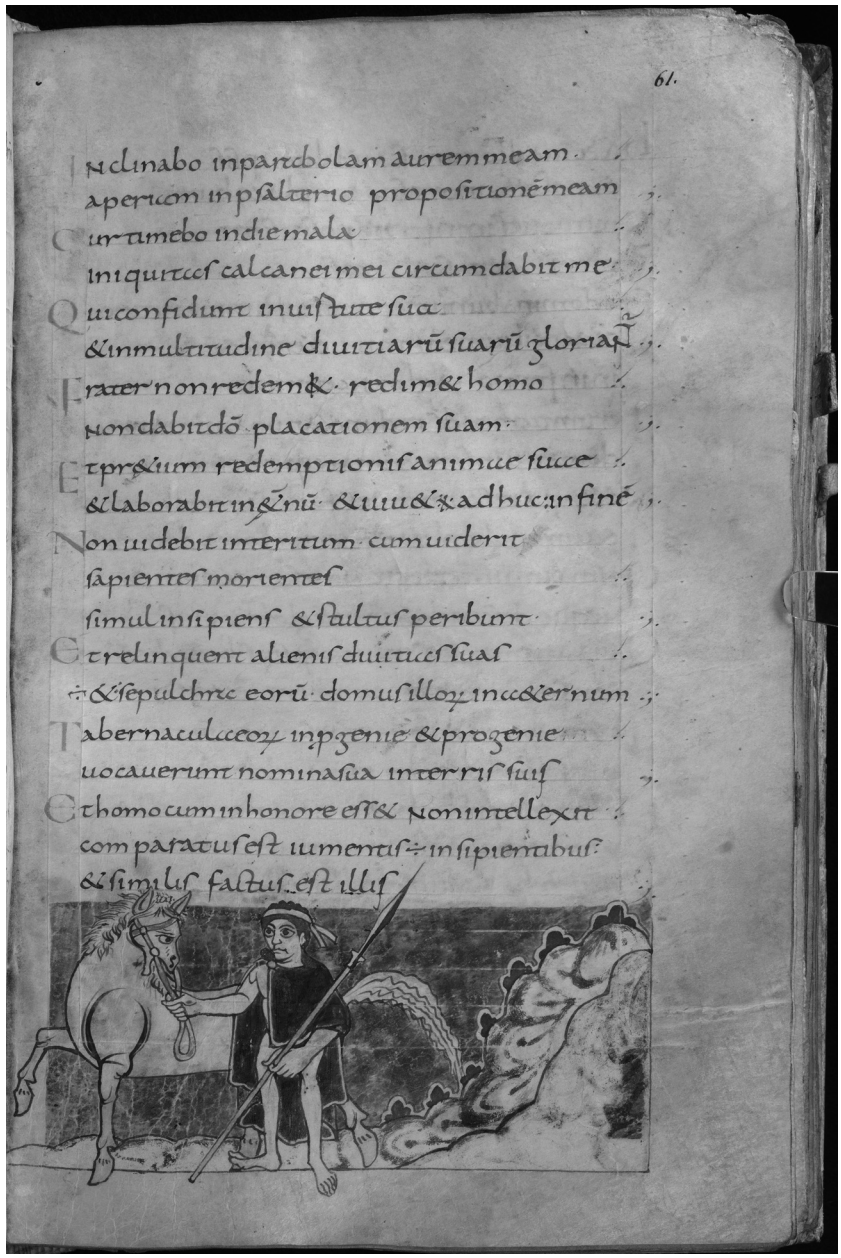


Abb. 9
Psalm 49 (48) *Vers 8.10.13.15* *fol. 61r*

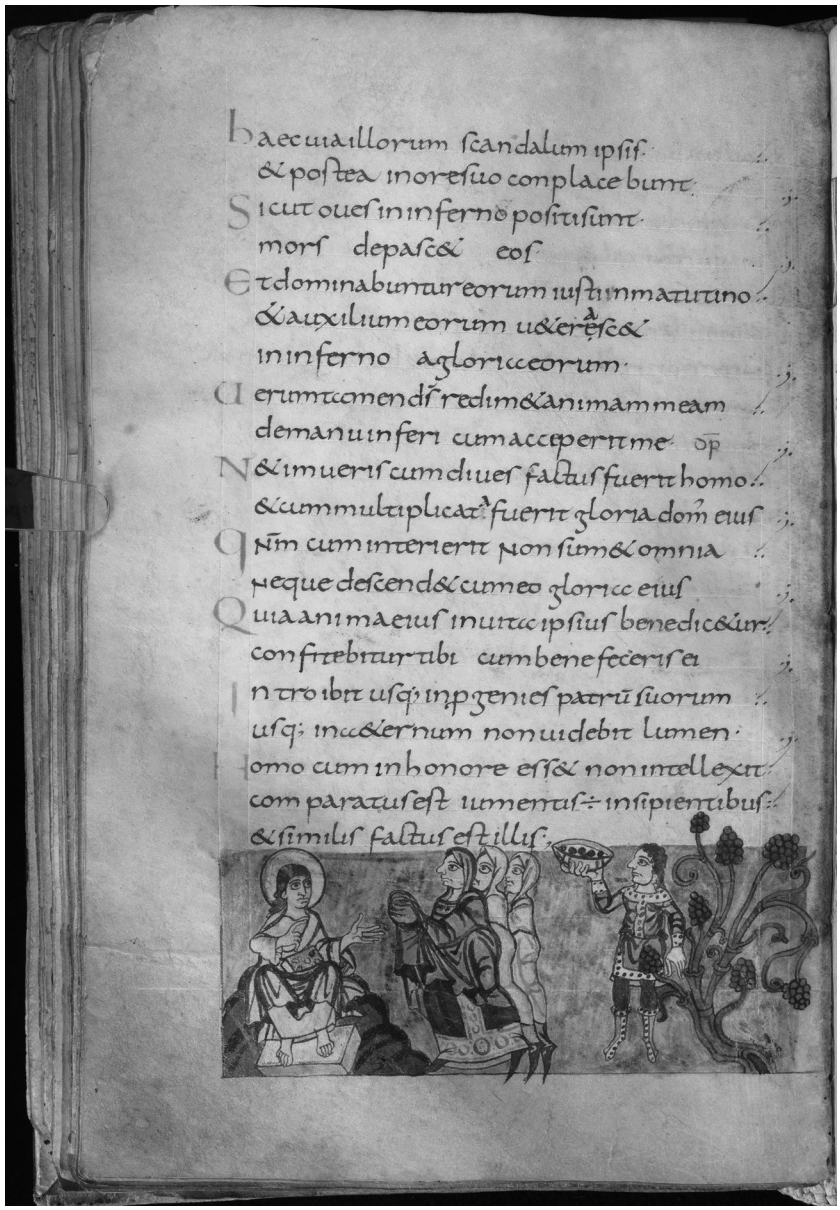


Abb. 10
Psalm 49 (48) Vers 16 fol. 61v

Der Psalmist verspricht, in seinem Lied ein „Geheimnis“ zu enthüllen, das für alle Erdenbürger von Bedeutung ist. (V. 2–5). Geistiges Hören und geistiges Sprechen sind demjenigen notwendig, der dieses Geheimnis erkennen und verkünden will. Enthüllen wird der Psalmist es beim Harfenspiel. Die Harfe lässt Weisheit, die von Gott kommt, erklingen, denn sie stellt die Verbindung zu Gott her. (V. 5).

Wird der Tod am Ende unseres Lebens diese Verbindung zum Allmächtigen lösen? Die Frage lastet auf allen Menschen, denn alle müssen sterben – Weise und Narren. (V. 11).

„Loskaufen kann keiner den andern
noch an Gott für ihn ein Sühnegeld zahlen …,
damit er auf ewig weiterlebt.“
(Vers 8.10)

Der Psalmist zieht aus dieser Situation den Schluss: *„Der Mensch bleibt nicht in seiner Pracht; er gleicht dem Vieh, das verstummt.“* V. 13). Allerdings wird eine Einschränkung gemacht: nur der Mensch „ohne Einsicht“ ist es, dessen Sterben dem Tod vernunftloser Tiere ähnelt. *„So geht es denen, die auf sich selbst vertrauen, und so ist das Ende derer, die sich in großen Worten gefallen.“* (V. 14).

Die „großen Worte“ derer, die „sich ganz auf ihren Besitz verlassen und sich ihres großen Reichtums rühmen“ (V. 7), stehen im Gegensatz zu den „Worten der Weisheit“, die der Psalmist im geistigen Hören empfängt, um sie weiterzugeben als Prophet.

Hier setzt der Miniator ein. Durch zwei Bilder veranschaulicht er den Inhalt des Psalms. In der Doppelheit der beiden Illustrationen spiegelt sich die Zweiteilung des Textes, die einerseits das Schicksal der Gottlosen und andererseits die Hoffnung der Gerechten zeigt.

Das **erste Bild** deutet auf eine diesseitige Welt durch seinen grünen Hintergrund, den ein schmaler brauner Bodenstreifen begrenzt. Am rechten Bildrand erhöht sich der Streifen zu einem braunen Hügel, den dunkle kleeblattartig geformte Gebilde besetzen. Ein zweiter Hügel, zart violett gefärbt, schiebt sich vor den ersten, auffallend durch einen olivgrünen Schatten, der – ins Violett eingelassen – einer Öffnung nach innen gleicht.

Die linke Bildhälfte zeigt eine Ebene mit einem Mann und einem Pferd. Der Mann scheint über den braunen Hügel geritten zu sein, so lassen die kugelförmigen Gebilde – wohl stilisierte Pferdeäpfel – vermuten, sie hören da auf, wo das Pferd mit hochgestelltem Schwanz steht, das rechte Vorderbein emporgehoben, vom Hügel hinweg in die entgegengesetzte Richtung strebend. Der Kopf des Pferdes jedoch mit weit geöffnetem Maul – man glaubt, das Wiehern zu hören – ist zurückgewendet zum Reiter, der, abgestiegen, mit festem Griff seiner Rechten das Tier nach rückwärts reißt, um dessen Lauf zu stoppen.

Deutlich ist: der abgestiegene Reiter zwingt dem Tier seinen Willen auf. Die Lanze in der Linken des Mannes zeigt seine Macht. Von höchster Bedeutung ist das einfache weiße Band um sein Haar. Im ganzen Stuttgarter Psalter er-

scheint es nur fünfzehn Mal.[121]: neun Mal bei Engeln, vier Mal bei König David statt der Krone, ein Mal bei der Personifikation der Seele, die von Gott gekrönt wird (Ps 103), und ein Mal bei dem abgestiegenen Reiter, der sein Pferd zügelt (Ps 49). Überblicken wir diese Aufzählung, so zeigt sich: nur Engel, König David (Typos Christi), die menschliche Seele und der Reiter sind mit dem weißen Band geschmückt, das einem Stirnreif beziehungsweise einer Krone gleichkommt. Welcher Rang kommt, dieser Aufstellung entsprechend, dem letzteren zu?

Der Körper des Reiters, den nur ein halblanges Obergewand bedeckt, hat die gleiche weiße Farbe wie das Band in seinem Haar. Weiß ist auch das Pferd, nur Halfter und Zügel sind rot. Die Zusammengehörigkeit von Pferd und Reiter wird dennoch sichtbar durch das verbindende Weiß.

Was will die Szene besagen? Ist der Mann, der das Pferd bändigt, vielleicht der Reiche und Gottlose, der sich auf seine eigene Kraft verlässt und mit Waffengewalt Reichtümer an sich reißt? Stellt das Pferd etwa den Reichtum dar, dessen Spuren den Hügel säumen als Nachäffung und Schändung des Heiligen, wie die Nachahmung trinitarischer Formen erkennen lässt?

Ragt in den solcherart gekennzeichneten Hügel unterirdisch-dämonisches Geistgebiet hinein, auf welches die violette Farbe des vorderen Hügels deutet? Sollte der olivgrüne Schatten etwa das Tor zur Unterwelt versinnbilden?

Diese Fragen lassen die Vorstellung zerrinnen, dass die Miniatur einen „siegreichen Rosselenker" darstellt[122], der seinen Reichtum in Gestalt des Pferdes am Zügel hält. Aus dem Psalm tönt eine andere Antwort auf die Frage nach dem Schicksal derer, die „auf sich selbst vertrauen" (V. 14):

„Der Tod führt sie auf seine Weide wie Schafe,
sie stürzen hinab zur Unterwelt."
(Vers 15)

An diese Worte hat der Miniator angeknüpft! Wir erkennen im Mann – der das Pferd am blutroten Zügel nach rechts hin zwingt zur schemenhaften Öffnung des violetten Hügels – den Tod.[123] Das Pferd aber, das in die andere Richtung eilen will, ist das Reittier des Todes – der Mensch, prächtig an Schönheit und Körpergröße, jedoch dem Tod unterlegen an Kraft. Denn „ohne Ein-

121) Siehe die Psalmen 12 (fol. 13v); 35 (fol. 42v); 49 (fol. 61r); 67 (fol. 76, Ersatzblatt); 80 (fol. 96r); 91 (fol. 107v); 93 (fol. 109r); 97 (fol. 111r); 103 (fol. 115v); 119 (Vers 99–100; fol. 138v); 135 (fol. 150r); 144 (fol. 158r); 146 (fol. 160r). (Ps 40, fol. 52r: David ist nicht mit weißem, sondern mit bräunlichem Band im Haar dargestellt, was nur ein einziges Mal der Fall ist).

122) Als ein solcher wird er bezeichnet im Stuttgarter Bilderpsalter, Bd. II (wie Anm. 116), S. 93.

123) Zur Darstellung des Todes in personifizierter Form siehe LCI, Bd. 4, Sp. 327–332. Als Reiter erscheint der Tod gemäß Offb 6, 8 mit Schwert, das jedoch häufig ersetzt wird durch Sense, Pfeil oder Speer. Seit dem 15. Jahrh. erscheint der Tod meistens als Skelett.

sicht“ ist der Mensch nicht anders als das „Vieh, das verstummt“. (V. 13.21). Verstummen wird das Pferd – der Mensch ohne Einsicht – als Opfer des Todes, wenn der violette Hügel sich hinter ihm schließt.

* * * * *

Das **zweite Bild**[124] führt über dieses Ende hinaus. Anknüpfungspunkt ist der Schlüsselsatz, der eine Abwandlung des oben bereits zitierten Kerngedankens (V. 8) darstellt:

„Doch Gott wird mich loskaufen
aus dem Reich des Todes,
ja, er nimmt mich auf.“
(Vers 16)

Hier wird das „Geheimnis“ offenbar, das der Psalmist beim Harfenspiel allen Völkern dieser Erde enthüllen will (V. 2.5): Gott kann den Menschen vom Tod erretten! Wie allerdings die Rettung geschieht bleibt im Dunkel. Christus, der den Tod besiegen wird durch sein Opfer am Kreuz, ist noch nicht Mensch geworden. Ahnungsvoll aber kann der Prophet beim Harfenspiel auf das Geheimnis deuten: auf die Erlösung der Schatten aus dem Reich des Todes.

Der Keim solch alttestamentlichen Schauens entfaltet sich auf Golgatha. Vision wird Erfüllung! Acht Jahrhunderte später malt der Miniator sein Bild. Wie aber lässt sich Erlösung bildlich anschaubar machen? Handelt es sich doch um ein rein geistiges Geschehen trotz seiner in die Menschheitsgeschichte eingetretenen historischen Verwirklichung!

Bezeichnend ist der violette Grund: die Szene spielt im Geistgebiet. Fünf Personen füllen das Bild. Christus – kenntlich am Nimbus, der, wie öfters im Stuttgarter Psalter, kein Kreuznimbus ist – sitzt auf einem grünen Hügel, das heißt: er ist der diesseitigen Welt eng verbunden, in die sein Erlöserblut floss. Die Füße auf dem Suppedaneum, die Heilige Schrift im Schoß, die linke Hand willkommen-heißend ausgestreckt, die rechte Hand im Sprechgestus erhoben: so empfängt der Herr drei Frauen, die sich ehrfurchtsvoll ihm nähern, in verhüllten Händen ihre Gabe tragend.

Hinter den drei Frauen, am rechten Bildrand, wächst ein grüner Weinstock, der mit Ranken und sieben großen reifen Trauben behängt ist. Er lässt an den „wahren Weinstock“ der Abschiedsreden Jesu denken: *„Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der trägt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen.“* (Joh 15, 5). Ein Mann steht

124) Vgl.: Der Stuttgarter Bilderpsalter, Bd. II (wie Anm. 116), S. 93: *„Es ist nicht sicher, was das Bild bedeutet …. Es könnte sich um eine Szene aus den Apokryphen handeln, wo verschiedentlich der Auferstandene seine Offenbarungen Magdalena und anderen Frauen kundtut. Vielleicht steckt dahinter aber nur, dass die römische Liturgie das Wort vom wahren Weinstock (Joh 15,5) in der Osterzeit öfters in Messe und Offizium verwendet.“*

dicht neben dem Weinstock, das Antlitz zu Christus hin gewendet, eine Schale in der erhobenen Hand, die fünf reife Weinbeeren enthält: Opfer und Gabe des Menschen an den Erlöser!

Weist in Entsprechung dazu das verhüllte Opfer in den verhüllten Händen der drei Frauen auf den Leib Christi, auf das Brot der Eucharistie und damit auf die Gegenwart des Auferstandenen, die denen geschenkt wird, die Anteil haben am Erlöser durch den Glauben? Nicht am Himmel – wie es im Alten Bund der Fall war – erscheinen die Zeichen des Neuen Bundes. Sie sprießen vielmehr aus der Erde, die Christi Blut getrunken hat. Der Erlöser, der durch Opfertod und Auferstehung Sünde und Tod besiegte, hat den Sterblichen losgekauft aus dem Reich des Todes. Er kann den Gläubigen aufnehmen in sein himmlisches Reich.

Die Hände des Gottlosen üben Gewalt aus. Die Hände des Gläubigen schenken. Sie schenken, was sie empfingen.[125] Sie schenken die Frucht vom „wahren Weinstock": Glauben und Erkenntnis, Lobpreis und Dank.

Der Gläubige ist Teil des Weinstocks, Teil des Leibes Christi geworden. Er ist in Christus; Christus ist in ihm. Er bringt Frucht durch diese Verbindung mit dem Göttlichen. Er ist selbst zu dieser Frucht geworden. Er gibt sich selbst, indem er dem Erlöser den empfangenen Gottesgeist, die empfangene Gotteskindschaft durch Gebet und Lebensführung darbringt. Der Gottesgeist besiegt den Tod. Die Gotteskindschaft öffnet das Tor zum ewigen Leben.

Durch die Teilhabe am Erlöser wird die Kraft der Gläubigen ins Unermessliche gesteigert. *„Wenn ihr in mir bleibt und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: Ihr werdet es erhalten"* (Joh 15,7) – so lautet die Verheißung des Gottessohnes.

Der Mann, „der auf sich selbst vertraut" (V. 14), hat nur Menschenkraft. Der Gläubige aber empfängt Gotteskraft, die sich in ihm verwandelt zu unvorstellbar erhöhter Menschenkraft: zur Kraft des durch Christus erlösten Menschen, der dem verlorenen Ebenbild Gottes entgegenwächst.

Psalm 103 (102)

„Er krönt dich, weil Er Seine Gaben krönt." [126]

Von David

[1] Lobe den Herrn, meine Seele, /
und alles in mir seinen heiligen Namen!

125) Vgl. die Miniatur zu Psalm 72: „Die Huldigung der drei Magier" und die zu diesem Psalm gehörende Auslegung. Ähnlich wie in Psalm 49 werden in Psalm 72 Schenkende zu Beschenkten bzw. Beschenkte zu Schenkenden. Das Beispiel zeigt die Querverbindungen in den Illustrationen des Stuttgarter Psalters.

126) Augustinus (wie Anm. 1), S. 218, zu Psalm 103 (102).

[2] Lobe den Herrn, meine Seele, /
und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat:
[3] der dir all deine Schuld vergibt /
und all deine Gebrechen heilt,
[4] der dein Leben vor dem Untergang rettet /
und dich mit Huld und Erbarmen krönt,
[5] der dich dein Leben lang mit seinen Gaben sättigt; /
wie dem Adler wird dir die Jugend erneuert.
[6] Der Herr vollbringt Taten des Heiles, /
Recht verschafft er allen Bedrängten.
[7] Er hat Mose seine Wege kundgetan, /
den Kindern Israels seine Werke.
[8] Der Herr ist barmherzig und gnädig, /
langmütig und reich an Güte.
[9] Er wird nicht immer zürnen, /
nicht ewig im Groll verharren.
[10] Er handelt an uns nicht nach unsern Sünden /
und vergilt uns nicht nach unsrer Schuld.
[11] Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, /
so hoch ist seine Huld über denen, die ihn fürchten.
[12] So weit der Aufgang entfernt ist vom Untergang, /
so weit entfernt er die Schuld von uns.
[13] Wie ein Vater sich seiner Kinder erbarmt, /
so erbarmt sich der Herr über alle, die ihn fürchten.
[14] Denn er weiß, was wir für Gebilde sind; /
er denkt daran: Wir sind nur Staub.
[15] Des Menschen Tage sind wie Gras, /
er blüht wie die Blume des Feldes.
[16] Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; /
der Ort, wo sie stand, weiß von ihr nichts mehr.
[17] Doch die Huld des Herrn währt immer und ewig /
für alle, die ihn fürchten und ehren; sein Heil erfahren noch Kinder und Enkel; /
[18] alle, die seinen Bund bewahren, /
an seine Gebote denken und danach handeln.
[19] Der Herr hat seinen Thron errichtet im Himmel, /
seine königliche Macht beherrscht das All.
[20] Lobt den Herrn, ihr seine Engel, /
ihr starken Helden, die seine Befehle vollstrecken, / seinen Worten gehorsam!
[21] Lobt den Herrn, all seine Scharen, /
seine Diener, die seinen Willen vollziehen!
[22] Lobt den Herrn, all seine Werke, /
an jedem Ort seiner Herrschaft! / Lobe den Herrn, meine Seele!

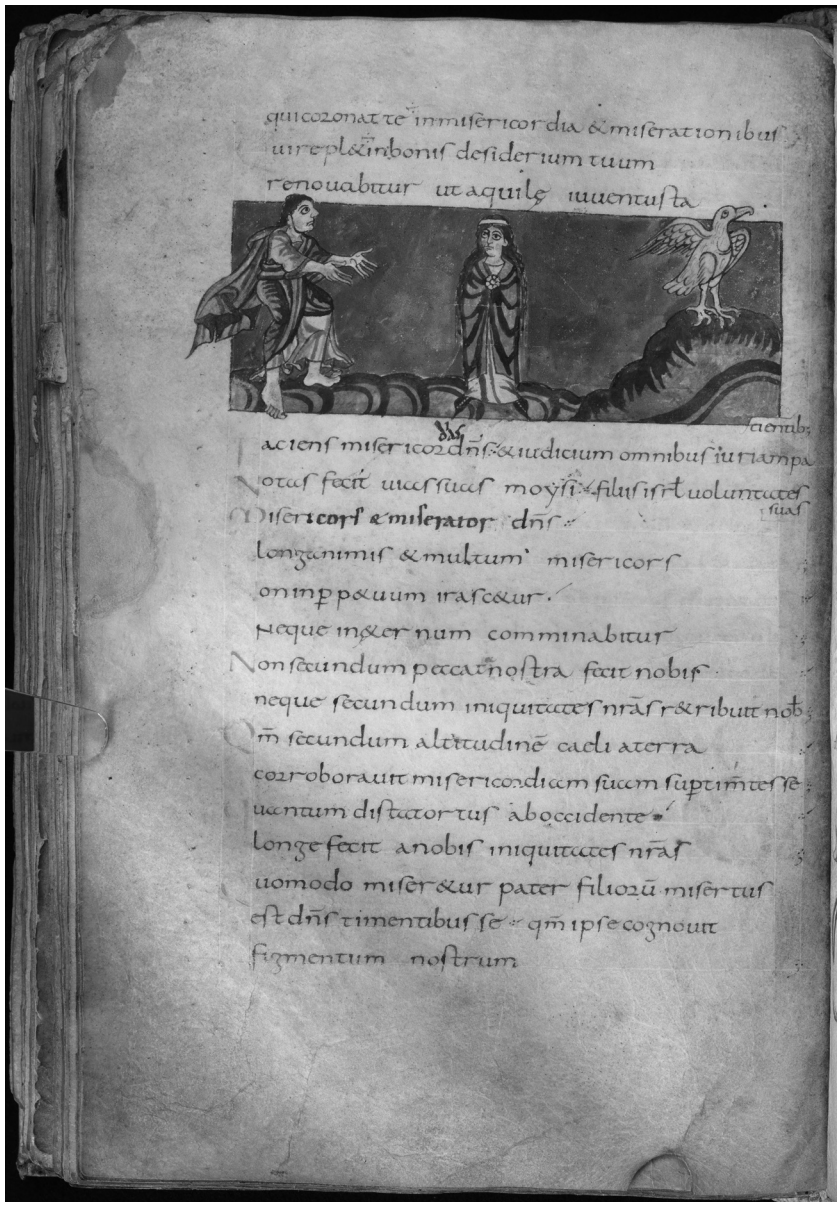


Abb. 11
Psalm 103 (102) Vers 4–5 fol. 115v

Der Miniator hat dem 103. Psalm ein einziges Bild beigefügt. Es gehört zu den kühnsten und erstaunlichsten Bildern des ganzen Stuttgarter Psalters.

Wir sehen den Psalmisten am linken Bildrand auf einem schmalen violetten Bodenstreifen stehen, der, zu Schollen geformt, die Miniatur durchzieht und sich rechts zu einer Bergkuppe erhöht. Die Farbe Violett versinnbildet im Stuttgarter Psalter, wie wir wissen, den Bereich des Geistes. Dass der Mensch diesem Bereich entstammt, will der Miniator durch seine Farbgebung zeigen. Betont wird die Aussage durch das wehende violette Obergewand, das Pallium, welches den Psalmisten umschlingt. Hineingewachsen ist er jedoch aus dem Geistbereich in die irdische Welt, die sich – als einfarbiger, frischgrüner Hintergrund dargestellt – gleich einer Wand über dem Violett erhebt.

Davor erscheint in der Bildmitte eine Frauengestalt, etwas kleiner als der Psalmist, aber auf dem gleichen Boden stehend wie er: geistentsprossen! Die Arme der Frau sind verhüllt vom roten Obergewand,[127] das, durch eine Fibel zusammengehalten, um beide Schultern gelegt ist und nur den Saum der weißen Tunica[128] frei lässt.

Ein hell leuchtender Stirnreif krönt die königliche Gestalt. Wir erkennen in ihr die menschliche Seele! Gott hat sie gekrönt – Gott, der die *„Schuld vergibt"* und *„alle Gebrechen heilt"*, wie der Psalmist singt. (V. 3). Gott *„rettet"* den Menschen *„vor dem Untergang; mit Huld und Erbarmen krönt er ihn."* (V. 4).

Zugewandt ist die Seele dem Psalmisten – dem im Leib verkörperten Menschen. Zugehörig ist sie ihm. Hingabe an den Gotteswillen jedoch drückt sich aus in der demütigen Stille, die von der gekrönten Gestalt ausgeht.

Der Mann hingegen ist von Dynamik erfüllt, emporschreitend auf violettem Grund, die Arme ausbreitend ins Grün hinein, mit den zum Empfang geöffneten Händen sprechend und die vor ihm stehende Seele einladend zu Lobpreis und Dank: *„Lobe den Herrn, meine Seele!"*

Dennoch ist der Blick des Mannes nicht allein der Seele zugewandt. Er ist gleichzeitig auf eine dritte Figur des Bildes gerichtet, nämlich den Adler, welcher auf der violetten Bergkuppe steht, die sich am rechten Bildrand erhebt. Seine Flügel sind ausgebreitet, als wolle er emporfliegen; sein Kopf überschreitet die Bildgrenze, was auch beim Psalmisten der Fall ist. Des Adlers Gefieder hat die gleiche gelbe Farbe wie das Untergewand des Mannes; des Adlers Blick geht in die gleiche Richtung wie der des Menschen: nach rechts, aus dem Bild heraus – in die Ferne. Adler und Mensch scheinen in einer besonderen Beziehung zu stehen, der auch die Menschenseele zugehört. Soll der Adler vielleicht Kräfte versinnbilden, die der Psalmist in sich fühlt und die er, zusammen mit seiner Seele, ebenfalls zum Lob Gottes auffordert? *„Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen!"* (V. 1). Das ganze Innere, auch das Allerinnerste, so drückt der Text aus, soll in den Lobpreis einstimmen.

---

127) Lacerna, als Obergewand über der Tunica talaris von Frauen getragen.
128) Tunica: Untergewand. Tunica talaris: bis an die Knöchel reichendes Untergewand.

Warum führt der Miniator, um dieses Innerste anschaubar zu machen, eine dritte Figur in das Bild ein? Warum gerade einen Adler? Wir beantworten zunächst die erste Frage.

„Ihr seid nicht vom Fleisch, sondern vom Geist bestimmt, da ja der Geist Gottes in euch wohnt", schreibt Paulus an die Römer (8,9). *„Oder wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt und den ihr von Gott habt?"* (1. Kor 6,19). Seinen ersten Brief an die Thessalonicher beschließt Paulus mit der zusammenfassenden Formulierung: *„Der Gott des Friedens … bewahre euren Geist, eure Seele und euren Leib unversehrt."* (5,23).

Der Miniator muss Worte wie diese vor Augen gehabt haben, als er sein Bild zu Psalm 103 malte, denn die Darstellung des von Dynamik geprägten Mannes, der königlichen Frau und des auffliegenden Adlers deutet in ihrer Ausgewogenheit auf Leib, Seele und Geist des Menschen, das heißt auf eine Dreiheit, die gleichzeitig Einheit ist.

Schon im Alten Testament werden die Termini „Geist" und „Seele" (beziehungsweise „Herz") nebeneinander verwendet, aber ohne genaue Begriffsbestimmung – mehr ahnungsweise, obgleich sich bereits so profilierte prophetische Worte finden wie in Jesaja 11: *„Aus dem Baumstumpf Isais wächst ein Reis hervor …Der Geist des Herrn lässt sich nieder auf ihm …"* (V. 1–2).

Auch im Neuen Testament geht es nicht um eine scharfe Grenzziehung zwischen „Geist" und „Seele", wie eine systematische Anthropologie sie erstrebt. Es geht vielmehr darum, dass der Mensch teilhaben darf am Geist Christi! Christus schenkt uns den Geist, der uns hilft, ihn zu erkennen. Denn durch die Erlösertat des menschgewordenen Gottessohnes und die pfingstliche Geistausgießung kann Christus ins Herz des Menschen einziehen.

Der Apostel Paulus spricht zudem vom individuellen Geist des Menschen: *„So bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind."* (Röm 8,16; ähnlich: 1. Kor 2,11). In einem solchen Satz geht es um die Verbindung von Gottes- und Menschengeist im menschlichen Innern. Paulus kann darum das folgende Fazit ziehen: *„Wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist der aus Gott stammt, damit wir das erkennen, was uns von Gott geschenkt worden ist."* (1. Kor 2,12).[129]

Der Geist bewirkt das Erkennen, so wird deutlich. Diese Feststellung führt uns zu unserer zweiten Frage: warum wählt der Miniator den Adler als Symbol für die Kraft des Gottesgeistes im Menscheninnern?

Der Adler war Jahrtausende lang bei vielen Völkern ein Symbol göttlicher und herrscherlicher Macht.[130] Wie die Symbole von Storch und Hirsch auf Gott und Mensch zugleich hinweisen, so kann auch das Sinnbild des Adlers beide

129) Der Stuttgarter Psalter ist etwa 40 Jahre vor dem achten ökumenischen Konzil entstanden, das 869/870 in Konstantinopel stattfand, und das die Lehre von der Trichotomie des Menschen – seiner Dreigliederung in Leib, Seele und Geist – umwandelte in jene der Dichotomie – der Lehre von der Zweigliederung in Leib und Seele mit einigen geistigen Eigenschaften. Durch Jahrhunderte hindurch wirkte jedoch die Vorstellung weiter von der Trichotomie der Menschennatur.

130) LCI, Bd. 1, Artikel „Adler", Sp. 70–76.

Deutungen beinhalten. Die frühen Christen sahen im Adler ein Symbol Christi, des Siegers und Retters; ebenso jedoch konnte das Sinnbild die gläubigen Menschen anschaubar machen, die auf Rettung hofften. Im Zusammenhang mit unserer Miniatur wird uns vor allem der zweite Aspekt des Symbols beschäftigen.

Zwei Eigenschaften zeichnen den Adler aus: er kann höher fliegen als andere Vögel, und er hat den schärfsten Blick. Symbolträchtig sind beide Merkmale: der Höhenflug des Adlers spiegelt geistige Aufstiegskraft; die scharfen Augen weisen auf die Fähigkeit, Gott zu erkennen. Die Aussage alter Tierkunde, dass der Adler ungeblendet in die Sonne blicken könne, wird von den Kirchenvätern darum im Sinn der Gotteserkenntnis gedeutet. Noch im zwölften Jahrhundert schreibt Hildegard von Bingen an Bernhard von Clairvaux: *„Du bist der Adler, der in die Sonne blickt!“* [131] Der Vergleich „wie ein Adler“ wird hier zur erlebten Realität (*„Du bist der Adler!“)* und dadurch zum Symbol.

Aus antiker Tradition stammt die vom frühchristlichen Physiologus berichtete Erzählung von der Verjüngung des alt gewordenen Adlers durch dreimaliges Untertauchen im Jungbrunnen und durch den anschließenden Flug zur Sonne. Eine andere antike Version der Adlerverjüngung erzählt Augustinus in seiner Deutung zum 103. Psalm: der obere Schnabelteil des alten Adlers hat den unteren derart überwachsen, dass der Adler nicht mehr fressen kann. Er siecht dahin. Als er jedoch an einem Felsen den zu langen Teil des Schnabels zerschlägt, verjüngt er sich, weil er den Schnabel wieder öffnen und Nahrung zu sich nehmen kann.[132]

Dem Psalmisten müssen diese Verjüngungssagen vor Augen gestanden haben, als er – zu seiner Seele gewandt – die schönen prophetischen Worte sang: *„Wie dem Adler wird dir die Jugend erneuert.“* (V. 5). Eine Verheißung wie diese enthält Keime, die zum Neuen Testament hinführen. Denn Augustinus formuliert in seiner Deutung zu diesem Psalm: *„Ohne Zweifel ist hier ein Geheimnis verborgen.“* Und er fügt hinzu: *„Nur müssen wir ganz tief überzeugt sein, dass der Heilige Geist nicht umsonst sagt: ‚Er wird deine Jugend erneuern wie die des Adlers.‘ Eine Art Auferstehung deutet er damit an.“* [133]

Das heißt: Des Psalmisten Worte werden von Augustinus dem Wirken des Heiligen Geistes zugeschrieben. Denn die adlergleiche Verjüngung der Gläubigen erfolgt durch den Heiligen Geist, durch den Geist Christi. Zum ewigen Leben werden die Kinder Gottes erneuert! Die „Jugend“, die der Erlöser schenkt, wird niemals alt; der Adler hingegen kann nur seinen sterblichen Leib erneuern. Trotzdem macht er durch die „Art“ seiner „Auferstehung“ das Geheimnis der Christen im Bilde anschaubar (s.o.).

Wichtig ist für Augustinus noch ein weiterer Zug der Verjüngungssage. Ohne den „Felsen“ hätte der Adler seinen zu langen oberen Schnabel nicht kürzen können. Augustinus deutet den Vorgang in Anlehnung an die Worte

131) Hildegard von Bingen, Briefwechsel, übers. und hrsg. von Führkötter A., Salzburg 1965, 26.
132) Augustinus (wie Anm. 26), S. 215–217, zu Psalm 103 (102).
133) Augustinus (wie Anm. 26), S. 215, 216.

des Paulus (1. Kor 10, 4): *„Dieser Fels war Christus."* Mahnend setzt der Kirchenvater hinzu: *„Verlass dich also nicht auf deine eigenen Kräfte; die Festigkeit des Felsens ist es, die dich von der Altersschwäche befreit."* Es folgt der Entschluss: *„Am Felsen will ich mich verjüngen."* [134]

Deutlich wird: Auch der Mensch muss handeln! Er tut es mit den Kräften, die Gott ihm *„verliehen hat"*.[135] Gotteskräfte sind es; durch Gnade können sie zu Menschenkräften werden, wenn der Mensch sie ergreift und richtig gebraucht. So sagt Augustinus über die im Psalm besungene und gekrönte Seele: *„Er krönt dich, weil Er Seine Gaben krönt. ..."* [136] *„Huld und Barmherzigkeit"* sind die Krönungsgaben (V. 4). Darum erfolgt sogleich im Appell an den Erdenbürger der für Augustinus so bezeichnende und für das Neue Testament so unverwechselbare Einbezug des Menschen in das Heilswerk Christi: *„Also, Brüder, übt Barmherzigkeit. Es gibt kein anderes Band der Liebe, es gibt keine andere Fähre aus diesem Leben in jene Heimat. …"* [137]

„Jene Heimat" ist das dem Abraham verheißene *„Land"* (wie Augustinus an anderer Stelle sagt) – die himmlische Heimat, das Neue Jerusalem.[138] Dorthin sind in unserer Miniatur der in die Ferne gehende Blick des Psalmisten und der Blick des Adlers gerichtet! Die Dynamik in der Haltung des Psalmisten und die zum Aufflug bereiten Adlerflügel gelten diesem Ziel.

Wir brauchen nicht mehr zu fragen, welchen Anknüpfungspunkt der Miniator für seine Illustration des 103. Psalms gewählt hat!

„Wie dem Adler wird dir die Jugend erneuert" –

es ist der Vers 5, das Adlergleichnis, das der Malermönch – sicher inspiriert durch die von uns wiedergegebenen Gedanken des heiligen Augustinus – in seiner Miniatur christologisch deutet und dadurch kommentiert.

„Dir werde jenes Gleichnisbild eine Kraft zum Heil" – so formuliert Augustinus seinen Appell an den Menschen.[139] Der Malermönch stellt diesen Appell in der vom Adler symbolisierten Christuskraft dar, auf welche die Seele durch ihre hingebungsvolle Innerlichkeit und der Psalmist durch seine Aufbruchsbereitschaft antworten. Nach innen, nach außen und nach oben geht die Bewegung der drei Figuren, die eine Einheit sind: das Bild des Menschen.

* * * * *

Der Titulus zu Psalm 103 lautet: *„Vox ecclesia ad populum suum"* – *„Die Stimme der Kirche an ihr Volk"*. Angesichts der Miniatur, in der es um den einzelnen Gläubigen und seine geistig-seelischen Kräfte geht, mag der Titulus erstaunen.

134) Augustinus (wie Anm. 26), S. 217.
135) Augustinus (wie Anm. 26), S. 212.
136) Augustinus (wie Anm. 1), S. 218, zu Psalm 103 (102).
137) Augustinus (wie Anm. 1), S. 219.
138) Augustinus (wie Anm. 1), S. 239, zu Psalm 114 (113).
139) Zit. von Rech, Ph., Inbild des Kosmos, Bd. 1, S. 207 (Augustinus, In Ps. 66,10), Salzburg-Freilassing 1966. (Vgl. Anm. 98).

Bald wird man jedoch bemerken, dass schon vom siebten Vers ab der Psalmist die Geschichte der „*Kinder Israels*“ erwähnt und dass er ab Vers zehn von der Ich-Form – dem Zwiegespräch mit seiner Seele – übergeht in die Wir-Form. „*Wir sind nur Staub. …*“ (V. 14). Die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des Menschen rückt in den Blick. Dann jedoch werden die Augen erhoben zum „*Thron des Herrn im Himmel*“, zu seinen Engeln und all seinen Heerscharen, die den göttlichen Willen erfüllen (V. 19–21). Alle, selbst „*die Werke*“ Gottes, sollen einstimmen in den Lobpreis des Herrn, von dessen Kraft und Gnade der ganze Psalm erfüllt ist.

Am Schluss kehrt der Psalmist zurück in das eigene Innere, das sich jetzt aber der gesamten Ekklesia verbunden hat. Das bedeutet: wir wohnen einer Entwicklung und Steigerung des Lobpreises bei – einer Ausweitung der Gottesbeziehung des Einzelnen zur Gottesbeziehung der Ekklesia, der Kirche, welcher der Gläubige angehört. Vom persönlichen Geschick wird der Blick auf die Geschichte des Volkes gelenkt; noch mehr: vom Diesseits steigt der Lobpreis empor zum Jenseits, das durch Gottes „*Taten des Heils*“ (V. 6), durch seine „*königliche Macht*“ (V. 19), im Diesseits gegenwärtig ist.

Anknüpfungspunkt bleibt das Adlersymbol. Aber es ist transparent geworden. Es lässt das Bild des Gottes aufleuchten, der Mensch wurde, um in die Geschichte der gefallenen Menschheit einzutreten als Erlöser.

Psalm 121 (120)

Pilgerfahrt zur himmlischen Heimat

Ein Stufengesang[140]

[1] Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen: /
Woher kommt mir Hilfe?
[2] Meine Hilfe kommt vom Herrn, /
der Himmel und Erde gemacht hat.
[3] Er lässt deinen Fuß nicht wanken; /
er, der dich behütet, schläft nicht.
[4] Nein, der Hüter Israels /
schläft und schlummert nicht.
[5] Der Herr ist dein Hüter, der Herr gibt dir Schatten; /
er steht dir zur Seite.
[6] Bei Tag wird dir die Sonne nicht schaden /
noch der Mond in der Nacht.
[7] Der Herr behüte dich vor allem Bösen, /
er behüte dein Leben.
[8] Der Herr behüte dich, wenn du fortgehst und wiederkommst, /
von nun an bis in Ewigkeit.

140) Die Überschrift „Ein Stufengesang“ stammt aus Vulgata und Septuaginta.

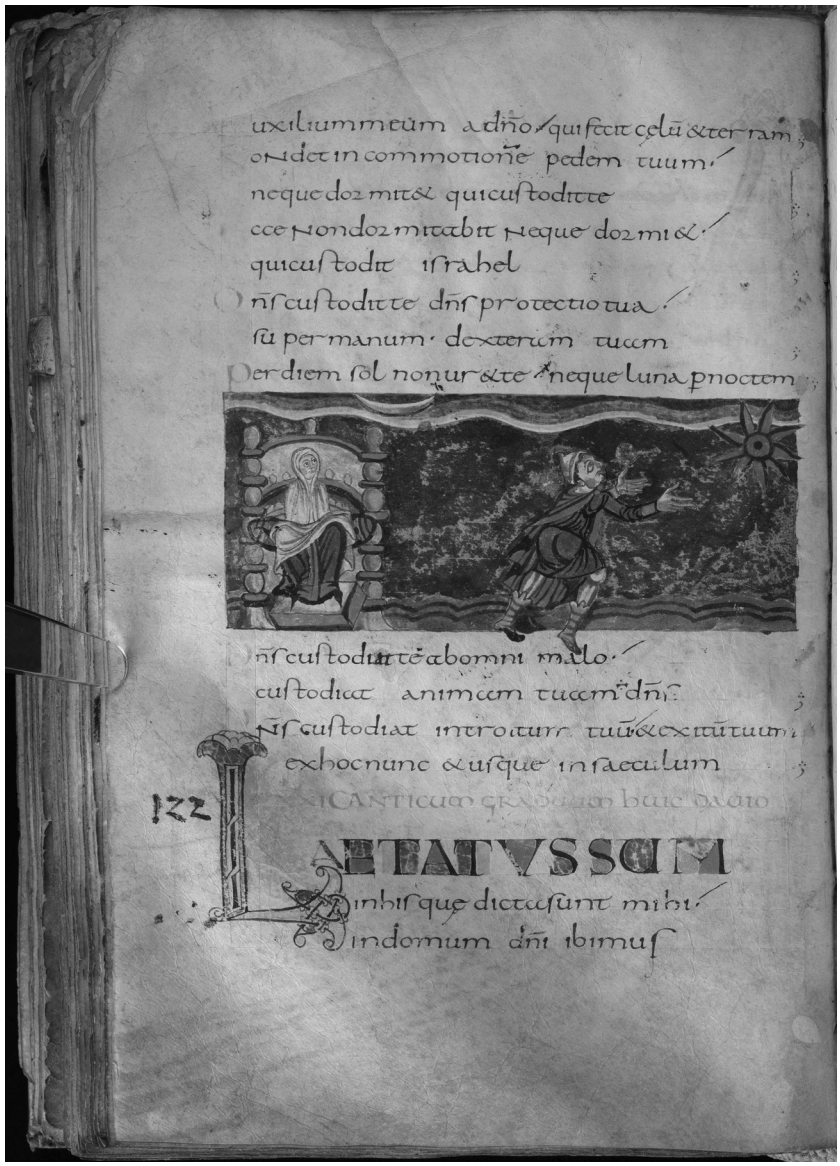


Abb. 12
Psalm 121 (120) Vers 6–7 fol. 143v

Wer spricht in diesem Psalm, und mit wem wird gesprochen? Handelt es sich um ein Zwiegespräch, oder wendet sich der Sprecher an sich selbst?

Die heutige alttestamentliche Wissenschaft deutet den Psalm als ein Wechselgespräch zwischen einem Priester und einem Wallfahrer, der nach dem Besuch des Tempels in Jerusalem zur Heimkehr aufbricht und priesterlichen Segen und Zuspruch empfängt.[141]

Das zum Psalm gehörige Bild allerdings scheint weder zu dieser Deutung noch zum Psalmtext selbst zu passen. Eine Hilfe für das Verständnis von Text und Bild ist der aus Vulgata und Septuaginta übernommene Titulus, mit welchem der Psalm überschrieben ist: *„Canticum graduum" – „Stufengesang"*. Der Psalter enthält fünfzehn Lieder dieser Art.[142] Dazu erklärt der heilige Augustinus: *„In nichts anderem, Brüder, werden wir in diesen Gesängen unterwiesen als im Aufstieg, aber Aufstieg im Herzen, im guten Verlangen, im Glauben, in Hoffen und Lieben. …"* [143]

Der etwa ein halbes Jahrhundert ältere heilige Hilarius, Bischof von Poitiers, äußert in ganz ähnlichem Sinn, dass wir *„auf den Stufen dieser Gesänge … zum Himmlischen und Ewigen emporsteigen"*. Aus solcher Sicht erwächst seine Beschäftigung mit den Psalmen: *„Diese Stufen der Gesänge wollen wir suchen."* [144]

Wir erkennen in der Vorstellung einer solchen Stufenleiter die Schriftsinne des Origenes. (Siehe das Schriftsinn-Kapitel). Als unterste Stufe in unserem Aufstiegspsalm kann also durchaus die oben gegebene Deutung verstanden werden: ein Pilger bricht zur Heimkehr auf, die mit Gefahren verbunden ist.

Aus diesem buchstäblichen oder historischen Sinn des Geschehens aber entfaltet sich der geistige Sinn, der den Gläubigen die Stufenleiter emporführt.

Ein gutes Beispiel dafür bietet gleich zu Beginn der erste Vers des 121. Psalms in der Textfassung der Vulgata: *„Ich habe meine Augen zu den Bergen erhoben, von woher mir Hilfe kommen wird."* [145] In den heutigen Bibeln findet man statt des Aussagesatzes einen Fragesatz: *„Woher kommt mir Hilfe?"* Diese Übersetzung scheint dem Verstandesdenken angemessener, denn wie könnte von den Bergen Hilfe kommen? Sind sie nicht eher eine Gefahr durch unvorhersehbare Weg- und Witterungsverhältnisse?

Im Licht des mehrfachen Schriftsinnes jedoch erscheinen die Berge – ähnlich wie die Gestirne am Himmel – als Zeugen der Größe des Schöpfergottes.

---

141) Kraus H.-J., Psalmen, Bd. XV/2 (wie Anm. 94), S. 1010–1015.

142) Es handelt sich um die Psalmen 120 bis 134, die in heutigen Bibeln Wallfahrtslieder genannt werden.

143) Augustinus (wie Anm. 1), S. 272, zu Psalm 121 (120).

144) Hilarius von Pictavium (Poitiers), geb. um 310, gest. 367, Sämtliche Schriften des heiligen Hilarius, in: Sämtliche Werke der Kirchenväter, 12. Bd. (Forts.), Kempten 1834, S. 192.

145) Hilarius von Pictavium (wie Anm. 144), S. 205. Noch Luther übersetzte tausend Jahre später (1545) in seiner Biblia Germanica den ersten Vers von Psalm 121 nach der lateinischen Textfassung (mit den Verben jedoch im Präsens). Erst 1984 wurde in der revidierten Luther-Bibel der Aussagesatz in einen Fragesatz umgewandelt.

Sie lenken den Blick nach oben. Es folgt darum in Vers zwei das – wie Hilarius sagt – *„selige Bekenntnis“* des Sprechers: *„Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“* (V. 2).

Eine Voraussetzung allerdings ist für den „Aufstieg“ gegeben, die Hilarius gleich zu Beginn seiner Auslegung klarstellt. Er betont nämlich: *„Die Augen des Geistes erhob der Prophet zu den Bergen.“* Und er schließt die Frage an: *„Zu welchen Bergen?“* Seine Antwort lautet: *„Wir verstehen unter den Bergen die prophetischen Bücher, welche von der Erde in die Höhe sich erheben, durch welche das Emporsteigen zu den Oberen und das Gelangen zu dem Ewigen stattfindet. Indessen werden wir unter den Bergen auch die Verrichtungen der Engel, die himmlischen Heerscharen und die Gewalten verstehen können, durch deren Hilfe uns das Hinaufsteigen zu den Höhen gewährt wird.“* [146] Der Herr selbst erschien laut Daniel im Traumgesicht als *„großer Berg“* (Dan 2, 35.45).

Die „Augen des Geistes“, die dem Erdenpilger, insbesondere den Propheten, geschenkt sind, erschließen also die unsichtbare geistige Welt, durch welche die Stufen des „canticum graduum“ mit Hilfe der Engel nach oben leiten.

Wer aber öffnet dem Menschen die Augen des Geistes? Hilarius antwortet: Es ist der Heilige Geist.[147] Dessen Stimme wird, nach Hilarius, hörbar von dem Augenblick ab, in dem die Du-Anrede einsetzt: *„Er lässt deinen Fuß nicht wanken; er, der dich behütet, schläft nicht.“* (V. 3). Denn: Neben Christus ist der Heilige Geist der *„andere Fürsprecher …, welcher auch in den Propheten redet.“* [148]

Darum also wird der Psalmensänger von Hilarius als „Prophet“ bezeichnet, weil die Stimme Christi in ihm spricht! Unsere Eingangsfrage: Wer redet mit wem?, kann nun im Sinn der Kirchenväter, für die wir den heiligen Hilarius als Beispiel zitierten, beantwortet werden: Der Prophet und Psalmist spricht als Repräsentant derer, die mit „geistigen Augen“ die Stufen nach oben suchen unter dem Beistand des Heiligen Geistes und der himmlischen Heerscharen.

* * * * *

Wie setzt nun der Miniator diesen „Aufstieg im Herzen“ ins Bild um? Wie gelingt es ihm, geistig-seelische Vorgänge durch Formen und Farben anschaubar zu machen?

Die von ihm gemalte Szene ist in tiefes Violett getaucht – erster Hinweis darauf, dass sie sich im Geistbereich abspielt. Dieser ist nach rechts und links ohne Begrenzung, was seine Weite anzeigt. Nach unten jedoch ist er durch einen schmalen graublauen Bodenstreifen abgeschlossen, nach oben durch einen ähnlichen, aber hell gesäumten Himmelsstreifen. Eine schmale Mondsichel ist im Graublau zu sehen, – liegend, einer Wiege oder einem Boot vergleichbar. Die graublaue Farbe von Erd- und Himmelsstreifen deutet, wie wir

146) Hilarius (wie Anm. 144), S. 208.
147) Hilarius (wie Anm. 144), S. 209.
148) Hilarius (wie Anm. 144), S. 209.

wissen, auf den Zeitenstrom, dem das irdische Leben und der Kosmos verhaftet sind. Der Mond versinnbildet durch sein Wachsen und Schwinden den ewigen Wechsel.

Auf der linken Bildseite ist ein prächtiger, hochlehniger Thron zu sehen, der aus dem Bodenstreifen aufwächst, die ganze violette Zone nach oben durchzieht und mit dem höchsten Knauf bis an die Himmelsregion reicht. Ähnlich gebaute Thronsessel sind im Stuttgarter Psalter auch auf einigen anderen Miniaturen zu sehen. Die Illustration zu Psalm 67 zum Beispiel zeigt Christus auf einem solchen Thron dargestellt; in Psalm 27 ist König David ebenfalls auf einem hochlehnigen Königsthron zu sehen, in Psalm 92 auf einem Thron, der keine Rückenlehne hat, jedoch ebenfalls mit Sitzkissen und Suppedaneum versehen ist. Der Thron deutet also auf höchste geistliche und weltliche Würde. Wem ist solche Würde in Psalm 121 durch den Miniator verliehen?

Wir sehen eine Frau auf dem kostbaren Kissen des Thrones sitzen. Unter dem weißen Schleier, der sie bis zu den Knien umhüllt, wird das blaue Untergewand, die Tunica talaris, sichtbar, die mit roten Zierstreifen geschmückt ist. Wachen Blickes und furchtlos schaut die Frau zur Mondsichel auf, die über ihr steht.

Die rechte Bildhälfte durcheilt ein Mann im wehenden roten Obergewand[149], die Arme ausgebreitet, den Blick erhoben zur Sonne, die vor ihm am Himmel steht. Man glaubt, sein Jubeln zu hören, mit dem er sich dem Himmelsgestirn naht, als wolle er es umfassen.

Wer sind die beiden Menschen? Die phrygische Mütze des Mannes gibt einen ersten Hinweis. Denn diese Form der Mütze ist ein altes Symbol der Eingeweihten. In Psalm 72 des Stuttgarter Psalters zum Beispiel tragen die drei Magier, die Christus ihre Gaben bringen, ebenfalls phrygische Mützen, wodurch auf ihre Würde als Priester und Sternkundige der Perser gewiesen wird. Wenn der Miniator den Mann, der zur Sonne läuft, mit einer phrygischen Mütze ausstattet, so will er ihn dadurch als „Propheten" kennzeichnen, das heißt nach Hilarius, als „einen Menschen, welcher auf Stufen zum Ewigen emporsteigt".[150]

Wie ist es möglich, dass der Mann unserer Miniatur in die Sonne blickt, ohne geblendet zu sein, ja, ohne Blindheit zu befürchten? Der sechste Vers des Psalms gibt Antwort. Wir erkennen ihn als Anknüpfungspunkt, den der Miniator für sein Bild gewählt hat:

„Bei Tag wird dir die Sonne nicht schaden
noch der Mond in der Nacht."

149) Chlamys, ein Obergewand, das nicht bis zum Knöchel reicht. Die hellrote Chlamys tragen im Stuttgarter Psalter auch König David (z. B. Psalm 25; Psalm 84); König Salomo (Psalm 72) und der Christus Imperator (Psalm 91). (Der Stuttgarter Bilderpsalter, Bd. II, S. 342 (wie Anm. 5), Register, Ikonographie des Stuttgarter Bilderpsalters).

150) Hilarius (wie Anm. 144), S. 194.

Das frühe Christentum kann die Worte des Psalms nicht anders verstehen als vorausdeutend auf Christus. Die Stimme des Heiligen Geistes, die, laut Hilarius, im Propheten spricht (s.o.), weist darum auf eine geistige Sonne, auf Christus, der den Gläubigen die Zusicherung des Schutzes gibt.[151]

Der Miniator malt diese geistige Sonne als feuerrotes Gestirn mit trinitarisch gestaltetem Mittelpunkt, umgeben von neun Strahlen, die auf die neun Hierarchien weisen. Das Licht des Mondes auf unserer Miniatur hingegen ist weiß. Vom symbolischen Bezug des Mondenlichtes auf die Christus-Sonne wird gleich zu sprechen sein.

Zuvor aber müssen wir mit Hilarius fragen: *„Vor welchen Übeln wird der Herr behüten?"* Und wir erhalten die Antwort: *„Nicht, glaube ich, vor denjenigen, welche man dafür hält; diese sind nämlich das Los unserer Schwachheit und unseres Leibes. …"* Jedoch: *„Der Herr behütet die getreue Seele vor allem Übel, das heißt, dass sie nicht die Motte des Teufels verzehre, dass sie nicht ein Dieb beschleiche, dass sie kein Hund anbelle, … kein Bär gegen sie wüte, … kein Löwe sie vernichte."* Verbunden mit der Gewissheit, behütet zu sein, ist die Notwendigkeit, dem Bösen zu widerstehen: *„Wir sind schuldig, im Körper gegen ihn* (den Teufel) *zu streiten, da es keinen Sieg ohne Kampf gibt. Deswegen folgt: ‚Der Herr wird deine Seele behüten'."*[152]

Hilarius spielt auf den siebten Vers von Psalm 121 an, dessen Vulgata-Fassung lautet:

„Der Herr behütet dich vor allem Bösen,
er behüte deine Seele."[153]

Im Licht der Auslegung des Kirchenvaters erkennen wir in diesen Worten den zweiten Anknüpfungspunkt, den der Miniator für sein Bild gewählt hat: wir erkennen nämlich die königliche Frau auf dem kostbaren Thron als die menschliche Seele!

Wenn die Sonne als Symbol Christi erlebt wird, so muss der Mond als Symbol der Seele erscheinen. Denn wie der Mond leuchtet vom Licht der Sonne, so leuchtet die Seele im Christuslicht. Dieses Licht ist nicht dem Rhythmus der Natur – dem immerwährenden Wachsen und Schwinden – unterworfen, da es ewige Teilhabe an Christus verleiht. Der kostbare Thron und die reiche Klei-

---

151) Der Prophet Maleachi bezeichnet diese Sonne als „Sonne der Gerechtigkeit": *„Für euch, die ihr meinen Namen fürchtet, wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, und ihre Flügel bringen Heilung."* (Mal 3, 20).
Der mit dem Stuttgarter Psalter fast gleichzeitig entstandene Utrecht-Psalter versteht die Sonne nicht im geistigen Sinn. In wörtlicher Illustration des Textes zeigt er Christus, der einen schützenden Schirm zwischen den Mann und die Sonne hält. (fol. 72a).

152) Hilarius (wie Anm. 144), S. 215–216.

153) Vulgata und Septuaginta verwenden als Übersetzung die Worte „anima" und „ψυχή" – „Seele", wogegen in den meisten modernen Bibeln das Wort „Leben" gebraucht wird.

dung der Frauengestalt auf der Miniatur sind sichtbarer Ausdruck für die Kostbarkeit und den Reichtum dieses göttlichen Lichtes.

Der Heilige Ambrosius führt die Gottesbeziehung des Menschen vom „Ich" zum „Wir". Das geschieht in seinem „Exameron" („Sechstagewerk") durch den Hinweis auf eine weitere Stufe des „Aufstiegs". Ambrosius sagt nämlich: *„Die Kirche ist der wahre Mond ... Denn die Kirche leuchtet nicht im eigenen Licht, sondern im Lichte Christi … Vom unverbrüchlichen Licht ihres Brudergestirns borgt sie das Licht der Unsterblichkeit und Gnade."* [154]

Der Einzelne und die Gemeinschaft der Einzelnen, die Kirche, senden das empfangene Licht in die Welt hinein, so wie der Mond die Dunkelheit der Nacht durch das Licht der Sonne erhellt.

Der symbolische Bezug des Lichtes auf Christus wird vom Heiland selbst ausgesprochen: *„Ich bin das Licht der Welt"* (Joh 8, 12). Überwältigend ist im Vergleich mit dieser Selbstoffenbarung Christi das Wort aus der Bergpredigt, das den Jüngern gilt: *„Ihr seid das Licht der Welt"* (Mt 5, 14). Einbezogen als ein Tätiger in das Heilswerk Christi ist der Mensch! Tätig wird er in der Nachfolge des göttlichen Herrn. Die Kraft dazu gibt ihm die Teilhabe am göttlichen Licht, die Christus schenkt.

Der Miniator stellt diese Teilhabe am Licht auf doppelte Art dar: durch ein Licht-Werden der Seele, die, als königliche Frau gemalt, im Empfang der Gnade zum Monde aufblickt – und durch ein Licht-Werden des Mannes, der zur Christussonne eilt im antwortenden Tätigsein. In solcher Weise begleitet, steigt der Gläubige die Stufen zum Ewigen, zur himmlischen Heimat, empor.

Psalm 136 (135)

„Siehe, ich mache alles neu!" [155] – Das „Land" als „Erbe"

[1] Danket dem Herrn, denn er ist gütig, /
denn seine Huld währt ewig!
[2] Danket dem Gott aller Götter, /
denn seine Huld währt ewig!
[3] Danket dem Herrn aller Herren, /
denn seine Huld währt ewig!

[4] Der allein große Wunder tut, /
denn seine Huld währt ewig,
[5] der den Himmel geschaffen hat in Weisheit, /
denn seine Huld währt ewig,
[6] der die Erde über den Wassern gegründet hat, /

154) Ambrosius (339–397), Bischof von Mailand, Exameron, um 389, Bibliothek der Kirchenväter, I. Bd., IV. Tag, VIII. Kapitel, S. 161–162, Kempten/München 1914.
155) Offb 21, 5.

denn seine Huld währt ewig,
[7] der die großen Leuchten gemacht hat, /
denn seine Huld währt ewig,
[8] die Sonne zur Herrschaft über den Tag, /
denn seine Huld währt ewig,
[9] Mond und Sterne zur Herrschaft über die Nacht, /
denn seine Huld währt ewig.

[10] Der die Erstgeburt der Ägypter schlug, /
denn seine Huld währt ewig,
[11] und Israel herausführte aus ihrer Mitte, /
denn seine Huld währt ewig,
[12] mit starker Hand und erhobenem Arm, /
denn seine Huld währt ewig,
[13] der das Schilfmeer zerschnitt in zwei Teile, /
denn seine Huld währt ewig,
[14] und Israel hindurchführte zwischen den Wassern, /
denn seine Huld währt ewig,
[15] und den Pharao ins Meer stürzte samt seinem Heer, /
denn seine Huld währt ewig.
[16] Der sein Volk durch die Wüste führte, /
denn seine Huld währt ewig,
[17] der große Könige schlug, /
denn seine Huld währt ewig,
[18] und mächtige Könige tötete, /
denn seine Huld währt ewig,
[19] Sihon, den König der Amoriter, /
denn seine Huld währt ewig,
[20] und Og, den König von Baschan, /
denn seine Huld währt ewig,
[21] und der ihr Land zum Erbe gab, /
denn seine Huld währt ewig,
[22] der es Israel gab, seinem Knecht, /
denn seine Huld währt ewig.
[23] Der an uns dachte in unsrer Erniedrigung, /
denn seine Huld währt ewig,
[24] und uns den Feinden entriss, /
denn seine Huld währt ewig,
[25] der allen Geschöpfen Nahrung gibt, /
denn seine Huld währt ewig.

[26] Danket dem Gott des Himmels, /
denn seine Huld währt ewig.

* * * * *

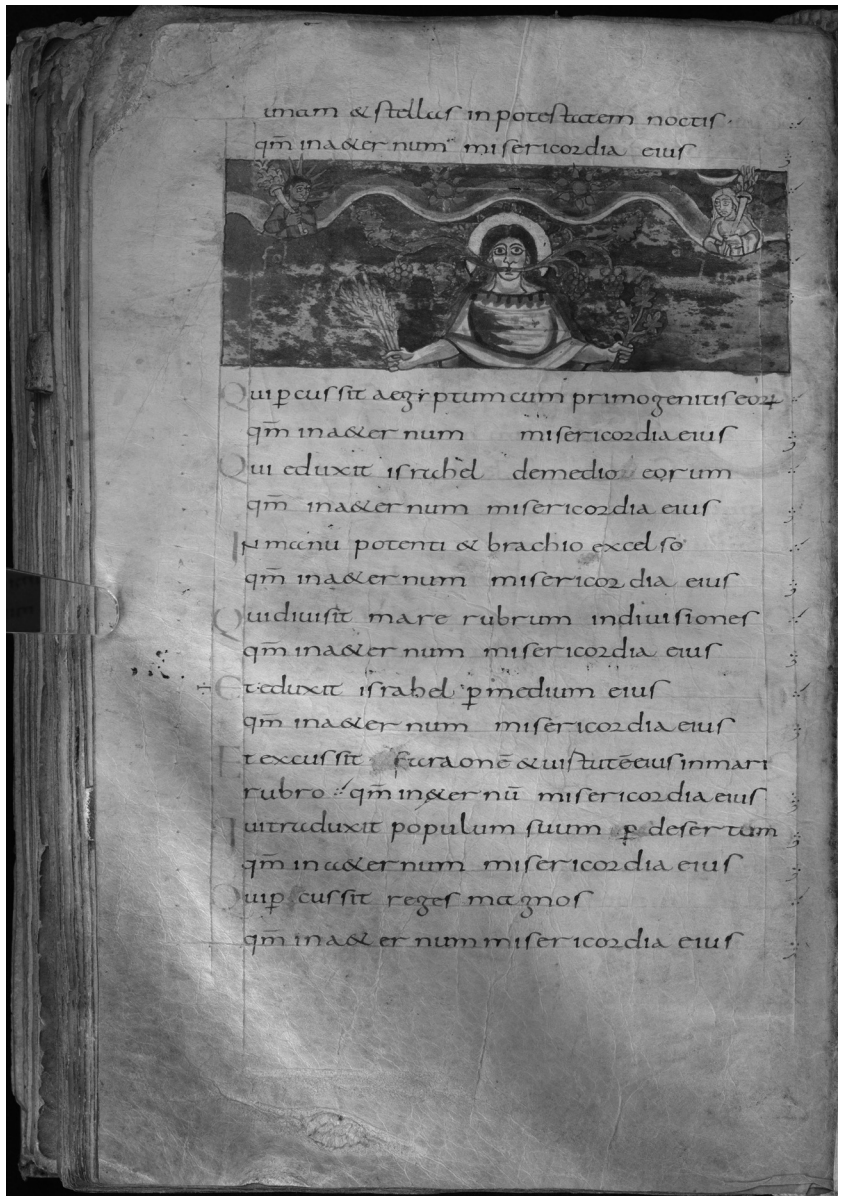


Abb. 13
Psalm 136 (135) Vers 2.5–9 fol. 151v

Psalm 136 gehört zur Kultüberlieferung der großen Feste, besonders der Passahfeier. Der respondierende, immer wiederkehrende Halbvers: *„Denn ewig währt seine Barmherzigkeit“* [156] zeigt, dass dieses Danklied im Wechsel zwischen Vorsänger und antwortender Gemeinde gesungen wurde.

Der Psalm zerfällt in zwei Teile: der erste feiert den Schöpfergott und was dieser schuf; der zweite gedenkt der Taten Jahwes in der Geschichte des Volkes Israel: des Auszugs aus Ägypten und des Einzugs in das Land Kanaan.

Mit Illustration: Erster Teil des Psalms

Ein einziges Bild hat der Miniator für diesen Psalm gemalt: eine hochkonzentrierte und bedeutungsvolle Illustration, welche, zwischen die beiden Psalmteile gesetzt, dieselben trennt und zugleich verbindet. Anknüpfungspunkt für den Miniator sind die Verse 5 bis 9, die durch Vers 2 ihre Einführung erfahren:

„Danket dem Gott aller Götter …,
der den Himmel geschaffen hat in Weisheit …,
der die Erde über den Wassern gegründet hat …,
der die großen Leuchten gemacht hat …,
die Sonne zur Herrschaft über den Tag …,
Mond und Sterne zur Herrschaft über die Nacht ...“

Die Psalmworte führen in einen kosmischen Raum, der durch seine Größe und Erhabenheit dem Gläubigen Anlass gibt, den Schöpfergott zu feiern. Auch der Miniator stellt diese kosmische Welt dar, setzt sie aber vor einen tief violetten Hintergrund, wodurch er – entsprechend der uns bekannten Farbsymbolik des Stuttgarter Psalters – den Kosmos zu einer reinen Geistwelt überhöht.

Nur ein schmaler blauer Streifen mit gelbem Lichtsaum durchzieht am oberen Bildrand wellenförmig das Geistgebiet als Andeutung des sichtbaren Himmels, des Firmaments. Mit diesem verbunden sehen wir die Personifikationen von Sonne und Mond, – an Gottheiten der Antike, an Sol und Luna, erinnernd; dazu zwei Sterne. Als Mann ist die Sonne dargestellt in der linken oberen Bildecke, als Frau der Mond in der rechten oberen Bildecke. Ein roter Strahlenkranz umgibt die rot gekleidete Sonne; eine liegende weiße Mondsichel schwebt über der weißen Gestalt des Mondes.

Was tragen Sol und Luna in ihren Händen? Die vegetabilen Formen, die, hoch aufgetürmt, die beiden Gefäße füllen, lassen an Füllhörner denken, was sinnvoll ist, da Sonne und Mond das Wachstum auf der Erde ermöglichen und

156) Die Übersetzung „Barmherzigkeit“ im Responsorium entspricht der Formulierung „misericordia“ bzw. „ἔλεος“ von Vulgata und Septuaginta. In der Einheitsübersetzung und bei Hamp-Stenzel findet sich „Huld“; bei Guardini „Erbarmen“; bei Luther und in der Zürcher Bibel „Güte“; bei Menge und bei Bruns „Gnade“; Gute Nachricht-Bibel „Liebe“.

lenken. Auch an Fackeln könnte man denken,[157] da Sonne und Mond Licht spenden und den Wechsel von Tag und Nacht bewirken. Der Inhalt der Gefäße passt jedoch nicht zum Bild der Flammen; auch fehlt die rote Farbe, die im Stuttgarter Psalter für gewöhnlich Fackeln kennzeichnet.[158]

Sollte der Miniator solche gemeint haben, so wäre allerdings gerade das fehlende Leuchten dieses Attributs eine tiefe Sinn-Aussage. Denn ein Kontrast ist vorhanden zum hell leuchtenden Nimbus der dritten Gestalt des Bildes – einer großen weiblichen Halbfigur, die in der Mitte zwischen Sol und Luna von unten nach oben bis in die Höhe des Firmamentes wächst und den ganzen violetten Raum zu füllen scheint – so stark ist ihre Ausstrahlung. Am stärksten strahlt der Nimbus! Sein Leuchten kommt von innen, während Sol und Luna, wenn sie Fackeln trügen, nur von außen leuchten könnten.

Wer ist dargestellt? Der Psalmist nennt neben den Gestirnen die von Gott geschaffene Erde. Wir erkennen darum in der nur halb sichtbaren weiblichen Gestalt die Personifikation der Erde. Als „Gaia" haben die Griechen, als „Tellus" – mitunter als „Terra" – haben die Römer sie verehrt: Spenderin der Fruchtbarkeit und des Lebens![159]

Sol und Luna schauen wie gebannt zur Terra hin; diese selbst aber blickt intensiv den Betrachter an, dem sie frontal zugewendet ist. Ihre Arme sind ausgebreitet; in der Linken hält sie einen Zweig vom Feigenbaum, in der Rechten ein Ährenbüschel. Aus ihrem Mund wachsen zwei Weinranken, die sich gleich einem Dach nach rechts und links ausbreiten, mit Blattwerk und drei reifen Trauben behängt. Innen und Außen, Oben und Unten sind durch die Personifikation der Fruchtbarkeit verbunden.

Die Propheten des alten Israel fügen zu diesem Aspekt des Wachstums und des Lebens einen weiteren Aspekt hinzu: nämlich den religiösen. Ein schönes Beispiel dafür ist der Segensspruch, mit dem der Jahwe-Gott seine Rede an Kyrus beschließt:

„Taut, ihr Himmel, von oben, ihr Wolken, lasst Gerechtigkeit regnen!
Die Erde tue sich auf und bringe das Heil hervor, sie lasse Gerechtigkeit sprießen.
Ich, der Herr, will es vollbringen." (Jes 45, 8)

Es scheint, als habe der Miniator diese Worte vor Augen gehabt, als er seine Miniatur malte, welche die Verse von Psalm 136 ebenso vergeistigt, wie der Segensspruch es tut. Wir finden darin den Bezug zwischen Oben und Unten:

---

157) Siehe Burkhart P. (wie Anm. 7), S. 77, zu Psalm 136, 5–9.

158) Für die Darstellung von Fackeln im Stuttgarter Psalter siehe z. B.: fol. 10r; 11r; 93r unten; 162r links. Vgl. damit die Darstellung von Füllhörnern: fol. 41r; 54r; 57v; 110v; 129v; 162r rechts.

159) Darstellungen der römischen Erdgöttin Tellus in der Kunst sind von Personifikationen des Elementes Erde (Terra) schon in der Kaiserzeit kaum zu trennen. (Lexikon des Mittelalters, Bd. 3, Sp. 2127, München 2002). In der christlichen Kunst können die von den Göttern abgeleiteten Personifikationen der Erde sowohl den Weltkörper als auch das Element Erde vorstellen. (LCI, Bd. 1, Sp. 657).

Regen von oben und Wachstum von unten bedingen sich gegenseitig. Ebenso ist es mit dem Bezug von Innen und Außen: aus dem Innern der Erdgöttin kommt das „Heil", das sich auf der Erde, in der äußeren Welt, verwirklichen soll!

Im Licht der Ausstrahlung des „Gottes aller Götter" (Ps 136, 2)[160] wird der „Regen" von oben und das „Sprießen" von unten zum Empfang von „Gerechtigkeit" und „Heil". Irdische Naturereignisse und geistig-geistliches Geschehen gehen ineinander über: das erstere wird zum Vorausbild, zur Präfiguration, für das letztere.

Die Vision Deuterojesajas ereignete sich etwa fünf Jahrhunderte vor ihrer Erfüllung durch Christus.[161] Und es dauerte noch einmal etwa acht Jahrhunderte, bevor der Miniator die Keime von Psalm 136 aufgriff und durch die Umsetzung ins Bild zu eindrucksvoller Blüte entfaltete.

Was Deuterojesaja als „Heil" bezeichnet, wird durch Golgatha zur „Erlösung"! Denn die Erde hat sich „aufgetan" und hat Christus, den Heiland, hervorgebracht.

Der Miniator malt, was das alte Adventslied besingt:

„O Erd, schlag aus, schlag aus, o Erd,
dass Berg und Tal grün alles werd!
O Erd, herfür dies Blümlein bring,
o Heiland, aus der Erden spring!" [162]

Wir erkennen jetzt, dass die Personifikation der Terra auf Christus weist, der aus der Erde den Menschenleib nahm. Durch eine Allegorie deutet der Miniator auf das Mysterium der Inkarnation des Gottes.

Noch mehr sagt die Illustration aus. Denn wir erkennen jetzt den Zweig vom Feigenbaum in der linken Hand der Terra als einen Hinweis auf den Sündenfall. Am Baum der Erkenntnis im Paradies – einem Feigenbaum, wie es in den Apokryphen heißt[163] – ereignete sich die Verführung des Menschen durch die Schlange, Symbol des Bösen. Das Ährenbüschel in der rechten Hand der Terra weist, vereint mit den Trauben, die aus dem Mund der Terra wachsen, auf die eucharistischen Gaben von Brot und Wein, von Leib und Blut Christi, des Gekreuzigten und Auferstandenen, die dem erlösungsbedürftigen Menschen Teilhabe am Erlöser schenken.

---

160) Der neu erworbene Monotheismus des alten Israel schimmert durch solche Worte hindurch.

161) Deuterojesaja („Der zweite Jesaja"): Bezeichnung für einen unbekannten Propheten der Exilzeit, dem der zweite Teil des Jesaja-Buches zugeschrieben wird (Kap. 40–55).

162) Friedrich von Spee, 1591–1635: „O Heiland, reiß die Himmel auf", 1622, Gotteslob, Nr. 105, Strophe 3.

163) Siehe z. B.: Testament des Adam, 3. Kapitel, S. 1087; und: Apokalypse des Moses, V. 20–21, S. 145. (Wie Anm. 65, bzw. 71: Altjüdisches Schrifttum, Rießler P.).

Des Gottmenschen Opfertod am Kreuz hat die Erde mit seinem Blut getränkt: sie ist „neu“ geworden! So können die Gaben der Erde – Ährenbüschel und Trauben – zeichenhaft auf die Erlösung weisen. Dass eine der drei Trauben aus der Terra Mund sich herabsenkt, um eines der drei Feigenblätter in der Terra Hand zu berühren, deutet ebenso auf den Akt der Erlösung wie die Einheit von Ährenbüschel und Traube, die sich durch die andere Hand der Terra herstellt.

Deshalb leuchtet der Nimbus der Terra so hell, dass er die ganze Geistwelt durchstrahlt. Christus, der Gekreuzigte, ist der neue Lebensbaum, der Himmel und Erde verbindet!

Durch die Allegorie der Erde gelingt es somit dem Miniator, drei Aspekte anschaubar zu machen, die in der Miniatur zum Ausdruck kommen. Die Erde ist:

ein BILD für die MENSCHWERDUNG CHRISTI durch den Leib, den sie dem Gottessohn gab;
ein BILD für den AKT DER ERLÖSUNG durch das Kreuz, das sich zum neuen Lebensbaum wandelt;
ein BILD für die „NEUE ERDE“, in die Christus eingezogen ist durch sein Blut, um ihr Himmelskräfte einzulagern und sie einst mit der ewigen Heimat zu vereinen.

Der Miniator hat auf diese Weise in einem einzigen Bild die ganze Heilsgeschichte entfaltet. Das rein geistige Geschehen der Erlösung wird für ihn darstellbar durch eine Naturgottheit der antiken Mythologie, die sich mit dem Sündenfall-Mythos des alten Israel verbindet, um in der christlichen Symbolik von Brot und Wein auf die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen zu antworten durch Gegenwart und Wirksamkeit des auferstandenen Erlösers.

Ohne Illustration: Zweiter Teil des Psalms

Vom kosmischen Raum, der die Taten des Schöpfergottes spiegelt, wendet sich der Psalmist im zweiten Teil seines Liedes irdischen zeitlichen Ereignissen zu, das heißt der Geschichte des alten Israel, die ebenfalls das Wirken Jahwes erkennen lässt. Obgleich der Miniator auf die Beifügung einer Illustration zum zweiten Teil verzichtet, wollen wir auf diesen eingehen, weil das vorhandene einzige Bild für beide Teile gilt. Ein Anknüpfungspunkt ist zu nennen, von dem die Deutung ausgehen muss. Es sind die Verse 18.21–22: Jahwe wird gepriesen,

„der … mächtige Könige tötete, denn seine Huld währt ewig,
und ihr Land zum Erbe gab, denn seine Huld währt ewig,
der es Israel gab, seinem Knecht, denn seine Huld währt ewig.“

Diese Verse enthalten die für den Alten Bund grundlegenden Begriffe des „Landes“ und des „Erbes“. Die Geschichte des alten Israel beginnt, als das Wort „Land“ bei der Berufung Abrahams durch Jahwe zum ersten Mal ertönt: *„Zieh weg aus deinem Land, … in das Land, das ich dir zeigen werde.“* (Gen 12, 1). Es folgt, nach der Ankunft Abrahams im Lande Kanaan, die Verheißung des Herrn: *„Deinen Nachkommen gebe ich dieses Land“* (Gen 12, 7). Die weiteren Bundesschlüsse sind jeweils mit dem Versprechen der Schenkung dieses Landes gekoppelt: *„Dir und deinen Nachkommen gebe ich ganz Kanaan, das Land, in dem du als Fremder weilst, für immer zu eigen.“* (Gen 17, 8). Es ist ein Land, *„in dem Milch und Honig fließen“* – *„das Land der Kanaaniter, Hethiter, Amoriter, Perisiter, Hiwiter und Jebusiter.“* (Ex 3, 17). Die gewaltsame Landnahme, auf die Psalm 136 anspielt, wird in den ersten Büchern des Alten Testaments realistisch beschrieben.[164]

Der Jahwegott gibt jedoch nicht nur Verheißungen, sondern er stellt auch Bedingungen. So hat Mose im Auftrag des Herrn dem Volke mitzuteilen: *„Mir befahl der Herr, euch Gesetze und Rechtsvorschriften zu lehren, die ihr in dem Land halten sollt, in das ihr hinüberzieht, um es in Besitz zu nehmen.“ „… Euch hat der Herr aus Ägypten herausgeführt, damit ihr sein Volk, sein Erbbesitz werdet.“* (Deut 4, 14.20). Der Erbe hat ein gesetzliches Recht auf den Besitz der ihm zustehenden Güter, auf das Erbe. Der Gebrauch des Wortes „Erbe“ macht darum die Verheißungen Jahwes rechtskräftig.

Im Alten Testament finden sich jedoch auch Texte, die von einer großen Verinnerlichung des Gotterlebens zeugen. Die Schlüsselworte „Land“ und „Erbe“ weisen über die Bindung an die diesseitige Welt hinaus, ohne allerdings zu einer klaren Aussage über das ersehnte Land zu kommen. Im 37. Psalm zum Beispiel wird mehrmals auf dieses Land hingedeutet: *„Hoffe auf den Herrn und bleib auf seinem Weg! Er wird dich erhöhen zum Erben des Landes; du wirst sehen, wie der Frevler vernichtet wird.“* (V. 22). Und: *„Der Herr kennt die Tage der Bewährung, ihr Erbe hat ewig Bestand.“* (V. 18). Worte wie „ewig“ oder „für alle Zeiten“ suchen „Land“ und „Erbe“ zu vergeistigen; trotzdem fragt man: Um welches Land handelt es sich? Man kann antworten: Ein Land wird erhofft, in dem die Gerechten Gottes Gebote erfüllen und in dem das Böse durch Gott vernichtet wird. Ob ein solches Land jedoch auf Erden existiert, bleibt unklar. Wie kann es zum „ewigen Erbe“ werden?

* * * * *

Jesus greift in seiner dritten Seligpreisung den Begriff des „Landes“ auf, der so wirkungsmächtig das ganze Alte Testament durchzieht. Er gibt diesem

164) Siehe z. B. Deut 6, 10–12: Durch einen Schwur verspricht der Herr, Israel das erbeutete Land mit allen seinen Schätzen zu geben, nämlich: *„… große und schöne Städte, die du nicht gebaut hast, mit Gütern gefüllte Häuser, die du nicht gefüllt hast, in den Felsen gehauene Zisternen, die du nicht gehauen hast, Weinberge und Ölbäume, die du nicht gepflanzt hast …“.*

Begriff jedoch einen neuen Sinn, indem er ihn von der Vorstellung gewaltsamen Handelns löst: *„Selig, die keine Gewalt anwenden; denn sie werden das Land erben."* (Mt 5, 5). Alle Verheißungen in den Seligpreisungen sind geistiger Art – so auch diese. Das Wort „erben" zeigt eine neue Bedeutung, denn das Erbe des von Christus verheißenen Landes ist an keinen Rechtsanspruch gebunden, sondern es ist freie Gabe – Frucht des freiwilligen Opfertodes, den der menschgewordene Gottessohn auf sich nimmt, um dem gefallenen Menschen das verscherzte himmlische Erbe zurückzugewinnen.

Welches Land wird der „Gewaltlose" erben, der auf Gewalt verzichtet, um das Böse zu besiegen? Jesus gibt keine weitere Erklärung, denn er weiß, dass er durch seinen Erlösertod am Kreuz die Antwort vorleben wird. Erst, wenn das Erlöserblut in die Erde geflossen ist, wird das Land erkennbar werden, das vor Jesu Augen steht: es ist die „neue Erde", die Christus mit Gotteskräften durchwirkt, wie der Miniator in seinem Bild zu Psalm 136 es darstellt.

Lohnend ist es, dem Wort „gewaltlos" nachzugehen, das die Einheitsübersetzung statt des sonst üblichen „sanftmütig", griechisch πραΰς, benützt. Man findet nämlich, dass πραΰς außer in der dritten Seligpreisung im Matthäus-Evangelium an zwei anderen entscheidenden Stellen von Jesus gebraucht wird. Die erste Stelle findet sich im 11. Kapitel: Jesus predigt in den Städten über das Geheimnis des Himmelreichs. Er sagt: *„Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig*[165] *und im Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele."* (Mt 11, 29).[166] Sanftmut und Demut stehen nah beieinander: sie weisen auf innere Stärke, auf Wirkungen, die nicht dem physischen, sondern dem geistig-seelischen Bereich entstammen.

Noch deutlicher wird der Sinn des Wortes πραΰς – sanftmütig – bei Jesu Einzug in Jerusalem am Palmsonntag. Er lässt zuvor durch zwei seiner Jünger eine Eselin und ihr Fohlen bringen, wobei er auf den Propheten Sacharja hindeutet, dessen Weissagung sich nun erfüllen werde. Jesus zitiert das Prophetenwort: *„Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir. Er ist sanftmütig*[167]*, und er reitet auf einer Eselin …"* (Mt 21, 4.5; Sach 9, 9). Was der Prophet Sacharja ein halbes Jahrtausend zuvor erschaut hat, wendet Jesus bewusst auf sich selber an. Das zeigt die Wahl der Eselin als Reittier für den „König", der in das irdische Jerusalem einzieht, damit das Himmlische Jerusalem aufleuchte.

So wie Jesus die Schriften des Alten Bundes im Sinne der Verinnerlichung und Vergeistigung auslegt, so werden – nach Christi Himmelfahrt und pfingstlicher Ausgießung des Heiligen Geistes – auch die von den Aposteln

---

165) Die Einheitsübersetzung gebraucht an dieser Stelle für πραΰς statt „sanftmütig" das Wort „gütig". Vgl. Anm. 167.

166) Die Aussage Jesu in Mt 11, 29 wirft ein erhellendes Licht auf das vieldeutige Christuswort, das vorausgeht: *„Seit den Tagen Johannes des Täufers bis heute wird dem Himmelreich Gewalt angetan; die Gewalttätigen reißen es an sich."* (Mt 11,12).

167) Die Einheitsübersetzung gebraucht hier für πραΰς das Wort „friedfertig". Vgl. Anm. 165. Die verschiedenen Übersetzungen zeigen den weiten Horizont des Wortes πραΰς auf, der im deutschen Wort „sanftmütig" viel enger begrenzt ist.

und Kirchenvätern überkommenen Weissagungen geistig verstanden im Licht der Erfüllung.

Der heilige Hilarius zum Beispiel unterscheidet zwischen dem, was sich „körperlicher Weise" durch das alte Israel während der Landnahme ereignet hat, und dem, was „jetzt in uns geistiger Weise geschehen sollte."[168] Die Tötung der Könige des eroberten Landes wird von solchen Gedanken aus durch die Namen der in Psalm 136 genannten Könige zu verstehen gesucht.[169] So erklärt Hilarius zum Beispiel: *„Der Name des Königs Og heißt übersetzt Mauer oder Wall."* Der Herr *„zerstörte die Mauer"*, das heißt, er *„beseitigte das Hindernis, durch welches wir von der Erkenntnis Gottes abgehalten werden."* Hilarius bezieht solcherart die genannten Königsnamen mittels der Herleitung von ihrer geistigen Bedeutung auf Sünden, die im Menschen herrschen. Durch die Kraft Christi müssen wir „diese Königsgewalten" in unserem Innern „vertilgen", das heißt besiegen.[170]

Was die Vergeistigung des verheißenen Landes bedeutet, wird von Augustinus in einem einzigen, von uns bereits zitierten Satz zusammengefasst: *„Nicht das Land, aus dem die Amoriter und Hethiter und die anderen dort erwähnten Stämme vertrieben wurden, ist der ewige Lohn unserer Rechtfertigung, sondern Gott selbst, dessen Nähe die Seligkeit ist."*[171]

Das verheißene Land wird zum Land der Gegenwart Gottes in der menschlichen Seele. Dieses Land zu erben, bedeutet: bei Gott zu sein – für immer, sagt Augustinus; er spricht darum vom „ewigen Lohn". Das ersehnte Land ist die himmlische Heimat, die durch Glauben und Erkenntnis schon auf Erden beginnt, denn wer Gott erkennt und seinen Sohn, Jesus Christus, hat das „ewige Leben".[172] Gotteserkenntnis ist Christuserkenntnis – ist der „ewige Lohn" – ist das Erbe des verheißenen Landes.

Wer erbt? Der Sohn! Christus als Gottes Sohn ist Schöpfer und Erbe des Alls. (Hebr 1, 2). Gott sandte diesen, seinen Sohn, damit wir zu Söhnen Gottes werden! Gotteskindschaft, Gottessohnschaft wird uns durch den Erlöser geschenkt.[173]

Als „Erben" sollen die „Söhne Gottes" tätig sein im „Land" der Gegenwart Gottes, das Christus erwarb, damit es zur himmlischen Heimat führe.

---

168) Hilarius (wie Anm. 144), S. 375, 378.

169) Im Buch Josua werden einunddreißig von Israel geschlagene Könige mit Namen genannt. Der Herr äußert im Zusammenhang mit diesen Erfolgen: *„Aber vom Land bleibt noch sehr viel in Besitz zu nehmen".* (Jos 12, 7–24; 13, 1). Die Auslegung des heiligen Hilarius gilt auch für solche Stellen.

170) Hilarius (wie Anm. 144), S. 375, 377, 378.

171) Augustinus (wie Anm. 51), Kap. XXIV, 41, XXV, 42, S. 75, 77/79. (Vgl. das Zitat im Kap. über den mehrfachen Schriftsinn).

172) Joh 17, 3; Eph 4, 13.

173) Vgl. Röm 8, 14–17.18–23.

Eschatologische Schau – Ein Nachwort

„Denn er kommt! Denn er kommt!" (Ps 96, 13; 98, 9)[174] Dieser Jubelruf, den wir als Titel über unsere Psalm-Auslegungen setzten, hallt durch den ganzen Stuttgarter Psalter. Gekrönt wird er durch den monumentalen Satz: *„Der Herr ist König geworden!"* (Ps 96, 10). Eine solche Formulierung deutet auf ein Ereignis, auf etwas Neues, das zeitenwendend in die Geschichte eingriff.

Wie passt dazu die Vorstellung, dass Jahwes Thron „ewig" ist? *„Dein Thron steht fest von Anbeginn, du bist seit Ewigkeit"*, heißt es in Psalm 93, 2.[175] Man findet um dieser Schwierigkeit willen in einer Reihe von heutigen Bibeln die Übersetzung: *„Der Herr ist König"*[176] statt *„Der Herr ist König geworden"*. Kein Geschehen, sondern ein Zustand wird auf diese Weise ausgedrückt, was allerdings dem Text von Septuaginta und Vulgata nicht entspricht.[177]

Für die Christen birgt die Übersetzung: „Der Herr ist König geworden" einen tiefen Sinn. Zwar ist der Logos, das WORT, durch seine Einheit mit dem Vater nicht allein Weltenschöpfer, sondern auch Weltenlenker seit Weltenbeginn (Joh 1, 1–3). Die Bedeutung dieser Tatsache enthüllte sich auf Erden jedoch erst mit der Menschwerdung des Gottessohnes. Denn „das Wort wurde Fleisch" (Joh 1, 14), um den gefallenen Menschen zu erlösen. Nicht durch irdische Inthronisation, sondern durch seinen Opfertod am Kreuz und durch seine Auferstehung ist Christus „König geworden"!

So kann Augustinus in seiner Auslegung zu Psalm 96 sagen: *„Vom Holze herab regiert der Herr. Wer ist es, der mit dem Holze kämpft? Christus! Mittels seines Kreuzes besiegte er die Könige."*[178]

---

174) Die Übersetzung „denn", die dem Text von Septuaginta und Vulgata entspricht (griech. ὅτι = weil; lat. quia, quoniam = weil), findet sich nicht in allen heutigen Bibeln, jedoch z. B. bei Kraus H.-J. (wiss.sch. Kommentar zum AT, siehe Anm. 94); Guardini R.; Luther; Zürcher Bibel (in Psalm 98, 9); Buber M. („da"); Gute-Nachricht-Bibel.
Die Übersetzung „wenn", die den Sinn verändert, wird gebraucht von Einheitsübersetzung; Hamp V. / Stenzel M.; Zürcher Bibel (in Psalm 96, 13); Menge H.; Deissler A. (Die Psalmen, Düsseldorf 1964); Groß H. / Reinelt H. (Siehe Anm. 178).

175) Die zitierten Psalmen 93; 96; 98 gehören mit den Psalmen 29; 47; 97; 99 zu den sog. Jahwe-Königs-Hymnen.

176) Siehe z. B.: Einheitsübersetzung; Hamp V. / Stenzel M.; Guardini R.; Luther; Gute-Nachricht-Bibel; Deissler A.; Groß H. / Reinelt H.; Kraus H.-J.
Die Übersetzung *„Der Herr ist König geworden"* findet sich in der Zürcher Bibel (*„ward König"*); bei Buber M.; Menge H. (in Fußnote); Bruns H.

177) Im griechischen Text steht der punktuelle (ingressive) Aorist: ἐβασίλευσεν – Er wurde König. Im Vulgata-Text heißt es: Dominus regnavit – Zur Herrschaft gelangt ist der Herr.

178) Augustinus (wie Anm. 26), S. 188. Der Kirchenvater folgte in seiner Auslegung von Psalm 96 einer bei Vers 10a eingefügten Erklärung, die sich in einigen griechischen Handschriften und in der alten lateinischen Übersetzung findet: *„vom Holz, vom Kreuze her"*. Siehe: Groß H. / Reinelt H., Das Buch der Psalmen, Düsseldorf 1979, S. 169.

Nicht mit äußerer Macht siegt Christus über die „Könige der Erde". Denn, so fügt der Kirchenvater hinzu: *„Was denen noch verschlossen ist, die mit dem Eisen kämpfen, ist dem nicht verschlossen, der mit dem Holze kämpft."* [179]

Was war verschlossen? Was hat Christus durch seine Marter am Kreuz geöffnet? Die neue Schöpfung! Deshalb kann der Apostel Paulus sagen: *„Wenn jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden."* (2. Kor 5, 17). Die Erneuerung des Geschaffenen beginnt mit dem Geschehen auf Golgatha. Sie setzt sich fort in der Erwartung der Parusie, das heißt, einer Endzeit, in der Christus wiederkommen wird, wie er es seinen Jüngern verhieß. (Joh 14, 3.28). Denn – so lesen wir in der Offenbarung des Johannes: *„König geworden ist der Herr, unser Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung."* (Kap. 19, 6).

Erstaunlich! Der Apokalyptiker Johannes greift, um seiner Schau Ausdruck zu verleihen, zurück auf Worte des 96. Psalms, nämlich auf den Jubelruf, der über ein halbes Jahrtausend früher (in nachexilischer Zeit) erklang: *„Der Herr ist König geworden!"* Die Visionen des Alten und des Neuen Bundes umspannen in diesem Ruf die Weltentwicklung von ihrem Beginn bis zum Ende: Zuerst durch ahnungsvolle Visionen der Propheten, die in den Präfigurationen der Geschichte des Alten Bundes sichtbare Gestalt gewinnen; sodann durch Christi Menschwerdung und Erlösertat – die Visionen sind erfüllt! Es folgt die Verheißung der Wiederkunft des „Königs der Könige" (Offb 19, 16; Ps 89, 28; 102, 16), gegeben vom König selbst und seinen Aposteln. Durch solch eschatologische Sicht werden die verschiedenen Epochen der Menschheitsgeschichte zusammengeschlossen in dem einen Ruf: *„König geworden ist der Herr!"*

Dieser höchste aller Könige ist nicht nur Weltenschöpfer und Erlöser, sondern auch Weltenrichter, wie die Apostel bezeugen. (Apg 10, 42; 17, 31). Der Psalmist besingt das Jauchzen der Schöpfung, das sich einstellt in der Erwartung des Gerichts, *„denn er richtet den Erdkreis gerecht"* (Ps 96, 13; 98, 9). Ebenso betont der Apokalyptiker Johannes, als er Christus, den Reiter im „blutgetränkten Gewand" auf weißem Pferd erblickt: *„Mit Gerechtigkeit richtet er!"* (Offb 19, 11.13).

Es geht um die Vernichtung des Bösen sowohl im Alten als auch im Neuen Bund. Erst der „König der Könige" jedoch kann das Böse besiegen. Er besiegt es als menschgewordener Gott durch das Vergießen seines Blutes, und er besiegt es als Herr des Alls im eschatologischen Kampf (Offb. 19, 11–21).

In der langen Zeit vom ersten Kommen des Herrn bis zu seiner Wiederkunft schenkt der Erlöser den Gläubigen die Kraft, ihm entgegen zu gehen und mitzubauen am Reich Gottes, das „nicht von dieser Welt ist" (Joh 18, 36) und das dennoch in die Welt hineinwirkt. Baustein und Baumeister zugleich sind die Menschen, die unter dem Walten des Heiligen Geistes als „Könige der Erde" mitwirken an diesem Reich. Sie bringen dem Erlöser, was sie durch ihn empfingen und durch ihn erlernten: sie bringen und singen das „neue Lied".

Das ist im Stuttgarter Psalter gemalt.

---

179) Augustinus (wie Anm. 26), S. 188.

Abbildungsverzeichnis

Psalm 19 (18)	Vers 5	Abb. 1	fol. 22v
	Vers 6–7	Abb. 2	fol. 23r
Psalm 40 (39)	Vers 4	Abb. 3	fol. 51r
	Vers 7–8	Abb. 4	fol. 51v
	Vers 13	Abb. 5	fol. 52r oben
	Vers 15	Abb. 6	fol. 52r unten
Psalm 41 (40)	Vers 4	Abb. 7	fol. 52v
	Vers 10	Abb. 8	fol. 53r
Psalm 49 (48)	Vers 8.10.13.15	Abb. 9	fol. 61r
	Vers 16	Abb. 10	fol. 61v
Psalm 103 (102)	Vers 4–5	Abb. 11	fol. 115v
Psalm 121 (120)	Vers 6–7	Abb. 12	fol. 143v
Psalm 136 (135)	Vers 2.5–9	Abb. 13	fol. 151v

Abbildungsnachweis

Digitale Aufnahmen aus dem Stuttgarter Psalter (Cod. bibl. 2^0 23), Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.

Kloster Schäftlarn und die Entstehung der Stadt München[1]

von Richard Bauer – München

Die Frühgeschichte der erst 1158 ins Licht der Geschichte getretenen bayerischen Landeshauptstadt München ist seit Jahrhunderten Gegenstand mannigfaltiger Hypothesen, unter denen die Herleitung des Ortsnamens von Mönchen gegenüber phantasievollen Sprachkonstrukten (u. a aus dem Griechischen oder dem Paläobaskischen) nach wie vor die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Doch lässt der eindeutige etymologische Zusammenhang des Begriffes „Mönch" (mhd. „munich") mit München (mhd. „Munichen") noch keinen Schluss zu auf einen für den Ortsnamen verantwortlichen Konvent. Der um die bayerische Kirchengeschichte hochverdiente Münchner Benediktinerpater Romuald Bauerreiß hat vor einem halben Jahrhundert sogar über eine früh wieder untergegangene benediktinische Mönchsgemeinschaft auf dem Petersbergl spekuliert, ohne dafür archäologische oder urkundliche Zeugnisse ausfindig machen zu können.

In erster Linie hat man die Vaterschaft an München stets den großen und alten Klöstern Oberbayerns zugeschrieben. Dabei war vor allem das von München aus isaraufwärts gelegene Kloster Schäftlarn genannt worden, für das schon im 16. und 17. Jahrhundert die Historiker Aventin und Meichelbeck in den Zeugenstand getreten sind. Jünger als diese Zuschreibung ist die Anbindung Münchens an das einstige Reichskloster Tegernsee, das in seinen aus dem 11. Jahrhundert stammenden „Entfremdungslisten" – dies sind Zusammenstellungen über die Immobilienverluste durch die sog. arnulfinische Säkularisation zu Beginn des 10. Jahrhunderts – mehrere in fremde Hände übergegangene „Munichen"-Orte aufzählt. Damit stieg dieses Kloster seit den 1920er Jahren zum Favoriten der Münchner Geschichtsforschung auf, was u. a. dazu führte, dass die 800-Jahr-Feier Münchens 1958 ganz im Banne der Tegernseer Herleitungsthese stand. Doch geriet diese Position ins Wanken, als alle tegernseeischen „Munichen„-Orte mit Bestimmtheit anderen südbayeri-

1) Der nachfolgende Text entspricht dem am 10. Juni 2012 anlässlich des 1250. Gründungsjubiläums des Klosters in Schäftlarn gehaltenen Vortrag. Dieser fasst die Ergebnisse mehrerer vorausgehender Studien des Verfassers zur Frühgeschichte Münchens zusammen, insbesondere dessen thematisch orientierte Darlegung „Schäftlarn und München" im Sammelband „Forum Munichen", München, Bayern und das Reich im 12. und 13. Jahrhundert, hrsg. von H. Seibert und A. Schmid, in: ZBLG, Beiheft 29, München 2008. S. 85–122. In diesem Aufsatz von 2008 sind auch die benützte Literatur und alle einschlägigen Archivquellen zitiert.

schen Siedlungen zugeschrieben werden konnten, wobei insbesondere eine kontinuierliche Verwechslung der Landeshauptstadt mit dem tegernseeischen Ostermünchen bei Aibling nachzuweisen war.

Ohne nachhaltige Überzeugungskraft blieb und bleibt die schon im 18. Jahrhundert diskutierte Herleitung Münchens von einem „Munichen„-Ort des Klosters Wessobrunn, der inzwischen als das heutige Wenigmünchen nahe Fürstenfeldbruck identifiziert wurde.[2]

Die aus einer intensivierten Forschung resultierenden Beobachtungen hatten freilich inzwischen auch die traditionelle Schäftlarn-Theorie in Frage gestellt. Zwei Argumente standen dagegen: Einmal wurde eingewendet, dass Schäftlarns Münchner Klosterhaus erst 1300 in den städtischen Quellen auftaucht, und zum anderen hatte sich das in der Volkstradition mit dem Münchner Kreuzviertel gleichgesetzte Wirtschaftsgelände „Konradshofen" (auch kurz „der Konradshof" genannt) kurz nach 1900 als eine bloße Ackerzone außerhalb des historischen Münchner Burgfriedens, genauer gesagt auf dem heutigen Oberwiesenfeld, erwiesen.

So schienen also weder Tegernsee noch Schäftlarn – die bislang aussichtsreichsten Kandidaten für die präurbane Geschichte der bayerischen Landeshauptstadt – als hypothetische Paten und Namensgeber in Frage zu kommen. Lorenz Maier, der sich in den 1980er Jahren am intensivsten mit der Frühgeschichte Münchens beschäftigte, wollte am Ende den Ortsnamen von München zwar nach wie vor von einer monastischen Vorbeziehung ableiten, war jedoch gleichzeitig zu der Überzeugung gekommen, dass die wirkliche Entstehungsgeschichte der Stadt schon zum Zeitpunkt der welfischen Marktgründung 1158 nicht mehr greifbar war. Damit hatte sich Urmünchen, also das München vor Heinrich dem Löwen, zu einem siedlungsgeschichtlichen Rätsel entwickelt, dem allenfalls noch ein archivischer oder archäologischer Zufallsfund zu einer Auflösung verhelfen konnte.

Dieser allgemeine Zusammenbruch der bislang tragenden Thesen zur Münchner Frühgeschichte gab jetzt den Weg frei für einen wissenschaftlichen Neuansatz, der die Aussagekraft der ältesten Münchner Grundbücher aus dem 16. Jahrhundert in den Mittelpunkt rückte. Erfolgversprechend erschien mir dabei die Analyse jener Areale, die im direkten Anschluss an die Münchner Innenstadt heute als Max- und Ludwigsvorstadt bekannt sind. Diese Bereiche leiten über zu den historischen Dorfmarken von Schwabing und Sendling und haben durch ihre erst im 19. Jahrhundert angelaufene bauliche Erschließung wichtige Strukturen einer historischen Geländeaufteilung und der damit einhergehenden besitz- und herrschaftsgeschichtlichen Zuständigkeit konserviert. Doch wurden die für den Burgfriedensbereich außerhalb der

2) Der Versuch Gottfried Mayrs, in seiner Untersuchung „Die Ministerialität im Raum München", in: „Forum Munichen" (wie Anm. 1), S. 170–217, eine Wessobrunner Herleitung Urmünchens erneut zur Diskussion zu stellen, ist nicht zuletzt durch die eindeutig negative Positionierung von Reinhard Höppl, dem Herausgeber und besten Kenner der Traditionsaufzeichnungen des Klosters Wessobrunn (siehe: Quellen und Erörterungen, Neue Folge 32/1, 1984), obsolet.

Mauern aufgezeichneten Grundbuch-Informationen ob ihrer nur schwerlich bzw. zum Teil auch gar nicht mehr nachvollziehbaren Systematik bisher von der monacensischen Forschung konsequent gemieden. Gerade deshalb entwickelte sich die langwierige Sichtung und Auswertung dieser dickleibigen Folianten zu einem spannenden Abenteuer.

In meiner 2002 publizierten Untersuchung „Monachium Frisingense„[3] gelang es beispielsweise, eine bis dato völlig unbekannte lehenrechtliche Position des Hochstifts Freising im Bereich der Ludwigsvorstadt und der Schwanthaler Höhe auszumachen, die bis zur Aufhebung des Hochstifts 1802/03 andauerte. Dieses seit dem Mittelalter im Obereigentum des Freisinger Bischofs stehende, riesige Areal umfasste rund 120 ha (gegenüber den 93 ha der ummauerten Altstadt) und war an eine Patriziatsfamilie verliehen, die es ihrerseits an die Bürgerschaft (meist an Brauer und Metzger) verpachtete. Es war räumlich auf den im Hackenviertel gelegenen mittelalterlichen Münchner Steuerbezirk „Altheim“ bezogen. Altheim lag zwischen dem heutigen Altheimer Eck (hier ist der historische Begriff noch lebendig!), dann dem Färbergraben, der Hacken-, Brunn- und Damenstiftstraße und hatte sein Zentrum in etwa im Bereich der heutigen Damenstiftskirche. Sein Gebiet umfasste Mitte des 14. Jahrhunderts rund ein halbes Hundert Steuerzahler und stand durch seine unregelmäßige gestaffelte und geknickte Straßenführung erkennbar im Gegensatz zu dem umgebenden Quartier des Hackenviertels. Altheim war demnach eine erst nach 1260 in das erstmals erweiterte Stadtareal integrierte „ältere“ lokale Siedlungseinheit, die man heute zu Recht mit Urmünchen in Verbindung bringt.

Nördlich von Altheim verlief spätestens seit 1158 die vom Marktareal Heinrichs des Löwen (dem Bereich um den heutigen Marienplatz) kommende Salzstraße, die genau in diesem Bereich von der älteren Wegverbindung nach Neuhausen abzweigte und über Laim und Pasing den welfischen Lechrain ansteuerte. Die gerade vorgestellten freisingischen Lehenänger und Lehenäcker schlossen sich an Altheim an und lagen wie dieses unmittelbar neben der Salzstraße (heute Bayer- und Landsberger Straße). Man kann von der Lage her schließen, dass in der Zeit der welfisch-bischöflichen Kontroverse um die Marktstandorte Föhring oder München diese Lehengründe nicht zuletzt auch von strategischer Bedeutung waren. Da die genannten freisingischen Flächen von zwei Seiten von Untersendlinger Gelände umschlossen waren, hatten sie augenscheinlich ursprünglich zur Untersendlinger Dorfmark gehört und waren demnach einer jener Bestandteile Altsendlings, die erst durch die Münchner Burgfriedensfestlegung des späten 13. Jahrhunderts in das städtische Hoheitsgebiet einbezogen worden waren.

Der bischöfliche Lehenbereich innerhalb der heutigen Ludwigsvorstadt korrespondierte mit einer weiteren Einflusszone Freisings innerhalb der heutigen Maxvorstadt, die ebenfalls in den ältesten Freisinger Lehenbüchern aus

3) Bauer R., Monachium Frisingense. Neue Quellen und Aspekte zur freisingischen Frühgeschichte Münchens: in: OBA 126, München 2002, S. 1–163.

dem frühen 15. Jahrhundert vermerkt ist, die allerdings schon im 18. Jahrhundert wieder verschwunden war. Daneben ist ein im Bereich der Maxvorstadt existierender Weihenstephaner Zehntbereich von Interesse, der auf die Schwabinger Kirche bezogen war. Er bestand nachweislich bereits 1147 und blieb bis 1676 in Weihenstephaner Besitz. Dieser Zehntanspruch lief erstaunlicherweise bis vor die barocken Festungswälle der Münchner Altstadt. Seine Ausdehnung macht deutlich, dass auch Schwabing vordem einen ganz anderen, d. h. wesentlich größeren Zuschnitt gehabt hatte und erst durch den mittelalterlichen Münchner Burgfriedensbezirk beträchtlich nach Norden abgedrängt worden war.

Diese einleitenden Beobachtungen sind von großer Bedeutung, da der Münchner Stadtbereich gegenüber den angrenzenden Dorfmarken von Schwabing und Sendling bis ins 19. Jahrhundert hinein nur eine bescheidene Position einnahm, dessen relativ geringe Ausdehnung sogar noch weiter schwindet, wenn man bei einem Flächen-Vergleich auf den ältesten Stadtkern, also auf die sog. Heinrichsstadt rund um den heutigen Marienplatz und St. Peter abhebt. Schon 1792 hat der Münchner Historiker Lorenz von Westenrieder beim Anblick eines Stadtplanes die wichtige Beobachtung gemacht, dass den Einwohnern der Stadt nur ein äußerst kleiner Raum angehört, der bezogen auf die Größe der umgebenden Dorfschaften ein „kleiner Punkt ist". Westenrieder fährt fort: „Die nahen Dörfer Sendling und Schwabing (so wie viele andere) sind ungleich älter als München und zuversichtlich gehörte ihnen der Platz, worauf München steht, an".[4]

Die aus dem Burgfriedensbereich gewonnenen Informationen zur vormaligen Raum- und Besitzverteilung im Vorfeld der Münchner Altstadt ermutigten mich in der Folge, die lokale Besitzgeschichte Schäflarns, des am frühesten genannten Anwärters auf eine Patenstelle für München, neu unter die Lupe zu nehmen.

Wir wissen dank der archivischen Überlieferung der Domkirche Freising von einer 782 von Herzog Tassilo III. und seinem Sohn Theodo feierlich bestätigten hochadeligen (huosischen) Schenkung bewirtschafteter Ländereien in Schwabing und Sendling an das 762 von Freising aus gegründete Benediktinerkloster Schäftlarn. Der eingeholte Herzogskonsens macht deutlich, dass es sich hierbei um delegiertes agilolfingisches Herzogsgut handelte, das seinerseits aus spätrömischem Fiskalgut erwachsen war. Schäftlarn war seit seiner Gründung ein bischöflich-freisingisches Eigenkloster, weshalb die Stiftung formal über die Freisinger Domkirche abgewickelt und von dieser in ihren Erwerbsnachweisen (Traditionsnotizen) aufgezeichnet wurde. Man hat diese hochadelige Schenkung von 782 (der 790 eine Sendlinger Zustiftung aus der identischen huosischen Familie folgte) in der Forschung stets als nicht näher bestimmbaren und wohl bald wieder verlorenen Streubesitz innerhalb der Dörfer Schwabing und Sendling interpretiert.

---

4) Westenrieder L., Beschreibung des churfürstlichen Landgerichts Dachau, in: Beyträge zur vaterländischen Historie etc., Bd. 4. München 1792, S. 261.

Dabei wurde freilich außer Betracht gelassen, dass die Bestandteile der Dotation ob ihrer Herleitung aus herzoglichem Fiskalbesitz und ihrer schon deshalb zu vermutenden guten verkehrstechnischen Anbindung und Erschließung wohl auch einen gewissen räumlichen Zusammenhang kannten. Diese notwendige Voraussetzung dürfte den neuen Eigentümer, also das Benediktinerkloster Schäftlarn, veranlasst haben, an einem verkehrsgünstigen, zentralen Punkt der beiden Wirtschaftsflächen eine klösterliche Verwaltungseinheit einzurichten. Schäftlarn koordinierte von diesem „Mönchshof" aus die mit schollegebundenen Hörigen besetzten Sendlinger und Schwabinger Hofstellen, fasste hier deren landwirtschaftliche Erträgnisse zusammen und kümmerte sich um die Neukultivierung der damals noch ausgedehnten Ödflächen jenseits der Terrassenbildung zwischen Sendling und Schwabing (dem Bereich der heutigen Theresienhöhe und des Maßmannbergls). Der Ortsname „Neuhausen" legt davon Zeugnis ab.[5] Der für diesen zentralen Hofbau und die damit verbundene kleine Siedlungseinheit erst viel später (1180) belegte Name einer „villa Munichen" umschrieb ursprünglich also keineswegs die Existenz eines lokalen Klosters, sondern nur die Tatsache einer von Benediktinermönchen geleiteten agrarischen Zentrale, lateinisch: „ad monachos", mittelhochdeutsch: „zu den Munichen".[6]

Bekanntlich wurden die Klöster Altbayerns zu Beginn des 10. Jahrhunderts, also in der Zeit der Ungarnkriege, durch die Säkularisationen Herzog Arnulfs mit dem bezeichnenden Beinamen „des Bösen" besitzrechtlich schwer geschädigt – eine großangelegte Enteignungsaktion, die innerhalb des Bistums Freising den damaligen Bischof Dracholf zur Nachahmung anregte, sodass auch das Eigenkloster Schäftlarn nachweislich von erheblichen Besitzeinbußen betroffen war. Man kann vorsichtig schließen, dass das Gros des wahrscheinlich von Freising selbst annektierten Schäftlarner Altbesitzes in Sendling und

---

5) Neuhausen liegt in einer von Untersendling aus nach Nordwesten vorgeschobenen „Neuland„-Zone, die deutlich macht, dass es sich hierbei gegenüber der Situation der Landnahmezeit um nachträglich angelegte Ausbauflächen handelt. Der früheste Ansatz dieser Kultivierungsmaßnahme ist nicht mehr zu ermitteln, doch könnte er durchaus mit einer Schäftlarner Erschließungstätigkeit (nach 782? oder nach 1140?) von Wald- und Heide-Zonen oberhalb der westlichen Terrassenbildung des Isar-Urstromtales zusammenhängen. Hinsichtlich Neuhausens ist in Erwägung zu ziehen der Hinweis von Fastlinger M. (Die wirtschaftliche Bedeutung der bayerischen Klöster in der Zeit der Agilolfinger, Freiburg i. Br. 1903, S.108), dass der Lokalheilige Winthir mit dem zwischen 1140 und 1180 belegten Schäftlarner Stiftsökonom Winthere personengleich sein könnte. Da der selige Winthir in der frommen Volkslegende als Salzsämer charakterisiert ist, scheinen er und sein Stift in den seit 1158 über das „forum Munichen" abgewickelten lukrativen Salztransport in Richtung Schwaben einbezogen gewesen zu sein.

6) Den Beweis für die dergestalt begründete Ableitung des Ortsnamens bringt der tegernseeische Ort „Munichen" (Ostermünchen), der schon um das Jahr 1000 in einer Quelle mit dem Begriff „ad monachos" glossiert wird. Auch der Ort Buch nahe Hartpenning hieß im Mittelalter „Muenichpuch", ein Name der, von einem seit 828 nachweisbaren Schäftlarner Mönchsbesitz abgeleitet war.

Schwabing an bischöfliche Vasallität bzw. Ministerialität oder an dem Bischof eng verbundene geistliche Kommunitäten in Freising weitergereicht wurde. Schäftlarn selbst erlosch damals als Benediktinerkloster, überlebte jedoch als Konvent von Weltpriestern und wurde 1140 von Freising aus als Prämonstratenserstift neu gegründet. Was aus dem zentralen klösterlichen Maierhof „Munichen" wurde, bleibt zunächst offen.

Zu fragen ist nun, ob sich hinsichtlich der angenommenen Umverteilung der aus der benediktinischen Anfangsphase Schäftlarns stammenden Dotationsgüter zu Schwabing und Sendling nicht späte Spuren zeigen. Sie könnten – sei es durch personen- oder institutionsrelevante Bezüge – Anhaltspunkte für nach Freising verweisende Kontinuitäten im Übergangsbereich der beiden Dorfmarken geben. Dies bedeutet, dass allen der kaiserlichen Marktbestätigung von 1158 vorhergehenden urkundlichen Hinweisen mit einem Schwabinger oder Sendlinger Bezug eine erhöhte Beachtung zu schenken ist.

Blicken wir zunächst nach Sendling. Hier existierte im 11. und 12. Jahrhundert eine dem lokalen Niederadel zugerechnete Familie „de Sentelingen", von der zwei Angehörige im Zeitraum 1140/52 in einer Zeugenliste den Status der freisingischen Ministerialität zu erkennen geben.[7] Dies bedeutet, dass sie für ihre an die Bischofskirche adressierten Dienstleistungen mit freisingischem Lehengut ausgestattet waren. Die Abkömmlinge dieser Familie wurden unter dem verbürgerlichten Namen der „Sentlinger" aus Sendling im 13. Jahrhundert wichtige Mäzene der jungen Stadt München. Sie gründeten u.a. das Angerkloster und stellten zu Beginn des 14. Jahrhunderts sogar einen Freisinger Bischof. Daneben traten sie – und hier schließt sich der Kreis – als die frühsten urkundlich greifbaren Lehenträger der eingangs vorgestellten bischöflichen Flächen im Bereich der heutigen Ludwigsvorstadt und der Schwanthaler Höhe in Erscheinung. Da diese Flächen – wie erwähnt – vor der Einbeziehung in den Münchner Burgfrieden nachweislich zu Sendling zählten, könnte hier eine Ableitung von vormaligem Schäftlarner Altbesitz aus den Jahren 782/90 eine Rolle spielen.

Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang auch die Situation in Schwabing. Hier trat 1147, also elf Jahre vor der Ersterwähnung des Marktes München 1158, Kloster Weihenstephan einen Hofbau an freisingische Ministerialität aus Bogenhausen/Schwabing ab. Es liegt die Vermutung nahe, dass Weihenstephan auf dem Umweg über die Freisinger Domkirche eine Zeitlang von

---

7) Es handelt sich dabei um die in Sendling sitzenden und der Sentlinger-Sippe angehörenden adeligen Brüder Nortprecht und Wolfrigil, die in der Schäftlarnischen Traditionsnotiz Nr. 53 (siehe Weißthanner A., Die Traditionen des Klosters Schäftlarnm, in: Quellen und Erörterungen, Neue Folge 10/1, 1953) unmissverständlich als Mitlieder der Freisinger „familia Sanctae Mariae" gekennzeichnet sind. Diese von Gertrud Thoma in ihrem Aufsatz „Interessen und Herrschaftsrechte der Bischöfe von Freising im Raum um München", in: „Forum München" (wie in Anm. 1), S. 61–83, übersehene Traditionsnotiz hat die Verfasserin zu dem falschen Schluss verleitet, der Freisinger Bischof habe vor 1158 im südwestlichen Umgriff Münchens keine dominikalen Rechte besessen.

der Dracholf'schen Enteignung und damit auch vom historischen Schäftlarner Dotationsgut in Schwabing profitiert hat. Wie ich weiter oben schon einmal angedeutet habe, hatte sich das seit seiner Gründung eng mit dem Bischofsstuhl des hl. Korbinian verknüpfte Weihenstephan 1147 bei seiner Güterabtretung an die erwähnte Freisinger Ministerialenfamilie[8] den gesamten (3/3) Schwabinger Zehnt vorbehalten, was auf eine alte Zuständigkeit für die Schwabinger Ortskirche[9] schließen lässt. Dieser Weihenstephaner Zehntanspruch lief gemäß neu entdeckter Quellen erstaunlicherweise bis vor die Münchner Befestigungen, woraus sich schlussfolgern lässt, dass „Großschwabing" einst bis **an** – und vor der großen Stadterweiterung von 1260/1300 mit einiger Sicherheit – bis **in** die heutigen nördlichen Altstadtquartiere gereicht hat. Im Umkehrschluss bestätigt diese Feststellung die schon bei Sendling verifizierte Grundthese, dass der Schwabinger Anteil an der huosisch-agilolfingischen Dotation des Jahres 782 nicht ausschließlich außerhalb des Münchner Burgfriedens zu suchen ist. Also nicht allein im Umgriff der Leopoldstraße, sondern auch südlich des Siegestors, bzw. höchstwahrscheinlich sogar im inneren Münchner Kreuz- und Graggenauer-Viertel.

Festzuhalten ist auch, dass die schon erwähnte massive wirtschaftliche Schädigung Schäftlarns im frühen 10. Jahrhundert – es wurde schon einmal kurz darauf hingewiesen – zwar zur Auflösung des Benediktinerkonvents führte, dass Schäftlarn jedoch dennoch als Weltpriester-Kongregation überlebt hat und in dieser Eigenschaft sogar vereinzelte neue Besitzzuwendungen von Bischof und Adel verbuchen konnte. Dies bedeutete in der Konsequenz, dass möglicherweise auch eine schäftlarnische Besitzposition im Übergangsbereich von Schwabing und Sendling die Arnulfinischen und Dracholf'schen Annektionen des 10. Jahrhunderts überdauert hatte. Das hartnäckige, erstmals 1158 gebrochene Schweigen der Archivquellen zu „Munichen" ist kein Indiz gegen eine derartige Annahme, sondern könnte auch als Beleg für eine Kontinuität verstanden werden. Denn nur die Veränderung eines Besitz- oder Rechtszustandes wurde im Mittelalter urkundlich festgehalten und fand auf diese Weise Eingang in die historische Überlieferung.

Ich komme nun zu der zweiten Existenzphase einer klösterlichen Gemeinschaft in Schäftlarn. Als zu Beginn der großen und grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen den 1138 aus dem bayerischen Herzogsamt verdrängten Welfen und der neuen babenbergischen Herzogsfamilie Bischof Otto I. von

---

8) Die Schwabinger Ministerialenfamilie stellte bedeutende Persönlichkeiten in der Bistumshierarchie; zwei davon, Friedrich und Konrad, stiegen zwischen 1277 und 1317 zu Schäftlarner Stiftspröpsten auf.

9) Die Schwabinger Ortskirche St. Ursula war ursprünglich Johannes dem Täufer und den 11.000 Jungfrauen geweiht (zu denen St. Ursula gezählt wird). Dieses ältere Johannes-Patrozinium der Schwabinger Kirche legt nahe, dass es sich hierbei um eine Taufkirche gehandelt hatte, die ursprünglich von Kloster Weihenstephan aus betreut worden war. Weihenstephan war auch im nördlich an Schwabing anstoßenden Seelsorgesprengel Garching präsent, der seit unvordenklichen Zeiten sogar mit dem Freisinger Benediktinerkloster uniert war.

Freising (er war selbst ein Babenberger) das Kloster Schäftlarn 1140 als Prämonstratenserstift wiederbegründete, sprach er der jungen Ordensgemeinschaft pauschal die von seinen Vorgängern und von den „conprovinciales" (womit die hochadeligen und adeligen Stifter gemeint waren) vormals übertragenen Güter zu. Dies bezog sich konkret auf den real existierenden Immobilienbesitz der bisherigen Kleriker-Kongregation und begründete zugleich einen formellen Rechtsanspruch auf das inzwischen durch Belehnungen oder Entfremdungen in weltliche Hände gelangte Stiftungsgut des einstigen Benediktinerklosters. Damit war natürlich unausgesprochen u. a. auch die huosisch-agilolfingische Dotation zu Schwabing und Sendling gemeint. Bischof Otto ging mit gutem Beispiel voran und stattete Schäftlarn mit bischöflichen Benefizien, in Sonderheit mit vier Seelsorgekirchen (Hohenschäftlarn, Irschenhausen, Neufahrn und Epolding) und den aus der Seelsorge fließenden Einnahmen aus.

Das Kalkül des Bischofs war darauf ausgerichtet, dass sich der mitunter um sein Seelenheil sehr besorgte Hoch- und Niederadel den erneuerten Ansprüchen Schäftlarns nicht gänzlich verschließen würde. Durch den erwarteten Rückfluss von lange verlorenem Kirchengut oder durch Kompensationsschenkungen sollte das junge Prämonstratenserstift ein starker Pfeiler der auf weitgehende Unabhängigkeit vom Herzogsamt ausgerichteten bistumsbezogenen Territorialisierungspolitik Ottos werden. Tatsächlich konnten die Schäftlarner Prämonstratenser seit 1140 zahlreiche wichtige adelige Stiftungen vereinnahmen, ein Hinweis auf die im Zeitalter der Kreuzzüge gewachsene Kooperations- bzw. Restitutionsbereitschaft der großen dynastischen Familien, insbesondere der wittelsbachischen Grafen von Dachau und Valley und deren Vasallität. Zu den ersten schäftlarnischen Erwerbungen nach 1140 gehörte der große Besitzkomplex „Ilmungeshofen", der sich zwischen Schwabing, Neuhausen und München ausbreitete. Hier bildete Schäftlarn an der alten Fern- und Salzhandelsstraße von Oberföhring nach Moosach im heutigen Milbertshofen eine prämonstratensische Eigenwirtschaft, eine sog. Stiftskurie bzw. einen sog. „Bruderhof" aus, der schon in seinem Namen anzeigte, dass er von den Schäftlarner „Brüdern" selbst bewirtschaftet wurde. Auch in Sendling konnten noch vor 1152 Zuerwerbungen aus Adelsbesitz gemacht werden.

Man darf annehmen, dass zu diesem Zeitpunkt auch Einzelpositionen der mittig in die Besitzzone Sendling-Schwabing eingebetteten altschäftlarnischen Lokalität „Munichen" unter prämonstratensische Kontrolle kamen. So sah es jedenfalls die klostereigene Überlieferung. Denn Kloster Schäftlarn hat 1581, als Herzog Wilhelm V. den Stiftshof des Klosters in München zugunsten des von ihm in Auftrag gegebenen Jesuitenklosters zu St. Michael mit Beschlag belegte, gegen diese Enteignung u.a. mit dem Argument protestiert, man könne sich von dieser Immobilie auch deshalb so schwer trennen, „alweil diese Behausung von Anfang des Stiffts zum Closter kommen".[10] Diese Information

10) Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Jesuiten 2236.

wiegt schwer, da sie eine räumliche und zeitliche Kontinuität des Münchner Stiftshofes zurück bis in die Zeit um 1140 zum Ausdruck bringt.

Wenn wir im Folgenden die Örtlichkeit dieses Münchner Stiftshofes an der Neuhauser Straße kurz unter die Lupe nehmen, so werden wir feststellen, dass seine Bausubstanz exakt in einem Bereich lag, in dem sich eine isarbegleitende und eine isarüberschreitende Straße kreuzten, wobei die isarbegleitende unstrittig ein sehr hohes Alter zeigt. Die isarbegleitende Straße ist nichts anderes als die geradlinige Fortsetzung der von Wolfratshausen und Schäftlarn kommenden heutigen Thalkirchner Straße innerhalb des Münchner Altstadtbereichs. Sie tangierte unter den gegenwärtigen Straßennamen Kreuz-, Damenstift- und Eisenmannstraße den urbanen Sonderbereich „Altheim" (beim Altheimer Eck) und schnitt die isarüberschreitende Straße (die heutige Neuhauser Straße) genau im Bereich des Schäftlarner Klosterhofes. Von dort aus lief sie über ein nur in historischen Straßennamen aufscheinendes Schwaig-Areal bei der Salvatorkirche (unbekannten Alters und unbekannter Zugehörigkeit) weiter in Richtung Milbertshofen, wo sich seit ca. 1140/52 die schon erwähnte große Schäftlarner Klosterschwaige befand.[11] Es darf angemerkt werden, dass diese aus dem Kartenbild zu erschließende isarbegleitende Altstraße quer über den Schäftlarner Stiftshof inzwischen als ein „Nord-Süd orientierter Einschnitt in die Topographie" und damit als Hohlweg verifiziert ist[12]; ihr völliges Verschwinden nördlich der Neuhauser Straße hängt mit der zweiten Ummauerung Münchens, insbesondere aber mit der Anlage des ausgedehnten Jesuitenkomplexes 1583/97 zusammen. Die Lokalisierung der Münchner Niederlassung Schäftlarns im unmittelbaren Kreuzungsbereich der beiden genannten Straßenzüge ist ein wichtiges Argument für eine anzunehmende, mindestens bis 1140 zurückreichende Kontinuität. Kein anderes als möglicher Namengeber für „Munichen" diskutiertes Altkloster hat mit seiner lokalen Niederlassung jemals eine ähnlich zentrale Position gehalten.

Die vermittelnde Rolle eines Schnittpunktes zweier regionaler Verkehrswege ging nach der 1158 vom Kaiser bestätigten welfischen Marktnutzung (die eine finanzielle Beteiligung des Freisinger Bischofs nach sich zog) und dem nachfolgenden Ausbau des eigentlichen Marktareals auf den heutigen Marienplatz über, da eben dort im Bereich des Petersbergls und des Alten Hofs die Befestigungsanlagen der den Marktverkehr kontrollierenden und schirmenden herzoglichen und bischöflichen Beauftragten entstanden. Christian Behrer, der seit mehr als einem Jahrzehnt die archäologische Spurensuche in München leitet, präzisiert in seiner neuesten Veröffentlichung diesen Ausbauprozess sogar dahingehend, dass er das Petersbergl als bischöflich-freisingische, den Alten Hof hingegen als herzoglich-welfische Wehranlage definiert.[13] Bei

11) Sie nahm nach dem Patrozinium der Milbertshofener Kirche in der Frühneuzeit den Namen „Georgenschwaige" an.

12) Vgl. Behrer C., Münchens Frühzeit, in „Forum Munichen" (wie Anm. 1), S. 1–25 bzw. Abb. 4.1.

13) Ebd.

dieser Gelegenheit wurde auch die heutige Sendlinger Straße zur südlichen Zuleitung des neuen Marktplatzes, wodurch die ältere Trasse über die Kreuz-, Damenstift- und Eisenmannstraße ihre ursprüngliche Bedeutung verlor.

Unstrittig ist, dass die vor 1158 existente „villa Munichen" ihren historischen Schwerpunkt keineswegs im Umgriff des Marktareals hatte, sondern bei „Altheim" und damit zugleich in unmittelbarer Nähe des Schäflarner Stiftshofes. „Altheim" steht zweifelsohne für Altmünchen, also für jene Kleinsiedlung, an der ursprünglich der klosterbezogene Ortsname „Munichen" anhaftete. Der welfischen Neugründung musste es nicht nur das benötigte Terrain, sondern auch die umgangssprachlich auf Mönchsbesitz verweisende Bezeichnung überlassen. Die enge räumliche Anbindung des Schäftlarner Stiftshofes an den Steuerbezirk Altheim verweist also auf den wahren Kristallisationskeim des frühen München und auf eine historische Teilidentität vormals benediktinisch-schäftlarnischer Besitzstände mit einem genau in einer Übergangszone zwischen Schwabing und Sendling gelegenen Weiler. [14]

Das von hartnäckigen Skeptikern der Schäftlarn-Theorie gern gebrauchte Argument, dass der Münchner Stiftshof ja erst im Jahr 1300 in den städtischen Unterlagen auftaucht, fußt auf einer Fehlinterpretation der dafür herangezogenen Quelle. Die entsprechende Urkunde im historischen Schäftlarner Archivbestand war nämlich allein auf die steuerliche Erfassung und Taxierung der erst bei der Stadterweiterung der Jahre 1260 bis 1300 in die Stadt „eingemeindeten" Immobilie abgestellt und registrierte damit nur einen aktuellen urbanen Zuerwerb, dessen tatsächliches Alter jedoch nicht Gegenstand der Steuerfestsetzung war.

Man darf als Zwischenergebnis resümieren, dass es massive Hinweise auf eine mit der Bischofskirche Freising zusammenhängende Prägung des Münchner Geländes gibt, die ohne Zweifel auf die Schenkung von huosisch- agilolfingischem Fiskalgut zu Schwabing und Sendling zurückgehen. Spätestens 1140 dürfte man bei der Gründung des Prämonstratenserstifts an diese historische Ausgangslage angeknüpft und eine lokale Position Schäftlarns „revitalisiert" haben. Selbstverständlich war Schäftlarn innerhalb des vormals fiskalischen Geländes nicht der alleinige Grundbesitzer, sodass mit konkurrierendem Kirchenbesitz, insbesondere aber auch mit Laienbesitz in vasallitischer

14) Das Schäftlarner Stiftshaus, an das sich auf Klostergrund stehende Stadelbauten und Bürgerhäuser (insbesonders entlang der Neuhauser- und der heutigen Ettstraße) anschlossen, gruppierte auch die frühesten Kirchenbauten des Mönchsweilers um sich. Einmal eine Nikolauskirche mitten in der Neuhauser Straße, die einen älteren Andreasaltar mit eigener Sakristei einschloss (dieses Altarpatrozinium verwies deutlich auf Freising und das dortige bischöfliche St.-Andreas-Stift), dann eine Johannes dem Täufer geweihte Kapelle „auf dem Haberfeld", die mit ziemlicher Sicherheit eine frühe lokale Taufkirche repräsentierte. Sie wurde 1294 in das unmittelbar gegenüber dem Stiftshaus neu gegründete Kloster der Augustiner-Eremiten einbezogen. Über das tatsächliche Alter einer im Schäftlarner Stiftshof an der Neuhauser Straße vorhandenen Michaelskapelle existieren keine Quellen; überliefert sind lediglich Neuanlage und Weihe von 1514.

Abhängigkeit von Freising oder von den großen Dynastenfamilien der Grafen von Wolfratshausen/Andechs oder von Dachau/Valley gerechnet werden muss.

Diese etwas komplizierte Situation dürfte die seit 1156 von Friedrich Barbarossa nach langwierigen regionalen Kämpfen wieder ins bayerische Herzogsamt eingesetzten Welfen dazu ermuntert haben, den bereits besiedelten Kreuzungspunkt zu „Munichen" zur Anlage eines Herzogsmarktes zu nutzen, der als ein wirtschaftspolitisches Gegengewicht gegen einen rechtlich höchst zweifelhaften bischöflichen Markt- und Münzbetrieb zu Föhring gedacht war. Es ist nicht zu übersehen, dass in der höchst verwickelten „causa München" eine überwiegend parteiische Geschichtsschreibung den Freisinger Bischof Otto I. stets als unschuldiges Opfer herzoglicher Aggressivität dargestellt hat. Dabei zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass eben dieser Bischof Otto unter Ausnützung der königlichen Position seines Halbbruders Konrads III. alles getan hatte, um sein Bistum aus der Abhängigkeit vom Herzogtum zu lösen und sich zu diesem Zweck 1140 (also nicht zufällig im Jahr der Neugründung Schäftlarns) ein königliches Privileg gesichert hatte, das die Errichtung neuer Märkte innerhalb des Bistum ebenso untersagte, wie eine nichtbischöfliche Münzprägung. Zugleich gelang es ihm, die bischöflichen Freisinger Ministerialen auf die Stufe von Reichsministerialen zu heben.

Der von Heinrich dem Löwen gegründete Münchner Markt war so gesehen nicht nur ein wichtiger handelspolitischer Schachzug des Welfen, sondern auch ein rechtlich gebotener Befreiungsschlag des neuen bayerischen Herzogs. Denn ohne eigene handelspolitische Kompetenz innerhalb der Freisinger Bistumsgrenzen wäre sein 1156 um Österreich verkleinertes bayerisches Herzogtum nur das Zerrbild einer süddeutschen Machtposition geworden.[15] Wir wissen, dass Kaiser Friedrich Barbarossa sich in dieser Angelegenheit hinter Heinrich den Löwen stellte und beide Streitparteien (mit denen er übrigens eng verwandt war) im Juni 1158 in Augsburg zu einem von ihm diktierten Vergleich nötigte. Diesem Vergleich zufolge verloren der bischöfliche Föhringer Markt und die bischöfliche Föhringer Münze ihre Existenzberechtigung; im Gegenzug musste allerdings der Herzog den Bischof mit einem Drittel an allen Einnahmen in München beteiligen.

Der Bodenbesitz am „forum apud Munichen" wurde in der Urkunde nicht angesprochen, doch dürfte nach Sachlage evident sein, dass bischöfliches und schäftlarnisches Grundeigentum von der herzoglichen Marktanlage betroffen waren. Der Rechtsgrund Heinrichs des Löwen für seinen Einstieg in das Münchner Terrain lag nämlich nicht in örtlichem welfischem Hausgut – über das immer wieder spekuliert und gerätselt wurde –, sondern in dem damals (nach dem Wormser Konkordat von 1122) vom Reich behaupteten Mitbesitz

15) Vgl. Bauer R., Freising – Föhring – Schäftlarn – München, Voraussetzungen und Hintergründe einer Markt- und Brückenverlegung, in: Freising und München, Nachbarn seit 850 Jahren, Freising 2009 (40. Sammelblatt des Historischen Vereins Freising), S. 11–23.

an jenen Teilen des Reichskirchengutes, das aus Dotationen von agilolfingischem Herzogs- oder karolingischem Königsgut stammte. Dies traf für „Munichen“ zu. Den herzoglichen Zugriff auf München erleichterte zweifelsohne die regionale Verunsicherung durch das 1157 erfolgte Aussterben der um München begüterten Wolfratshausener Linie der Grafen von Dießen, wobei in diesem Zusammenhang sicher auch bischöfliche Lehen im Besitz der Wolfratshauser bzw. ihrer Vasallität vorübergehend zur Disposition standen.

Als dann 1180, nach dem aufsehenerregenden Sturz des mächtigen Welfenherzogs, der Nachfolger Bischof Ottos I., Bischof Adalbert, auf der Rückgewinnung des durch Verlegung von Föhring nach München entzogenen Marktrechtes bestand, konnte ihm dies durch reichsgerichtliches Urteil problemlos bestätigt werden, weil mit der Rückgewinnung des Markt- und Brückenregals keine Neuverfügung über die Örtlichkeit fällig wurde. Zu Ende gekommen war nämlich nur die welfisch-herzogliche Nutzung des Münchner Raums. Es braucht uns nicht zu wundern, dass in den nächsten Jahrzehnten, genauer gesagt bis 1240, die Münchner Orts- und Marktherrschaft unstrittig beim Freisinger Bischof lag – eine Position, die diesem nicht zugefallen wäre, wenn er nicht schon vor 1180 und damit auch vor 1158 gewichtige dominikale Altrechte an München besessen hätte.

Wir dürfen uns an dieser Stelle nicht in den Details der Markt- und Stadtgründung Münchens verlieren, sondern müssen unseren Blick wieder auf Schäftlarn fokussieren. Genau an dieser Stelle ist auf den Historiographen Aventin zu verweisen, der in seiner zunächst in Latein, 1566 dann erstmals in Deutsch erschienenen bayerischen „Chronica“ die besitzrechtlichen Anfänge Münchens kurz und bündig so zusammengefasst hat: „Hertzog Heinrich der zwölft, in Beyern Hertzog, hat die Stadt München gebawet auff des Kloster von Schefftlarn grundt.„[16] Wir verfügen damit nach der bereits zitierten klostereigenen Schäftlarner Tradition, wonach das Münchner Haus schon bei Gründung des Prämonstratenserstifts 1140 an dieses gekommen sei, über eine zweite Quelle, die eine für München konstitutive Rolle des Klosters bei der Marktgründung bestätigt. Da beide Hinweise erst aus dem 16. Jahrhundert stammen, bleibt natürlich eine gewisse Unsicherheit bestehen, ob diese literarischen Feststellungen tatsächlich den wirklichen historischen Verhältnissen entsprechen. Es ist deshalb an der Zeit, die spärlichen Quellen zur Münchner Frühzeit nach Schäftlarnischen Spuren abzuklopfen.

Zwar fehlt eine Urkunde, die unmittelbar vor oder bald nach 1158 den Ortsnamen „München“ mit einer lokalen prämonstratensischen Niederlassung in Zusammenhang bringt. Doch verfügen wir aus den Jahren 1168 und 1173/74 über zwei Quellen, die eine auffallend konforme Interessenslage Schäftlarns und der noch jungen Münchner Marktbevölkerung zum Ausdruck bringen. Einmal geht es um den „Ilmungeshofener„/Milbertshofener Zehntverzicht des Feldmochinger Pfarrherrn Heribord (er wurde nachmals der erste

16) Johannes Thurmair, gen. Aventinus, Chronica, Frankfurt a. M. 1566, S. 453.

Pfarrer und Dekan von München-St. Peter[17]) zugunsten Schäftlarns, zum anderen um den Schäftlarner Erwerb eines Zeidelhofes (= Bienenhof) zu Wörnbrunn. In beiden Fällen bezeugten bei der Beurkundung der Vorgänge zahlreiche Amtsträger und Gewerbevertreter des jungen Marktortes (u.a. der Zöllner, der Münzmeister, der für „die Mauer" Verantwortliche, der „Gaumann", also der Fronbote oder Gehilfe des Richters, dann ein Fischer und ein Kürschner, „omnes isti de Munichen") die Richtigkeit der vorgetragenen Fakten. Es sind dies überhaupt die einzigen archivischen Quellen, aus denen wir etwas über die ersten urbanen Münchner, insbesondere über deren früheste Verwaltungsorgane erfahren. Schon allein deshalb sind sie wichtige Indizien für eine lokale Präsenz des Stiftes in Marktnähe. Beide schäftlarnischen Erwerbungen hatten augenscheinlich etwas mit dem wirtschaftlichen Eigeninteresse der Münchner zu tun, weshalb die dem Herzog und dem Bischof verantwortliche Oberschicht des Marktortes die jeweiligen Rechtsakte mittels ihrer Autorität begleitete. Eine verbesserte Erntebilanz und eine ausreichende Versorgung mit Honig und Wachs waren Aspekte, die indirekt auch den bescheidenen Wohlstand der Münchner Marktbewohner tangierten. Wir schneiden damit ein Thema an, das bisher eigentlich nie richtig in die Überlegungen mit einbezogen wurde: die Frage nach der Versorgung der Münchner Marktbevölkerung und Marktnutzer, die aus den hier zur kurzzeitigen Warenniederlage verpflichteten Salz- und Fernhändlern, dem stationären Handwerk und den schon erwähnten herzoglichen bzw. bischöflichen Amtspersonen bestand. Es galt bekanntlich als ein Charakteristikum des Prämonstratenserordens, dass er nicht nur die perfekte Selbstversorgung organisierte, sondern dass sein werktätiges Handeln stets auf die Erzielung von Überschüssen ausgerichtet war, die im Zeitalter der auslaufenden Natural- und der anhebenden Geldwirtschaft in finanzielle Rücklagen umgewandelt wurden. Aus diesen Rücklagen resultierte dann wiederum eine konsequente Erwerbspolitik von neuen Liegenschaften.

Müssen wir uns unter Bezugnahme auf Aventin deshalb nicht fragen, ob die Münchner Niederlassung Schäftlarns nicht allein eine Bodenressource für den Welfenherzog zur Verfügung stellte, sondern in der Folge auch vorrangig die Lebensmittelversorgung des neuen Marktes garantierte? Könnte es nicht sogar sein, dass die Entscheidung einer welfischen Marktgründung mit dem

17) Der Feldmochinger Pfarrherr Heribord war ein hochrangiger Freisinger Kleriker und enger Vertrauter der Bischöfe Otto und Adalbert. Da Heribord schon um 1170 als erster Pfarrherr und Dekan von St. Peter, München, erwähnt wird, wurde seine Würde und Bürde augenscheinlich 1168/70 um die Besorgung der neu geschaffenen Münchner Marktpfarrei vermehrt. Heribords Funktion als Dekan des bischöflichen Ruralkapitels (dem alle Freisinger Pfarreien und damit auch der Sprengel von Thalkirchen/Sendling samt den Gotteshäusern nächst „Altheim" zugeordnet waren) dürfte ihm die Errichtung der Pfarrei St. Peter erleichtert haben. Nicht nur die Münchner Dekanatswürde, sondern auch das Patrozinium der ersten Münchner Pfarrkirche auf dem Petersbergl scheinen von Feldmoching (Patrozinium: St. Peter und Paul) abgeleitet.

lokalen und regionalen Besitzpotential Schäftlarns in engster Verbindung stand?

Aus einer späteren Zeit ist zu erfahren, dass das Münchner Stiftshaus keineswegs nur eine lokale Herberge für Prälat und Konventualen darstellte, sondern darüber hinaus ein wichtiger zentraler „Stiftskasten" war, also eine Art Lagerhaus, in dem die von hörigen Bauern als Abgaben geschuldeten Feldfrüchte eines weiten Besitzsprengels (insbes. aus dem Norden des Gerichts Wolfratshausen) zusammengeführt wurden. Diese Zusammenführung diente selbstverständlich nicht allein dem sachgerechten Horten der Gottesgaben, sondern auch deren gewinnbringendem Verkauf. Dieser setzte wiederum einen standortbedingten Abnehmerkreis voraus, wie er sich eben in idealer Form in Marktorten und Städten zusammenfand. Es ist deshalb mehr als wahrscheinlich, dass Heinrich der Löwe das Münchner Marktgeschehen von Anfang an mit der Produktivität Schäftlarns in Verbindung gesetzt hat, und dass nach der Einigung von 1158 auch der Freisinger Bischof als Mit-Nutznießer an den Handelsgewinnen Münchens an einer ausreichenden Versorgungslage des Forums interessiert sein musste.

An dieser Stelle muss endlich der geheimnisvolle schäftlarnische Konradshof im Übergangsbereich zwischen Schwabing und Neuhausen abgehandelt werden. Wie schon eingangs ausgeführt, wurde seine zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch Theodor Dombart vorgenommene Lokalisierung jenseits des historischen Münchner Burgfriedens zu einem gewichtigen Argument gegen eine frühe Münchner Präsenz des Klosters. Die von Dombart präzisierte Verortung des Konradshofes als einer bloßen Ackerfläche im Bereich des heutigen Oberwiesenfeldes diskreditierte die gängige Vorstellung des Komplexes als eines vormals innerstädtischen Areals gründlich und verwies die angenommenen Besitzstrukturen Schäftlarns scheinbar endgültig auf kommunale Nachbarbereiche.

Hier sind nun aber gewichtige Einwände zu erheben. Dombarts Zuordnung des Konradshofes zu einem erst 1239 erfolgten Schäftlarner Hoferwerb in Schwabing dürfte unzutreffend sein, denn das Gelände war seiner Lage nach eher Ausbaufläche (Neubruch) in der unter herzoglichem Vorbehalt stehenden Loh- und Heidezone zwischen Neuhausen und Schwabing.[18] Unpräzise ist auch die Einlassung Dombarts, dass der schäftlarnische Konradshof stets gänzlich außerhalb des Münchner Burgfriedens gelegen war, da 1783 der Münchner Stadtoberrichter Michael von Bergmann – er musste es wohl am besten wissen – noch darauf hinweist, die Flächen des Konradshofes lägen „theils in dem Burgfried, theils gleich ausserhalb desselben".[19]

18) Bis in die Neuzeit herein wurde das aus der Schwabinger Urmark stammende „Konradshofen" als selbständiger bäuerlicher Wirtschaftsbereich zwischen Milbertshofen, Schwabing und Neuhausen aufgefasst; eine (vorübergehende) Anbindung des Geländes an Schwabing erfolgte bei der Bildung der Steuergemeinden zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Heute gehört er zum Münchner Stadtteil Neuhausen.

19) Bergmann M. v., Beurkundete Geschichte der Churfürstl. Haupt- und Residenzstadt München, etc., München 1783, S. 5.

Gerade hier erwiesen sich die im Münchner Stadtarchiv erhaltenen Grundbücher des 16.bis 18. Jahrhunderts als besonders ergiebig. Nicht nur, dass Schäftlarn deren Auskunft zufolge im 16. Jahrhundert nachweislich über 60 Tagwerk Grund innerhalb des Bereichs der heutigen Maxvorstadt und Westschwabings verfügt hatte. Es stellte sich zudem heraus, dass das Prämonstratenserstift bei einer juristischen Auseinandersetzung mit dem Münchner Magistrat Ende des 18. Jahrhunderts noch argumentiert hatte, die rund 160 Tagwerk Ackerfläche des Konradshofes seien nur ein Restbestand des gesamten vormaligen Hofbaus, der sich mit den logischerweise zugehörigen und mindestens ebenso großen Wiesen- und Weideflächen ursprünglich bis in die Nähe des Stadtzentrums ausgedehnt habe.

Tatsächlich hat ein zumindest in den Umrissen rekonstruierbarer stadtherrlich-wittelsbachischer Verdrängungsprozess Schäftlarn seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im Münchner Nordwesten nach und nach enteignet – ein Prozess, der 1295/97 sogar eine geharnischte päpstliche Intervention zugunsten des Klosters auslöste. Dieser Verdrängungsprozess lässt sich konkret bis auf das Jahr 1260 zurückverfolgen, als der Konradshof – angeblich mit Zustimmung von Propst und Konvent – vom Herzog als temporäres Leihegut an seinen Notar[20] vergeben wurde. Dieser massive herzogliche Eingriff hängt damit zusammen, dass die Wittelsbacher damals bereits die Vogtei über Schäftlarn inne hatten und ihre Vogteirechte in der Regel wie Rechte an Eigenbesitz interpretierten. Zwar kam das Grundeigentum des großen Hofs infolge des päpstlichen Einspruchs wieder an Schäftlarn zurück, doch stand dessen Nutzung auf Geheiß des Herzogs seitdem unter stadtbürgerlicher Zwangsverwaltung. Dies bedeutete, dass die Nutzflächen nur noch von bürgerlichen Pächtern bebaut werden durften, denen der Herzog aus eigener Machtvollkommenheit und gegen die Einwände Schäftlarns 1566 sogar das dem echten Eigentum nahe kommende Erbrecht verlieh.

Ein wenig Verständnis für das rigide herzogliche Vorgehen sollte vorausgesetzt werden. Das rasche Wachstum Münchens seit dem 13./14. Jahrhundert zwang den Stadtherrn der damals noch auf Eigenwirtschaft angewiesenen Bürgerschaft, alle landwirtschaftlich nutzbaren Flächen zugänglich zu machen – ein Annektionsprozess, der sich im 16. Jahrhundert sogar auf die Randbereiche der schäftlarnischen Schwaige Milbertshofen ausdehnte. Kein Wunder, dass ein Schäftlarner Eigenanbau im Stadtgerichtssprengel wohl schon seit dem späten 13. Jahrhundert zum Erliegen gekommen war und vom klostereigenen „Kasten München“ schließlich nur noch die Pachtzinse aus der vom Herzog angeordneten Zwangsverpachtung der Konradshofener Äcker vereinnahmt wurden.

Es zeigt sich also bei genauerer Analyse der tatsächlichen Gegebenheiten, dass der Konradshof bzw. das Gelände von Konradshofen als echte „Terrainbrücke“ zwischen dem stiftseigenen Bruderhof zu Milbertshofen und der Münchner Altstadt zunächst eine höchst erfolgreich umgesetzte schäftlarni-

20) Es handelte sich dabei um Propst Dietrich des Kollegiatstiftes Ilmmünster.

sche Flächenerschließungspolitik unter Beweis stellt.[21] Da Klöster gerne an verlorene Positionen anknüpften, ist die schon kurz nach 1140 von den Dachauer und Valleyer Grafen beförderte Präsenz Schäftlarns in den sekundären Ausbauzonen[22] zwischen Schwabing und Moosach natürlich auch unter dem Gesichtspunkt der in der Schäftlarner Gründungsurkunde von 1140 von Bischof Otto I. postulierten Restitution historischer benediktinischer Besitzstände zu betrachten. Das Anknüpfen an Schwabing wurde 1218 und 1239 durch den Erwerb einer Mühle und eines Ganzhofes aus dem erst 1147 von Weihenstephan übernommenen Besitz einer nach Bogenhausen/Schwabing benannten freisingischen Ministerialenfamilie realisiert, so dass Schäftlarn im Raum nördlich und nordwestlich von München wohl letztendlich den Status von 782 erreicht, wenn nicht sogar übertroffen hatte. Dass der Erwerbseifer des Klosters dabei langfristig mit den Interessen der Stadtherrschaft bzw. der rasch wachsenden und deshalb selbst „landhungrigen" Münchner Bevölkerung kollidieren musste, war für das Prämonstratenserstift nicht vorhersehbar.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auch noch auf andere in den ältesten Münchner Grundbüchern auftauchende Besitzkomplexe Schäftlarns hinzuweisen, wie beispielsweise auf die sog. „prata circa Monacum" im Äußeren Angerviertel (der heutigen Isarvorstadt), deren Pachtschilling ursprünglich aus der Abgabe von Wachs bestand, eine antiquierte Form der Leistungspflicht, die möglicherweise auf schäftlarnische Eigenleute als erste Nutzer der Gründe schließen lässt (auf sog. Wachszinser).[23] Noch um 1600 dienten die Erträge aus den schäftlarnischen Grundstücken im Äußeren Angerviertel dem Unterhalt der Klosterkirche in Schäftlarn.

---

21) Die volkstümliche Anschauung einer Identität des Konradhofes mit dem direkten Umgriff des Münchner Klosterhauses scheint dadurch bedingt, dass die Wiesenflächen des Hofes vor der zweiten Ummauerung Münchens nahe an das Klosterhaus heranreichten; möglicherweise ging die Bewirtschaftung des Gesamtgeländes ursprünglich sogar vom Klosterhaus aus. Jedenfalls vereinnahmte es bis 1583 den jährlich pauschal erlegten Pachtschilling der Münchner Ackernutzer.

22) Schon die auf „-hofen" und „-hausen" auslautende Ortsnamensbildungen „Ilmungeshofen", „Konradshofen", „Neuhausen" verweisen darauf, dass die ausgedehnten Öden und Lohwälder im Umgriff der auf „-ing" auslautenden und damit wohl aus der Landnahmezeit stammenden Dorfanlagen von Sendling, Feldmoching und Schwabing erst zeitlich versetzt durch Neubrüche und Einzelhofanlagen erschlossen worden waren.

23) Da die Immobilien im Lauf der Jahrhunderte stets einem gewissen Wechsel (Verkauf und Ankauf) unterworfen waren, soll nicht behauptet werden, dass alle im 15. Jahrhundert registrierten schäftlarnischen „prata circa Monacum" mit einem vor das Jahr 1158 zurückreichenden klösterlichen Besitzstand zusammenhingen. Auffallend ist jedoch die Massierung der Gründe in Richtung Thalkirchen, wo Schäftlarn bis 1803 sogar den lokalen 2/3-Zehnt erheben durfte. Eine Zuständigkeit Schäftlarns für die Urpfarrei Thalkirchen/Sendling, wie sie von Sendlinger Lokalhistorikern (z.B. Lanzhammer H., Alt-Sendling und seine Beziehung zu München, München 1926) gerne behauptet wird, ist quellenmäßig allerdings zu keinem Zeitpunkt nachweisbar.

Auch das bislang von der Forschung nicht lokalisierbare „predium ad Gallinberg", das Schäflarn 1140/52 (also rund ein Jahrzehnt vor der offiziellen welfischen Marktgründung!) gegen Besitz in Hohenschäftlarn an Freising vertauschte[24], ist inzwischen gefunden. Es hängt mit den bereits vorgestellten freisingischen Lehenängern im Bereich der Theresienwiese und der Schwanthaler Höhe zusammen und ist höchstwahrscheinlich sogar damit teilidentisch. Denn der Höhenzug von der heutigen Theresienhöhe bis zum Neuhauser Sandberg wurde im mittelalterlichen München meist als „Galgenberg" bezeichnet, weil es sich hierbei um ein Terrain in der Nähe des regionalen Hochgerichts handelte.[25] Noch Mitte des 18. Jahrhunderts lautet deshalb ein Karteneintrag bei den Neuland-Äckern oberhalb der Hangkante „Galgenviertel." Der Zusammenhang der bischöflichen Lehenbereiche vor dem Neuhauser Tor mit einem bereits für 1140/52 als Tauschobjekt belegten Besitzstand Schäftlarns im Übergangsbereich von München nach Untersendling rundet meines Erachtens die Argumentation mit einer freisingisch-schäftlarnischen Prägung des frühen, vorwelfischen München in überzeugender Weise ab. Zugleich verstärkt sich die Vermutung, dass die Besitzfigurationen im Jahrzehnt vor der Marktgründung Heinrichs des Löwen durchaus noch mit den historischen Stiftungsgütern des 8. Jahrhunderts in Verbindung stehen könnten. Eine Beteiligung Schäftlarns am Entstehungsprozess Münchens sowohl im 8. wie im 12. Jahrhundert kann also schon allein aus diesen räumlichen Zusammenhängen erschlossen werden. Aber es gibt noch weitere gute Argumente für eine aktive Rolle Schäftlarns bei der Entstehung Münchens:

Wenn man den bislang von der Forschung nicht berücksichtigten wirtschaftsgeschichtlichen Aspekten der Münchner Marktgründung näher tritt, fällt ein weiteres wichtiges Moment ins Auge. Es handelt sich hierbei um eine indirekte Form der Beweisführung für eine maßgebliche Rolle Schäftlarns bei der Anlage des Marktortes München. Die Angabe Aventins, dass München „auff des Kloster von Schefflarn grundt" erbaut wurde, muss logischerweise eine räumliche Schädigung des Maierhofes nächst Altheim nach sich gezogen haben. Daneben gab es für Schäftlarn noch eine weitere wirtschaftliche Beeinträchtigung, da auch die Anbindung des Milbertshofener Bruderhofes an die bisherige, bei Oberföhring über die Isar geführte Salzstraße in Wegfall gekommen war. Wenn Herzog und Bischof aber nach der vertraglichen Einigung

24) Alois Weißthanner (siehe Anm. 7), Tradition Nr. 59, hatte eine Zuschreibung von „Gallinperch" offen gelassen, da der einzige in Oberbayern in Frage kommende Ort Galgenberg (Lkr. Erding) historisch weder einen primären schäftlarnischen, noch einen sekundären hochstiftisch-freisingischen Grundbesitz kannte. Dieser konkrete Bezug ist aber bei dem Gelände oberhalb und unterhalb des Münchner Galgenbergs gegeben. Wahrscheinlich war für Freising der Erwerb (Rückerwerb?) des Areals 1140/52 aus strategischen Gründen wichtig.

25) Der Münchner Galgen stand ursprünglich außerhalb des Burgfriedens, konkret im Bereich des zum Landgericht Dachau gehörenden Amtes Neuhausen. Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass es sich um einen alten Grafschaftsgalgen handelte, der bereits vor der Markgründung existierte.

vom Juni 1158 auf ein weiteres versorgungstechnisches Funktionieren Schäftlarns setzten, dann war es eigentlich mehr als billig, dass man dem in seinem ökonomischen Handlungsspielraum beeinträchtigten Prämonstratenserstift ausreichend Ersatz an Grund und Boden zur Verfügung stellte. Diese notwendige Kompensation war 1158 auch tatsächlich eingeleitet worden, doch hat die stets nur lokal denkende Heimatgeschichtsforschung diesen in anderen Planquadraten realisierten großen Zusammenhang bisher nicht als solchen erkannt.

Im Juni 1158, also zeitgleich mit dem vor dem Kaiser abgeschlossenen Augsburger Vertrag zwischen Herzog und Bischof, konnte Schäftlarn einen Hof zu Keferloh erwerben, wobei dieser Zugewinn primär auf einer Besitzverschiebung zwischen dem Freisinger Bischof, dem Grafen Konrad III. von Dachau und einem andechsischen Ministerialen aus der Starnberger Gegend basierte. Das neue Standbein Schäftlarns in Keferloh wurde deshalb von Bedeutung, weil seit der Münchner Marktgründung der von Oberföhring abgelenkte Waren- und Salztransport jetzt die unmittelbar auf München ausgerichtete Wasserburger Landstraße benützte und das Stift durch die verkehrstechnische Anbindung Keferlohs an diese verschwenkte Trasse wie vormals in Milbertshofen einen nicht unerheblichen Handelsvorteil ziehen konnte. 1158/59 erfolgte mit dem Erwerb des angrenzenden Grasbrunn eine erste Arrondierung, und 1162 erhielt das Stift mit Hilfe von andechsischem Tauschgut einen zweiten Hof in Keferloh. Gerade dieser letzte Erwerb, mit dem die neue Besitzzone zu einem weiteren „Bruderhof" aufstieg, schließt ein wichtiges personales Moment ein, das aufhorchen lässt. Beim Übertragungsakt von 1162 im Freisinger St. Johannesstift waren nämlich u. a. der Bischof Adalbert, Graf Berthold von Andechs, Graf Konrad von Valley und schließlich auch Welf VI., der mächtige Onkel und bayerische Beauftragte Heinrichs des Löwen, der sich mit dem Titel eines Herzogs von Spoleto, Markgraf von Tuszien und Fürst von Sardinien schmücken durfte, persönlich anwesend, was auf eine Staatsaktion mit hoher Symbolkraft schließen lässt. Diese Präsenz hochrangiger Persönlichkeiten legt einen Zusammenhang mit dem endgültigen Abschluss der in der Kaiserurkunde von 1158 angesprochenen „controversia" bezüglich Münchens und Föhrings nahe.

Man kann der Keferloher Erwerbung noch einen weiteren Schenkungsvorgang zur Seite stellen. Herzog Heinrich der Löwe und auch sein direkter Vertragspartner Bischof Otto I. hatten sich noch im Sommer 1158 zur Einleitung einer welfischen Schenkung an Schäftlarn in Moorenweis (Lkr. Fürstenfeldbruck, nächst der neuen Salzstraße in Richtung Landsberg am Lech) persönlich eingefunden, einer Schenkung, die Heinrich der Löwe einige Zeit später feierlich bestätigte und sich bei dieser Gelegenheit gleichzeitig in die Gebetsverbrüderung von Schäftlarn aufnehmen ließ – eine im bayerischen Bereich seiner Herzogtümer wohl beispiellose religiöse Geste des Welfenherzogs, die durchaus als materielle und moralische Kompensation für einen vorausgegangenen Eingriff in den Besitzstand des Klosters verstanden werden kann. Bemerkenswert ist auch der Umstand, dass die am 1. September 1173 von Bi-

schof Adalbert geweihte Kirche von Keferloh mit ihrem Patrozinium von St. Ägidius einen der zwei Hausheiligen Heinrichs des Löwen (Blasius und Ägidius)[26] ehrte. Es hat ganz den Anschein, als ob noch kurz vor 1180 weit mehr Konsens zwischen den Streit- und Vertragsparteien des Augsburger Reichstages von 1158 bestanden hatte, als man später zugeben wollte.

Als dann 1180 der politische Sturz Heinrichs des Löwen den Freisinger Bischof Adalbert auf den Plan rief, um den Markt- und Brückentransfer von Föhring nach München rückgängig machen zu lassen, hat Kloster Schäftlarn diesen für die Reichspolitik eigentlich nebensächlichen Vorgang in seiner Klosterchronik mit dem lakonischen Satz: „München wird zerstört, Föhring wiederaufgebaut„[27] kommentiert. Man weiß bis heute nicht, ob man diese Schäftlarner Notiz zum denkwürdigen Jahr 1180 als Hinweis auf ein tatsächliches Ereignis[28] oder nur als eine denkbare Möglichkeit interpretieren muss.

Ich glaube, dass die Schäftlarner Prämonstratenser hier in erster Linie eine Befürchtung zum Ausdruck brachten - eine Befürchtung deshalb, weil der seit 1158 florierende Markt München dem Stift ja einen beachtlichen regionalen Aufstieg beschert hatte. Die Bemerkung der Schäftlarnischen Chronik ist übrigens die einzige zeitgleiche Reaktion eines bayerischen Klosters, die den erneut auf die Tagesordnung gesetzten Problemfall Föhring/München und die damit verbundenen evisionistischen bischöflichen Absichten zum Gegenstand hat. Andere klösterliche Aufzeichnungen berichteten damals ausschließlich über den spektakulären Sturz des Welfenherzogs. Für das dem Marktort München drohende oder vielleicht schon realisierte Ungemach war also lediglich Kloster Schäftlarn sensibilisiert. Schon durch dieses Alleinstellungsmerkmal ist die zitierte Notiz als eine weitere indirekte Bestätigung der im Vorausgehenden dargelegten besonderen Beziehung Schäftlarn – München zu werten.

Der weitere Verlauf der Geschichte hat dieser negativen Einschätzung Schäftlarns über die Situation und Zukunft Münchens bekanntlich nicht Recht gegeben. Erst der vom Haus Wittelsbach nach 1240 eingeleitete stürmische Wachstums- und Ausbauprozess einer oberbayerischen Residenzstadt sollte zum Niedergang Schäftlarns in und bei München führen. Die rasch zunehmende Stadtbevölkerung benötigte eigene Bodenressourcen und die Herzogsdynastie verstand ihre vogteilichen Einflussmöglichkeiten als Auftrag zu einer konsequenten dynastie- und bürgerorientierten Besitzumschichtung. Als

---

26) In einem prächtig illustrierten Evangeliar Heinrichs des Löwen (Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, Cod. Guelf. 105) ist das Herzogspaar Heinrich und Mathilde in Begleitung der beiden Heiligen Blasius und Ägidius wiedergegeben.

27) [Jahr] 1180: „Dux Heinricus ducatu privatur, Otto maior palatinus loco eius dux constituitur. Munichen destruitur, Feringen reedificatur“. Annales Scheflarienses maiores A, 1162–1180, in: MGH.SS XVII, 1861, S. 337.

28) Eine von Christian Behrer (vgl. Anm. 11) mehrfach festgestellte, die Funde des 12. Jahrhunderts separierende Brandschicht im Bereich des Alten Hofes, der Peterskirche und der Frauenkirche könnte Rückschlüsse auf eine absichtliche Verwüstung Münchens zulassen, doch könnte dafür auch ein größeres Brandunglück verantwortlich sein.

1582/83 der Münchner Stiftshof dem Bau des Jesuitenklosters und der Jesuitenkirche weichen musste, war Schäftlarns Auftrag nach exakt sieben Jahrhunderten beendet. Die verbleibenden 320 Jahre bis zur Säkularisation, während denen Schäftlarn noch in verschiedenen kleineren Münchner Wohngebäuden lokale Präsenz zeigte[29], dienten im Grunde nur noch der Abwicklung und Auflösung einer längst verlorenen Position.

29) Zunächst wanderte die Münchner Unterkunft Schäftlarns in ein klostereigenes Gebäude gegenüber dem Schäftlarner „Badhaus“ am Färbergraben, von dort aus in ein 1679 neu erworbenes Haus am Rindermarkt.

Admonts Rezeption der Hirsauer Reform

Benediktinische Spiritualität des 12. Jahrhunderts

von Ulrich Faust – Marienberg

Romuald Bauerreiss bemerkt im dritten Band seiner Kirchengeschichte Bayerns[1]: „Überschaut man das Einströmen der ‚Hirsauer Gewohnheiten', so ergeben sich zwei Einfallstore: Hirsau und St. Georgen – Admont. Bedeutender als das erste war das zweite. Noch im Beginn des XIII. Jahrhunderts hat man von Admont Äbte verlangt". In der Einleitung zu diesem Band behauptet der langjährige Schriftleiter unserer Zeitschrift SMGB: „… wie eine geschichtliche Betrachtung der Kirche auf bayerischem Boden im XI. Jahrhundert nicht vorbeigehen konnte an der großen lothringischen Reformbewegung von Gorze–Trier, so war die kirchliche Entwicklung auch im XII. Jahrhundert getragen von einer monastischen Bewegung, jener, die völlig verschieden von der des XI. Jahrhunderts an den Namen Cluny und namentlich Hirsau haftet. Ihr muss daher unser erstes Augenmerk gelten". Noch deutlicher hat Joachim Wollasch die Entdeckung eines deutschen Cluny zurückgewiesen , wenn er vor 50 Jahren schrieb: „Man sieht, die von Gorze, mehr noch von St. Maximin zu Trier ausgegangenen Reformbeziehungen zu anderen Klöstern betrafen solche, die im Ottonischen Reich zu den angesehensten gehörten. Die Reformbeziehungen sind zugleich Beziehungen zum und vom Ottonischen Hof gewesen. Die Ausgangszentren selbst, Gorze und noch mehr St. Maximin zu Trier standen den Ottonen nahe. Hier von monastischen, zwischenklösterlichen „Filiationen" zu sprechen, wie es in der Lehre von der gorzischen Reformbewegung üblich geworden ist, heißt einen aus der Ordensverfassung der Cistercienser des 12. Jahrhunderts stammenden Begriff eingestandenermaßen auf das Reich der Ottonen anzuwenden, und damit eine autochthon monastische Reformbewegung anzunehmen, wo sich in Wirklichkeit mönchische Reform untrennbar mit der Initiative des Herrschers verbunden hat. Im Reich war es nicht möglich, daß sich ein Kloster, etwa Gorze, mit anderen aufgrund rechtlicher Übertragung durch Klosterherren verbunden und etwa zu einer „Gorziensis ecclesia" zusammengeschlossen hätte. Diese Bedeutungswandlung des Wortes ordo im monastischem Bereich entspricht der Entstehung jener mönchischen Gemeinschaften, die man bis in die heutige Zeit unter dem Namen Orden kennt. Der Orden wurde von den Cisterciensern geschaffen."[2]

---

1) Bauerreiss R., Kirchengeschichte Bayerns 3. Das XII Jahrhundert, St. Ottilien 1951, 20.
2) Wollasch J., Mönchtum des Mittelalters zwischen Kirche und Welt (Münstersche Mittelalterschriften 7), München 1973, 160.

Es ist klar, dass hinter dieser Auffassung eine grundsätzliche Ablehnung von Kassius Hallingers Werk Gorze–Cluny steht.[3] Der Autor hat aber auch das *Corpus Consuetudinum monasticarum* begründet, das über seinen Tod hinaus seinen wissenschaftlichen Ruhm verbreitet hat. Vor zwei Jahren hat Pius Engelbert (unter Mithilfe von Candida Elvert) die kirtische Edition der *Constitutiones Hirsaugienses* des Abtes Wilhelm in zwei stattlichen Bänden herausbringen können. Durch die Fortsetzung des Lebenswerkes von Kassius Hallinger[4] hat sich Pius Engelbert große Verdienste um die benediktinische Geschichte erworben.120–150 Klöster waren vermutlich einmal durch Hirsau geformt. 18 Textzeugen der Hirsauer Mönchsgewohnheiten sind überkommen, was Pius Engelbert zu der Feststellung kommen lässt: „Keine hochmittelalterliche Consuetudo ist so gut bezeugt wie die Constitutiones Hirsaugienses".[5] Wilhelm von Hirsau hat sich bei der Abfassung seines Werkes an den Consuetudines von Cluny orientiert. Leider gibt es auch immer noch keine kritische Ausgabe der Consuetudines Ulrichs von Cluny und des Ordo Cluniacensis Bernhards von Cluny. So war der Editor auf die Pariser Hss. BN lat. 18535 und 13875 bei der Nutzung dieser Schriften angewiesen. Die Identität des Rheinauer *Liber Ordinarius* mit dem *Liber Ordinarius* von Hirsau konnte aufgrund neuerer Forschungen vorausgesetzt werden. Nach Pius Engelbert hat Wilhelm lange Stükke aus Ulrich, Bernhard und dem Text Rh. 54 übernommen, die aber „frei und neu zusammengestellt".[6] Der Prolog gehörte wohl ursprünglich nicht zur Consuetudo. Zwei Phasen der Endredaktion werden unterschieden: die erste ohne Prolog und Pueri-Kapitel, die zweite mit beiden Texten, wobei das Pueri-Kapitel als Anhang erscheint. Wie aber sind die Constitutiones aufgebaut? Buch I beginnt nach dem Prolog mit der Ausbildung der Novizen. Die Novizen mussten die umfangreiche Zeichensprache lernen (Kap. 5: De signis loquendi). Es folgen disziplinarische Regelungen für die Zeit vom Aufstehen bis zur Komplet. Verschiedene Klosterämter werden in Buch II behandelt. Wilhelm beginnt mit der Wahl des Abtes und dessen Aufsichtspflicht gegenüber Hirsau und seine abhängigen Häuser. Bei Einsetzung des Priors bezeichnet er diesen als maior prior. Die Dekane und der Klaustralprior sind seine Gehilfen. Die Ämter der Circatores, des Armarius (Bibliothekar und Kantor), des Sakristans, Zeremoniars und Thesaurars (Apocrisarius) sind wichtig. Dem Kämmerer kommt die Sorge für die Kleidung der Mönche zu (dazu Rasur und Bäder). Die Aufgabe des Zellerars beschränkt sich auf den Ernährungsbereich. Der Granatar ist für das Getreide zuständig, aber auch für das Brennholz. Gärtner, Refektorar, Gastmeister und Elemosynar sind weitere Ämter . Tod und Begräbnis werden vom Infirmar geregelt (6 Kapitel). Die Abfolge in den Büchern I und II wird unterbrochen durch Kapitel, die sich auf den vorangehenden

3) Wollasch J., Mönchtum (wie Anm. 2) 178.
4) Hallinger K., Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter (StAns XXII–XXIII), Rom 1950.
5) Siegburg 2010, Bd. XV 1 und 2.
6) Wie Anm. 5, S. XCIX

Text beziehen. Das überlange Kapitel 5 des I. Buches (De signis loquendi) haben nicht alle Handschriften, manche nur verkürzt. Dazu schreibt Romuald Bauerreiss[7]: „Wilhelm suchte die Reform des Mönchtums durchaus von innen her in Angriff zu nehmen. So schuf er nicht ohne Mühe die umfangreichen Hirsauer Konstitutionen, Ausführungsbestimmungen zu dem ehrwürdigen Gesetzbuch Benedikts, wie er sie in Cluny gefunden hat mit zahlreichen Verbesserungen.Wilhelm glaubte offenbar eine Belebung des Geistes durch eine möglichste Festlegung aller Lebensformen, die das Kloster nur irgend aufweisen kann. So verlieren sich Wilhelms Anweisungen in einen uns heute vielfach unverständlichen Kleinkram. Die kurze Weisung St. Benedikts, sich beim vorgeschriebenen Stillschweigen eher durch Zeichen als durch Worte zu verständigen, wird mit 20 Kapiteln einer ausgetüftelten Zeichensprache erläutert. Man fragt sich, was haben diese Bagatellen mit dem Einfluß zu tun, den Cluny-Hirsau tatsächlich auf ein Jahrhundert auf deutschem Boden ausgeübt hat. Neben diesen Klostergewohnheiten verfolgte Cluny-Hirsau eben noch andere Ziele, die nicht in diesen Paragraphen standen, aber weitaus wichtiger für die Entwicklung des Mönchtums und die Geschichte der Kirche überhaupt waren. Es war jenes Freiheitsstreben, das in diesen Reformen lebte und aus dem Geist Gregors VII. geboren war.“ Klaus Schreiner kommt in seinem Artikel *Hirsau und die Hirsauer Reform*[8] bei der Auflistung mancher von anderen als engstirnig gewerteten Bräuche und Vorschriften Wilhelms zu einer anderen Wertung. Anweisungen, wie die Mönche ins Bett zu gehen haben, der Gebrauch von Heu zum Abputzen auf der Latrine, Bestimmungen zum Füßewaschen und zum Schneiden der Nägel, Regelungen für Speise und Kleidung seien ausgesprochener Fortschritt und stimmen in dieser Hinsicht mit dem überein, was Max Weber über die welthistorische Bedeutung der asketischen Lebensführung mittelalterlicher Mönche im 20. Jahrhundert geäußert hat.[9] Jeder Bewertung von Wilhelms Askese läge ein bestimmtes Vorverständnis zugrunde.

Aber zurück zu Gregor VII. Und der *Ecclesia semper reformanda*. Eine wichtige Rolle auf dem Weg zu seiner späteren Bedeutung als monastisches Reformzentrum spielt das sogenannte Hirsauer Formular von 1075. Hirsau ist durch eine Königsurkunde, das Diplom Heinrichs IV. vom 9. Oktober 1075[10] und das undatierte Privileg Gregors VII.[11] in seinen Beziehungen zwischen den Grafen von Calw und ihrem Hauskloster auf eine rechtliche Grundlage gestellt. Die bisherigen eigenklösterlichen Vorstellungen waren damit überholt. Die Möglichkeiten des Abtes von Hirsau und seines Konventes wurden erheblich er-

7) Wie Anm. 5, S. LXV
8) Wie Anm. 1, Bd I, 3.
9) Schreiner K., Spiritualität, Lebensform und Sozialprofil einer benediktinischen Erneuerungsbewegung im 11. und 12. Jahrhundert, in: Hirsau St. Peter und Paul 1091–1991 Teil II, Stuttgart 1991, 59–84.
10) Weber M., Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, hg. v. J. Winckelmann, Tübingen [5]1972, 696.
11) DH IV 280.

weitert. Dem diente die neue Regelung der Vogteifrage. Uneingeschränkte Freiheit des Klosters bedeutete den Verzicht des Grafen auf die Eigentumsrechte an den Gütern der Abtei. Gemäß der Regel Benedikts garantierte der Stifter die Freiheit der Abtswahl. Nach der Wahl sollte nicht mehr der Stifter, sondern der Prior den Stab vom Altar ergreifen und dem gewählten Abt übergeben. Hier wirkt die Ablehnung der Laieninvestitur nach. Grundsätzlich wurde auch dem Kloster die Freiheit der Vogtwahl gewährt. Abt und Konvent sollten aber ein Mitglied der Stifterfamilie wählen, wobei Idonëität zum Maßstab der Erblichkeit wurde. Verstieß der Vogt gegen seine Schutzfunktion des Klosters, konnten Abt und Konvent ihn absetzen. Gegen Zahlung eines jährlichen Goldbyzantiners stellte sich Hirsau auch unter den Schutz des Papstes. Das Hirsauer Formular (HF) brachte allen Beteiligten Vorteile. Bestimmte Hoheitsrechte und die Vogtei gewährte das HF dem bisherigen Eigenkirchenherrn. Über die Bannleihe trat der König in Beziehung zum Kloster. Die freie Abtwahl verlieh alle Herrschaftsrechte. Garanten des Schutzes wurden Papst und Kaiser gleichermaßen. Die Bestätigung der Hirsauer Freiheits- und Immunitätsrechte durch Papst Gregor VII. setzte voraus, dass sie kanonischen Bestimmungen nicht entgegenstünden.

Die Investitur mit dem Abtstab sollte nach den Vorstellungen Gregors weder durch einen Laien noch ein Mitglied des Konventes erfolgen. Die Abtsbenediktion sollte durch einen Bischof geschehen, der in der Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl steht. Im Regelfall sollte die Weihe vom zuständigen Diözesanbischof vorgenommen werden, der während der heiligen Handlung auch den Abtstab dem erwählten Abt übergibt. Dies widersprach dem Text der Constitutiones Wilhelms. Er fügte sich aber und übernahm die römischen Anweisungen. Eine gewisse Unsicherheit in den Bestimmungen ist aus dem Geschehen der damaligen Zeit zu erklären. Gehörte ein Bischof zum Gefolge des Königs, der vom Papst gebannt war, so musste der neu gewählte Abt sich um einen anderen Bischof für seine Benediktion bemühen, der sich eindeutig in der Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl befand. Bei der Weihe Wilhelms zum Abt von Hirsau fehlte dem Diözesanbischof von Speyer nicht die Gemeinschaft mit dem König, aber die Einheit mit dem Papst. Am 8. März 1095 hatte Papst Urban II. dem Kloster Hirsau ein Privileg erteilt, das Gregor VII. folgend, die Bindung Hirsaus an den Bischof von Speyer bekräftigte.[12] Es entsprach der Auffassung des Reformpapsttums, die Stellung des Diözesanbischofs über alle Klöster seines Sprengels zu stärken. Den Benediktinern war nach der Regel Benedikts (RB 2 u. 64) eine solche Bestimmung nicht vorgegeben. Anders als bei den Zisterziensern, wo der Generalabt die neu ernannten Äbte weiht, ist es bis heute üblich, dass der Diözesanbischof im Kloster des Elekten die Benediktion erteilt. Der jährlich zu zahlende Goldbyzantiner wurde nun nicht mehr als eine jährliche Zinsleistung für den Papst, sondern als

12) JL. 5279, ed. Santifaller Nr. 88. Heute nach langer Diskussion allgemein als echt anerkannt.

Zeichen für die vom Papst gewährte Freiheit angesehen.[13] Als neuer Klostervogt wurde der Sohn des Stifters vom Papst bestätigt. „Ohne königliche Bannleihe wurde der Vogt zum absetzbaren Amtsträger des Klosters, der die ihm übertragene Schutzvogtei als religiös verdienstliche Pflicht, nicht als ökonomisch einträgliches Herrschaftsrecht ausüben sollte", sagt Klaus Schreiner in seinem Beitrag über Hirsau und die Hirsauer Reform im ersten Band der Germania Benedictina.[14] Die neue Stellung des Vogtes hatte in vielen durch die Hirsauer Reform geprägten Klöstern für die rechtliche Stellung und die Wirtschaft der Abteien segensreiche Auswirkungen. Wilhelm, der selbst ein *puer oblatus* war, hat das Verdienst, die Oblation, d. h. die Darbringung unmündiger Kinder durch ihre Eltern, abgeschafft zu haben. Auf ihn geht auch die Einführung der *fratres barbati*, der Laienbrüder zurück, was die Zahl der Gott dienenden Menschen im Kloster außerordentlich steigerte.

Nach einer Zeit der Vorbereitung (1083–1085) erfolgte am 24. Juni 1085 unter maßgeblicher Beteiligung Wilhelms von Hirsau und des Stifters Graf Manegold von Altshausen die Weihe der „cella sancti Georgi" durch Bischof Gebhard von Konstanz. Das Schwarzwaldkloster im Quellgebiet der Brigach nordwestlich von Villingen konnte sich unter den zwei ersten Äbten Heinrich und Konrad, die jeweils nur ein Jahr regierten, weniger günstig entwickeln, bis Theoger (1088–1119), der spätere Bischof von Metz, eine Blütezeit im Geiste der Hirsauer Reform bewirkte.[15] Dieser bedeutende Abt, dessen besondere Verbindung mit Wilhelm von Hirsau schon aus seiner Zeit im Reformkloster an der Nagold in der Vita Theogeri[16] verbürgt ist, gilt als der geistige Erbe Wilhelms. Er war Prior im Kloster Reichenbach, als er auf Bitten der Stifter von Wilhelm zum Abt bestimmt wurde.[17] Unter Abt Theoger wurden in St. Georgen Kirche und Kloster gebaut. Das monastische Leben, wurde nach den Vorstellungen Wilhelms von Hirsau eingerichtet. Die wirtschaftliche Grundlage konnte durch zahlreiche Stiftungen des Adels ausgebaut werden. Schriftliche Berichte über die Gründungen und Schenkungen entstanden unter Theoger, der 1095 von Papst Urban II. wie auch 1108 von König Heinrich V. Privilegien erlangte. Der Besitz wurde bestätigt, freie Abts- und Vogtwahl wurde gewährt. Es dauerte nicht lange, bis St. Georgen dank seiner Hirsauer Prägung einen ausgezeichneten Ruf genoss. Die nach den Angaben Abt Erbos aus Prüfening in seinem Kloster geschriebene Vita Theogeri widmet ein Kapitel[18] den mit dem neuen Reformkloster besonders verbundenen Häusern. Die Sorge für die Nonnenklöster war Abt Theoger ein selbstverständliches Anliegen: Amtenhausen in der Baar, Lixheim und St. Marx im Oberelsass. Für die Verbreitung der Hirsauer Reform wurden die von Theoger neu bzw. wieder begrün-

13) Wirtembergisches UB 1, 305.
14) Vgl. Schreiner K., GermBen I., 1999, 97.
15) Ebd.
16) Wollasch H.-J., Die Anfänge des Klosters St. Georgen im Schwarzwald, in: Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte XIV, Freiburg 1964.
17) MGH. SS XII, 451.
18) GermBen V, 1975, 242–253.

deten Abteien nach 1100 von Bedeutung. 1102 erbat Vogt Rupert nach dem Tod des liederlichen Abtes Heinrich von Ottobeuren (1100–1102) den schon betagten Prior Rupert aus St. Georgen als Erneuerer des alten Reichsklosters Ottobeuren zum Abt. Dieser konnte in seiner langen Regierungszeit (1102–1145) das Kloster nicht nur im Geiste Hirsaus reformieren, sondern auch die Grundlagen für eine geistige und kulturelle Blüte begründen, wie sie Ottobeuren bisher noch nicht gekannt hatte. Abt Rupert starb 1145 im Ruf der Heiligkeit und wird seit 1964 offiziell als Seliger verehrt.[19] Durch die Besiedelung von Schuls-Marienberg konnte er seine Reformvorstellungen auch über sein Kloster hinaus verbreiten.[20] Wer das Ottobeurer Mittelalter im heutigen Barockbau vergebens sucht, sollte sich den Besuch der Marienberger Krypta mit ihren Fresken nicht entgehen lassen. Sie entstanden zu einer Zeit, als Äbte und Mönche von Marienberg Ottobeurer Mönche waren. Nach meiner Überzeugung haben diese Fresken ihr Vorbild in der Ottobeurer Buchmalerei, die in den in alle Welt zerstreuten Codices der von den Generälen der Revolutionsarmeen nach 1800 entwendeten Handschriften zu finden ist. Zu diesen Handschriften gehört auch der Codex Add. 20696 der British Library, der den Ottobeurern einst die *Constiutiones Hirsaugienses Willehelmi Abbatis* (CC Mon XV, 1–2) nahegebracht hatte. Pius Engelbert reiht sie als „zweifellos" unter Abt Rupert entstanden seiner kritischen Edition ein.[21] Bei meiner Beschäftigung mit dieser Ottobeurer Handschrift in London bin ich allerdings zu einer anderen Datierung gelangt. Sie ist schwerlich dem Ottobeurer Skriptorium zuzuschreiben. Der Vergleich mit anderen Ottobeurer Handschriften der British Library legt die Vermutung nahe, dass Rupert diesen Kodex bereits 1102 aus St. Georgen nach Ottobeuren mitbrachte, wo er bis zur Säkularisation verblieb.[22] Skriptorium und Buchmalerei gehören in Ottobeuren zweifellos zu den kulturellen Aktivitäten, die mit der Hirsauer Reform unter Abt Rupert aus St. Georgen kamen. Das lässt uns auf die Kultur der Abtei St. Georgen unter Abt Theoger hinweisen, der nicht nur ein bedeutender Vertreter des Reformmönchtums war, sondern auch in der Musikgeschichte sich einen Namen gemacht hat mit seinen Schriften zur Theorie der Liturgie.

Hans-Josef Wollasch zählt unter den 18 Klöstern, die auf dem Weg über St. Georgen von der Hirsauer Reform beeinflusst wurden, solche auf, die eben „nur" durch einen aus diesem Kloster postulierten Abt mit dem Schwarzwaldkloster in Verbindung traten, während sich bei Admont der Einfluss wesentlich tiefer gestaltete.[23] Ob er mit dieser Unterscheidung recht hat, möchte ich bezweifeln. Ottobeuren gehört dabei zur ersten Gruppe und hat den Prior

19) MGH. SS XII, 462 f., cap. 28.

20) Kolb Ä., Rupert I. von Ottobeuren. Abt 1102–1145. Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben 13 (= SFG Reihe 3, Bd. 13), Weißenhorn 1986, 11–17.

21) Faust U., Marienberg. Tarasper Hauskloster und Hirsauer Reformabtei, in: SMGB 121 (2010) 203–214.

22) Wie Anm. 5, XCII: „In vielen Fällen gibt L tatsächlich die beste Lesart."

23) Siehe auch Ulrich Faust, Insingrim. Mönch von St. Ulrich und Afra. Abt von Ottobeuren 1145–1180; in: Benediktinerabtei St. Ulrich und Afra 1012–2012. Geschichte,

Rupert postuliert, der „ad reparandam monasticam religionem“ ins Allgäu kam. Mit ihm begann das „Goldene Jahrhundert“ in der mittelalterlichen Geschichte Ottobeurens. Stark war der Einfluss auch auf St. Ulrich und Afra in Augsburg durch Abt Egino, der ebenfalls aus dem Konvent von St. Georgen kam. Nach dem Tod Theogers kam auf Bitten Bischof Ottos von Bamberg 1121 Erbo, bisher Prior in St. Georgen, um in mehr als 40 Jahren in Prüfening bei Regensburg Ordnung zu schaffen. Nicht nur künstlerische Leistungen erinnern noch heute an Erbos Zeit, auch literarische Werke als Frucht der durch Erbo besonders geförderten Bibliothek, sind uns überkommen: die Lebensbeschreibungen Theogers von St. Georgen und Ottos von Bamberg. Das Georgskloster vor den Toren Regensburgs gab das mönchische Leben an die neu gegründeten Klöster Banz und Münchsmünster weiter. Wie gestalteten sich nun aber die Beziehungen St. Georgens zum steirischen Kloster Admont, das mit Wolfhold und Gottfried zweimal einen Prior von St. Georgen zum Abt erhielt?

Wer war Theoger, der durch zahlreiche Schüler eine ganze Reihe von Klöstern für die monastische Reform begeisterte? Die 50 Jahre der Äbte Wolfhold und Gottfried in Admont waren wohl die wichtigste Frucht seiner Erziehung von Mönchen in St. Georgen im Schwarzwald.[24] Selbst war er bescheidener Herkunft und hatte keineswegs im Sinn, Mönch zu werden, als er gegen Ende des 10. Jahrhunderts nach dem Schwarzwaldkloster Hirsau kam. „Rede und Gebet“ des sel. Abtes Wilhelm begeisterten ihn so, dass er in Hirsau blieb und sich durch Profess diesem Kloster verband. Seinem reformeifrigen Abt fiel er durch sein besonders regeltreues Verhalten auf. Die Herstellung eines verbesserten Vulgatatextes gehörte zu den ersten ihm übertragenen Aufgaben. 1085 sandte Wilhelm Theoger als Prior nach Reichenbach und 1088 als Abt nach St. Georgen. Seine kräftige Gesundheit ermöglichte Theoger mühelos ein streng aszetisches Leben, das er auch von seinen Mönchen verlangte. Ein Reitunfall ließ ihn am eigenen Leib Krankheit und Schwäche erfahren, was ihn hinfort milder stimmte. Er war schon ein Greis, als er 1117 vom papsttreuen Teil des Metzer Domkapitels zum Bischof gewählt wurde. Der Elekt wurde vom päpstlichen Legaten Kuno von Praeneste bestätigt und von diesem 1118 in Korvey zum Bischof geweiht. Von seiner Bischofskirche konnte er nicht Besitz ergreifen. In Reims nahm er noch an einer Synode unter Papst Calixt II. teil, um dann in Cluny am 29. April 1120 im Ruf der Heiligkeit zu sterben. Durch die Einführung der *Constitutiones Hirsaugienses* prägte Theoger St. Georgen im Schwarzwald weitgehend cluniazensisch. Handschriftlich ist der Text in 18 Zeugen überliefert, darunter zwei aus Admont (cod. 497 und cod. 518). Die beiden Textzeugen aus Admont sind mit einigen Anpassungen an die veränderten Umstände im Ennstal versehen. Insgesamt gilt auch hier: Die Observanz war geprägt durch die Regel Benedikts und äußerst strenge Gewohnheiten, durch die das liturgische und persönliche Leben der Mönche geregelt

---

Kunst, Wirtschaft und Kultur einer ehemaligen Reichsabtei. Festschrift zum 1000 jährigen Jubiläum, Bd. I, hg. v. Manfred Weitlauff, Augsburg 2011, 111–123.

24) Wie Anm. 23, 112.

wurde. Aufpasser (circatores) sollten die Mönche Tag und Nacht beobachten, so dass sich diese nie und nirgends unbeaufsichtigt fühlen durften. Eine Privat- oder Intimsphäre gab es für den Einzelnen nicht. Klaus Schreiner[25] bemerkt dazu: „Was sich in aufgeklärter Zeit als rigoristische Verengung ausnimmt, verstanden Zeitgenossen des 11. und 12. Jahrhunderts als Einheit des inneren und äußeren Menschen, als unumkehrbare Wechselbeziehung zwischen Gesinnung und Verhalten." Die radikale Form der Weltentsagung verstanden die Reformer in der Tradition des alten Mönchtums als engelgleiches und apostelgleiches Leben. Das reguläre Schweigen bekam einen besonderen Stellenwert und führte zur Ausbildung einer Zeichensprache. Verachtung der Welt und Umkehr sollten den Zustand des paradiesischen Friedens wieder herstellen. Die unablässige Anbetung Gottes sollte die Mönche den Engeln ähnlich machen. Durch ihre ehelose Existenz konnten die Mönche schon auf Erden der zukünftigen Herrlichkeit teilhaftig werden. Privateigentum war für sie ausgeschlossen, weil sie in der Nachfolge der Apostel in ungeteilter Gütergemeinschaft lebten.

Im Jahre 1115 erbat sich Erzbischof Konrad von Salzburg (1106–1147) bei Abt Theoger von St. Georgen einen Mönch für das Amt des Abtes von Admont. Wolfhold, der frühere Dompropst von Freising, wurde dafür ausersehen. Mit ihm dringt die Hirsauer Reform in St. Georgener Prägung in Admont ein und verdrängt die bisherigen Bräuche St. Blasianer Richtung. Es dürfte wohl nicht zum Besten bestellt gewesen sein in Admont, das 1115 als wenig observantes Kloster dargestellt wird. Der Bericht über die Aufnahme des neuen Abtes Wolfhold (*quasi coelitus sibi transmissum*) mag übertrieben sein. Niemand kann jedoch leugnen, dass mit der Einführung der Hirsauer Reform in Admont eine Blütezeit des monastischen Lebens anbrach, die ihren bleibenden Niederschlag im literarischen Schaffen seiner Mönche fand. 22 Jahre hatte Wolfhold Zeit, um die Reformbräuche in Admont durchzusetzen und zu festigen. Er starb am 2. November 1137. Nichts beweist wohl besser den Erfolg seiner Mission als die Wahl eines zweiten Mönches aus St. Georgen im Schwarzwald zum Abt von Admont, die Wahl des bisherigen Priors Gottfried. 1138 tritt dieser sein Amt in Admont an. Bis zu seinem Tode 1165 ist manches über sein Wirken bezeugt, eine Vita gibt es jedoch nicht. Die in Admont verfasste *Vita Gebhardi et successorum eius*[26] ist dafür von Bedeutung. Ihre Zuverlässigkeit wird durch andere Quellen (z. B. Nekrologe) bekräftigt. Der *ordo Admuntensis* wurde unter Gottfried bald zu einem leuchtenden Vorbild für andere Klöster.

Wie andere von Hirsau beeinflusste Klöster war auch Admont seit Wolfholds Abbatiat ein Doppelkloster. Vor 1120 dürfte ein Frauenkonvent entstanden sein, der bald in hoher Blüte stand . Abt Gottfried war um die Mehrung des Bücherbestandes der klösterlichen Bibliothek bemüht. Am Abschreiben

25) Vgl. Kalendarium Benedictinum, Die Heiligen und Seligen des Benediktinerordens und seiner Zweige, verf. von A. Zimmermann II., Metten 1934, 117 f.
26) MGH. SS XI, 33–51.

der Bücher beteiligten sich auch schreibkundige und gebildete Nonnen des Frauenklosters. Unter ihnen befand sich die Dichterin Relind, die später als Äbtissin von Hohenburg im Elsaß die Erzieherin der berühmten Herrad von Landsberg wurde. Die engen Beziehungen zum Konvent der Nonnen waren durch die Jurisdiktion des Abtes über das Frauenkloster gegeben. Ihm stand auch die Bestätigung der Magistra, der Vorsteherin der Nonnen zu.

Für die Bedeutung Gottfrieds ist bekannt, dass er im berühmten *Dialogus inter Cluniacensem monachum et Cisterciensem de diversis utriusque ordinis obervantiis* genannt wird. Gerhoh von Reichersberg widmete ihm sein Werk *Liber contra duas haereses*. Gottfried und sein Bruder Irimbert sind die Verfasser zahlreicher Predigten, die im Kapitelsaal Admonts und wohl auch vor den Nonnen gehalten wurden. Sie sind gute Beispiele für die monastische Theologie und stark beeinflusst von der patristischen und zeitgenössischen Literatur, besonders von Origenes, Gregor d. Gr. und Bernhard v. Clairvaux. Daraus allerdings Admont eine hirsauisch-zisterziensische Mischobservanz zu unterstellen ist abwegig, wenn nicht geradezu lächerlich.[27]

Die Bestellung Wolfholds zum Abt von Admont ist 1115 auf Bitten des Salzburger Erzbischofs Konrad (1106–1147) erfolgt, der dabei als Eigenkirchenherr agierte. 22 Jahre hatte Abt Wolfhold Zeit, die in St. Georgen im Schwarzwald gelebten Hirsauer Bräuche durchzusetzen und zu festigen. Er starb am 2. November 1137. Nichts beweist wohl besser den Erfolg seiner Mission als die Wahl eines zweiten Mönches von St. Georgen zum Abt von Admont, des bisherigen Priors Gottfried. Die freie Wahl des Konventes trat diesmal an die Stelle der Einsetzung durch den Eigenkirchenherrn. 1138 wird Gottfried nach Admont postuliert. Da es keine Vita Gottfrieds gibt, sind wir auf die in Admont entstandene *Vita Gebhardi et successorum eius*[28] verwiesen. Die historische Zuverlässigkeit wird durch Nekrologe und Urkunden bekräftigt.[29] Bald nach seinem Amtsantritt erfolgte die Bestätigung der Rechte und Privilegien der Abtei am 13. April 1139 durch Papst Innozenz II. Ein schwerer Schlag war für Gottfried eine Feuersbrunst in der Nacht vom 10. auf den 11. März 1152, die das Kloster zerstörte.[30] Nach dem Wiederaufbau förderte Gottfried besonders das Skriptorium, in dem einige gelehrte Schreiber wirkten: Berthold, Lambert, Gottschalk, Salmann und Reinbert. Am Abschreiben der Bücher beteiligten sich auch fähige Nonnen des Frauenklosters wie z. B. die Dichterin Relind, die

---

27) Demm E., Reformmönchtum und Slawenmission im 12. Jahrhundert. Wertsoziologisch-geistesgeschichtliche Untersuchungen zu den Viten Bischofs Otto von Bamberg (= Historische Studien Heft 419), Lübeck/Hamburg 1970.

28) MGH. SS XI, 33–51.

29) Tomascheck J., St. Georgen und die „Admonter Reform". Die Beziehungen zwischen dem Schwarzwaldkloster und der steirischen Benediktinerabtei Admont im 12. Jahrhundert, in: Festschrift 900 Jahre Stadt St. Georgen im Schwarzwald, St. Georgen 1984, 34–44, hier: 35–37.

30) Bericht des leiblichen Bruders Irimbert in der Handschrift 17 der Admonter Stiftsbibliothek.

später im Kloster Hohenburg im Elsass die Erzieherin der Herrad von Landsberg wurde.

Der Katalog der Admonter Bibliothek von 1152 ist nicht mehr erhalten. Zwei Bücherverzeichnisse des Peter von Arbon finden sich in der Handschrift 589 (1376) und in der Handschrift 392 (1380).[31] Sie gehen über den Stand der Bibliothek z. Zt. Gottfrieds hinaus, sind aber dennoch eine nicht zu unterschätzende Grundlage für die während seines Abbatiates entstandenen Handschriften. Von den heute noch erhaltenen 1045 mittelalterlichen Handschriften waren viele schon im 12. Jahrhundert vorhanden. Ein handschriftlicher Katalog von Jakob Wichner identifiziert durch Notizen am Rand die Codices der damaligen Zeit. Die Werke der klassischen lateinischen Literatur fehlen im Hirsauer Reformkloster weitgehend. Der Reichtum der Admonter Bibliothek sind neben einer stattlichen Anzahl von Büchern der Heiligen Schrift die Kirchenväter, aber auch Werke Bedas, Bernhards, Isidors, Ruperts und des Origenes (*catholice correctus*). Außer diesen werden genannt Cassian, Rhabanus Maurus, Ps.-Dionysius Areopagita . Hagiographische und homiletische Texte fehlen nicht. Die von Bernhard Pez als Werke Gottfrieds identifizierten, stehen nicht in den Katalogen Peter von Arbons. Der unveröffentlichte Handschriftenkatalog Wichners führt außerdem die in der Krisenzeit des Stiftes verkauften Codices auf. Eine Liste der zwischen den beiden Weltkriegen verkauften Handschriften enthält Möser-Mersky.[32] In der Admonter Bibliothek werden noch heute fünf sehr gut erhaltene Handschriften aufbewahrt, in denen nach Pez die Werke Gottfrieds überliefert sind: 58, 62, 63, 73 und 455.

Die Handschrift 58 zeigt auf fol. 3 in einer Initiale die Federzeichnung eines sitzenden Mönches mit einem Buch in der Hand. Die Admonter Tradition sieht in ihm Abt Gottfried und damit das älteste Abtsporträt des Stiftes. Die späteren Eintragungen, die diese Handschriften als Werke Gottfrieds bezeichnen, haben dazu geführt, dass ein eifriger Verfechter seiner vorgefassten Idee namens Johann Wilhelm Braun[33] gern die Predigten Gottfried abspricht und sie seinem Bruder Irimbert zuschreibt. Dieser Mönch war, bevor er Abt seines Professklosters wurde (1172–1177), Abt von Seeon und Michelsberg. Die Argumentation Brauns hat mich bereits bei seinem ersten Zusammentreffen mit mir in München nicht überzeugt. Die im Brepols-Verlag 2008 erschienene 7. Auflage der Library of Latin Texts (CLCLT)[34] hat allerdings seine Zweifel an Gottfrieds Autorschaft übernommen. Die Möglichkeit hier Genaueres zu finden, besteht durchaus. Was mich an den meisten Kritikern aber wundert, ist die Tatsache, dass keiner vom umfangreichen Werk Henri de Lubacs über die

31) Beide Handschriften sind 1961 gedruckt worden: Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs, Bd. III Steiermark, bearb. v. G. Möser-Mersky, Graz 1961, 15–65.

32) MBÖ III, 8 f.

33) Braun J.-W., Einige Bemerkungen zur Beurteilung der „Admonter Reform“ sowie der Äbte Gottfried und Irimbert von Admont in der neueren Literatur, in: SMGB 87 (1976) 431–434.

34) Library of Latin Texts (= Cetedoc 7, DVD), red. v. Paul Tombeur, Louvain [7].

mittelalterliche Exegese[35] Kenntnis genommen hat. Dieser bedeutende Theologe des 20. Jahrhunderts hat in einem längeren Gespräch mit mir sein großes Interesse an den Schriften der Äbte Gottfried und Irimbert von Admont zum Ausdruck gebracht. Der berühmte Melker Bibliothekar Bernhard Pez hat seiner Ausgabe der Werke Gottfrieds (Ausgburg) 1725 die fünf schon genannten Handschriften zugrunde gelegt. 1854 erschien bei Migne PL 174 ein Abdruck der Ausgabe von 1725.

Die in den Handschriften z. T. wahllos aneinander gefügten Predigten erschienen bei Pez (und Migne) nach der liturgischen Ordnung des Kirchenjahres. Es geht um 92 Sonntags- und um 85 Festtagshomilien. Im ganzen Mittelalter kam der Predigt des Abtes an seine Mönche im Kapitelsaal eine zentrale Bedeutung im monastischen Leben zu. Wieviel mehr geben doch die Predigten eines Abtes im Kapitel (ähnlich den Consuetudines) Zeugnis vom eigentlichen Ziel des Mönchslebens, vom Gottsuchen, als die in Urkunden überlieferten Privilegien und Rechtsstreitigkeiten einer Abtei! Nach Jean Leclercq[36] ist der Sermo die am reichsten überlieferte Form der gesamten monastischen Literatur. In den 27 Jahren seines Abbatiates mag Gottfried zu seinen Mönchen und auch den Nonnen des Frauenklosters wesentlich mehr gesprochen haben, was uns heute nicht schriftlich vorliegt. Der Prediger muss die Liebe zu Gott wecken. Er soll den Bräutigam der Braut zuführen, d. h. Gott der Seele. Nach Gottfried ist dafür die Salbung des Heiligen Geistes für den Prediger und Hörer in gleicher Weise notwendig.[37] Es gehört zu den Pflichten des Hirten, dass er seinen Schafen die geistliche Stärkung der Predigt zukommen lässt. Er soll vor allem die himmlischen Geheimnisse der Hl. Schrift verkünden.[38] Zwei Eigenschaften kennzeichnen Gottfrieds Predigten: der Einfluss der patristischen Literatur und die durch das klösterliche Leben bestimmten besonderen seelsorglichen Erfordernisse. Aber der monastische Sermo bewahrt trotz seiner Abhängigkeit von den Kirchenvätern und seiner Bezogenheit auf die klösterliche Gemeinschaft die Tradition universaler katholischer Frömmigkeit. Das Fehlen einer spezialisierten Spiritualität, wie einer nur für die Klöster bestimmten Mystik der folgenden Zeit oder bei den Volkspredigten der Dominikaner und Franziskaner sind ein Kennzeichen des monastischen Sermo und damit Gottfrieds.

Wie verhält sich die gesprochene Predigt Gottfrieds aber zu der vor uns liegenden schriftlichen Form? Es gab keine Stenographie mehr wie in der Antike. Dadurch verliert die schriftlich aufgezeichnete Homilie sicher die Lebendigkeit des unmittelbar gesprochenen Wortes, gewinnt aber durch eine sorgsame Überarbeitung. Ob Gottfried seine Predigten schriftlich fixierte, bevor er sie hielt, oder ob er Stichworte vor sich hatte, deren Ausarbeitung er dem

35) Lubac H. de, Exégèse médiévale, Paris 1959, I 1–2.
36) Leclercq J., Wissenschaft und Gottverlangen. Zur Mönchstheologie des Mittelalters, Düsseldorf 1963, 189.
37) PL 174, 652.
38) PL 174, 612: *coelestia Scripturarum mysteria*.

Schriftsteller überließ, ist schwer festzustellen. Zeugnisse für die Abfassung sind ebenso wenig vorhanden wie für deren Chronologie. Bei seinem Bruder Irimbert gibt es dagegen Angaben. Sicher spielt beim Aufschreiben das Admonter Frauenkloster eine wichtige Rolle. Die Namen dreier gelehrter Nonnen sind überliefert: der *amaria* Aulheit, der *scriba* Mathilt und der *scriptrix* Diemudis.[39] Irimberts *Commentarius in librum Iudicum* von 1152–1154[40] enthält als Schluss des zweiten Buches die *Historia de concubina in duodecim partes secta*. Diesen Teil hat die Dichternonne Relind aus dem Gedächtnis nach den Vorträgen ihres Lehrers Irimbert verfasst. Auch Gottfried hat zu den Nonnen gesprochen: In der HF 51 sagt er zum Pfingstfest einmal: „spiritualium inclusae estis."

Die Regel des hl. Benedikt verlangt vom Abt, er müsse im göttlichen Gesetz[41] bewandert sein. Gottfried kennt wahrhaftig die Heilige Schrift gut. Seine Predigten sind voll von Schriftzitaten, wobei das Buch der Psalmen bei weitem am häufigsten erscheint. Das ist nur zu verständlich. Das Chorgebet besteht ja zum großen Teil aus Psalmen, die im Mittelalter wegen Mangel an Büchern meist auswendig gesungen oder gebetet wurden. In der Häufigkeit der zitierten Schriften folgen die Evangelien und die Briefe des Apostels Paulus. Bei den monastischen Autoren ist die *meditatio* und die *oratio* das Ziel der Schriftlesung (bei den scholastischen Autoren die *quaestio* und *disputatio*), bei Gottfried soll die Heilige Schrift das geistliche Leben formen und zur Begegnung mit Gott, zur *visitatio Dei* führen. „Wir müssen eifrige Hörer des Wortes Gottes sein", sagt Gottfried.[42] Der Mensch ist nicht fähig, die gesamte Heilige Schrift im Gedächtnis zu behalten. Aber einiges aus dem Schatz des Gotteswortes soll jeder, und damit ist in der Predigt der Mönch angesprochen, zum zukünftigen Nutzen kennen.[43] Das Ziel des mönchischen Lebens ist es, Gott zu suchen und zu finden. Diesem Ziel soll das Hören des Wortes Gottes dienen.[44] Da dem Menschen in diesem Leben die unmittelbare Schau versagt bleibt, verbirgt sich Gott und offenbart sich zugleich unter dem Schleier der Heiligen Schrift.[45] Der *sensus litteralis* der Heiligen Schrift dient als Grundlage für ein geistigeres Verständnis. Wer aber nur den *sensus litteralis* aufnimmt, wer ihn nur äußerlich hört und nicht weiterführt, wird keinen Nutzen aus der Heiligen Schrift ziehen. Wer aber die Schrift hört mit dem Wunsch eines tieferen Verstehens (sensus spiritalis), muss mit der Gnade Gottes auch ein der Schrift gemäßes Leben führen (senus moralis).[46] Damit ist ein dreifacher

39) Wichner J., Kloster Admont und seine Beziehungen zur Wissenschaft und zum Unterricht, Admont 1892, 18.
40) Pez B., Thesaurus anecdotorum novissimus IV 1, Augsburg 1723, 129–440.
41) RB 64,9 (CSEL 75, 150).
42) HD 66, PL 174, 462.
43) HS 1, PL 174, 1062.
44) HD 66, PL 174, 462.
45) HD 48, PL 174, 328.
46) HD 75, Pl 174, 529/30).

Schriftsinn belegt: sensus litteralis, spiritalis, moralis).[47] Ceslas Spicq kommt aufgrund seiner Studien über die Exegeten des 12. Jahrhunderts zu dem Ergebnis, dass es zwei Traditionsströme gibt: den von Origenes herkommenden dreifachen Sinn der Heiligen Schrift und die von Augustinus und Cassian stammende Vierteilung des Schriftsinnes:

I. Origenes, Hieronymus	II. Cassian, Augustinus, Beda u.a.
sensus historicus	*sensus historicus*
sensus moralis (tropologicus)	*sensus allegoricus*
sensus mysticus (allegoricus)	*sensus tropologicus*
	sensus anagogicus

Henri de Lubac[48] erläutert gemäß diesem Schema viele Beispiele, die zugleich zeigen, dass es nicht immer leicht ist, bei allen Autoren dieses Schema aufrecht zu erhalten. Auch bei Gottfried gibt es Überschneidungen, aber überwiegend findet sich bei ihm die Dreiteilung sensus litteralis, spiritalis und moralis. Der sensus intellectualis, die höchste Form der Schrifterkenntnis, die zur Vereinigung der Seele mit Gott führt, ist wohl identisch mit dem sensus anagogicus bei anderen Autoren.

Gottfried und auch sein Bruder Irimbert sind keine systematischen Theologen. Beim Erklären einer biblischen Stelle äußert sich Gottfried gelegentlich zu einer theologischen Frage. Häufig kehrt bei ihm das heilsgeschichtliche Schema: *lex naturalis, lex scripta* und *lex gratiae* in seinen Predigten wieder. Dann äußert er sich zur Bedeutung des Alten Testamentes für das geistliche Leben. Er nennt sie *praefiguratio*. Mitte des Alten und Neuen Testamentes ist: Die Erwartung des Herrn im Gottesvolk des Alten Bundes und der Glaube an Ihn im Neuen Bund verbinden die beiden Phasen der Heilsgeschichte[49] Das Alte Testament ist für ihn das kleinere, das Neue Testament das größere Licht.[50]

1964 hat Jean Leclercq im Wesentlichen wiederholt, was er seit 1946 in seinen Schriften immer wieder ausgeführt hat.[51] Bei der monastischen Theologie geht es um eine bestimmte Weise, Theologie zu treiben. Sie ist nicht eigentlich nur Theologie zwischen der Patristik und der Vorscholastik. Leclercq sagt vom monastischen Theologen: „In dem Maße, wie er Mönch bleibt, ist seine Theologie vom Monastischen her geprägt.“[52] Jean Leclercq und Henri de Lubac haben in den beiden Äbten der Admonter Reform monastische Theologen gesehen und haben die Schriften Gottfrieds und Irimberts geschätzt. 18 Mönche haben zur Zeit Wolfholds und Gottfrieds im 12. Jahrhundert die Admonter Reform als Äbte verbreitet. Die Voraussetzung dafür war eine hervorragende

47) Spicq C., Esquisse d’une histoire de l’exégèse latine au moyen âge, Paris 1944, 98 f.
48) Wie Anm. 36, 139 ff.
49) HD 15, PL 174, 105.
50) HD 64, PL 174, 441.
51) Leclercq J., Théologie traditionelle et théologie monastique, Irenikon 37 (1964) 50–74.
52) Leclercq J., Wissenschaft und Gottverlangen, 255.

Bibliothek. Möge Admont auch im 21. Jahrhundert durch ein vorbildliches geistliches Leben und die Pflege seiner berühmten Bibliothek zur Erneuerung des Benediktinertums beitragen.

Vom Notar zum Reformmönch: Drei Karrieren zwischen Rom, Basel und Bursfelde um die Mitte des 15. Jahrhunderts

(Lubert Ruthard, Eberhard Ludolphi von Venlo, Johannes de Dyck)*

von Otfried Krafft – Marburg/Lahn

Die Beziehungen zwischen dem Papsttum und Bursfelde wurden 1993 durch Arnold Esch anläßlich des neunhundertjährigen Jubiläums des Klosters an der Weser besprochen, wobei er darauf hinwies, daß es sich beim Vergleich von Rom und Bursfelde um eine „grotesk scheinende Gegenüberstellung" handele[1]. So erschien das Kloster nicht in den römischen Quellen[2], bis es zum Zentrum einer sich rasch ausbreitenden benediktinischen Reformkongregation wurde. In diesem Sinne ist Bursfelde auch hier pars pro toto zu verstehen für diese Union, die sich auf Initiative des Abtes Johannes Dederoth seit den 1430er Jahren gebildet hatte[3]. Dederoth hatte sich auf einer Reise an den Papsthof von den Reformen italienischer Benediktiner anregen lassen[4], bevor er als

---

* Jürgen Petersohn gewidmet. Abweichende Vortragsfassung unter dem Titel: Bursfelde und Rom. Oder: Wie kommt Katharina von Siena nach Mainz? Zu einem Personennetz zwischen dem Basler Konzil, der Bursfelder Kongregation und Pius II. (Kirche und Frömmigkeit – Italien und Rom. Colloquium zum 75. Geburtstag von Professor Dr. Jürgen Petersohn, Würzburg, 7. und 8. Mai 2010, hrsg. v. J. Schwarz/M. Thumser/F. Fuchs, Würzburg 2012, 7–14) (= http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:20-opus-69485).

1) Esch A., Rom und Bursfelde (900 Jahre Kloster Bursfelde, hrsg. v. L. Perlitt, Göttingen 1994, 31–57), 34.

2) Esch (wie Anm. 1) 40–43, bezog sich hier vor allem auf das Repertorium Germanicum und nannte Gründe für das Schweigen der Quellen.

3) Zu Dederoth vgl. Götting H., Das Bistum Hildesheim 2 (GS NF 8), Berlin-New York 1974, 270 f. Vgl. zur Entwicklung der Kongregation etwa Ziegler W., Die Bursfelder Kongregation (Die Reformverbände und Kongregationen der Benediktiner im Deutschen Sprachraum, bearb. v. U. Faust/F. Quarthal (Germ Ben 1), St. Ottilien 1999, 315–407); Caeremoniae Bursfeldenses, hrsg. v. M. Albert (CCMon 13), Siegburg 2002, 2–19.

4) Zur Reise Dederoths an die Kurie Martins V. (vor Juli 1430) vgl. Linneborn J., Heinrich von Peine, Reformator des Klosters Abdinghof in Paderborn 1477–1491, und seine Vita. Ein Beitrag zur Geschichte der Gründung und der Reformthätigkeit der Bursfelder Kongregation (ZVGA 59/1, 1901, 169–231), hier 178 f.; dazu Herbst H., Die Anfänge der Bursfelder Reform (ZGNKG 36, 1931, 13–30), hier 19, 21; ders.,

Abt von Clus und Bursfelde selbst in dieser Richtung aktiv wurde. Im frühen 16. Jahrhundert bezeichnete daher Henricus Bodo, der Geschichtsschreiber des Klosters Clus, Dederoth als jemanden, der *ante conversionem curiae Romanae non incognitus* gewesen sei[5].

Die damit berührte Frage nach der Intensität der Beziehungen der Bursfelder Reformmönche zur Kurie soll hier vertieft werden, jedoch nicht für die Anfänge der Kongregation, sondern für deren nächste Generation, die bei Papst Pius II. (1458–1464) wichtige päpstliche Urkunden erwarb. Kaum beachtet wurde dabei, daß es auch zu dieser Zeit persönliche Kontakte gab, die sich im Verlauf kurialer und konziliarer Karrieren ergeben hatten. Das Besondere hieran ist, daß sich in diesem Fall ein Personennetz vor und nach dem Übergang in das Mönchtum verfolgen läßt. Am Beispiel zweier Äbte von St. Jakob in Mainz, Lubert Ruthard und Eberhard von Venlo, sowie eines Priors von Bursfelde, Johannes de Dyck, ist der Frage nachzugehen, wie die Karriere dreier Reformmönche vor dem Eintritt in den Benediktinerorden aussah und wie diese die spätere Tätigkeit innerhalb des Ordens prägte.

I.

Am 28. April 1456 verstarb Abt Lubert von St. Jakob in Mainz während eines Provinzialkapitels im Peterskloster zu Erfurt[6]. Wegen des Ortes verwundert es nicht, daß der Chronist Nikolaus von Siegen[7], der später im genannten Erfurter Konvent wirkte, Luberts Ableben notierte. Das Peterskloster war eines der frühen Zentren der von Bursfelde ausgehenden Klosterreform, und es gab enge Verbindungen nach St. Jakob in Mainz durch den frühen Beitritt bei-

Das Benediktinerkloster Klus bei Gandersheim und die Bursfelder Reform (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance 50), Berlin 1932, 30; Esch (wie Anm. 1) 44, 50 f.

5) Henricus Bodo, Auszüge in: Scriptorum Brunsvicensium illustrantium tomus secundus …, hrsg. v. G. W. Leibniz, Hannover 1710, 350, und Herbst, Anfänge (wie Anm. 4) 21. Vgl. zu der Quelle dens., Niedersächsische Geschichtsschreibung unter dem Einfluß der Bursfelder Reform (Jahrbuch des Braunschweiger Geschichtsvereins, 2. Folge, 5, 1933, 74–94), hier 88–94; Götting (wie Anm. 3) 255, zum Autor, ebd. 295 f.

6) Zu diesem Konvent vgl. Hammer E.-U., Reform und Reformation. Das Erfurter Peterskloster zwischen Mittelalter und Neuzeit (1450–1550) (SMGB 122, 2011, 51–96); Frank B., Das Erfurter Peterskloster im 15. Jahrhundert. Studien zur Geschichte der Klosterreform und der Bursfelder Union (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 34, Studien zur GS 11), Göttingen 1973.

7) Zu seiner Person vgl. vor allem Frank (wie Anm. 6) 266–268 Nr. 118; und zur Chronik Schmidt P. G., Das Chronicon ecclesiasticum des Nikolaus von Siegen, Monastische Geschichtsschreibung um 1500 (Geschichtsbewusstsein und Geschichtsschreibung in der Renaissance, hrsg. v. A. Buck/T. Klaniczay/S. K. Németh, Leiden 1989, 77–84); Proksch C., Klosterreform und Geschichtsschreibung im Spätmittelalter (Kollektive Einstellungen und sozialer Wandel im Mittelalter, NF 2), Köln u. a. 1994, 40 f.

der Konvente zur Bursfelder Union in den Jahren bis 1450 (1447/49[8] bzw. 1446/1450[9]). Lubert war einige Jahre zuvor aus Bursfelde nach St. Jakob bei Mainz gekommen, um die Reform zu unterstützen, und amtierte dort vom 16. April 1452 bis zu seinem Tod 1456 als Abt.

Zu ihm existieren auf den ersten Blick nur wenige Quellen, etwa lakonische Notizen bei Johannes Trithemius[10] und in Abtskatalogen[11] – auch die moderne Forschung bietet dementsprechend kaum mehr[12]. In zahlreichen Nekrologien (aus St. Peter in Erfurt[13], Maria Laach[14], Huysburg[15] und St. Michael in Hildesheim[16]) sind Notizen zu Luberts Tod am 28. April zu finden. Sie spiegeln den Umstand, daß die Bursfelder Kongregation 1458 beschlossen hatte, das Ge-

8) Urkunden zur Geschichte der Bursfelder Kongregation, hrsg. v. P. Volk (KStT 20), Bonn 1951, 76 Nr. 13; Frank (wie Anm. 6) 30–33.

9) Urkunden (wie Anm. 8) 79 Nr. 15; dazu Frank (wie Anm. 6) 28; Mertens D., Der Streit um den Bursfelder Liber ordinarius (SMGB 86, 1975, 728–780), 745.

10) Johannes Trithemius, Opera Historica, Bd. 2, hrsg. v. M. Freher, Frankfurt 1601, 361, erwähnte im Chronicon Sponheimense die Reform von St. Jakob wie folgt: *Primus autem pro manu tenenda sanctissima reformatione abbas fuit institutus, venerandae religionis pater Lubertus, cum aliis fratribus de Bursfeldia missus, qui deuote vixit et sancte obiit*. Knapper ist seine Erwähnung Luberts als *vir omni religione decorus* und seiner angeblich zehnjährigen Amtszeit in seiner Hirsauer Chronik, vgl. Trithemii Tomus II Annalium Hirsaugensium, St. Gallen 1690, 404.

11) Vgl. den ‚Catalogus … abbatum percelebris monasterii D. Iacobi in Monte Specioso prope Moguntiam', hrsg. v. I. Antoni (G. Ch. Ioannis, Volumen secundum rerum Moguntiacarum, Frankfurt 1722, 799–828), 813, als Lubertus Ruthard. Vgl. zudem den Katalog im Staatsarchiv Darmstadt, Hs. C I C Nr. 97 fol. 5v–6r (ehemals 236v/237r): *Lubertus: Electus est in abbatem monasterii sancti Iacobi in monte spetioso prope Moguntiam, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo secundo. Obiit in capitulo annali in Erfordia celebrato, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo sexto.* Vgl. zur Quelle Goerlitz U., Der Autor des Verzeichnisses der Äbte des Klosters St. Jakob bei Mainz aus der Zeit um 1510 (AHG 55, 1997, 169–176).

12) Vgl. Dobras W., Mainz, St. Jakob (Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Rheinland-Pfalz und Saarland (GermBen 9), in Verbindung mit R. E. Schwerdtfeger bearb. v. F. Jürgensmeier, St. Ottilien 1999, 470–510), zum Abt Lubert, ebd. 503; Michiels G., Jakobsberg (DHGE 26, 1997), Sp. 831–832); Berlière U., Les origines de la congrégation de Bursfeld (RBen 16, 1899, 385–413) 481–502, 550–562, hier 552; GC V Sp. 646 Nr. 28; sowie Catalogus (wie Anm. 11) 813.

13) Frank (wie Anm. 6) 413. Vgl. außerdem Schannat J. F., Vindemiae literariae …, 2 Bde., Fulda-Leipzig 1723–24, II 18, und dazu Mooyer E. F., Beiträge zu einem Commentar des Necrologiums des Klosters auf dem Petersberge vor Erfurt (Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Alterthümer und Sprache 1–31), hier 17.

14) Wegeler J., Kalendarium defunctorum monasterii beatae Mariae virginis in Lacu (AHVNRh 26/27, 1874, 268–316), 282.

15) Jacobs, Das Todtenbuch des Klosters Huisburg (ZHVG 5, 1872, 104–141, 265–341), hier 122.

16) Scriptores (wie Anm. 5) 105, sowie Mooyer E. F., Das Necrologium des hildesheimischen St. Michaelisklosters Benedictiner-Ordens in Auszügen (VAHVN 1842, 361–469, 1843, 1–83), hier (1842) 437.

dächtnis Luberts künftig zu begehen[17]. Diese Eintragungen sind aber entsprechend der Quellengattung kurz gehalten. Dasselbe gilt für die Erfurter Grabinschrift[18], die von Luberts Pesttod während eines Provinzialkapitels spricht[19]. Allein Nikolaus von Siegen fügte eine Bemerkung hinzu, in der er Lubert eine Rolle bei der Heiligsprechung der Katharina von Siena zuwies: *fuit idem pater testis veritatis admissus in canonizacionem S. Catherine de Senis*[20]. Offenbar handelte es sich um Eigengut der Chronik, wenngleich sich Nikolaus sonst nur knapp und aus zweiter Hand zu Katharina von Siena äußerte[21]. Die etwas überraschende Aussage des Chronisten deutet auf eine Verbindung des Abtes nach Rom hin, da im 15. Jahrhundert Heiligsprechungen unzweifelhaft ein Vorrecht des Papstes waren. Ob die Andeutung hinsichtlich der Beziehungen Luberts und seines Umfeldes zur römischen Kurie zu erhärten ist, soll im folgenden untersucht werden.

Was ist also zum Vorleben des Abtes Lubert zu sagen? Hier erlauben die päpstlichen Register, die das Repertorium Germanicum erfaßt, Aussagen, die durch eine Reihe verstreuter Belege zu ergänzen sind. Der Kleriker Lubertus Ruthard aus der Diözese Paderborn ist seit 1429 nachweisbar, da er sich bei Papst Martin V. um eine Stelle als Vikar bemühte[22]. Offenbar war er damals in Rom. 1431 wurde Lubert als Notar des päpstlichen Gerichts, der sog. Rota[23], bezeichnet, der trotz seines langen Studiums des Kirchenrechts keinerlei

17) Die Generalkapitels-Rezesse der Bursfelder Kongregation, hrsg. v. P. Volk, Bd. 1, 1458–1530, Siegburg 1955, 95.

18) Sie ist in einer späteren Sammlung überliefert, vgl. Holder-Egger O., Aus Handschriften des Erfurter Petersklosters (NA 22, 1897, 501–541), 533 Nr. CXXIV (Auslassung wie dort): *A. D. MCCCCLVI. IV. Kalend. Mai ob. venerabilis … Lubertus abbas Sancti Iacobi prope Moguntiam, peste in capitulo provinciali hic extinctus*.

19) Zeller J., Liste der Benediktiner-Ordenskapitel in der Provinz Mainz-Bamberg (SMGB 43 NF 11, 1924, 184–195), 188 Nr. 16 (18. April 1456) mit Anm. 6. Zu Lubert als Präsidenten des damaligen Kapitels vgl. Trithemius, Opera, ed. Freher (wie Anm. 10) 369.

20) Chronicon ecclesiasticum Nicolai de Siegen (hrsg. v. F. X. Wegele, Thüringische Geschichtsquellen 2, Jena 1855), 443. Seine Aussage zu Lubert findet sich modifiziert auch im neuzeitlichen Memorabilienbuch von St. Jakob, Stadtarchiv Mainz Abt. 13 Nr. 223, 69, wo es über Lubert heißt, „in canonisatione s. Catharinae Senensis testis accitus fuerat super examen eiusdem peractae vitae". Vgl. dazu auch Linneborn J., Ein 50jähriger Kampf (1417–ca. 1467) um die Reform und ihr Sieg im Kloster ad sanctum Michaelem bei Bamberg (SMGB 25, 1904, 252–255, 579–589, 718–729, ebd. 26, 1905, 55–68, 247–254, 534–546), hier (1904) 725 Anm. 5.

21) Chronicon (wie Anm. 20) 403 (Tod Katharinas).

22) RepGerm IV/3 2618 f. (1429–1430); RepGerm V/1/3 1090 Nr. 6335 (1431–1436).

23) Zu den Deutschen an der römischen Rota zu Anfang des 15. Jahrhunderts, vgl. Schuchard Chr., Die Deutschen an der päpstlichen Kurie im späten Mittelalter (1378–1447) (BDHIR 65), Tübingen 1987, 118–122; dies., Zu den Rotanotaren im 15. und frühen 16. Jahrhundert (Offices et papauté XIV^{e}–XVII^{e} siècle. Charges, hommes, destins (Actes des tables rondes „Papauté, offices et charges publiques (XIV^{e}–XVII^{e} siècle)", Rome 5–6 mars 2001, 11–13 avril 2002), hrsg. v. A. Jamme/O. Poncet (CEFR 334), Rom 2005, 805–828).

Pfründe besitze[24]. Auch im folgenden Jahr fungierte er dort als öffentlicher Notar[25]. Als solcher war er gleichfalls im Sommer 1433 in Rom aktiv, als er für einen Rota-Auditor namens Radulfus eine Urkunde ausfertigte[26]. Sie betraf einen Prozeß betreffend Hohenems in Vorarlberg[27]. Wahrscheinlich war Lubert dabei für Rodulfus Rollandi, Auditor der Rota und späteren Bischof von Tréguier in der Bretagne[28], tätig, der später noch einmal in Zusammenhang mit Lubert begegnete. Dagegen ist nicht an Rudolf von Rüdesheim zu denken, der ebenfalls mehrmals in Verbindung mit Mainz und den Bursfeldern erschien. Wenngleich man auch letzterem für die fragliche Zeit eine Tätigkeit an der päpstlichen Rota zugeschrieben hat, muß dies doch als widerlegt gelten[29].

Lubert verließ Rom bald darauf. Wie zahlreiche andere Kuriale ging er nach Basel zu dem allgemeinen Konzil,[30] das 1431 eröffnet worden war. In der

---

24) RepGerm V/1/3 1090 Nr. 6335 (1431 Sept. 19): „not. pal. ap., qui pluribus annis in iur. can. studuit, nullum beneficium obtinuit". Vgl. zu der Stelle auch Gramsch R., Erfurter Juristen im Spätmittelalter. Die Karrieremuster und Tätigkeiten einer gelehrten Elite des 14. und 15. Jahrhunderts (Education and society in the Middle Ages and Renaissance 17), Leiden 2003, 288 Anm. 56.

25) RepGerm ebd. (1432 Okt. 28).

26) Bregenz, Vorarlberger Landesarchiv, Hohenems Rgft. 4035, 1433 Juni 12 (unter www.monasterium.net). Der Notarsvermerk beginnt: *Et ego Lubbertus Rothart clericus Padebunen., publicus apostolica et imperiali auctoritatibus notarius, prefatique reverendi patris domini Radulphi auditoris et in causa huiusmodi* […] *scriba*.

27) Der Streit wurde später fortgesetzt, vgl. RepGerm V/1/2 1009 Nr. 5900.

28) Göller E., Zur Geschichte der Rota Romana. Ein Verzeichnis päpstlicher Rota-Auditoren vom Ende des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (AkathKR 91, 1911, 19–48), hier 32, hat zu 1428 Rodolphus Rollandi. Für 1429 als Rotarichter erwähnte ihn Cerchiari E., Capellani papae et apostolicae sedis, auditores causarum sacri palatii apostolici seu Sacra Romana Rota ab origine ad diem usque 20 septembris 1870, Bd. 2, Rom 1920, 48 Nr. 271. Vgl. weiter unten Anm. 38.

29) Was Jan Długosz, der polnische Geschichtsschreiber und Freund Rudolfs, über dessen Tätigkeit an der Rota schrieb, dürfte sich auf das Basler Konzil beziehen; vgl. den Catalogus episcoporum Wratislaviensium (hrsg. v. I. Polkowski/Z. Pauli, Joannis Dlugossi senioris canonici Cracoviensis opera, Bd. 1, Krakau 1887, 439–477), hier 477, zu Rudolf, *In anno vigesimo quinto aetatis Auditor Rotae brevi post Camerae Auditor factus.* Dies entspricht der Reihenfolge der Ämter Rudolfs in Basel; erst danach wies Długosz auf dessen Funktion als päpstlicher Referendar unter Pius II. und Paul II. hin. Daraus wird bei einigen Autoren irrig auf eine Auditorentätigkeit in Rom geschlossen, vgl. Zaun J., Rudolf von Rüdesheim. Fürstbischof von Lavant und Breslau. Ein Lebensbild auf dem 15. Jahrhundert, Frankfurt 1881, 11; ihm folgt Markgraf (ADB 29, 529–534). Vgl. zu Rudolf auch Kopiec J./Dolinar F. M. (Gatz E., Die Bischöfe des heiligen Römischen Reichs. 1448–1648. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1996), 601–603; Schuchard Chr., Karrieren späterer Diözesanbischöfe im Reich an der päpstlichen Kurie des 15. Jahrhunderts (RQ 89, 1994, 47–77), hier 58; Petry L., Rudolf von Rüdesheim, Bischof von Lavant und Breslau. Ein Forschungsanliegen der vergleichenden Landesgeschichte (MIÖG 78, 1970, 347–357).

30) Zu solchen Wanderungen des Personals aus Rom nach Basel vgl. allgemein Helmrath J., Das Basler Konzil 1431–1449, Forschungsstand und Probleme (KHAb 32), Köln-Wien 1987, 35 Anm. 66.

analog zur päpstlichen Kurie geformten Verwaltung der Kirchenversammlung setzte Lubert seine Laufbahn fort. Wiederum war er an der Rota des Konzils[31] aktiv, in deren Manualien er seit Ende 1433 erschien[32]. Demnach war er als Prokurator tätig[33], zunächst oft als Vertreter des Fructusmontis, Archidiakons von Segovia[34]. Im November 1435 fiel der Archidiakon am Konzil in Ungnade, weil er im Rangstreit zwischen Kastilien und England einen Tumult angestachelt haben soll[35]. Auch Lubert war damals, 1435, in Basel nicht zu finden. Bald danach, 1436 bis 1438, trat er wieder an der Konzilsrota als Notar und Prokurator zahlreicher Parteien auf[36], etwa für den Deutschen Orden in Südtirol[37] oder in Verbindung mit seinem früheren Vorgesetzten, dem einstigen römischen Rotarichter Radulphus Rollandi, der mittlerweile Bischof in der Bretagne war[38]. Besonders lang zog sich das durch ein eigenes Register dokumen-

31) Zu ihr vgl. Meuthen E., Rota und Rotamanuale des Basler Konzils. Mit Notizen über den Rotanotar Johannes Wydenroyd aus Köln (Römische Kurie. Kirchliche Finanzen. Vatikanisches Archiv. Studien zu Ehren von Hermann Hoberg, hrsg. v. E. Gatz, Bd. 2 (MHP 6), Rom 1979, 473–518); Lazarus P., Das Basler Konzil, seine Berufung und Leitung und seine Behördenorganisation (Historische Studien 100), Berlin 1912, 275–281.

32) Dort waren Westfalen zahlreich vertreten, vgl. Bäumer R., Paderborner Theologen und Kanonisten auf den Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts (Paderbornensis ecclesia. Beiträge zur Geschichte des Erzbistums Paderborn. Festschrift für Lorenz Kardinal Jaeger zum 80. Geburtstag am 23. September 1972, Paderborn 1972, 151–179), hier 175. Lubert fehlt dort, ebenso bei Stutt H., Die nordwestdeutschen Diözesen und das Basler Konzil (NSJ 5, 1928, 1–97).

33) Gilomen H.-J., Die Rotamanualien des Basler Konzils. Verzeichnis der in den Handschriften der Basler Universitätsbibliothek behandelten Rechtsfälle, Tübingen 1998, Sp. 34, 77, 80, 498, 512, 765, 815 (hier auch als Notar).

34) Gilomen (wie Anm. 33) Sp. 851 (Lubert als Vertreter des Fructusmontis in allen Fällen, 1434), Sp. 13, 85, 96, 420, 512 (1433), 783.

35) MCG II 834; ConBas III 565 f. (zur Verhaftung des Fructusmontis); vgl. dazu Zellfelder A., England und das Basler Konzil (HS 113), Berlin 1913, 157 f.; Schofield E. N. A. D., England and the Council of Basel (AHC 5, 1973, 1–117), hier 87 f.; Helmrath (wie Anm. 30) 229 Anm. 175; ders., Rangstreite auf den Generalkonzilien des 15. Jahrhunderts als Verfahren (Vormoderne politische Verfahren, hrsg. v. B. Stollberg-Rilinger (Zeitschrift für Historische Forschung Beih. 25), Berlin 2001, 139–173), hier 163–166.

36) Als Notar erwähnt wird Lubert 1436 bei Gilomen (wie Anm. 33) Sp. 270, als Prokurator Sp. 743 (1436), 795 (1436), 690 (1437), 1006 (1436–1438).

37) Als Prokurator des Deutschordenskomturs der Ballei an der Etsch und des Pfarrers von Schlanders ist Lubertus Rothard 1436 belegt: Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, bearb. v. K. Forstreuter/H. Koeppen, Bd. 4/2 (Veröffentlichungen der niedersächsischen Archivverwaltung 37), Göttingen 1976, 836 Nr. 764; Die Urkunden des Deutschordenszentralarchivs in Wien, Regesten, bearb. v. U. Arnold, Bd. 3 (QSGDO 60/3), Marburg 2007, Nr. 3364.

38) Als Lubbertus Rothard wird er in einem Brieffragment als Prokurator erwähnt, das von der Entscheidung des Basler Konzils in einem Rechtsstreit der Bischöfe von Tréguier und St-Malo handelt (zwischen Sept. 1435 und Juni 1438), vgl.: Die historischen, philologischen und juristischen Handschriften der hessischen Landesbibliothek Fulda bis zum Jahr 1600. B 1–25, C 1–18.68, D 1–48, bearb. v. R. Hausmann

tierte Verfahren hin, in welchem ein leer ausgegangener Gläubiger darauf abzielte, den Leichnam seines Schuldners, des Herzogs von Liegnitz-Brieg[39], zwecks postmortaler Bestrafung exhumieren zu lassen[40]. Der Herkunft aus Westfalen geschuldet war offenbar die Tätigkeit Luberts als Prokurator in dem Streit, der zwischen Erzbischof Dietrich von Köln und dem Domkapitel und Klerus von Paderborn um die Inkorporation dieses Bistums geführt wurde. Lubert vertrat dabei auf dem Konzil die Seite Paderborns und wurde in diesem Zusammenhang Anfang 1437 als Inhaber einer Pfründe in Paderborn genannt[41]. Im März 1438 trat er wiederum in der Nähe Paderborns bei einem Rentengeschäft des Klosters Hardehausen auf[42].

Gleichzeitig blieb Lubert in und bei der Konzilsstadt Basel präsent. Dort hatte er schließlich die seit langem angestrebten Pfründen erlangt: 1436 providierte ihn Eugen IV. mit einer Stelle als Kaplan in Basel[43], und als solcher ist Lubert tatsächlich 1440 nachzuweisen[44]. Lubert erlangte offenbar einen gewissen Wohlstand, denn er wurde in dieser Zeit unter den Spendern im Mortuarium der Kartause von Freiburg im Breisgau festgehalten[45]. Er trat hier in Ver-

---

(Die Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda II), Wiesbaden 2000, 183. Zu Radulphus Rollandi, damals Bischof von Tréguier (1435–1441), vgl. GC XIV 1129 Nr. 38, und oben Anm. 28.

39) Ludwig II. von Liegnitz-Brieg († 30. April 1436), der bei den Kartäusern in Breslau begraben lag; vgl. Geschichte der Liegnitz Brieger Piasten von Georg Thebesius,… bearb. v. G. Jaeckel, Bd. 1 (Beitr. zur Liegnitzer Geschichte 10), Lorch 1981, 63–66; Jasiński K., Rodowód Piastów śląskich. Bd. 1: Piastowie Wrocławscy i Legnicko-Brzecscy (Travaux de la société des sciences et des lettres de Wrocław, sér. A, 154) Wrocław 1973, 205, aber mit Begräbnisort Liegnitz.

40) Gilomen (wie Anm. 33) Sp. 1006. Zu dem Prozeßregister äußert sich ders., »… *facto realiter in scriptis*« Schriftlichkeit und Mündlichkeit im Verfahren vor der Basler Konzilsrota (Als die Welt in die Akten kam. Prozeßschriftgut im europäischen Mittelalter, hrsg. v. S. Lepsius u. a. (Rechtsprechung 27), Frankfurt 2008, 197–251), hier 229–251. Nennungen Luberts finden sich auch in dem Register, vgl. ebd. 229 mit Anm. 8.

41) Landesarchiv NRW, Staatsarchiv Münster, Fürstbistum Paderborn, Urk. Nr. 1520/54, 1437 Feb. 8: Unter den vier Paderborner Beauftragten nennt diese Urkunden *Iohannem Reckeisen et Lubbertum Rothardi perpetuos beneficiatos ecclesie Paderbornen. in sacro concilio et in Romana curia procuratores*. Vgl. dazu Daniels T./Woelki Th., Ein Kölner Offizial für Paderborn. Ein unbekanntes Kapitel aus dem Paderborner Inkorporationsstreit im 15. Jahrhundert und die Politik des Basler Konzils (Westfälische Zeitschrift 161, 2011, 173–193), 179 (zu 1436).

42) Regest in: Urkunden des Klosters Hardehausen, bearb. v. H. Müller (Westfälische Urkunden, Texte und Regesten 9), Paderborn 2002, 692 Nr. 1084 (1438 März 11), darin genannt Meister *Lubbert Rothard*.

43) RepGerm V/1/3 1091 Nr. 6335 (1436 Okt. 2). Die Provision erfolgte ausdrücklich ungeachtet eines Vikariats in Brakel, um welches Lubert das Basler Konzil im Vormonat angegangen war, vgl. ConBas VI 106, 1436 Sept. 6.

44) ConBas VII 37 (1440), *Lubertus Rothard presbiter cappellanus in ecclesia Basiliensi.*

45) Mertens D., Zum Buchbesitz der Kartause Mons S. Johannis bei Freiburg im Breisgau (Bücher, Bibliotheken und Schriftkultur der Kartäuser. Festgabe zum 65. Geburtstag von Edward Potkowski, hrsg. v. S. Lorenz (Contubernium 59), Stuttgart

bindung mit Johannes de Dyck, dem (unten zu besprechenden) späteren Prior von Bursfelde, auf. Daß Lubert in dem Spendenvermerk als *dominus* bezeichnet wurde, bestätigt, daß er damals Weltpriester war.

Danach folgen drei Jahre ohne Quellenbelege zu Lubert. Er scheint damals, etwa 1441 bis 1443, seinen Wechsel ins Kloster vollzogen zu haben, womit er sich den Problemen des Schismas entzog, das nach der Wahl des „Gegenpapstes" Felix' V. durch das Konzil entstanden war. Daß er nach Bursfelde ging[46], dürfte an seiner Herkunft liegen, denn einige seiner früheren Suppliken um Pfründen zielten ebenfalls auf Orte wie Brakel, Borgholz und Altenheerse, die unweit der Weser in der östlichen Diözese Paderborn lagen. Nach St. Jakob vor Mainz kam er nach dem Februar 1444 mit drei anderen Mönchen von Bursfelde[47], nachdem eine erste Gruppe aus dem Weserkloster schon 1442 in St. Jakob eingetreten war[48]. Nach einigen Jahren als Abt von St. Jakob verstarb Lubert 1456 unter den oben geschilderten Umständen.

II.

Zu Luberts Nachfolger als Abt von St. Jakob in Mainz wählte der Konvent Eberhard von Venlo (†1475)[49], der später als Reformabt des Bamberger Klosters Michelsberg bekannt wurde[50]. Während Eberhards dortiges Wirken gut untersucht ist, wurde seine frühere Laufbahn weniger beachtet.

2002, 64–81), 77 mit Anm. 53: *Johannes de Dyck et dominus Lubbertus Rothart dederunt XX florenos pro se et benefactoribus suis.*

46) Daß Lubert in Bursfelde Profeß ablegte, hielt Rosenthal A., Abt Adrianus de Brielis von Schönau in Nassau. Beauftragter der Bursfelder Kongregation für die Reform der liturgischen Bücher von 1458 bis 1472 (Archiv für Liturgiewissenschaft 24, 1982, 224–237), hier 228 mit Anm. 44, hingegen für unsicher.

47) Linneborn (wie Anm. 20) (1904) 721; Frank (wie Anm. 6) 29 Anm. 69. Der Profeß Lubert erscheint in St. Jakob um 1451/52, vgl. Acta Cusana, hrsg. v. E. Meuthen, Bd. I, 2–3b, Hamburg 1983–1996, hier I/3b, 1527 Nr. 2389 (vor 1452 März 19). Zur Reform dieses Klosters vgl. weiter Albert M., Das erste Kapitel der Bursfelder Kongregation 1446 (SMGB 106, 1995, 293–331), 305 Anm. 78, 2; außerdem Rosenthal (wie Anm. 46) passim.

48) Rosenthal (wie Anm. 47) 227; Linneborn (wie Anm. 20) (1904) 721.

49) Wahlanzeige des Konvents (Staatsarchiv Darmstadt, Urkunden A 2, 131/61) vom 13. Mai 1456, ed. Würdtwein S. A., Subsidia diplomatica, Bd. 11, Frankfurt–Leipzig 1727, 391–400 Nr. 205. Der Abtskatalog von St. Jakob im Staatsarchiv Darmstadt, C I C Nr. 97, fol. 6r, vermerkt: *Ebberhardus de Venloe: Electus est in abbatem huius monasterii sancti Iacobi in monte spetioso prope Moguntiam, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo sexto. Qui postulatus in abbatem monasterii sancti Michaelis in monte monachorum prope Bambergam abbatiam huius monasterii sancti Iacobi montis spetiosi prope Moguntiam resignavit in manus conventus ibidem, anno domini millesimo quadringentesimo sexagesimo sexto.*

50) Auf diese Zeit konzentriert sich Unger L., Eberhard von Venlo. Ein Abt in der Dämmerstunde des finsteren Zeitalters (Unterm Sternenmantel. 1000 Jahre Bistum Bamberg. Die Geschichte in Lebensbildern, Bamberg ^{2}2007, 116–137), hier 126–135. Vgl.

Auch Eberhard besaß Kontakte nach Rom, gerade seine Verbindung zu Papst Pius II. (Enea Silvio Piccolomini) war nach eigenem Zeugnis eng. So konnte Eberhard 1467 gegenüber dem Abt von Tegernsee auf seinen persönlichen Einfluß verweisen, der ihm bei der Gewinnung von Privilegien für die Bursfelder geholfen habe: *Nam privilegia, gracias et indulgencias a felici recordatione Pio papa obtinui, cuius, dum in minoribus fuit, secretarius fui, que peccunia* [!] *vix comparari possunt* […][51]. Ein anderer Benediktinerchronist nannte Eberhard einen *contubernalis et collega* des späteren Papstes Pius[52], und auch in Mainz und Bamberg wurde diese Beziehung später erwähnt[53]. Selbst Nekrologien von Klöstern der Bursfelder Kongregation hielten fest, daß Eberhard in Rom wichtige Ablässe gewonnen hatte[54].

Wo und wie kann Eberhard mit Enea Silvio zusammengekommen sein? Ein weiteres Quellenzeugnis ist hierfür aufschlußreich. Es stammt von Rudolf von Rüdesheim, damals päpstlicher Legat und Bischof von Breslau, und entstand 1470 im Zuge der Auseinandersetzungen um die Reform des Klosters Michelsberg bei Bamberg. Rudolf sprach sich für Eberhard aus und betonte, er kenne diesen seit der Jugend und habe ihn während seiner Zeit als Kammerauditor in Basel als Notar beschäftigt (*a teneris annis et iuventute, novisse, eumque pro notario meo fideli dum officio auditoriatus camere apostolice in concilio Basilensis functus essem* […] *tenuisse*)[55]. Rudolf, einst einer der wichtigsten Konzilsväter in Basel[56], erklärte also, daß Eberhard dort für ihn tätig war, obwohl letz-

---

außerdem Lahner A., Die ehemalige Benedictiner-Abtei Michelsberg zu Bamberg (51. BHVB), Bamberg 1889, 182–196.

51) Frank (wie Anm. 6) 178 Anm. 24; vgl. außerdem Neidiger B., Pius II. und die Klosterreform in Deutschland. Eine Problemskizze (Vita religiosa im Mittelalter. Festschrift Kaspar Elm zum 70. Geburtstag, hrsg. v. F. J. Felten/N. Jaspert, Berlin 1999, 629–652), hier 631.

52) Paulus Langius, Chronicon Citizense …, hrsg. v. I. Pistorius/B. G. Struvius, Germanicorum Scriptorum, que rerum a Germanis per multas aetates gestarunt Historias vel Annales posteris reliquerunt, Bd. 1, Regensburg 1726, 1116–1291, hier 1249: *Ipse* [sc. Pius II.] *denique ad instanciam et preces charissimi quondam sui contubernalis et collegae, domini Eberhardi* […], *patribus et fratribus ordinis divi Benedicti* […] *de observantia Bursfeldensi, dedit indulgentias* […]. Dazu vgl. Frank (wie Anm. 6) 177 Anm. 21. Zur Quelle vgl. Müller K. E. H., Das Chronicon Citizense des Benediktinermönches Paul Lang im Kloster Bosau und die in demselben enthaltenen Quellen. Ein Beitrag zur Historiographie des 16. Jahrhunderts (NASG 13, 1892, 279–314).

53) Laut Lahner (wie Anm. 50) 180, bezeichnete der spätere Abt Andreas von Michelsberg Eberhard als „amicissimus" des Papstes Pius. Vgl. auch das Memorabilienbuch von St. Jakob (wie Anm. 20) 72.

54) Mooyer (wie Anm. 16) 5, mit dem Eintrag aus St. Michael in Hildesheim: *Venerabilis Pater Dominus Everhardus Abbas prope Bambergam, qui impetravit ordini indulgentias in curia Romana.* Ähnlich der Erfurter Eintrag bei Frank (wie Anm. 6) 415: *Everhardus* […] *ex Geld*[*ri*]*a ortus, qui impetravit unioni nostrae Bursfeld*[*ensi*] *indulgencias.*

55) Unger E., Die Reform des Benediktinerklosters St. Michael bei Bamberg in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts (BHVB. B 20), Bamberg 1987, 106. Vgl. auch Dobras (wie Anm. 12) 479 Anm. 46.

56) Helmrath (wie Anm. 30) 149.

terer keineswegs in den publizierten Konzilsakten oder den Rotamanualien erschien. Dies war wohl durch seine nachrangige Funktion begründet, denn wie Rotanotare „persönliche Angestellte" der Auditoren waren[57], so galt dies offenbar auch für die Notare der Kammerauditoren.

Als Auditor war Rudolf von Rüdesheim sowohl für die Konzilsrota (seit 1435)[58] als auch seit Mai 1437 für die Kammer des Konzils tätig[59]. Damit dürften die beschriebenen Dienste Eberhards für ihn in diese Zeit fallen. Als Notar und Schreiber der Rota des Basler Konzils ist Eberhard überdies in einer Originalurkunde für Tegernsee belegt, die er unterfertigte. Dabei nannte er sich Everhardus Ludolphi de Venlo aus der Diözese Lüttich[60]. Für das Stück verantwortlicher Richter der Rota war Caspar Frowis[61], die beiden anderen Notare, die dies bezeugten, Gerardus Plees (Plaes)[62] und Burchardus de Dursten (Dorsten)[63]. Da Frowis nur im März 1438 für eine kurze Zeit Richter der Konzilsrota war, muß die Urkunde aus dieser Periode stammen[64]. Auch ein in Basel datiertes Notariatsinstrument vom Mai 1443 wurde durch Eberhard unterfertigt[65].

---

57) Gilomen H.-J., Bürokratie und Korporation am Basler Konzil. Strukturelle und prosopographische Aspekte (Die Konzilien von Pisa (1409), Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1449). Institution und Personen, hrsg. v. H. Müller (VKAMAG 67), Ostfildern 2007, 205–255), hier 236.

58) ConBas III 288, danach Lazarus (wie Anm. 31) 336; Hanna C., Die südwestdeutschen Diözesen und das Basler Konzil in den Jahren 1431 bis 1441, Phil. Diss. Erlangen, Borna-Leipzig 1914, 65; Scharla K., Rudolf von Rüdesheim, Diss. Breslau 1910, 16.

59) Zunächst erschien er mehrmals als Stellvertreter des Kammerauditors (ConBas VI 6, 1436 Dez., ebd. VI 10, 1437 Febr.); vgl. Hanna (wie Anm. 58) 77 Nr. 9. Darauf folgte die Ernennung zum Auditor der Kammer am 17. Mai 1437 (ConBas VI 49); vgl. Hanna, ebd. 65; Lazarus (wie Anm. 31) 332. Rudolf blieb länger in diesem Amt, wie die Benennung von Vertretern während seiner Abwesenheit zeigt, vgl. Hanna, ebd. 64 mit Anm. 143 (1438 Nov., 1439 März, 1439 Okt./Nov.). Zudem gibt es weitere direkte Belege, ConBas VII 12, 50, 148 (1440 Jan., 1440 Mai).

60) Hauptstaatsarchiv München, Urk. Tegernsee 3283 (vgl.: Notare und Notarssignete vom Mittelalter bis zum Jahr 1600 aus den Beständen der Staatlichen Archive Bayerns, bearb. v. E. Kern, München 2008, 223 Nr. 1082), wo er sich nannte: *ego Everhardus Ludolphi de Venlo clericus Leodien. dioc. publicus imperiali auctoritate notarius prefateque sancte Synodi causarum rote scriba*. Derart bezeichneten die Rotarichter ihre Notare, vgl. Meuthen (wie Anm. 31) 494 Anm. 183.

61) Zu ihm vgl. Lazarus (wie Anm. 31) 337 (Rotarichter, Juni 1438); Hanna (wie Anm. 58) 86 Nr. 19, 108–110.

62) Als Notar aus der Diözese Lüttich bei Gilomen (wie Anm. 33) Sp. 875 Nr. 470 (1434 März 5), Sp. 911 Nr. 485 (1437 Mai 27), Sp. 698 Nr. 355 (1437 Nov. 20).

63) Sonst nur unter Zeugen als *clericus Coloniensis dioc.* erwähnt bei Gilomen (wie Anm. 33) Sp. 956 Nr. 510 (1439 März 2).

64) Gilomen (wie Anm. 33) Sp. 27 f., erwähnt, daß Frowis am 5. März 1438 den Albert Varentrap als Richter ersetzte, bevor die Auditorenämter am 15. März neu besetzt wurden. Frowis' kurze Richtertätigkeit ist belegt in Entscheidungen vom 7./10. März (ebd. Sp. 583 Nr. 275, Sp. 1020 Nr. 545).

65) Strasbourg, Archives dép. du Bas-Rhin, G 2714 (3). Wieder erscheint er als *Everhar-*

Daß Eberhard hier den Namenszusatz Ludolphi führt, eröffnet weitere Möglichkeiten, seiner Biographie nachzuspüren. Festzuhalten ist nämlich, daß, sobald Eberhard im Benediktinerorden Ämter erlangt hatte, seine Funktionstitel den Vatersnamen verdrängten. Dieser fehlt in allen einschlägigen Belegen der späteren Zeit, etwa den Abtskatalogen[66], Schenkungsvermerken[67], Briefen[68] oder Nekrologeinträgen[69]. Doch steht aufgrund des Testates Rudolfs und der Notarsurkunden fest, daß der spätere Abt von St. Jakob und Michelsberg identisch ist mit Eberhard Ludolphi aus Venlo.

Damit lassen sich weitere biographische Konturen erkennen. Eberhard immatrikulierte sich 1430 an der Artistenfakultät in Köln, wo im folgenden Jahr auch Rudolf von Rüdesheim nachzuweisen ist[70]. Im Rheinland scheint Eberhard sich um eine erste Pfründe bemüht zu haben, allerdings nicht ohne Rei-

---

dus Ludolphi de Venlo, clericus Leodiens. dioc., publicus imperiali auctoritate notarius. Sein Signet entspricht dabei dem von 1439 bei Kern (wie Anm. 60) 223 Nr. 1082. Vgl. dazu Schuler P.-J., Notare Südwestdeutschlands. Ein prosopographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300 bis ca. 1520, Textband (Veröffentlichungen der Kommission für Historische Landeskunde für Baden-Württemberg Reihe B, 90), Stuttgart 1987, 282 Nr. 815, dens., Südwestdeutsche Notarszeichen (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 22), Sigmaringen 1976, 68 mit Nr. 401, zu „1443 Mai 23 (?)" (mit Abb.).

66) Vgl. die Abtskataloge von St. Jakobsberg (Catalogus (wie Anm. 11) 813 f. bzw. Staatsarchiv Darmstadt C I C Nr. 97, fol. 6r) und Michelsberg (Staatsbibliothek Bamberg, RB Msc. 19, fol. 47r; die Seite ist wiedergegeben bei Unger (wie Anm. 55) 32). In letzterem liest man: *Anno domini M°CCCC°LXIII° Venerabilis dominus Eberhardus de Venlo abbas xxxiiii. de monasterio sancti Iacobi prope Moguntiam translatus per dominum Pium papam* […] *abbas huius monasterii montis monachorum ordinatus et confirmatus fuit.* Auch Trithemius, Annales Hirsaugenses (wie Anm. 10) 404, 454, nannte ihn jeweils Eberhard von Venlo.

67) Nur der Funktionstitel steht in den Vermerken über Eberhard als Autor und Testamentsvollstrecker bei Wolfgang Trefler oder in einem entsprechenden Vermerk in einer Wiesbadener Handschrift; vgl. Schillmann F., Wolfgang Trefler und die Bibliothek des Jakobsklosters zu Mainz. Ein Beitrag zur Literatur- und Bibliotheksgeschichte des ausgehenden Mittelalters (ZfB.B XLIII), Leipzig 1913, 29, 92 Nr. 86; Widmann S. P., Kleine Mittheilungen aus Wiesbadener Handschriften (NA 11, 1886, 619–628), 620.

68) In den Schreiben des Diether von Isenburg erscheint Eberhard nicht mit Beinamen (Schulte A., Zwei Briefe Diether's von Isenburg (QFIAB 6, 1903, 25–32), hier 28–30), ebensowenig in seiner Wahlanzeige (vgl. Anm. 49) oder der Bestätigung seines Nachfolgers in St. Jakob (Würdtwein (wie Anm. 49) 400–402 Nr. 206). Ferner gilt dies für spätere Papsturkunden, vgl. Scherg Th. J., Franconica aus dem Vatikan, 1464–1492 (ArZs NF 16, 1909, 1–156), 73 Nr. 131 (1465 Okt. 10).

69) Vgl. etwa das Necrologium Cismariense (Scriptores minores rerum Slesvico-Holsatensium, 1. Slg., hrsg. v. K. Kohlmann (Quellensammlung der Gesellschaft für Schleswig-Holst.-Lauenburg. Geschichte 4), Kiel 1875) 272–395, hier 321; Jacobs (wie Anm. 15) 127, sowie oben Anm. 54.

70) Die Matrikel der Universität Köln, hrsg. v. H. Keussen, Bd. 1 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 8) Bonn ^{2}1928 NDr. Düsseldorf 1979, 333 Nr. 16: *Ever. Ludolfi de Venlo, cl. Leod. d.* Zu Rudolf vgl. ebd. 343 (170 Nr. 65).

bungen. So protestierte der Prokurator und Syndikus des Kanonissenstiftes Vilich, Henrich ter Schuren, 1435 gegen Eberhards Einsetzung als Kanoniker, da dieser keine Priesterweihe empfangen habe, zu jung sei und auch keine einschlägige päpstliche Dispens besitze[71]. Eberhard hatte indes vom Basler Konzil ein Mandat gegen Vilich erwirkt, daß ihm seine Pfründe binnen neun Tagen bereitzustellen sei. Dagegen appellierte die Äbtissin ihrerseits an das Konzil, anscheinend vergebens. Als Eberhard sich im folgenden Jahr wegen der Ernennung zum Notar an den Papst wandte, titulierte er sich Everhardus Ludolphi, Kleriker der Lütticher Diözese und Kanoniker von Vilich[72]. Als solcher ist er gleichfalls 1447[73] und 1449[74] belegt. Aufgehalten hat sich Eberhard aber bis mindestens 1443 in Basel, dann scheint er sich bis 1448 dem römischen Papst zugewandt zu haben.

Ende der vierziger Jahre trat Eberhard im Umfeld des Utrechter Bischofsprätendenten Walram von Moers[75] auf. Die Besetzung dieses Bistums war umstritten, seit 1434 Walram als Gegenkandidat zu Rudolf von Diepholz gewählt und durch das Basler Konzil und den Kaiser anerkannt worden war[76]. Erst 1448/49 kam es zu einer Lösung, in deren Zusammenhang Eberhard neuerlich begegnete. Weil er sich bei der Beilegung des Bistumsstreits engagiert hatte, bekam er (als *Everhardus Ludolphi de Venlo, clericus Leodiensis diocesis, Stephani ducis Bavariae canonici Coloniensis et Walrami de Moers domini de Baer consiliarius)*[77] durch Papst Nikolaus V. Exspektanzen auf zwei Kanonikate bei St. Cassius in Bonn und St. Severin in Köln zugesprochen[78]. Im päpstlichen Register

71) Landesarchiv NRW, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Vilich, Urkunde 102 (1435 Okt. 13); dort ist die Rede von *Everardus Ludolphi de Venloe, assertus canonicus prebendarius ecclesie eiusdem et sacerdotale obtinens prebendam in sacerdotali ordine minime fuerit aut sit*.

72) RepGerm V/1/1 265 Nr. 1575 (1436 Dez. 7).

73) Als *Euerhardus Venlo* stimmte er Vilicher Tausch- und Kaufgeschäften zu, vgl. Urkundenbuch der Abtei Heisterbach, hrsg. v. F. Schmitz (Urkundenbuch der geistlichen Stiftungen des Niederrheins, Bd. 2, Bonn 1908), 528 Nr. 503 f. (1447 März 24). In einer abschriftlich überlieferten Urkunde der Äbtissin Jutta von Reifferscheidt (1440–1457) trat er als *Everhart Loydwichs van Vendell* auf, vgl. Landesarchiv NRW, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Jülich-Berg II 225, fol. 142r. Auch diese gehört in die Zeit bis 1447, vgl. Giersiepen H., Das Kanonissenstift Vilich von seiner Gründung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Bonn 53), Bonn 1993, 251 Nr. 42 (Eberhard), Nr. 44–47.

74) Vgl. unten Anm. 80.

75) Zu ihm vgl. Schröer A., Moers, Walram Graf von (Gatz, wie Anm. 29) 485–487.

76) Post R. R., Geschiedenis der Utrechtsche bisschopsverkiezingen tot 1535 (BIMGU 19), Utrecht 1933, 160; ferner ders., Nederlanders op de algemene concilies (Vriendengave. Bernardus Kardinaal Alfrink aangeboden bij Gelegenheid van de veertigste verjaardag van zijn priesterwijding, Utrecht-Antwerpen 1964, 153–173), hier 159–62; außerdem Helmrath (wie Anm. 30) 191.

77) *Vite ac morum*, ed. Brom G., De schatting op het Bisdom Utrecht gelegd (AGU 16, 1888, 372–407), hier 374 (irrig zu 1448 Jan. 16); RepGerm VI 106 Nr. 1050 (1449 Jan. 16).

78) Nikolaus schrieb über Eberhard (Brom (wie Anm. 77) 374), der *pro sedanda, que alias*

folgt unmittelbar darauf die Urkunde über Walrams Verzicht auf das Bischofsamt[79]. Aus ihr geht ebenso wie aus einem Stück für Nikolaus von Kues hervor, daß Eberhard als Bevollmächtigter Walrams dessen Ansprüchen entsagt hatte[80]. Trotz dieser Versprechen hat Eberhard im übrigen die genannten Benefizien nie erlangt[81].

Eine Art Anstellung scheint er in dieser Zeit (1447/49) als *consiliarius* und *secretarius* des Wittelbachers Stephan (von Pfalz-Simmern-Zweibrücken) gehabt zu haben[82]. Damit war Eberhard für einen Angehörigen eines wichtigen deutschen Fürstenhauses tätig, dessen gleichnamiger Vater auch in Verbindung mit dem Basler Konzil stand. Der ältere Stephan (1385–1459)[83] war im April 1435 auf dem Konzil erschienen und hatte sich für die Anerkennung des erwähnten Walram von Moers als Bischof von Utrecht eingesetzt[84]. Zunächst engagierte Stephan sich zugunsten Eugens IV. gegen das Konzil[85], dann hatte er dessen ungeachtet 1440 in Basel die Neubesetzung des Straßburger Bischofsstuhles zugunsten seines Sohnes Ruprecht[86] erreicht und seine Obödienz gegenüber Felix (V.) erklärt[87]. Noch 1448, in einer Zeit, in der die meisten deutschen Fürsten den römischen Papst anerkannten, ließ sich Stephan durch das Konzil die Reform einiger Klöster gestatten[88]. Der jüngere Stephan war

---

inter venerabilem fratrem nostrum Rudolphum episcopum Trajectensem et dictum Walramum occasione regiminis et administracionis ecclesie Trajectenis existebat, dissensionis materia, illiusque prosecutione expensas, labores et dampna pertulit non modica.

79) Brom (wie Anm. 77) 373.

80) *Nobilitas generis*, 1449 Jan. 16, ed. Brom (wie Anm. 77) 384–388 (zu 1448), hier 385: Walram verzichtete, so Papst Nikolaus V., *per dilectum filium Everhardum Ludolphi de Venlo, canonicum ecclesie monasterii in Vilick, Ordinis S. Benedicti, Coloniensis diocesis, procuratorem suum ab eo specialiter constitutum*. Vgl. RepGerm VI 106 Nr. 1050. Das Stück für Nikolaus von Kues findet sich in Acta Cusana (wie Anm. 47) I/2, 571 Nr. 783 (1448 Dez. 24); demnach war der Verzicht zu diesem Termin schon erfolgt.

81) Er fehlt bei Höroldt D., Das Stift St. Cassius zu Bonn von den Anfängen bis zum Jahr 1580 (Bonner Geschichtsblätter 11), Bonn 1957, und Schmidt-Bleibtreu W., Das Stift St. Severin in Köln (SKKG 16), Siegburg 1982, 270 f.

82) RepGerm VI 106 Nr. 1050 (1447/49).

83) Zu ihm vgl. die eingehende Besprechung bei Lehmann J. G., Vollständige Geschichte des Herzogtums Zweibrücken und seiner Fürsten, München 1867 NDr. Osnabrück 1974, Kap. I.

84) Vgl. Haller J., Beiträge zur Geschichte des Konzils von Basel (ZGO NF 16, 1901, 9–27, 207–245) 215 Nr. 10 (Forderung nach schneller Entscheidung, 1435 April 23, Vermerk über Vorlage in Basel, 1435 April 29), sowie ConBas V 129; dazu Hanna (wie Anm. 58) 129 (1435 April 29).

85) Mansi XXXI A, Sp. 243–244. Vgl. dazu Valois N., La crise religieuse du XV^{e} siècle. Le Pape et le concile (1418–1450), Bd. 2, Paris 1909, 127 f.

86) Vgl. zu ihm Rapp F., Ruprecht, Pfalzgraf von Pfalz-Simmern (Gatz, wie Anm. 29) 608–609.

87) ConBas VII 236 (1440 Aug. 20); dazu Helmrath (wie Anm. 30) 192, 285 mit Anm. 421, 309; Hanna (wie Anm. 58) 43.

88) Es ging um die Klosterreform in Ravengiersburg, Werschweiler und Hornbach, vgl. Lehmann (wie Anm. 83) 74 f.

Kanoniker und Domkustos in Köln und später auch Domherr in Mainz[89]. Da er das Mainzer Kloster St. Jakob durch eine Stiftung begünstigte[90], könnte Eberhard über diesen Gönner in Verbindung zu seiner späteren Wirkungsstätte gekommen sein.

Über päpstliche Provisionen oder in adligen Diensten an Pfründen zu kommen, gelang Eberhard nicht. Womöglich waren es diese gescheiterten Versuche, die um 1450 zu seinem Eintritt in das Mainzer Kloster St. Jakob führten[91]. Dort fungierte sein ehemaliger Basler Kollege Lubert Ruthard bereits als Abt. Dieser setzte Eberhard, der damals die Priesterweihe erhielt, Ende 1452 oder Anfang 1453 als Prior des Klosters Johannisberg im Rheingau ein[92]. Bereits im Vorjahr war ein erzbischöflicher Auftrag zur Reform dieses Konvents an Lubert, Rudolf von Rüdesheim, damals Rat des Mainzer Erzbischofs, und andere ergangen[93]. Der Abt von St. Jakob war in diesem Zusammenhang zur Entsendung von Brüdern nach Johannisberg gebeten worden, zu denen Eberhard zählte. Bezeichnend ist, daß der Kommission Rudolf von Rüdesheim angehörte[94], der zwar ohnehin aus der Region stammte, aber schon in einem Ausschuß des Basler Konzils, der sich mit den Bursfeldern befaßte, zu finden war[95]. So erklärt das hier wirksame Netz personeller Verbindungen, wieso Eberhard

89) Spätestens 1455, vgl. Hollmann M., Das Mainzer Domkapitel im späten Mittelalter (QMRKG 64), Mainz 1990, 423.

90) Vgl. Dobras (wie Anm. 12) 479.

91) Zum Ordenseintritt Eberhards äußerte sich Rudolf von Rüdesheim vage, vgl. Unger (wie Anm. 55) 106: *indeque* [nach Basel] *annis refluxis paucis, religionem ingressum fuisse* […].

92) Vgl. das Memorabilienbuch von St. Jakob (wie Anm. 20) 69, und den ‚Anonymus de Origine et Abbatibus Coenobii S. Ioannis in Rhingavia', ed. Schannat (wie Anm. 13) I 157, *Reformatum fuit hoc Monasterium* […] *per Lubertum Abbatem Montis S. Jacobi prope Moguntiam qui ibidem Eberhardum de Venlo in Priorem ordinavit* […]; ebenso bei Roth F. W. E., Die Geschichtsquellen des Niederrheingau's, 3 Bde. (Fontes rerum Nassoicarum), Wiesbaden 1880, hier III 95 (zu 1452), I 195 Nr. 58 (Regest zu 1453); Trithemius, Annales Hirsaugienses (wie Anm. 10) 425 (zu 1453); Catalogus (wie Anm. 11) 813. Vgl. dazu Linneborn (wie Anm. 20) (1904) 724 (zu 1453) mit Anm. 4 (zu 1452); Berlière (wie Anm. 12) 552; Struck W.-H., Johannisberg im Rheingau. Eine Kloster-, Dorf-, Schloß- und Weinchronik, Frankfurt 1977, 40.

93) Dies geschah im September 1452, vgl. die Urkunde des Erzbischof Dietrichs von Mainz bei Würdtwein S. A., Nova subsidia diplomatica, Bd. 8, Heidelberg 1776, XLI–XLV Nr. XLVIII; dazu Ringel I. H., Studien zum Personal der Kanzlei des Mainzer Erzbischofs Dietrich von Erbach (1434–1459) (QMRKG 34), Mainz 1980, 37 Anm. 72, sowie das Regest bei Roth (wie Anm. 92) I 194 f. Nr. 55.

94) Linneborn (wie Anm. 20) (1904) 724.

95) Urkunden (wie Anm. 8) 54–57 Nr. 2–3; vgl. auch: Regesten der in Niedersachsen und Bremen überlieferten Papsturkunden 1198–1503, bearb. v. B. Schwarz (QUGNS 15), Hannover 1993, 413 f. Nr. 1660–61. Besiegelt wurde eines der Originale (Urkunden (wie Anm. 8) 57 Nr. 3) nur durch Rudolf von Rüdesheim, vgl. Volk P., Zum Verbleib des Bursfelder Kongregationsarchivs (Fünfhundert Jahre Bursfelder Kongregation. Eine Jubiläumsgabe, hrsg. v. P. Volk, Regensburg-Münster 1950, 252–295), 291 f.

nach seinen Tätigkeiten in Basel, Rom und Köln in einem Reformkloster am Mittelrhein auftauchen und dort als Prior, später Abt, reüssieren konnte.

In dieser Funktion konnte Eberhard seine Kontakte nach Rom erneuern, insbesondere zu Enea Silvio Piccolomini, seit 1458 Papst Pius II. Als Abt von St. Jakob reiste Eberhard Mitte 1461 mit dem Bamberger Dekan Hertnidt vom Stein nach Rom. Dies geschah in der Angelegenheit des Mainzer Erzbischofs Diether von Isenburg, der über seine Annatenzahlungen mit dem Papst in Streit geraten war. Jedoch hatte Pius II. die Sache bereits gegen Diether entschieden und diesen als Erzbischof abgesetzt[96]. Bei dieser Gesandtschaft, deren Ziele an seine frühere Tätigkeit für Walram von Moers erinnerten, konnte Eberhard in der Hauptsache keinen Erfolg erringen. Vielmehr wurde er in Rom sogar durch den Papst gezwungen, die Briefe Diethers am 29. Januar 1462 preiszugeben und zu übersetzen[97].

Trotzdem gelang es Eberhard im November 1461[98] sowie von Januar bis April 1462, eine Reihe von päpstlichen Urkunden zu bekommen. Hierzu gehörten einige der wichtigsten Stücke für die Bursfelder Union[99]. Ebenfalls im Frühjahr 1462 war Eberhard von Pius II. zusammen mit dem Abt von Bursfelde beauftragt worden, die deutschen Benediktinerklöster zu reformieren[100]. Dazu kam die Gewährung der römischen Stationsablässe für die Kongregation durch Pius II.[101] In Eberhards Kloster St. Jakob wurde bereits eine der 1459 für die Gesamtkongregation erlangten Urkunden ebenso hinterlegt[102] wie mehrere der Originale Pius' II. und das durch Eberhard 1462 in Rom beschaff-

---

96) Zu der Reise vgl. Thumser M., Hertnidt vom Stein (ca. 1427–1491). Bamberger Domdekan und markgräflich-brandenburgischer Rat. Karriere zwischen Kirche und Fürstendienst (VGFG IX, 38), Neustadt/Aisch 1989, 57–60.

97) Schulte (wie Anm. 68) 28, dazu Thumser (wie Anm. 96) ebd.; Meuthen E., Die letzten Jahre des Nikolaus von Kues. Biographische Untersuchungen nach neuen Quellen (Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 3, 1958) 255 f.

98) *Militanti ecclesie*, 1461 Nov. 3, vgl. Urkunden (wie Anm. 8) 106 Nr. 28, und unten Anm. 103.

99) Die durch Eberhard damals erwirkten Urkunden verzeichnet RepGerm VIII/1 142 Nr. 967 (1462 Jan. 2, 1462 März 23, 1462 April 29), vgl. auch Anm. hiernach. Hinzu kommt ein Notariatsinstrument, das alle päpstlichen Urkunden für die Bursfelder wiederholte (1462 Febr. 13), vgl. Urkunden (wie Anm. 8) 118; Volk (wie Anm. 95) 293 Nr. 13a; dazu Frank (wie Anm. 6) 177 mit Anm. 23; Linneborn (wie Anm. 20) (1905) 55 f.; sowie unten Anm. 103.

100) Urkunden (wie Anm. 8) 102 Nr. 26 (*Ex debito*, zu 1461 März 23) = RepGerm VIII/1 91 Nr. 573 (1462 März 23). Auch dieses Stück soll in St. Jakob bewahrt worden sein, vgl. Urkunden, ebd. 8; Volk (wie Anm. 95) 293 Nr. 12. Die Urkundendatierung (Pontifikatsjahr und Inkarnationsjahr bei Anwendung des Calculus Florentinus) verweist auf 1462; zu 1461 setzt sie auch Heutger N., Bursfelde und seine Reformklöster, Hildesheim ^{2}1975, 37.

101) Urkunden (wie Anm. 8) 114 Nr. 31 (1462). Darauf dürften sich die Bemerkungen beziehen, die die Gewinnung von Ablässen durch Eberhard erwähnen, vgl. Anm. 52 f.

102) Volk P., Das Archiv der Bursfelder Benediktiner-Kongregation (SGSt 5), Seckau

te Vidimus der älteren Stücke für die Bursfelder[103]. All diese Stücke setzten die Privilegierung fort, die Pius seit Anfang seines Pontifikates zugunsten der Kongregation[104], wenn auch unter dem nie erreichten Ziel einer Union der Unionen[105], betrieben hatte. Wichtig ist, daß der Papst 1459 den Bursfeldern die Privilegien der Kongregation von S. Giustina gewährt hatte[106], also eine bereits bei Johannes Dederoth zu beobachtende Verbindung nach Italien stärkte, die Eberhard 1466 bei einem weiteren Besuch noch ausbauen sollte.

Auf diese Gunsterweise bezog sich Eberhard später – daß er sie seinem persönlichen Einfluß zuschrieb, ist gleichwohl mit Vorsicht zu betrachten, auch wenn seine Jahre in Basel sich mit denen des späteren Papstes Pius II. überschnitten. Enea Silvio Piccolomini war dort von 1432 bis 1439 Kanzleischreiber[107], und stand dann seit dem Frühjahr 1440 als Sekretär im Dienste Felix' (V.)[108]. Im Oktober 1442 ließ er sich von diesen Pflichten entbinden, um für König Friedrich III. tätig zu werden, und er verließ Basel, um später nach Rom zu gehen. Zwar traf Eberhard sicherlich am Basler Konzil auf Enea Silvio, doch sein Sekretär war er kaum[109].

Es wurde schon bezweifelt, daß Rudolf von Rüdesheim in dieser Zeit mit dem Sieneser befreundet war, selbst wenn Pius II. später das Gegenteil

---

1936, 198; ders. (wie Anm. 95) 293 Nr. 11; Urkunden (wie Anm. 8) 97 Nr. 24 (*Regis pacifici*).

103) Nämlich ein Exemplar der Bulle *Militanti ecclesie* von 1461 Nov. 3 (vgl. Volk (wie Anm. 95) 293 Nr. 13; Urkunden (wie Anm. 8) 106 Nr. 28) sowie die Notarsurkunde von 1462 Febr. 13 (Volk (wie Anm. 95) 293 Nr. 13a; Urkunden (wie Anm. 8) 118–124), die viele ältere Stücke für die Kongregation von S. Giustina und die Bursfelder enthielt, vgl. dazu auch Anm. 99. *Militanti ecclesie* wurde mehrfach ausgefertigt, vgl. Schwarz (wie Anm. 95) Nr. 1976–78.

104) Zwei wichtige Stücke (*Regis pacifici* und *Provida apostolice*) ergingen bereits 1459 März 6, vgl. Urkunden (wie Anm. 8) 97–101 Nr. 24–25; Schwarz (wie Anm. 95) 488 Nr. 1956 f.; RepGerm VIII/1 90 f. Nr. 573, dazu Linneborn J., Die Bursfelder Kongregation während der ersten hundert Jahre ihres Bestehens (Deutsche Geschichtsblätter 14, 1913, 3–30, 33–58), hier 23 f.; Stievermann D., Die württembergischen Klosterreformen des 15. Jahrhunderts (ZWLG 44, 1985, 65–113), 77 f.; Heutger (wie Anm. 100) 37.

105) Vgl. dazu Albert (wie Anm. 47) 13 f.; Maier P., Ursprung und Ausbreitung der Kastler Reformbewegung (SMGB 102, 1991, 75–203), hier 180–192.

106) *Regis pacifici*, wie in Anm. 104. Vgl. auch Elm K., Monastische Reformen zwischen Humanismus und Reformation (Perlitt (wie Anm. 1) 56–111), hier 78.

107) Frenz Th., Die Urkunden des Konzils von Basel (Lectiones eruditorum extraneorum in facultate philosophica Universitatis Carolinae Pragensis factae Bd. 2, Prag 1993, 7–26), 15 f.

108) Vgl. hier nur Diener H., Enea Silvio Piccolominis Weg von Basel nach Rom. Aus den päpstlichen Registern der Jahre 1442–47 (Adel und Kirche. Festschrift G. Tellenbach, hrsg. v. J. Fleckenstein/K. Schmid, Freiburg/Basel/Wien 1968, 516–533), 518; Totaro L., Enea Silvio e il Concilio di Basilea (Enea Silvio Piccolomini. Uomo di lettere e mediatore di culture. Gelehrter und Vermittler der Kulturen (Atti del Convegno Internazionale di Studi di Basilea, Internationaler Studienkongress Basel, 21–23. April 2005), hrsg. v. M. A. Terzioli, Basel 2006, 73–116), 96–106.

109) Anders noch Ziegler (wie Anm. 3) 318, danach Albert (wie Anm. 47) 318.

schrieb[110]. Um so mehr ist die Intensität der Bekanntschaft für Eberhard von Venlo zu bezweifeln. Selbst wenn er Enea Silvio in Rom wohl 1448/49 und 1461/62 erneut begegnete, scheiterte seine Mission für Diether von Isenburg kläglich. Zu der Begünstigung der Bursfelder durch Pius II. hat vielmehr beigetragen, daß der Piccolomini-Papst die Klosterreform durch die straff organisierte Kongregation garantiert sah[111].

Die früheren Kontakte zwischen dem Papst und Eberhard beeinflußten diese grundsätzliche Entscheidung kaum, sie erklären vielleicht aber, warum der Venloer vom Papst während der Mainzer Stiftsfehde nach Franken versetzt wurde. Im Kloster St. Michael bei Bamberg versuchte Eberhard seit dem Sommer 1463 die Reform einzuführen[112], was zu langjährigen Konflikten führte, die bis zu seinem Tod 1475 andauerten. Erwähnenswert ist zudem, daß Eberhard 1466 ein weiteres Mal nach Italien reiste und die Beziehung zu den dortigen Benediktinern pflegte[113]. So erlangte er für die Bursfelder einen Konfraternitätsbrief mit Subiaco und Sacro speco[114]. Ungeachtet seiner immer wieder unterbrochenen Laufbahn war Eberhards Rolle für die Kongregation so bedeutend, daß ein Nachfolger über ihn schrieb, *tanquam monarcha tocius ordinis effulsit* [115].

III.

An der erwähnten Spende Luberts für die Kartause in Freiburg[116] beteiligt war ein gewisser Johannes (de) Dyck. Er scheint noch in seiner Zeit in Basel geplant zu haben, den Kartäusern beizutreten und gab diesen umfangreiche Vorleistungen[117], bevor er doch Benediktiner wurde. Offenbar derselbe Mann (hier: Johannes van Dyk), der ausdrücklich *sacri generalis concilii Basiliensis nec*

110) Pius bezeichnete Rudolf als *uir doctus et a iuuentute pontifici amicus*, vgl. Pii II commentarii rerum memorabilium que temporibus suis contigerunt, hrsg. v. A. van Heck, Bd. 2 (StT 312), Città del Vaticano 1984, 508 (VIII c. 10). Kritisch sah dies schon Scharla (wie Anm. 58) 21 Anm. 1.

111) Neidiger (wie Anm. 51) 631.

112) Unger (wie Anm. 55) 33–47; Linneborn (wie Anm. 20) (1905) 57 ff.; Schreiner K., Benediktinische Klosterreform als zeitgebundene Auslegung der Regel (Jahrbuch für württembergische Kirchengeschichte 86, 1986, 105–195), hier 178 f.

113) Nachweise bei Frank (wie Anm. 6) 178 mit Anm. 26 (Padua, S. Giustina), Anm. 27 (Subiaco).

114) Gedruckt bei Linneborn (wie Anm. 20) (1905) 538 Anm. 1.

115) Linneborn, ebd. 540, mit weiteren Stellen zum Nachleben.

116) Vgl. oben Anm. 45.

117) Das Mortuarium der Freiburger Kartause hielt an zwei Stellen die umfangreiche Spende des Johannes Dyck fest: Sie betrug 500 Fl., zu verwenden *ad structuram et pro prebenda sua* bzw. *pro cella edificanda et pro prebenda*; vgl. dazu Mertens (wie Anm. 45) 77 Anm. 53. Der Termin, unter dem Johannes einmal eingetragen ist (4. April), stimmt fast mit dem Todesdatum überein, das eine Handschrift aus Bursfelde vermerkt (5. April, vgl. Anm. 143).

non apostolicarum litterarum abbreviator genannt wird, spendete auch der Kartause in Basel drei Bücher[118], bei denen es sich ausnahmslos um juristische Texte handelte[119].

Johannes stammte aus einer Kölner Familie, aus der zahlreiche Mitglieder an der Kurie tätig waren[120]. Seine Brüder Dietrich und Nikolaus[121] erscheinen dort ebenso wie Angehörige der vorausgehenden Generation. Nikolaus, Notar der Rota, war bereits in Rom auf Lubert getroffen[122].

Johannes de Dyck war schon 1425 unter die Familiaren des Kardinals Raynald Brancacci aufgenommen worden[123]. Unter Eugen IV. erscheint er dann als päpstlicher Abbreviator[124]. Lange Jahre supplizierte er in Benefizialangelegenheiten an den Papst, insbesondere um ein Kanonikat in Deventer, bis dies Ende 1438 von Erfolg gekrönt war[125]. Doch Johannes befand sich damals nicht mehr in Rom. Ebenfalls in Basel setzte er wohl seit 1432 die Tätigkeit in der Konzilskanzlei fort[126]. Zahlreiche Vermerke auf Originalurkun-

---

118) Lehmann P., Konstanz und Basel als Büchermärkte während der großen Kirchenversammlungen (Ders., Erforschung des Mittelalters. Ausgewählte Aufsätze und Abhandlungen, Bd. 1, Leipzig 1941, 253–280), hier 272; ferner Schuchard (wie Anm. 29) 226 Anm. 237.

119) Vgl. Lehmann (wie Anm. 118) 272. Anscheinend handelte es sich um einen Liber sextus – so dürfte die verderbte Stelle *librum rectum decretalium* zu berichtigen sein –, die Glosse des Johannes Andreae (heute Basel C. I. 16) und die *casus domini Bernardi Papiensis* des Bernardus Balbi von Pavia, vgl. zu diesem Autor Nörr K. W., Die kanonistische Literatur (Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte, hrsg. v. H. Coing, Bd. 1, München 1973, 365–382), 374. In der Basler Handschrift C I. 16 findet sich ein korrespondierender Vermerk (*Iste liber sextus decretalium cum suo apparatu est fratrum conventus* […] *ordinis Carthusiensium in Basilea minori datus eis propter deum a venerabili magistro Johanne de Dyck literarum apostolicarum sacrique concilii Basiliensis abbreviatore*.), vgl. Escher K., Die Miniaturen in den Basler Bibliotheken, Museen und Archiven, Basel 1907, 5, sowie ebd. 67 f. Nr. 77.

120) Vgl. Schuchard (wie Anm. 29) 282 Anm. 528; Brandt H.-J., Klevisch-Märkische Kirchenpolitik im Bündnis mit Burgund in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Magister Dietrich Stock († 1470), Rat der Herzöge von Kleve-Mark, Burgund, Brabant und Geldern (AHVNRh 178, 1976, 42–76) 61.

121) Dies geht hervor aus RepGerm V/1/3 1478 Nr. 8543. Hierin abweichend der Stammbaum bei Schuchard (wie Anm. 29) 282 Anm. 528. Vgl. zu Nikolaus als *palatii apostolici notarius* auch RepGerm (A.F.) I 28 Nr. 130 (1433 Aug. 31).

122) Vgl. oben Anm. 26.

123) RepGerm IV/2 1953 (1425 Juli 4); vgl. auch Schuchard (wie Anm. 29) 282 Anm. 528.

124) RepGerm (A.F.) I 404 Nr. 2749 (1432 Febr. 21); RepGerm V/1/2 677 Nr. 3905, Johannes (Angenende) de Dijck (1432/6); RepGerm V/1/3 1478 Nr. 8543, 677 Nr. 390. Vgl. auch Brandt (wie Anm. 120) 61.

125) RepGerm V/1/2 677 Nr. 390 (1438 Nov. 6). Diese päpstliche Verfügung geschah zu einer Zeit, als das Konzil Eugen IV. bereits suspendiert hatte.

126) Seine Bestallung zum Skriptor durch das Konzil hat sich fragmentarisch erhalten, vgl. Stöwer U., Das Archiv des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abt. Paderborn e. V. (Inventare der nichtstaatlichen Archive Westfalens NF 14), Münster 1994, 205 Nr. 394. Dort wird die hypothetische Datierung [1431] Dez.

den[127] und Nennungen in den Konzilsakten[128] belegen dies. Meist als Scholaster von Deventer bezeichnet fungierte er seit etwa 1438 als Magister der Supplikenregistratur[129] am Basler Konzil. Diese Funktionen nahm er offenbar auch für den Konzilspapst Felix (V.) wahr[130]. Noch 1443 hielt sich Johannes, dem man mitunter Nachlässigkeit auf seinem Posten anlastete,[131] am Konzil auf. Im Frühjahr 1441 hatte Johannes zudem den Kardinallegaten Johannes Grünwalder nach Mainz begleitet und dort in dessen Namen eine Ablaßurkunde geschrieben[131a]. Der bayerische Kardinal, der von Felix V. ernannt worden war, nahm damals mit großem Gefolge an einem Fürstenkonvent teil, der sich mit der Frage der Anerkennung des Basler Konzils bzw. der beiden konkurrierenden Päpste befaßte.

Die Identität des Johannes de Dyck, der in Basel tätig war, mit dem Prior von Bursfelde[132] wird im Mortuarium der Freiburger Kartause explizit festge-

---

17 gegeben, doch läßt die Urkunde das Jahr nicht erkennen. Vgl. zur Herkunft des Stückes aus einer Handschrift des Johannes unten Anm. 139.

127) Schedario Baumgarten. Descrizione diplomatica di Bolle e Breve originali da Innocenzo III a Pio IX., hrsg. v. S. Pagano, Bd. 4, Città del Vaticano 1986, Nr. 7375 (1434), 7395, 7396 (1436), 7415 (1438), 7424, 7425 (1439), 7427 (1440). Zur Schreibertätigkeit des Johannes de Dyck vgl. außerdem Frenz (wie Anm. 107) 17 (1432–1440, für Felix (V.) seit September 1440); Dephoff J., Zum Urkunden- und Kanzleiwesen des Konzils von Basel (Geschichtliche Darstellungen und Quellen 12), Hildesheim 1930, 85; Lazarus (wie Anm. 31) 323 (zu 1432); außerdem die Schreiberlisten von 1435 bei Gilomen (wie Anm. 57) 246.

128) In MCG II 517; ConBas II 524 (1433 Nov. 20), als *litterarum apostolicarum abbreviator*, ebd. III 240 (1434 Nov.).

129) Zu Johannes de Dyck in dieser Funktion vgl. Helmrath J., Das Konzil als Behörde. Eine unbekannte Kanzleiordnung des Basler Konzils von 1439 (Kurie und Region. Festschrift für Brigide Schwarz zum 65. Geburtstag, hrsg. v. B. Flug u. a. (Geschichtliche Landeskunde 59), Stuttgart 2005, 93–112), 108 Anm. 76. Ein Mann in der entsprechenden Position, der nur als Scholaster von Deventer tituliert wurde, anscheinend Johannes, war 1443 schon fünf Jahre im Amt, wie er äußerte, als ein Konkurrent ihm Pflichtvergessenheit vorwarf, vgl. MCG III 1350 f., vgl. dazu Helmrath, ebd. 103.

130) Schedario Baumgarten (wie Anm. 127) Nr. 7436 (1440 Sept. 26). Auch im Register Felix' (V.) ist seine Tätigkeit (als *canonicus Traiectensis diocesis*) belegt, vgl. Mongiano, E., La cancelleria di un antipapa. Il bollario di Felice V (Amadeo VIII di Savoia) (Biblioteca storica subalpina 204), Turin 1988, 216.

131) Vgl. Anm. 129.

131a) *Licet is de*, für Neuenberg bei Fulda, in: Staatsarchiv Marburg, Urk. 77 Nr. 1017 (1441 April 6) mit dem Schreibervermerk auf der Plica: *Iohannes de Dyck*. Vgl. zu dem Aussteller der Urkunde und zum Kontext Wesche M., Der Freisinger Bischof Johannes Grünwalder. Lebensspuren in Münchner Wissenschaftsinstitutionen und Forschungsprojekten (Akademie Aktuell. Zeitschrift der bayerischen Akademie der Wissenschaften 33, 2010, 55–59), 58 f.

132) Zu Johannes in dieser Funktion vgl. Generalkapitels-Rezesse (wie Anm. 17) 10; Urkunden (wie Anm. 8) 6 mit Anm. 11; Freckmann A., Die Bibliothek des Klosters Bursfelde im Mittelalter, Göttingen 2006, 243 f. mit Anm. 147.

stellt[133], wenngleich in einem Nachtrag einer späteren Hand. Diese Gleichsetzung läßt aber auch mit anderen Hinweisen untermauern. Aufschlußreich sind dafür die Fragmente, die sich in den Einbänden der durch Johannes geschriebenen Handschriften aus Bursfelde finden. Aus einem dieser Bücher, das heute in Kassel liegt,[134] wurden mehrere Urkunden herausgelöst. In der einen quittierte Johannes Dyck eine Zahlung, die offensichtlich in Basel stattfand,[135] wo die genannten Personen (die Grafen von Wertheim[136], der mit ihnen verbundene Pfarrer Berthold Kurch und der Notar Hermann Jäger von Spangenberg[137]) sich aufhielten. Ein anderes Fragment aus diesem Einband

133) Karlsruhe, Generallandesarchiv, 64 Nr. 14, fol. 171r, ist für Johannes de *Dijck* festgehalten: *Hic tandem factus est monachus ordinis sancti Benedicti de observantia Bursfeldensi, ubi et obiit in prioratu. Erat vir doctissimus promotor illius observancie novelle ferventissimus, que cepit tempore concilii Basiliensis circa annum domini 1430* […]. Mertens (wie Anm. 45) 78, ordnet diese nachgetragene Partie einer Hand um 1500 zu.

134) Kassel, Universitätsbibliothek, Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek, 8° Ms. theol. 16, vgl. dazu: Die Handschriften der Universitätsbibliothek Kassel, Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek, Bd. 1/3, Die Handschriften in Oktav, bearb. v. K. Wiedemann, Wiesbaden 2002, 30; Freckmann (wie Anm. 132) 71, 243.

135) Zu Kassel 8° Ms. theol. 16, als fol. *IV in der Restaurierungsmappe. In dem kurzen, am Rand etwas beschnittenen Stück heißt es: *Ego Bertholdus Kurch vicarius in ecclesia Herbipolen. recognosco per presentem cedulam a*[ccep]*isse a venerabili viro magistro Ioh. de Dick iii floreni auro cum xii s.* [= solidos] *Basiliens. et hoc* [ ] *venerabilis viri domini Herm. Monch secretarii comitis de Werthem, in cuius rei testimonium h*[anc] *cedulam manu mea propria scripsi. Acta sunt hec in domo magistri Hermanni Jeger vi*[cesima] *quarta die mensis Maii et anno etc. m°ccc°xli. Bertholdus Kurch.* Damit ist das Stück am 1441 Mai 24 datiert. Würzburg als Ausstellungsort, wie Freckmann (wie Anm. 132) 244 angibt, ist aufgrund der Beteiligten sicher auszuschließen, vielmehr gehört es nach Basel.

136) Die Grafen Albert und Ludwig von Wertheim waren dem Konzil seit 1436 bzw. 1435 inkorporiert und erscheinen dort in einer Supplik (1440 Mai 27) mitsamt dem gleichfalls inkorporierten Bertold Kurch, vgl. ConBas VII 147. Auch Gilomen (wie Anm. 33) Sp. 413 Nr. 189, nennt den *Bertoldus Kurich, oriundus Herbip. dioc.* (1437 Okt. 5) in Basel. Berthold war seit 1425/28 Pfarrer in Wertheim, vgl. Urkundenregesten zur Geschichte der kirchlichen Verwaltung der Grafschaft Wertheim, 1276–1499, bearb. v. W. Engel (Wertheimer Jahrbuch für Geschichte-, Volks- und Heimatkunde des Main-Tauberlandes 1958) Würzburg 1958, 90 Nr. 170, 97 Nr. 187. Schon im Jahre 1430 war er für einen Grafen von Wertheim an der Kurie tätig, vgl. RepGerm (A.F.) I 3 Nr. 9.

137) Hermann Jäger (Jegir) ist in dieser Periode durchgehend in Basel nachzuweisen. Er war ebenfalls Schreiber des Konzils (1432–1443), später auch Felix' (V.), vgl. Frenz (wie Anm. 107) 16, Dephoff (wie Anm. 127) 69. Unter Felix vertrat er im April 1440 einmal den Johannes de Dyck (Vermerk auf der Urkunde in Schedario Baumgarten (wie Anm. 127) Nr. 7436) und erschien *als scriptor litterarum apostolicarum* (Mongiano (wie Anm. 130) 220). Hermann trat zuvor als Notar der Konzilsrota auf, vgl. Gilomen (wie Anm. 33) Sp. 407, 557, 676, 880, 883 (1433), Sp. 766, 804 (1434), Sp. 593 (1436), Sp. 698, 758 (1438); er unterfertigte als Hermann *Iegir de Spangenberg clericus Moguntinensis diocesis apostolica et imperiali auctoritate notarius* auch eine Urkunde des Bischofs Wilhelm von Belley, vgl. Mansi XXIX Sp. 1185 (1435 Febr. 21); weitere Belege für diese Tätigkeit bei Schuler, Notare (wie Anm. 65) 211 Nr. 602 (für 1438);

betraf die Freiburger Kartause, zu der Johannes bekanntlich Kontakte hatte[138]. Eine weitere Handschrift, die heute in Paderborn liegt[139], besitzt einen Schreibervermerk des Johannes aus seiner Zeit in Bursfelde; aus ihrem Einband wurde überdies seine frühere Ernennungsurkunde zum Schreiber des Basler Konzils abgelöst[140].

Johannes kam offensichtlich vom Basler Konzil nach Bursfelde. Er wurde unter dem Abt Johannes Hagen (1439–1469)[141], dem tatkräftigen Organisator der Reformobservanz, zum Prior ernannt. Wenngleich man über seine Tätigkeiten im Weserkloster kaum etwas weiß, so war Johannes de Dyck doch Protokollant der Generalkapitel der Bursfelder Union. In dieser Funktion folgte ihm 1458 Eberhard von Venlo nach[142]. Offenkundig waren beide durch ihre Tätigkeit am Konzil dafür qualifiziert. Als Johannes am 5. April 1458 als Prior von Bursfelde verstarb, wurde dies in einer der Handschriften vermerkt, die er teilweise selbst geschrieben hatte[143].

IV.

Nachdem die Biographien der drei Personen ausgeleuchtet sind, lassen sich für ihre Zeit die Verbindungen zwischen der Bursfelder Union und der Kurie besser erklären. Schon in einer Supplik an Papst Eugen IV. von Ende 1437 wurde die in Bursfelde befolgte Observanz erwähnt[144], doch stammen die fol-

---

Schuler, Notarszeichen (wie Anm. 65) 64, T. 51 Nr. 300; Kern (wie Anm. 60) 217 Nr. 1050 (1437). Später trat Hermann in hessische Dienste; vgl. Demandt K. E., Der Personenstaat der Landgrafschaft Hessen im Mittelalter. Ein „Staatshandbuch" Hessens vom Ende des 12. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, Bd. 1 (VHKH 42), Marburg 1981, 418 Nr. 1440, ohne Erwähnung der früheren Karriere.

138) Fragment 1, zu Kassel, 8° Ms. theol. 16, fol. *I/*VI, ohne Datum; vgl. dazu Wiedemann (wie Anm. 134) 30. Ein weiteres Fragment eines Briefes, ebd., der geistliche und medizinische Ratschläge enthält, erwähnt Basel ebenfalls (Z. 12).

139) Paderborn, Erzbischöfliche Akademische Bibliothek, Ms. Hux. 18a, vgl. dazu Freckmann (wie Anm. 132) 122, 243; dort wird die ehemals eingebundene Urkunde aber nicht erwähnt.

140) Das oben Anm. 126 zitierte Stück.

141) Vgl. zu ihm Faust U., Johannes v. Hagen (LThK^3 5, 1993), Sp. 914.

142) Er wurde dies 1458, als Johannes de Dyck verstorben war, der dies *hactenus facere consuevit*, vgl. Generalkapitels-Rezesse (wie Anm. 17) 93, dazu ebd. 10; Urkunden (wie Anm. 8) 6.

143) Ein Eintrag zum Tod Johanns (*in crastino sancti Ambrosii* 1458) findet sich in der Handschrift Marburg Universitätsbibliothek Msc. 52 (olim D 15), fol. 141v, von der Johannes Teile schrieb, vgl. dazu Freckmann (wie Anm. 132) 84; Die mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek Marburg, bearb. v. S. Heyne, Wiesbaden 2002, 141; außerdem oben Anm. 117.

144) Urkunden (wie Anm. 8) 104 Nr. 27 (I); anders als dort angegeben (zu 1436) dürfte das Stück, eine Supplik, am 28. Dezember 1437 genehmigt worden sein, da das siebte Pontifikatsjahr Eugens genannt wird (Papst seit 3. März 1431). Am Ausstellungsort Bologna hielt dieser sich vom 22. April 1436 bis zum 22. Januar 1438 auf,

genden Urkunden für die spätestens seit 1444 erkennbare Union von einem Ausschuß des Basler Konzils und von dessen Legaten Louis Aleman (1445/6)[145]. So wurde die Kongregation durch das Konzil in einer Zeit geprägt, als dieses bereits weitgehend isoliert war[146]. Erst seit 1448 setzten die römischen Legaten Juan Carvajal[147] und vor allem Nikolaus von Kues die Anerkennung der Bursfelder Kongregation fort. Gerade letzterer begann damit, sie aktiv zu fördern,[148] und vertrat dies auch vor Papst Nikolaus V.[149]

Doch gerade die Nähe der Bursfelder zur Basler Kirchenversammlung, die man als „Begegnungsstätte führender Reformer“[150] bezeichnet hat, schuf oder vertiefte Kontakte, die in Zeiten wiederhergestellter Einheit bis ins Zentrum Rom reichten. Damit erweist sich die Bedeutung von präexistenten Netzwerken in der Konsolidierungsphase der Bursfelder Union. Lubert und Eberhard darf man als Vertreter einer solchen Personengruppe ansehen, obgleich sie nur knapp über der Wahrnehmungsschwelle der Akten des Konzils stehen, während Johannes de Dyck etwas besser dokumentiert ist. Das für sie alle zu umreißende Karrieremuster ist bemerkenswert. Einstige Notare mit juristischem Wissen oder zumindest mit Universitätsbildung gelangten über Rom und Basler Konzil schließlich zu den Bursfeldern, wo sie rasch zu Äbten oder Prioren wurden. Offenbar hatten sie durch frühere Tätigkeiten wertvolle Erfahrungen gewonnen, die sie für ihre späteren Posten innerhalb des Ordens qualifizierten. Die Kongregation konnte sich zudem auf diese Weise absichern, handelte es sich doch bei diesen Personen um genaue Kenner der kurialen Bürokratie, was die Gewinnung von Urkunden sicherlich erleichterte.

Ebenso zeigt sich, daß die im gemeinsamen Interesse an der Kirchen- und Ordensreform gründenden Verbindungen zwischen dem Basler Konzil und den Bursfeldern eine organisatorische oder ideelle Ebene überschritten[151]. Sie bestanden auch darin, daß ein Kreis von Personen die Arbeit für die Erneuerung der Kirche im Wirken für die Klosterreform, sozusagen von innen heraus, fortsetzte, wobei es ähnliche Karrieren in anderen benediktinischen Ob-

---

vgl. Diener H./Schwarz B., Das Itinerar Papst Eugens IV. (1431–1447) (QFIAB 82, 2002, 193–230), hier 216 f., 225.

145) Zunächst zwei Urkunden eines Konzilsausschusses von 1445 Juli 17, vgl. Urkunden (wie Anm. 8) 54–57 Nr. 2–3; dann die Stücke des Kardinals, ebd. 56–66 Nr. 4–7 (1446 März 11 bzw. März 26). Vgl. dazu auch Albert (wie Anm. 47) 304 f.; Helmrath (wie Anm. 30) 132; dens., Reform als Thema der Konzilien des Spätmittelalters (Christian Unity. The council of Ferrara-Florence 1438/39–1989, hrsg. v. G. Alberigo (BEThL 97), Leuven 1991, 75–152), hier 145; Sudmann S., Das Basler Konzil. Synodale Praxis zwischen Routine und Revolution (Tradition – Reform – Innovation 8), Frankfurt u. a. 2005, 278; Linneborn (wie Anm. 104) 17 f.

146) Helmrath (wie Anm. 30) 132; ders. (wie Anm. 145) 145.

147) Urkunden (wie Anm. 8) 70 f. Nr. 10 (1448), 75 f. Nr. 12 (1449).

148) Esch (wie Anm. 1) 45.

149) Urkunden (wie Anm. 8) 96 Nr. 23 (1453 Mai 20); Herbst, Klus (wie Anm. 4) 104; Linneborn (wie Anm. 104) 23.

150) Helmrath (wie Anm. 30) 130.

151) Vgl. dazu recht eingehend Stutt (wie Anm. 32) 16–21; Helmrath (wie Anm. 30) 132.

servanzen[152] oder bei den Kartäusern, deren Affinität zur Klosterreform bekanntlich stark war[153], gab: So war Heinrich von Alfeld ebenfalls von Rom nach Basel gekommen und dort als Notar tätig, bevor er Prior der Kartäuser in Basel wurde[154]. Johannes de Dyck hatte den Eintritt bei den Kartäusern offenbar gleichfalls vorbereitet, sich dann aber anders entschieden. Auch Luberts Kontakte zu den Kartäusern blieben in der Mainzer Zeit bestehen, zählte er doch zu den Personen, die der Mainzer Kartause St. Michaelsberg Bücher spendeten[155]. Über Luberts Nähe zu den bereits seit langem an der Heiligen interessierten Kartäusern und durch seinen Rom-Aufenthalt, der in die Zeit der ersten Translatio der Katharina von Siena (um 1430) fiel, läßt sich schließlich die Bemerkung des Nikolaus von Siegen erklären, der den Mainzer Abt eine Rolle bei Katharinas Heiligsprechung (oder, da sie erst durch Pius II. 1461, erfolgte, bei deren Vorbereitung)[156] zuwies.

Zwischen der Bursfelder Kongregation und Rom gab es somit persönliche Verbindungen, gerade über St. Jakob in Mainz, das sich rasch als eines der Reformzentren etablierte. Man kann die hier geschilderte Gruppe als ein weiteres Beispiel für Freundeskreise an der Kurie nehmen, die bereits vielfach beobachtet wurden[157]. Die für Bischöfe betonte Bedeutung der Rota als Sprungbrett[158] war für die drei Reformmönche gleichermaßen wichtig. Besonders gut

---

152) So war der Melker Mönch Martin von Senging, der Bursfelde 1457/58 besuchte, einst auch als Prokurator und Notar auf dem Basler Konzil tätig, bevor er später nach Rom reiste; vgl. Bruck M., Profeßbuch des Klosters Melk, 1. Teil, 1418–1452. Die Äbte von 1418–1483 (Stift Melk. Geschichte und Gegenwart 4, 1985, 79–202), hier 123.

153) Rüthing H., Die Kartäuser und die spätmittelalterlichen Ordensreformen (Reformbemühungen und Observanzbestrebungen im spätmittelalterlichen Ordenswesen, hrsg. v. K. Elm (BHSt 14), Berlin 1989, 35–58) 35–38.

154) Heinrich von Alfeld, späterer Prior der Basler Kartause, wird in der ‚Chronica fundationis Carthusiae in Basilea minor' (hrsg. v. W. Vischer/A. Stern, Basler Chroniken, Bd. 1, Leipzig 1872), 304, so charakterisiert: *cortisanus urbis Rome fuerat in seculo et in Basilea tempore concilii notarius valde famosus*. Vgl. zu ihm auch Gilomen-Schenkel E., Basel, St. Margarethenkloster (HelSac III/4, Les chartreux en Suisse, Basel 2006, 57–86) 81 f.

155) Schreiber H., Die Bibliothek der ehemaligen Mainzer Kartause. Die Handschriften und ihre Geschichte (ZfB.B 60), Leipzig 1927, 92 Anm. 3.

156) Für die Einzelheiten dieser Kanonisation vgl. Krafft O., Many strategies and one goal. The difficult road to the canonization of Catherine of Siena (Catherine of Siena. The Creation of a Cult, hrsg. v. J. Hamburger/G. Signori (Medieval Women: Texts and Contexts), Turnhout [im Druck]); dens., Papsturkunde und Heiligsprechung. Die päpstlichen Kanonisationen vom Mittelalter bis zur Reformation. Ein Handbuch (Archiv für Diplomatik Beih. 9), Köln-Weimar-Wien 2005, 982–988.

157) Meuthen E., Ein „deutscher" Freundeskreis an der römischen Kurie in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Von Cesarini bis zu den Piccolomini (AHC 27/28, 1995/96, 487–542); Schwarz B., Alle Wege führen über Rom. Eine Seilschaft von Klerikern aus Hannover im späten Mittelalter (Hannoversche Geschichtsblätter NF 52, 1998, 5–87).

158) Schuchard (wie Anm. 29) 54.

sind bei ihnen der Übergang in den monastischen Bereich und ihre dortigen Karriereschritte zu verfolgen, die mangels päpstlicher Zuständigkeit nicht mehr durch das Repertorium Germanicum erfaßt werden. Ein schlüssiges Gesamtbild, in dem die ausgreifende räumliche Mobilität der drei Personen erfaßt ist, läßt sich ohnehin nur aus der Kombination der disparaten Quellen von der Peripherie mit denjenigen aus Rom gewinnen, denen in dieser Zeit die konziliaren Materialien im Wert entsprechen.

Das auf Johannes Dederoth, den Initiator der Bursfelder, zielende Diktum *Romanae curiae non incognitus*[159] gilt, das zeigen die hier besprochenen Personen, für spätere Generationen von Reformmönchen ebenfalls. Gleichzeitig gibt die Bemerkung in der Vita des Abtes Heinrich von Abdinghof zu denken, Dederoth habe bei seinem Gang an die Kurie Martins V. die Mahnung zur Klosterreform *a magnificis religiosisque viris ibidem necnon notariis* erhalten[160], denn auch die hier untersuchten Personen waren teils schon zu dieser Zeit als Notare päpstlicher Behörden tätig gewesen. Der Chronist Johannes Busch[161] erwähnte zudem, daß auch der zweite Bursfelder Reformabt Johannes Hagen[162] eine bedeutende Position an der Kurie gehabt habe. Daß Lubert Ruthard oder Johannes de Dyck in ihrer römischen Zeit bereits Kontakte zu den Gründern der Bursfelder Kongregation knüpften, ist also möglich, aber mangels Quellen letztlich wohl nicht zu klären. Auch an anderer Stelle wurde von zwei Mönchen der Bursfelder Kongregation gesagt, sie seien einst päpstliche Abbreviatoren gewesen[163]. Dies bezog sich anscheinend auf Henning Kynen, späteren

159) Vgl. oben Anm. 5.

160) Vgl. den Auszug aus der Vita Heinrichs bei Linneborn (wie Anm. 4) 179; auch zitiert bei Herbst, Klus (wie Anm. 4) 30 Anm. 5. Nur Frank (wie Anm. 6) 53, besprach diese Stelle.

161) Zu ihm vgl. Lesser B., Johannes Busch. Chronist der Devotio moderna. Werkstruktur, Überlieferung, Rezeption (Studien zur Modernität des Mittelalters 10), Frankfurt u.a. 2005.

162) Busch schrieb über Johannes Hagen, Abt von Bursfelde seit 1439, *qui magnus et acutus fuerat in curia cortizanus et post in Hildensem* […] *canonicus*, vgl. Des Augustinerpropstes Iohannes Busch Chronica Windesheimense und Liber de reformatione monasteriorum, hrsg. v. K. Grube (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete 19), Halle 1886, 520; dazu Linneborn J., Die Reformation der westfälischen Benedictinerklöster im 15. Jahrhundert durch die Bursfelder Congregation (SMGB 20, 1899, 266–314, 531–570), hier 272 f. Anm. 2. Johannes Legatius, der diese Aussagen rezipierte, formulierte es im *Chronicon coenobii S. Godehardi in Hildesheim*, II c. 3, ed. Leibniz (wie Anm. 5) 414 ähnlich und schrieb über Johannes Hagen: *Hunc ajunt, ante ingressum Ordinis insignem Cortisanum magnae opinionis virum, tum in Romana curia, tum apud nos fuisse, denique canonicum* […] *in Hildenesheim*. Zu Legatius vgl. Lesser (wie Anm. 161) 475 f.; Diehl G., Exempla für eine sich wandelnde Welt. Studien zur Norddeutschen Geschichtsschreibung im 15. und 16. Jahrhundert (Veröff. des Instituts für historische Landesforschung der Universität Göttingen 38), Bielefeld 2000, 35–59.

163) In der Vita des Heinrich von Abdinghof, bei Linneborn (wie Anm. 4) 181, heißt es: *Alii duo de Curia causarum ibidem abbreviatores extiterunt, quorum unus prior effectus,*

Prior von Michelsberg[164], und auf Heinrich Hölscher, den ersten Reformabt von Marienmünster[165], somit Angehörige der Generation nach Lubert Ruthard, Johannes de Dyck und Eberhard von Venlo[166].

Solche Aussagen waren also nicht selten und sie dürften ungeachtet des Problems ihrer jeweiligen Faktizität zeigen, wie wichtig die eigenen, mehrmals erneuerten Verbindungen zum Papsttum und nach Rom im Bewußtsein der Bursfelder waren. Bei Lubert Ruthard, Eberhard von Venlo und Johannes de Dyck lassen sich in der Tat analoge Karrieren nachweisen, deren Verlauf sicherlich nicht so geplant war. Insbesondere der Eintritt zu den Benediktinern war anscheinend auch die Konsequenz daraus, daß Alternativen, sei es beim Pfründenerwerb oder beim Wegfall von Posten durch das Scheitern des Konzils von Basel mitsamt Papst Felix V., teilweise fehlschlugen. Damit allein ist der Wechsel ins Mönchtum nicht zu erklären, da die drei untersuchten Personen durchaus Pfründen erlangten: Offenbar war es der am Konzil herrschende Geist der Reform, der die drei – durchaus unter der Abwägung eines Eintritts bei den Kartäusern – letztlich inspirierte. Diese Lebenswege mit ihrer monastischen Neuausrichtung hingen zugleich untrennbar mit einem Netz von persönlichen Beziehungen zusammen, das sich an Behörden der römischen Kurie und des Basler Konzils gebildet hatte und das später inner- und außerhalb der Bursfelder Kongregation wirksam blieb.

---

qui fertur cerimonialia in Erfordia cum quibusdam doctoribus compilasse, alius vero in Marienmünster abbas est electus.

164) Die in der Vita des Heinrich von Abdinghof erwähnte Arbeit am sog. Opus pacis, Ergänzungen zu den Caerimonia der Bursfelder, ermöglicht eine Identifizierung: Sie wurde von Henning, Prior von Michelsberg (*mons monachorum*) bei Bamberg, seit 1481 vorgenommen und nach 1483 in Erfurt fortgesetzt, vgl. Generalkapitels-Rezesse (wie Anm. 17) 195, 200, 205; dazu Linneborn (wie Anm. 162) 288; Köllner G. P., Die Opus-Pacis-Handschrift im Lectionarium des ehemaligen Benediktinerklosters St. Jakob vor den Mauern von Mainz (Universitas. Dienst an Wahrheit und Leben. Festschrift für Bischof Dr. Albert Stohr, hrsg. v. L. Lenhart, Bd. 2, Mainz 1960, 258–273), 262.

165) Es dürfte sich um Heinrich Hölscher von Minden handeln; vgl. auch Linneborn (wie Anm. 162) 556. Offenbar begann sein Abbatiat in Marienmünster spätestens 1481 und endete mit seinem Tod am 28. August 1485; vgl. Generalkapitels-Rezesse (wie Anm. 17) 211, gegenüber Knackstedt W., Marienmünster (Die Benediktinerklöster in Nordrhein-Westfalen, bearb. v. R. Hacke (GermBen 8), St. Ottilien 1980, 446–468), hier 464 (Tod zu 1487).

166) Frank (wie Anm. 6) 53 Anm. 59, 249, bezieht diese Aussage dagegen auf eine frühere Zeit.

Klösterliche Lebenswelt im Spiegel von Briefen des 16. Jahrhunderts aus dem Benediktinerinnenkloster Oberwerth bei Koblenz

von Anja Ostrowitzki – Bonn

Über den Alltag in den Benediktinerinnenklöstern nicht nur des Mittelalters, sondern noch des 16. Jahrhunderts ist wenig bekannt.[1] Ebenso wenig wissen wir von den konkreten Lebensumständen einzelner Nonnen. Wenn Briefe von Klosterfrauen erhalten sind, behandeln diese zumeist religiöse, monastische oder gelehrte Themen.[2] Eine Ausnahme sind 21 zwischen 1528 bis 1560 verfasste Briefe von Nonnen an ihre Angehörigen, die sich in einem rheinischen Adelsarchiv[3] gefunden haben. Sie spiegeln die Lebenswelt, aber auch Emotionen, zwischenmenschliche Beziehungen und die Selbstwahrnehmung von Klosterfrauen. Die meisten stammen von der Nonne Margarethe von der Leyen, die im Benediktinerinnenkloster auf der Rheininsel Oberwerth[4] bei Koblenz lebte. Einige sind von anderen Verfasserinnen, geben aber Auskunft

1) Anja Ostrowitzki, Die Benediktinerinnen, in: Friedhelm Jürgensmeier und Regina Elisabeth Schwerdtfeger (Hgg.), Orden und Klöster im Zeitalter von Reformation und katholischer Reform 1500–1700 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 65) Münster 2005, S. 47–72.

2) Z. B. die reiche Korrespondenz aus der Zeit von 1480 bis in die 1540er Jahre, die in den drei Briefkopiaren des Klosters Lüne überliefert ist, vgl. Eva Schlotheuber, Sprachkompetenz und Lateinvermittlung. Die intellektuelle Ausbildung der Nonnen im Spätmittelalter, in: Nathalie Kruppa/Jürgen Wilke (Hgg.), Kloster und Bildung im Mittelalter (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 218), Göttingen 2006, S. 61–87, S. 67.

3) Es handelt sich um das Archiv der Fürsten von der Leyen im Landeshauptarchiv Koblenz [künftig: LHAKo], Bestand [künftig: Best.] 48. Vgl. Anja Ostrowitzki, Inventar der Akten und Amtsbücher des Archivs der Fürsten von der Leyen im Landeshauptarchiv Koblenz (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz 102) Koblenz 2004, S. 1–20. Der Bestand enthält weitere Nonnenbriefe aus dem 16.–18. Jahrhundert, v.a. aus dem Augustinerinnenkloster Marienthal bei Ahrweiler und der Benediktinerinnenabtei Marienberg bei Boppard. – Im Anhang dieses Aufsatzes werden 18 Briefe ediert. Zu den drei anderen Briefe vgl. Anm. 59, Anm. 67 und Anm. 79.

4) Dieter Kerber, Koblenz-Oberwerth, in: Friedhelm Jürgensmeier (Hg.), Die Männer- und Frauenklöster der Benediktiner in Rheinland-Pfalz und Saarland (Germania Benedictina 9) St. Ottilien 1999, S. 264–268.

über Schwester Margarethes Leben. Verschiedene Abschnitte ihres Klosterlebens sind berührt: der Eintritt, das Dasein als Konventualin ohne herausgehobene Stellung, schließlich die Leitungsverantwortung als Äbtissin.

Oberwerth zählt zu den Nonnenklöstern, die Ende des 15. Jahrhunderts die Lebensgewohnheiten der Bursfelder Reform eingeführt haben. Spätere Einträge in den Generalkapitelsrezessen belegen seine Mitgliedschaft in der Bursfelder Kongregation.[5] Als Richtschnur für einen regelgetreuen Vollzug der Liturgie und des klösterlichen Lebens diente den Benediktinerinnen dort eine deutschsprachige Handschrift der Bursfelder Caeremoniae für Frauenklöster.[6]

Vor einigen quellenkundlichen Überlegungen muss die Protagonistin näher vorgestellt werden. Margarethe von der Leyen stammte aus einer erfolgreichen und aufstrebenden Familie des niederen Adels; einer ihrer Brüder war der spätere Trierer Kurfürst Johann VI. Sie ist um 1512 als Tochter des kurkölnischen Landhofmeisters, Kanzlers und Andernacher Amtmanns Bartholomäus von der Leyen und seiner Ehefrau Katharina von Palant geboren.[7] Am

---

5) Paulus Volk (Hg.), Die Generalkapitels-Rezesse der Bursfelder Kongregation, 1. Band 1458–1530, Siegburg 1955, S. 398: Im Bursfelder Totengedenken erscheint 1510 die Donatin Catharina *in insula prope Confluenciam*. Ebda. S. 488: 1521 verzeichnet das Nekrolog drei Donatinnen aus Oberwerth. Im Jahr 1605 zahlte Kloster Oberwerth an die Kongregation den gleichen Beitrag wie die Nonnenklöster St. Mauritius in Köln, Rolandswerth, Eibingen und Boppard, vgl. dazu: Paulus Volk (Hg.), Die Generalkapitels-Rezesse der Bursfelder Kongregation, 2. Band 1531–1653, Siegburg 1957, S. XXXI.

6) LHAKo, Best. 701 Nr. 70. Beschrieben ist die Handschrift in: Christina Meckelnborg, Mittelalterliche Handschriften im Landeshauptarchiv Koblenz, Bd. 1 (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz 78) Koblenz 1998, S. 70–72. Ch. Meckelnborg hält auf S. 70 eine Provenienz aus Oberwerth mit „(?)" für „sehr wahrscheinlich". – Die in der Handschrift LHAKo, Bestand 701 Nr. 70 überlieferten Professformeln für die Nonnen und Konverschwestern sichern m. E. die Provenienz Oberwerth, denn das Kloster führte die Muttergottes und St. Matthias als Patrone, vgl. fol. 113r: (…) *in hoc monasterio quod esse constructum in honore beatissime virginis Marie et sancti Mathie apostoli in presencia domini N. abbatis et domina N. magistre* (…) bzw. fol. 134r: *in desem closter orden sanct Benedicti, das gestifft ist in ere unser lieber frauwen unde sant Mathys des helgen apostelen*. – Vgl. Marcel Albert (Hg.), Caeremoniae Bursfeldenses (Corpus consuetudinum monasticarum 13) Siegburg 2002, S. 19–25 zur Reform in Frauenklöstern bis 1475, S. 53–56 zu den Handschriften der Caeremoniae für Frauenkonvente.

7) Die Statuten für Kloster Oberwerth schrieben für die Aufnahme in das Noviziat ein Mindestalter von 14 Jahren vor, vgl. LHAKo, Best. 701 Nr. 70, fol. 110v/111 r. Im November 1527 begann Margarethe mit ihrem Noviziatsjahr. Hielt man sich in Oberwerth an die Norm, müsste Margarethe 1513 oder früher geboren sein. Das passt zu den bekannten genealogischen Informationen bei Wolfgang Krämer, Beiträge zur Geschichte des mediatisierten Hauses von der Leyen und zu Hohengeroldseck vornehmlich im 16. Jahrhundert, Gauting 1964: Bartholomäus von der Leyen und Katharina von Palant heirateten am 4. September 1508, vgl. Krämer, Beiträge, S. 28. Aus ihrer Ehe gingen mindestens sechs Söhne und vier Töchter hervor. Margarethe erwähnt in ihren Briefen mehrmals jüngere Geschwister, d.h. sie gehörte zu den älteren Kindern. Der älteste Sohn war Georg, der vermutlich 1509/10 ge-

1. Mai 1528 ließ Margarethe ihre Eltern wissen, dass sie das Ordensleben ein halbes Jahr versucht habe. Nach einem weiteren halben Jahr wollte sie ihre geistliche Hochzeit feiern.[8] Demnach hatte sie ihr Noviziatsjahr im Herbst 1527 begonnen. Vom Frühjahr 1548 an erscheint sie in den Quellen als Äbtissin.[9] Mit einem Brief vom September 1560 verlieren sich ihre schriftlichen Spuren,[10] damals war sie etwa 48 Jahre alt. Ob Margarethe von der Leyen am 12. Dezember 1565 gestorben ist, wie Strambergs ‚Rheinischer Antiquarius'[11] angibt, lässt sich nicht mehr nachprüfen.

Die Nonnenbriefe sind Selbstzeugnisse, dennoch versprechen sie kaum vertrauliche Mitteilungen oder ausführliche Selbstreflexionen. Dies ist sowohl auf die epochenspezifischen Merkmale brieflicher Kommunikation, als auch auf die besonderen Lebensbedingungen im Kloster zurückzuführen. Die Briefschreiberin musste damals davon ausgehen, dass ihre Texte in einem weiteren Personenkreis herumgereicht und vorgelesen würden.[12] An Grüßen, die sie den Adressaten für andere Familienmitglieder auftrug, ist diese Praxis ebenso ablesbar, wie an der Bitte, mit der ein besonders emotionales Schreiben endet: die Mutter möge den Brief sofort verbrennen, damit er von keiner anderen Person gelesen werde.[13] Aufforderungen, einen Brief sogleich zu verbrennen, begegnen in Briefen von Frauen des 16. Jahrhunderts häufiger. Ob Margarethe hier nun konkret oder nur bildlich an die Mutter appellierte, in jedem Fall bedeutete sie ihr, den Inhalt für dieses Mal vertraulich zu behandeln.[14]

---

boren ist, vgl. Krämer, Beiträge, S. 37, auf ihn folgte wohl Johann, der spätere Trierer Erzbischof Johann VI., geboren 1510/11, vgl. Krämer, Beiträge, S. 45. Danach könnte Margarethe geboren sein.

8) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 Mai 1: *Auch laiszen ich uch wysszen, das ich noch stanthafftich byn zo vollenherten in eym geistlichen stait und hayn den orden eyn halb jair versucht, hoffen myt Gotz hulffen zo volbrengen, und mych noch nust zo swer noch unmoglich dunckt syn, bieden uch fruntlich, myr dan mynen hogetziitlichen dag irlichen usz zo rychten, hayt ir noch eyn halb jair friist, uch dar gehn zo stellen.*

9) Der Wortlaut des Schreibens vom 28. Mai 1548 legt nahe, dass sie das Amt kurze Zeit zuvor angetreten hatte, vgl. LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 153.

10) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1560 September 28, zum Datum des Briefs vgl. die Edition im Anhang. – Ein urkundlicher Beleg liegt für 1559 Mai 24 vor: Stadtarchiv Koblenz Best. 623 Nr. 525. – Die Angaben in der Äbtissinnenliste bei Kerber, Koblenz-Oberwerth, S. 267 treffen nicht zu.

11) Christian von Stramberg, Das Rheinufer von Coblenz bis zur Mündung der Nahe (Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius (…), II. Abteilung, 2. Band, Koblenz 1851, S. 247.

12) Vgl. Simon Teuscher, Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500, Überlegungen zu ihren zeitgenössischen Funktionen und zu Möglichkeiten ihrer historischen Auswertung, in: Eckart Conrad Lutz (Hg.), Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang, Ergebnisse des Troisième Cycle Romand 1994 (Scrinium Friburgense 8) Freiburg/Schweiz 1997, S. 359–385, hier: S. 367.

13) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 69 von 1541: (…) *zo stondt verburnen, daz er nemant me zo leszen werde*.

14) Vgl. James Daybell, „I wold wyshe my doings myght be … secret": Privacy and the Social Practices of Reading Women's Letters in Sixteenth-Century England, in: Jane

Bedienstete des Klosters und Konversschwestern beförderten die Briefe zu den leyenschen Burgen in Saffig oder Adendorf[15] und übergaben sie, wie in den Adressen vorgesehen, den Empfängern *in ir hant*. Diese Boten überbrachten neben der Post auch mündliche Mitteilungen.[16] In weltlichen Häusern hatten Hausangestellte, die solche Botendienste übernahmen, mit den Briefschreibern täglichen Umgang. Deshalb konnten sie bei der Übergabe aus deren Lebenssituation erzählen, so dass „die meisten Brieftexte nur eines von mehreren Elementen zusammengesetzter Kommunikationshandlungen" bildeten.[17] Anders verhielt es sich im reformierten Kloster Oberwerth. Die Klausurbestimmungen und das Schweigegebot untersagten den Nonnen das Gespräch mit den Leuten, die als Boten fungierten. Daher nutzte Margarethe von der Leyen den Brief wohl als selbstständiges Medium der Kommunikation mit der Familie. Was sie ihren Angehörigen mitteilen wollte, musste sie niederschreiben.

Die Benediktsregel bestimmt im 54. Kapitel, dass der Mönch ohne Erlaubnis des Abts weder von den Eltern noch sonst jemandem Briefe empfangen oder schreiben darf.[18] Wie diese Vorschrift in einem Nonnenkloster des 16. Jahrhunderts ausgelegt wurde, lässt die Besiegelung der Briefe aus Oberwerth erkennen. Schwester Margarethe von der Leyen schrieb eigenhändig[19] auf Papierbögen, die sie sparsam auf Textgröße zurechtschnitt. Nur einseitig beschrieben, zum Rechteck gefaltet, adressierte sie die Briefe dann auf der Außenseite und versandte sie ohne Kuvert. Als Verschluss diente ein Papiersiegel. Anfangs zeigt das Siegelbild im Schild eine Rose, das Wappenbild der Familie vom Stein zu Nassau. Im Schildhaupt stehen die Initialen AVS für Anna vom Stein, die bis 1548 Äbtissin war.[20] Erst nachdem Margarethe ihre Nachfolge angetreten hatte, erscheint als Siegelbild das leyensche Familienwappen, im Schild ein Pfahl.[21] Eine einfache Klosterfrau verfügte demnach über kein eigenes Siegel, zumal das Eigentumsverbot der Regel galt. Ihre Schreiben gingen durch die Hände der Äbtissin, die sie wohl auch den Boten übergab. Ob

---

Couchman/Anne Crabb (Hgg.), Women's Letters Across Europe, 1400–1700: Form and Persuasion, Aldershot 2005, S. 143–161, S. 153: „The fact though that so many of these letters survive indicates that writer's wishes were not always granted; otherwise it could indicate that asking someone to ‚burn' a letter was a euphemism for keeping it close."

15) Saffig (Verbandsgemeinde Pellenz, Landkreis Mayen-Koblenz) liegt ca. 12 km von Koblenz entfernt, Adendorf (Gemeinde Wachtberg, Rhein-Sieg-Kreis) ca. 44 km.

16) Teuscher, Privatbriefe, S. 369–373.

17) Teuscher, Privatbriefe, S. 382.

18) Regula Benedicti, Die Benediktusregel lateinisch/deutsch, hrsg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonferenz, Beuron 1992², S. 197.

19) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 März 23: *Geschrieben* (…) *myt myner eygend hant* (…).

20) Vgl. Äbtissinnenliste bei Kerber, Koblenz-Oberwerth, S. 267. – Nicht immer ist das Siegel erhalten, erkenntlich ist es an Margarethes Schreiben bei: LHAKo, Best. 48 Nr. 610, Blatt 96 [nach 1531]; Nr. 618, Schreiben von 1534 Februar 2 und 1545 November 22; Nr. 614, Blatt 49 von 1540 März 2 und Blatt 69 von 1541.

21) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 15[60] September 28.

die Äbtissin die Briefe der Nonnen unbesehen versiegelte oder vorher las, ist nicht zu erkennen. Auf jeden Fall überwachte sie die Häufigkeit des Briefverkehrs. Das geschah im Interesse der Regelobservanz, die eine Haltung der inneren Absonderung von der Welt forderte. Von Margarethe sind Schreiben aus drei Jahrzehnten ihres Klosterlebens erhalten. Während dieser Sachverhalt für eine sorgsame Aufbewahrung ihrer Briefe und eine relative Vollständigkeit spricht, sind andererseits 13 Briefe für diese lange Zeitspanne recht wenig. Die erhaltene Korrespondenz ihrer Brüder mit den Eltern ist weitaus umfangreicher.[22] Dieses Indiz legt nahe, dass die Oberwerther Klosterfrauen mit ihren Angehörigen keinen regen Briefwechsel pflegten, sondern aus bestimmten Anlässen schrieben. Dazu gehörte auch eine ganz allgemeine Notwendigkeit, die Verbindung zu den Verwandten zu halten, weil diese die Leibrenten der Schwestern zahlten und das Kloster auf vielfältige Weise unterstützen. Für sein Fortbestehen war es wichtig, dass Nachrichten über das Leben der Gemeinschaft nach außen gelangten. Andernfalls hätten die Familien der Region weder weiterhin ihre Töchter geschickt, noch sich als Wohltäter zugewandt.[23]

Gelegenheit zum Schreiben fanden die Nonnen am späteren Abend, denn mehrere Texte schließen mit Gutenachtwünschen.[24] Häufig ist die Rede von Eile[25] und begrenzter Zeit, *nyt me uff dysz mail*.[26] Im Sinne der Regel galt es, auch im Briefverkehr Maß zu halten. Einmal beschränkte sich Margarethe ausdrücklich auf eine kurze Mitteilung, um *unmaißen* zu vermeiden. Sie könne dieses Mal nicht so viel schreiben, wie sie eigentlich wolle.[27]

---

22) Ostrowitzki, Inventar, S. 37 f. und Krämer, Beiträge, passim. – Mathias Beer, Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen, Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400–1550) (Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg 44) Nürnberg 1990, S. 58 f. stellt fest, dass in Nürnberger Bürgerarchiven ab der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr familiäre Briefe aufgehoben wurden.

23) Zu dieser Funktion der Briefe vgl.: Claire Walker, Securing Souls or Telling Tales? The Politics of Cloistered Life in an English Convent, in: Female Monasticism in Early Modern Europe, An Interdisciplinary View, hg. v. Cordula van Wyhe, Hampshire 2008, S. 227–244, S. 243. – Für die Verhältnisse nach dem Konzil von Trient sei eine Bestimmung von 1668 für die Augustinerchorfrauen in Löwen erwähnt, sie durften nur einmal jährlich an die Verwandten schreiben, vgl. Claire Walker, „Doe not supose me a well mortifyed Nun dead to the world": Letter-Writing in Early Modern English Convents, in: James Daybell (Hg.), Early Modern Women's Letter Writing, 1450–1700, Hampshire/New York 2001, S. 159–176, S. 162.

24) LHAKo, Best. 48 Nr. 1, Blatt 16 von 1535 Dezember 19; Nr. 614, Blatt 129 von 1545 November 22, Blatt 138 von 1546 September 29, Blatt 139 von 1546 August 22 und Blatt 243 (unvollständiges Datum).

25) LHAKo, Best. 48 Nr. 610, Blatt 96 von 1531 November 1, Nr. 614, Blatt 49 von 1540 März 2, Blatt 69 von 1541.

26) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von [nach 1531] und ebda. von 1534 Februar 2; Nr. 614, Blatt 69 von 1541.

27) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 153 von 1548 Mai 28: *Ich kan uch off diß mail unmaißen halben nyt me geschryben, als ich gern dede, biß off eyn ander tzyt*.

Das deutschsprachige Ceremoniale für das Benediktinerinnenkloster Oberwerth enthält Bestimmungen zur Aufnahme zukünftiger Konventualinnen. Es gibt Aufschluss über das angestrebte Verfahren, während sich die Eintrittspraxis in erster Linie aus konventsinternen Schriften beurteilen ließe.[28] Solche Quellen fehlen aus Oberwerth. Daher gewinnen zwei Briefe zu Margarethes Klostereintritt besonderen Wert, indem sie einen gewissen Einblick in die konkreten Verhältnisse gewähren. Als das junge Mädchen mit seinem Noviziat begann, verfügte es über elementare Schulbildung. Wo es diese erworben hatte, ob im Elternhaus oder in der Klosterschule, ist nicht überliefert. Das Ceremoniale geht davon aus, dass die Benediktinerinnen von Oberwerth kleine Mädchen im Kloster erzogen und unterrichteten.[29] Margarethe dankte am 1. Mai 1528 für ihre *rent*; die Eltern hatten das Geld mit dem Zollschreiber von Boppard geschickt. Ihre Leibrente betrug zehn Gulden.[30] Nunmehr bat sie die Eltern, ihr doch die Urkunde auszustellen *zo eyner versycherung* für das Kloster, denn es sei Gewohnheit, keine Kandidatin in das Kloster aufzunehmen, die nicht vorher ihre Urkunde erhalten habe.[31] Es war in Oberwerth demzufolge üblich, von den Familien eine schriftliche Vereinbarung über die Mitgift der Tochter zu verlangen. Sie habe, so fährt Margarethe fort, das Ordensleben ein halbes Jahr versucht. Daher meint *uff zo nehmen in unser cloister* hier nicht den Klostereintritt. Die Urkunde musste vorliegen, bevor die Kandidatin zu den bindenden Gelübden zugelassen wurde, denn Margarethe hatte die Hälfte des vorgeschriebenen Noviziatsjahrs schon absolviert.[32] Sie bat die Eltern, ihr sechs Monate später den *hogetziitlichen dag* auszurichten. In diesem Zusammenhang erwähnt sie deren Recht, sich in dieser Frist noch *dar gehn zo stellen.* Darf man sie hier beim Wort nehmen? Hatte sie sich, wie es kirchenrechtlich gefordert war, selbstbestimmt für das Ordensleben entschieden und musste bangen, ob die Eltern noch Einspruch erheben würden? Eher dürfte sie diese

28) Vgl. Eva Schlotheuber, Klostereintritt und Bildung, Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter, Mit einer Edition des ‚Konventstagebuchs' einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz bei Braunschweig (1484–1507), (Spätmittelalter und Reformation Neue Reihe 24) Tübingen 2004, S. 230.

29) LHAKo, Best. 701 Nr. 70, fol. 90r – 91r bzw. fol. 111r, dazu Schlotheuber, Klostereintritt, S. 280.

30) Erhalten sind zwei Quittungen von 1534 Juni 24 und 1543 November 30 in LHAKo, Best. 48 Nr. 4034. – Vgl. Schlotheuber, Klostereintritt, S. 79 und S. 223–227. Als Ausgleich für ihren Erbverzicht erhielten Nonnen von ihren Familien jährlich oder halbjährlich eine Leibrente. Diese Unterhaltszahlungen sollten im Prinzip der ganzen Gemeinschaft zugute kommen und gemeinschaftlich verwaltet werden.

31) LHAKo, Best 48 Nr. 18 von 1528 Mai 1: *Ist myn flysszich bede das ir myr doch den brieff machen wult zo eyner versycherung dem cloister, want gewoynheit ist, nyemant uff zo nehmen in unszer cloister, er hab zo irst synen brieff.*

32) LHAKo, Best 48 Nr. 18 von 1528 Mai 1: *Auch laiszen ich uch wysszen, das ich noch stanthafftich byn zo vollenherten in eym geistlichen stait und hayn den orden eyn halb jair versucht* (…). – Das Ceremoniale von Oberwerth schrieb ein Noviziatsjahr vor, vgl. LHAKo, Best. 710 Nr. 70, fol. 111v: *von der tzyt erer kleydunge geht auch ir prube jare an.*

Möglichkeit eingeräumt haben, um dadurch formaliter zu unterstreichen, dass ihr bevorstehendes Gelübde nicht auf einer elterlichen Entscheidung beruhte. Überdies kommt hier die eingeschränkte Stellung der Mädchen und Frauen im weltlichen Recht zum Tragen. Obschon Margarethe kirchenrechtlich professmündig war, stand sie unter der Vormundschaft des Vaters, bis sie aus dem Familienverband endgültig in die Klostergemeinschaft übergetreten war. Indem der Konvent den Eltern die Möglichkeit zum Widerspruch gegen eine Profess einräumte, fasste man in Oberwerth das Noviziat als Probezeit im eigentlichen Sinne auf. Wie in den bursfeldischen Männerklöstern auch, vollzogen die Novizinnen den Übertritt in den geistlichen Stand erst mit der Profess.[33] Die Dauer wurde sichtlich nicht strikt beachtet. In Margarethes Fall zogen die Oberen eine Verkürzung in Betracht, um einen für Familie und Konvent gleichermaßen ungünstigen Wintertermin zu vermeiden. Sie schrieb, der vorgesetzte Abt[34] und ihre Äbtissin seien bereit, die geistliche Hochzeit schon früher zuzulassen.[35] Da die Eltern gebeten wurden, ein Datum vorzuschlagen, stellt sich die Frage, ob der Konvent mit ihrem Erscheinen rechnete? Es lag in ihrer Verantwortung, die Hochzeit *irlichen usz zo rychten*, also eine angemessene Feier zu bezahlen. Sollte es im reformierten Kloster Oberwerth üblich gewesen sein, am Professtag ein Festessen mit Verwandten und Freunden der Nonne zu veranstalten? Es verhält sich anders: Margarethes folgendes Schreiben vom 25. November 1528 erweist, dass ihre Eltern am Festtag, der letztlich doch erst nach Ablauf des Noviziatsjahrs angesetzt wurde, nicht nach Oberwerth gekommen sind. Sie berichtete den Eltern, dass ihr vorgesetzter Abt da gewesen sei und am Sonntag vor dem St. Martinstag ihre Jugendfreundin und sie selbst *gekleyt* habe.[36] Diese Nachricht ist nur dann sinnvoll, wenn die Eltern über den Vollzug eigens informiert werden mussten. Warum bezeichnete Margarethe die liturgische Zeremonie als „kleiden", obwohl nicht die Einkleidung gemeint sein kann?[37] Der zeitlichen Abfolge nach handelt es sich um die Profess, die gegenüber einem Abt der Reformkongregation geleistet werden

33) Schlotheuber, Klostereintritt, S. 139–141 bzw. S. 304f. hat für die reformierten Benediktinerinnen von Lüne festgestellt, dass dort der eigentliche Übertritt zum geistlichen Leben mit der Einkleidung zum Noviziat verbunden war, Mädchen wurden nach der Oblation schrittweise in den Konvent integriert und Widerspruchsmöglichkeiten geradezu verschleiert. S. 140: „Die kirchenrechtlichen Normen werden den zukünftigen Nonnen nicht bekannt gewesen sein."

34) Es ist nicht klar, ob der Abt von St. Matthias oder von St. Marien in Trier gemeint ist, vgl. Anm. 38.

35) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 Mai 1: (…) *doch want isz uch und auch unsz in der wyntter tzyt ungelegen ist, so mochten myn here der abt und myn wirdich frauw uch zo lieb und zo eren das balder laszen geschene als vor dem herbst, unsz dan laiszen wysszen eynen benanten dag, wan isz uch zo doyn.*

36) LHAKo, Best. 48 Nr. 36 von 1528 November 25: (…) *das myn here der abt ist hie by unsz gewest na aller helgen dag und hayt myn gespiel und mych gekleyt den Sondage vor sent Mertens dage.*

37) Dass ihr im Jahresdatum ein Schreibfehler, XXVIII statt XXVII, unterlaufen wäre, ist ausgeschlossen.

musste. Der Vertreter des Ordens – der Abt von St. Matthias oder St. Marien in Trier[38] – legte der Nonne im Professritus den geweihten Schleier an. Entsprechend verwendet das Ceremoniale den Terminus *gekleyt* nicht nur für das Übergangsritual der Einkleidung zum Noviziat, sondern auch beim Kleiderwechsel im Professritus. Dort heißt es: wenn die Novizin *gesenet ist und gekleyt*.[39] Die Bekleidung mit dem geweihten Schleier machte für Margarethe den wichtigsten Bestandteil der Feier aus.[40] Das Bild von der geistlichen Hochzeit, als die sie ihre Profess[41] deutete, greift der zweite Brief nicht wieder auf. Die junge Nonne spricht aber die unwiderrufliche Bindung an, die sie an diesem Tag eingegangen war. Sie hoffe, mit Gottes Hilfe im geistlichen Stand lebenslang auszuharren. Sie vertraue auf Gott, „der es mir gegeben hat, gut zu beginnen, er möge mir auch geben, es gut zu beenden".[42]

Anschließend dankte sie dem Vater, der gutes Tuch für ein zweites Ordenskleid geschickt hatte: „Herzallerliebster Vater, wisst, als ich diesen Brief zur Hälfte geschrieben hatte, ist Schwester Evchen gekommen und hat mir das hübsche Tuch für den Rock gebracht, das Ihr mir geschickt habt."[43] Schwester

38) Laut einer Urkunde von 1580 waren beide Äbte von alters her *deputierte visitatores* der Nonnenklöster Marienberg und Oberwerth, und nahmen dort die Profess ab, vgl. LHAKo, Best. 210 Nr. 994. – Bei Petrus Becker, Die Benediktinerabtei St. Eucharius – St. Matthias vor Trier (Germania Sacra N.F. 34, Bd. 8), Berlin/New York 1996, S. 372 heißt es, die Betreuung habe zunächst bei St. Matthias gelegen und sei zu unbestimmter Zeit an St. Marien übergegangen.

39) LHAKo, Bestand 701 Nr. 70, fol. 113v. – Vgl. Dominicus M. Meier, Die Rechtswirkungen der klösterlichen Profeß, Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung der monastischen Profeß und ihrer Rechtswirkungen unter Berücksichtigung des Staatskirchenrechts, Frankfurt/Main 1993, S. 135–137 zum Akt der Einkleidung im Zuge der Professfeier (RB 58,26–28).

40) Ähnliches stellt Schlotheuber, Klostereintritt, S. 155 im Amtsbuch der Sacrista von Lüne fest, dort „wird die Profeß häufig mit der Wendung *velatio* beschrieben, das Anlegen des geweihten Schleiers, das jetzt den für die Nonne wichtigsten Bestandteil der Profeßfeier ausmachte."

41) Vgl. auch Meier, Rechtswirkungen, S. 50: „Im Mönchtum, besonders in den Regeln für die Virgines, bezeichnet „sponsio" die Bindung der Eintretenden an Gott und die Gemeinschaft mit ihm. Die Nonne geht gleichsam ein ‚Verlöbnis' mit Gott ein, indem sie Profeß ablegt."

42) LHAKo, Best. 48 Nr. 36 von 1528 November 25: (…) *hoffen ich myt Gotz hulffen zo vollenherten in dieszem geistlichen stayde myn lebedage, byn noch in der selber meynung, willen und uffsatz, als ir von myr gescheyden syt, von Gotz genaden ist myr nach nychtz zo swere noch zo hart gewest. Ich getruwe ze Gode, der myr hait gegeben woil zo begynnen, er sulle myr auch geben woil zo enden etc.*

43) LHAKo, Best. 48 Nr. 36 von 1528 November 25: *Hertz aller liebst vader, wyst als ich dieszen brieff halff geschrieben hat, ist suster Effgen komen und hait myr daz hubsche doich zo dem rock bracht, das ir myr gesant hait, byn ich von hertzen sere erfrauwt, want mych na sulcher kleydung verlangert hait synt der tzyt, das ich in dys cloister komen byn, und wult nyt dar vor nemen alle den gesmock und getzierd dieszer werelt und dancke uch fruntlich uwrer vederlicher truwen, ir myr uwrem kynd ertzeygt hait, das ir myr also guit doich gekaufft. Ich will isz umb uwren willen alletzyt desta me in eren halden und will Got getru-*

Eva mag die *kleyder meysterschе*[44] oder eine andere befugte Amtsträgerin gewesen sein. Margarethe dagegen sah weder den Boten, noch durfte sie über Geschenke frei verfügen. In ihrer Freude über den Stoff kommt auch zum Ausdruck, welche Bedeutung das Tragen bestimmter Kleidung für die persönliche Identität hat. Das Ordensgewand, das die Geringschätzung alles Säkularen symbolisierte, konnte die innere Haltung der Nonne entsprechend beeinflussen.[45] Sie fühlte sich von Herzen sehr erfreut, denn es habe sie nach solcher Kleidung verlangt, seitdem sie in das Kloster gekommen sei. All *den gesmock und getzierd* dieser Welt würde sie nicht vorziehen. Was mit einem *rock* gemeint war, erklärt das Ceremoniale. Ein schlichtes, faltenloses und langärmeliges Kleidungsstück, das von den Schultern ungeschnürt bis zu den Knöcheln hinabreichte. Er war nicht gesäumt, sondern mit einem gleichfarbigen Stoffstreifen eingefasst.[46]

Die Frage nach Margarethes Bildung wurde bereits aufgeworfen. Der Umstand, dass die Benediktinerinnen in Oberwerth um 1500, ebenso wie die Konvente in Rolandswerth und Marienberg bei Boppard, eine deutsche Übersetzung der Bursfelder Statuten gebrauchten, führte Eva Schlotheuber zu der Annahme, es habe den Klosterfrauen im Mittelrheingebiet damals an lateinischen Sprachkenntnissen gemangelt.[47] Dass Margarethe die lateinische Sprache erlernt hat, deutet sich in ihrem Glückwunschschreiben zur Hochzeit ihres jüngeren Bruders Michael an.[48] Sie machte sich darin die Worte des heiligen Petrus aus dem 3. Kapitel der Apostelgeschichte (Act. 3,6) zu eigen: *Argentum et aurum non esse mihi*, als Nonne persönlich mittellos, *quod autem habeo, hoc tibi do*, schenke sie ihm doch, was sie habe, nämlich ihres und des ganzen Konventes *flysszich und aller innichst gebet*. Ihrer Mutter gegenüber bezog sich Margarethe auf die gleiche biblische Erzählung. Sie hoffte, dass ihr Gebet für de-

---

wlich vor uch alle bieden, das isz uch geluckselich gee in alle uwren anlygenden sachen (…).

44) LHAKo, Best. 701 Nr. 70, fol. 129 r – 130 v über das Amt der Kleidermeisterin.

45) Vgl. Ulinka Rublack, Dressing Up, Cultural Identity in Renaissance Europe, Oxford 2010, S. 81: „Clothing mattered deeply to the Renaissance clergy: it could mediate the divine. Simple monks' and nuns' cowls were regarded as imbued with the power to morally transform the wearer; they were God's livery. Cowls were usually consecrated before they were ceremonially put on to help effect and signal the devouted life of a person who had left behind wordly temptations." – Vgl. auch Peter von Moos, Das mittelalterliche Kleid als Identitätssymbol und Identifikationsmerkmal, in: Peter von Moos (Hg.), Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft, Köln 2004, S. 123–146, besonders S. 134–136 zu den Auswirkungen des Tragens des neuen Habits auf die Selbstwahrnehmung der Nonne.

46) LHAKo, Best. 701 Nr. 70, fol. 97v: *yckliche suster mach haben tzweyn rocke, slecht gemacht sonder falden mit armen, die nit zu wyt noch zu enge syn ensollen, und lanck bis off die hende, ungesnoirt, sunder sueme, sonder unden tzwey oder dreyer fynger breyt belacht mit doich der selber farwen* (…).

47) Schlotheuber, Klostereintritt, S. 280f.

48) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1560 September 28.

ren Genesung ebenso wirksam wäre und von Gott erhört werde, wie das Gebet des heiligen Petrus, der mit einem Wort den Lahmen heile.[49] Auf ein Zitat aus der Vulgata verzichtete sie in diesem Fall, konnte Katharina von Palant doch kein Latein. Dagegen flocht sie für Michael, der als Student mit dem Vater gelegentlich lateinisch korrespondiert hatte, elegant einen Vers ein. Mag das Indiz, dass die Nonne lateinische Bibelstellen auswendig und treffend anzubringen wusste, noch nicht ausreichen, um auf vertieftere Lateinkenntnisse in Oberwerth zu schließen, stützt doch das Ceremoniale die Vermutung von lateinischen Sprachkenntnissen. Wiewohl es, wie Eva Schlotheuber feststellt, einen „Lateinunterricht der Nonnen mit keinem Wort erwähnt",[50] setzt es doch voraus, dass die Nonnen lateinkundig waren. Denn in der Fastenzeit sollte sich jede Schwester mit einer passenden Lektüre beschäftigen, v.a. mit der Heiligen Schrift.[51] Um in der Heiligen Schrift lesen zu können, mussten die Klosterfrauen die Sprache der Vulgata verstehen. Ferner bestimmte es, dass weder im Refektorium noch außerhalb, also bei der privaten Lectio, deutschsprachige Bücher gelesen werden sollten, es sei denn, die Oberen oder Beichtväter hätten diese vorher geprüft.[52] Eine besondere Regelung für volkssprachliche Schriften erscheint nur dann erforderlich, wenn die Klosterfrauen daneben auch lateinische Literatur lasen. Über ihre Lektüre teilt Margarethe nichts Näheres mit. Sie erwähnt lediglich, das Lesen gehöre zu den Werken der österlichen Bußzeit.[53] Einmal tröstete sie ihre kranke Mutter mit der Zusage, zu dem *obersten artz* zu beten.[54] Ob ihr die Vorstellung von Christus dem Arzt[55] aus eigenem Studium der Kirchenväter vertraut war, steht dahin. Zu geistlichen Themen äußert sich Margarethe in den familiären Briefen wenig. Die Witwenschaft deutet sie der Mutter als Kreuztragen: „darum liebe Mutter, habt Geduld in Eurem Witwentum, es muss ein Kreuz getragen werden, während wir auf Erden leben. Der allmächtige Gott will uns in seiner göttlichen Liebe halten, dann wird uns nichts zu schwer sein, was er uns schickt".[56] Im genannten Glückwunschschreiben an Michael geht sie näher auf die Ehe ein.

---

49) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 129 von 1545 November 22: (…) *also krefftig und erhorrlich were by Got als sent Peters gebet, der myt eym wort den lamen gesont macht.*

50) Schlotheuber, Klostereintritt, S. 280f.

51) LHAKo, Best. 701 Nr. 70, fol. 48v: (…) *myt freuden, die sie sollent hayn in der gotlicher helger schrygfft.*

52) LHAKo, Best. 701 Nr. 70, fol. 48v: *ensal man nunmer keyn duytzsche boich in dem rebenter lesen ader buyssen dem rebenter. Sy ensyn zu dem irsten durch die ubersten oder bichter uber sehen oder uberlesen* (…).

53) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 März 23.

54) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 129.

55) Michael Dörnemann, Krankheit und Heilung in der Theologie der frühen Kirchenväter (Studien und Texte zu Antike und Christentum 20) Tübingen 2003, S. 337–344.

56) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 129: *Dar umb lieb moder wult gedolt haben in uwrem wethum, isz mosze alles eyn crutz gedragen syn, die wiil myr leben off erden. Der almechtig Got wul unsz halten in syner gotlicher liebten, dan wirt unsz nüst zu schwere syn, was er unsz zu sendt etc.*

Gott habe diesen Stand selbst eingesetzt in den Stammeltern Adam und Eva und durch sein großes Wunder geheiligt, als er Wasser in Wein verwandelte.[57] Sie gibt dem Bruder die Perikope von der Hochzeit von Kana (Jo 2,1–12) auf den Weg. Das Zeichen Jesu bezieht sie auf die ewige Seligkeit: Der Herr möge den Eheleuten Glück und Heil an Seele und Leib geben und jederzeit das Wasser dieser *vergencklicher betroipenisz* in den Eheleuten zu Wein der *heylsam geluckselicheyt* verwandeln, zu ihrer *selen selicheit*. Insgesamt äußert sich Margarethes religiöse Haltung im frommen Tenor ihrer Briefe, besonders in den Briefanfängen und Segenswünschen, die auf das Kirchenjahr abgestimmt sind.

Der Brief an Michael von der Leyen gibt auch Aufschluss darüber, wie Margarethe sich selbst wahrnahm, ihre Rolle im Familienverband und als Ordensfrau. Sie sei einst mit einer kleinen Mitgift abgefunden worden und habe sich einem armen Leben gestellt, welches sie vorab Gott zu Lob und Ehre, danach ihren lieben Brüdern und Schwestern zu Gute, willig und herzlich gern getan habe.[58] Damit nennt sie geistliche und profane Gründe für ihren Klostereintritt. An erster Stelle stand die Ehre Gottes, gefolgt vom Wohl der Geschwister. Margarethe, die erstgeborene Tochter, sorgte als Nonne sowohl durch ihre niedrigere Mitgift und ihren Erbverzicht, als auch durch ihr stellvertretendes Gebet für die wirtschaftliche Stabilität und das ewige Heil der aufstrebenden Adelsfamilie.[59] Mögen die Eltern den zukünftigen geistlichen Stand der Tochter auch festgelegt haben, so fasste Margarethe ihren Lebensweg deswegen keineswegs als Zwang auf. Wie ihr Verlangen nach dem Ordenskleid zeigte, nahm sie das monastische Leben freimütig und aus spirituellen Gründen an.

---

57) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1560 September 28: (…) *das Got der here, der sulchen stayt selber ingesatzt, in unszer irsten altern Adam und Eve und auch gehelcht durch syn groisz mirackel verwanlende wasszer in wyn, euch vil gelücks und heyl geben zu sele und liib und und er wuyl altzyt das wasszer dieszer vergencklicher betroipenisz in euch verwandlen in den wyne der heylsamer geluckselicheyt zu euwrer selen selicheit. Myn lieb fruntlich broder, ich wunschen und begeren euch alles geluicks und gutz in zyt und in ewicheyt.*

58) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1560 September 28: *Ich byn eyn mayl myt eym geryngen abgangen usz dem mynen und mych Gode in ein arme leben ergeben, welches ich vor ab God zu lobe und zu eren, dar nach alle mynen lieben broidern und schwestern zu gut, willich und hertzlich gern gedayn hayn.*

59) Die Notwendigkeit für adlige Familien, Töchter in ein Kloster zu schicken, erwähnt ein Schreiben der Äbtissin des Benediktinerinnenklosters Widersdorf (Vergaville) in Lothringen an den Trierer Marschall Georg von der Leyen von 1539 Mai 31, vgl. LHAKo, Best. 48 Nr. 613, Blatt 204 (ohne Edition im Anhang): Die Äbtissin bittet darin, dass ihr adliger Klosternachwuchs geschickt werden möge, *und wirtt myn kloister fast arme von junfferen, daz mir woil noitt dede, daz ymant von aydel, der uberlaiden were myt doichtteren, myr eyne kindt zu steltten woltt* (…). – Zum rechtlichen Hintergrund vgl. Schlotheuber, Klostereintritt, S. 307: Verheiratete Töchter „brachten im Gegensatz zu den erbenden Söhnen den Familienbesitz im Erbfall in andere Hände. Die Vergabe einer standesgemäßen Mitgift an mehrere Töchter konnte den Besitz ernsthaft gefährden, weshalb vor allem der Adel die Heiratserlaubnis häufig rigide beschränkte."

Zu ihrem Selbstverständnis gehörte die Berufung zum kontemplativen Leben. Ihre Aufgabe sei der Gebetsdienst, darum habe Gott sie „in den geistlichen Stand berufen“.[60]

Die Klausur war eine zentrale Forderung der monastischen Reform des Spätmittelalters.[61] Klosterfrauen sollten den geschlossenen Bezirk des Klosters weder verlassen, noch außenstehende Personen einlassen. Im Oberwerther Ceremoniale sind die aktive und passive Klausur genauestens geregelt. Die Vorschriften betreffen bauliche Voraussetzungen ebenso wie die Schlüsselgewalt und zulässige Ausnahmen.[62] Danach sollten die Schwestern aus dem Klausurbereich überhaupt nur im Notfall hinauslaufen dürfen. Ihren Besuch mussten sie am Sprechfenster[63] empfangen. Dieses sollte vergittert und zusätzlich mit blickdichtem Tuch verhängt sein. Es durfte für bestimmte Laien, denen man die Bitte nicht abschlagen konnte, ihre Verwandte zu sehen, mit besonderer Genehmigung einmal jährlich für anderthalb Stunden geöffnet werden. Unterredungen am Sprechfenster hatten keinen privaten Charakter. Die Äbtissin selbst oder beauftragte Nonnen sollten das Gespräch verfolgen und die Schwester durch ein Handzeichen unterbrechen, wenn sie ein Thema anschnitt, das ein Ärgernis erzeugen könnte. Soweit die geltende Norm. Die Briefe spiegeln die Klausurpraxis in Oberwerth zwischen 1528 und 1560, mithin in den ersten Jahrzehnten nach Einführung der Bursfelder Reform. Sie lassen Vermutungen zu, wie häufig sich Verwandte und Freunde einfanden, und ermöglichen Schlüsse auf die Mobilität von Nonnen. Sie geben Hinweise auf den Ablauf von Besuchen und nicht zuletzt kommt sogar zur Sprache, wie Klosterfrauen die klausurierte Lebensweise reflektierten.

Margarethe konnte ihre Eltern nicht einfach besuchen: „Könnte ich so leicht zu Euch kommen, wie Ihr zu mir, ich würde nicht so lange gezögert haben“[64], beklagte sie sich, nachdem die Eltern mehr als zwei Jahre nicht bei ihr gewesen waren. Ihr Unmut galt dabei den Eltern, die sie warten ließen, und nicht der eigenen Immobilität. Sie reiste nicht zur Hochzeit ihres Bruders Michael. Dennoch verzichtete sie nicht völlig auf Fahrten zu den Verwandten. Soweit aus der kleinen Anzahl von Briefen überhaupt ein Schluss gezogen werden kann, fuhren die Oberwerther Nonnen damals selten zu ihren Familien. Einer von Margarethes Besuchen im Elternhaus ist durch ein Schreiben ihrer Tante Christina von der Leyen bezeugt. Diese zählte zu den in Humanistenkreisen

60) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 129 von 1545 November 22: (…) *zu dem geystlichen stade beroffen*.

61) Vgl. Heike Uffmann, Innen und außen: Raum und Klausur in reformierten Nonnenklöstern des späten Mittelalters, in: Gabriela Signori (Hg.), Lesen, Schreiben, Sticken und Erinnern, Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte mittelalterlicher Frauenklöster (Religion in der Geschichte 7) Bielefeld 2000, S. 185–212, die u.a. die Handschrift der Bursfelder Statuten aus Oberwerth heranzieht.

62) LHAKo, Best. 701 Nr. 70, fol. 93v–96v.

63) Ebda., fol. 95r–95v: *Vonn der beslissunge des spreche fynsters das 80. capitel.*

64) LHAKo, Best. 48 Nr. 610, Blatt 96 von 1531 November 1: *Konde ich als woil zo uch komen als yr zo myr, ich wult nyt als lang vertzogen hayn*.

hoch geschätzten Klosterfrauen, die der gelehrte Benediktiner Johannes Butzbach in seiner Schrift „De illustribus seu studiosis doctisque mulieribus ad Aleidem, sanctimonialem virginem in Insula Rolandi" würdigte.[65] Selbst Augustinerin in Marienthal bei Ahrweiler, wandte sie sich an ihre Schwägerin Katharina von Palant, die ihre drei Töchter bei sich habe. Katharina möge Margarethe nicht abreisen lassen, bevor Christina sie in Marienthal gesehen hätte. Sie habe die Nichte immer lieb gehabt, bereits als kleines Mädchen, sie beide seien diejenigen, die *gefangt* seien und nicht mehr besitzen, als man ihnen gebe.[66] Christina von der Leyen und ihre Nichte waren nicht nur in verwandtschaftlicher Liebe verbunden, sondern teilten auch die Erfahrung von Klausur und Armut. Für ihrer beider Lage wählte die Marienthaler Chorfrau mit „gefangen" kein bloß beschreibendes Attribut, sondern deutet an, dass sie die klösterliche Klausur auch als Unfreiheit erlebte.

Eine plötzliche Krankheit gab wohl den Anlass, Margarethe einen längeren Aufenthalt bei der Familie zu gestatten. Äbtissin Anna vom Stein, die nur wenige Wochen vorher selbst auswärts eine Krankheit auskuriert hatte[67], erkundigte sich brieflich bei Katharina von Palant nach der Genesung ihrer geistlichen Tochter Margarethe.[68] Anna vom Stein hatte ihre Mitschwester bei der Anreise zur Erholung anscheinend begleitet, denn sie dankte für alle Freundschaft, die ihr Katharina von Palant jüngst in ihrem Haus erwiesen habe. Nun aber wünscht die Äbtissin, die junge Nonne endlich wieder im Kloster zu sehen. Es sei Zeit, „dass Ihr mir meine Tochter bald schicken möget, (…) mich verlangt sehr nach ihr."[69] Ein anderes Schreiben aus Äbtissin Annas Feder erweist, dass Oberwerther Schwestern die Klausur verließen, um Geschäfte für den Konvent abzuschließen. Es sollte Hafer aus den leyenschen Speichern gekauft werden. Deswegen hätte Schwester Anna bereits drei Wochen zuvor zu Katharina von Palant kommen sollen, wenn sie nicht durch heftigen Schnupfen und Husten daran gehindert worden wäre.[70] Unklar bleibt, ob hier von der erkälteten Zellerarin die Rede ist, oder einer Konversschwester; der Klausur

65) Hans Fertig, Neues aus dem literarischen Nachlasse des Humanisten Johannes Butzbach (Piemontanus), Programm des k. neuen Gymnasiums zu Würzburg für das Studienjahr 1906/1907, Würzburg 1907, S. 40 und S. 49–51.

66) LHAKo, Best. 48 Nr. 624 (ohne Datum): *myne leyve nycht Margreit neit* (…) *laissen scheiden und wiltz sy eirst laissen by mych komen, want ich sy hertzlichen gerne seich, myne hertze hait sy alwege leyff gehait van eyme cleynen kynt up, dar umb sy und ich synt die gene, die gefangt synt und neit me in han, dan man uns geet* (…).

67) LHAKo, Best. 48 Nr. 621, Blatt 46 (ohne Edition im Anhang) und Nr. 614, Blatt 139.

68) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 138 von 1546 September 29: (…) *von myner lieber dochter Margrethen, ab die artzedie* [= Arznei] *gesontheyt breng an yr, wer ich von hertzen froe* (…).

69) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 138 von 1546 September 29: (…) *ich kann nyt vergessen der großen eren, gutz und fruntschafft ir myr ertzeygt hayt amlesten ich by uch war.* (…) *Und begere dar by fruntlich, das ir myr myn dochter baldt schicken wult. Mich dunckt isz sul tzyt seyn, mich verlangert sere nach yr. Und das ir sy selber moegt brengen, wer myr eyn uwer maisz grosz freud* (…).

70) LHAKo, Best. 48 Nr. 1, Blatt 16 von 1535 Dezember 19: *Der haber halb solt schwester*

waren beide unterworfen.[71] Katharina von Palant hatte die Äbtissin vorher aufgesucht, um das Geschäft zu besprechen. Ihre Tochter dürfte sie bei dieser Gelegenheit auch besucht haben.

Ein durchgängiges Thema der Briefe ist die Sehnsucht nach den Angehörigen. Margarethe lud ihre Familie immer wieder ein, doch zum Kloster zu kommen, damit man miteinander *frolich* sei. „Sehen" wollte sie ihre Eltern und Geschwister. Der Vater möge sie besuchen, wenn er in der Stadt zu tun habe.[72] Neben den elterlichen sind Besuche eines namentlich nicht genannten Dekans verbürgt. Vermutlich ist Georg von der Leyen gemeint, ein Cousin, der Dekan des Kollegiatstifts St. Kastor in Koblenz war. Er informierte Margarethe über den Gesundheitszustand ihrer Mutter.[73] Nirgends erwähnt die Klosterfrau, in welchem Raum sie ihre Besucher und Besucherinnen traf. Da sie stets „sehen" schreibt, darf man annehmen, dass sie die Gäste zumindest am offenen Sprechfenster empfing. Wie ein Schreiben von 1541 zeigt, waren freiere Begegnungen und sogar Körperkontakt möglich. Margarethe bedrängte ihre kranke Mutter, doch auf Besuch ins Kloster zu kommen. Um den Transport werde sich die Äbtissin selbst kümmern. Katharina von Palant könne *gantz starck und gesont by unsz werden*.[74] Nachdem die Mutter immer wieder abgesagt hatte, mochte Margarethe dieses Mal Schwäche als Entschuldigung nicht gelten lassen. Die Gehfähigkeit der alten Frau war eingeschränkt, Margarethe bot sich als Stütze an. Sie wolle die Mutter *furen und leyden*, sie selbst sei noch genügend jung und kräftig dazu. Was die Natur nicht vermöge, das solle die Liebe vollbringen.[75] Die Nonne ging davon aus, sich gemeinsam mit ihrer Mutter in Räumen der Abtei bewegen zu dürfen. Ob diese der Einladung schließlich ge-

---

Anna vor dryn wochen zu uch syn komen, ist verhyndert groszen snoppen und hoisten halben, biet sy her in vertzieg.

71) Anders als heute üblich, gab es damals in Oberwerth Schwestern mit gleichen Vornamen. Neben Äbtissin Anna vom Stein wird in den Briefen mehrmals eine Schwester Anna erwähnt. – Zur Klausur der Konversschwestern vgl. LHAKo, Best. 701 Nr. 70, fol. 94 r: *Auch wollen wir des selben gelichen von den conversynnen susteren gehalden werden* (…).

72) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1535 Dezember 19: *Gruist myr fruntlich sere mynen liebden vader, wane er zo Cobelentz komt, ist myn flyszich bede, das er auch zo myr kome.*

73) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 129 von 1545 November 22 und Blatt 192 von 1551 März 30. – Im März 1540 schrieb sie, *myn* (…) *here dechen zo sent Castor ist myr auch gantz fremt, er kent mych nyt me*, vgl. LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 49. Georg von der Leyen, hatte als Hofmeister im Elternhaus für die Erziehung der Kinder gesorgt, vgl. Krämer, Beiträge, S. 33. – Äbtissin Anna vom Stein berichtete im August 1546 an Katharina von Palant von einem Geistlichen, *myn werdiger here dechant*, der ihr in Krankheit täglich beigestanden habe, vgl. LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 139.

74) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 69 von 1541.

75) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 69 von 1541: *Ich bied aber ytzt aller liebst moter hertzlichen und fruntlichen, wult uch off disz mal nyt enschuldigen myt uwrer unmoiglicht, wie yr ym gedayn hait. Daz yr zo Saffge komen siit, also doit ym auch daz yr zo myr komt. Bedorfft uch uwrer unmoichlicht nyt beschamen by unsz, kont yr nyt geen, so wil ich uch furen und leyden. Ich byn Gotz genaden noch junck und starck genoch dar zo. Waz die nature nyt vermach, daz sal die liebdt vollenbrengen.*

folgt ist, wissen wir nicht. Wie dem Brief zu entnehmen ist, hatte Margarethe ihre Mutter damals bereits über vier Jahre hinweg nicht gesehen. Von Tag zu Tag habe sie gehofft, die Mutter werde zu ihr kommen, darüber schienen ihr zehn Jahre vergangen zu sein.[76] Da ihre brieflich vorgetragenen Wünsche unerhört geblieben wären, sei dann Schwester Anna, wohl eine Konversschwester, geschickt worden, damit deren „lebendige Stimme" Katharina von Palant „erweiche".[77] Sichtlich war es nicht allein der Klausur geschuldet, dass die Nonne selten Besuch erhielt. Einmal bat sie die Eltern, sie nicht länger warten zu lassen, mehr als zwei Jahre habe man sich nicht gesehen und diese kamen ihr wie 100 Jahre vor.[78] Ein anderes Mal klagte sie, die Eltern hätten ihren baldigen Besuch zwar über eine Verwandte angekündigt, seien dann aber nicht erschienen und von ihnen gehört habe sie auch lange nichts mehr.[79] Zweifellos fiel es der selbst weitgehend unbeweglichen Nonne nicht leicht, von der Initiative ihrer Familienangehörigen zum Besuch so abhängig zu sein.[80]

Für Margarethe bedeutete Klausur zu keiner Zeit ihres Ordenslebens, bewusst Abstand von der Familie zu nehmen. Viel eher beunruhigte sie die Vorstellung, von der Familie abgeschnitten zu sein. Briefe und Geschenke wertete sie als Zeichen stabiler Beziehung.[81] Aus der Ferne nahm sie Anteil am Leben ihrer Verwandten, erkundigte sich nach der Entbindung ihrer Schwester[82]

76) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 69 von 1541: *Ich hayn ytzt sere na iiii jair in dem hoffen gangen von dag zo dag, yr sult zo myr komen syn, duncket mych tzehn jair vergangen syn.*

77) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 69 von 1541: *Myn werdich frauwe hait als groszen hoffen und verlangen na uch alsz ich haben mag. Der halben hait suster Anna zo uch gesant, abe myn kyntlich bede und schriifft unerhorlich an uch sy, daz uch doch dan die lebendich styme erweych, der sy auch befolen hayt, daz sy uch als hertzlichen und fruntlichen beden sal, daz yrsz yr nyt solt konnen noch mogen versagen.*

78) LHAKo, Best. 48 Nr. 610, Blatt 96 vom November 1531: *Synt ich uch me dan in tzweyn jaren nyt gesene hayn, donckt mych hondert jair syn die selbe tziit.*

79) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1534 Februar 2: *Myn schwegere die marschalckynnen ist by unsz gewest und hatt myr gesait, ir sult in kurtzem zo myr komen. Ist nyt geschiet und hayn auch lange keyn boitschafft von uch vernomen.* – Die Schwägerin ist Anna Waldbott von Bassenheim. Sie war mit Margarethes Bruder Georg verheiratet, dem Marschall des Trierer Kurfürsten. Die Tochter der Eheleute, Margarethes gleichnamige Nichte, war 1544 ebenfalls Benediktinerin in Oberwerth, vgl. LHAKo, Best. 48 Nr. 36 (ohne Edition im Anhang).

80) Vgl. auch die Beispiele bei Karl-Heinz Spieß, Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters, 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Beihefte 111) Stuttgart 1993, S. 377 und S. 470f.

81) Z. B. LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 März 23: *Ich laisz uch wysszen, das ich uwre nuwe jair myt groiszer freuden entphangen hayn, dar in ich verstene, das ir myner nyt vergeszen syt.* – Vgl. zum Thema allgemein Gabriela Signori, Wanderer zwischen den ‚Welten' – Besucher, Briefe, Vermächtnisse und Geschenke als Kommunikationsmedien im Austausch zwischen Kloster und Welt, in: Krone und Schleier, Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern, hg. v. der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland und dem Ruhrlandmuseum Essen, München 2005, S. 131–141.

82) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1534 Februar 2.

oder begleitete die Verehelichung der Schwester Christina.[83] Blieben Nachrichten von zu Hause aus, wirkt sie verunsichert[84], besonders, als die Mutter nach Bartholomäus von der Leyens Tod (gest. 1539) mehr als sechs Monate kein Lebenszeichen gab. Sie schrieb: „Ich weiß nicht, wie ich es verstehen soll, fürchte, Ihr betrübt Euch so sehr wegen meines lieben Vaters Tod und seid so sehr bekümmert und besorgt um meine (…) Brüder und Schwestern, dass Ihr mich vergesst. Liebe Mutter, ich habe nun mein Hoffen allein auf Euch gesetzt. Meine Brüder sind noch jung, denken nicht mehr an mich. Ich bin ihnen fern von den Augen, noch ferner vom Herzen. Ich dachte, mein Bruder Georg wäre mir freundlicher gesonnen, als er ist. Er hat aber nun Lieberes als mich (…)“.[85] Zweifellos steckt hinter diesem Flehen auch ein materielles Anliegen. Würde die Mutter als Witwe dafür sorgen, dass Margarethes Leibzuchtrente zuverlässig einginge? Einmal musste Äbtissin Anna sie später mahnen: „Liebe Hofmeisterin, wollen Sie doch die Rente Ihrer Tochter Margarethe nicht vergessen.“[86]

Vor allem aber gibt sich Margarethe als eine Frau zu erkennen, die emotional stark an die Familie gebunden war und unter Gefühlen von Zurücksetzung, Isolation und Eifersucht litt. Bei anderer Gelegenheit äußerte sie, dass sie ihre Geschwister verlässlich im Hintergrund wusste. Alle ihre Brüder und Schwestern und andere gute Freunde täten ihr das Beste. Diese hätten sich ihr gegenüber so betragen, dass sie sich gerne und voller Zuversicht an sie erinnere. Dagegen vermisste sie die Mutter schmerzlich: Es sei ihr sehr schwer, die Mutter zu entbehren. Zugleich empfinde sie großen Trost, in ihren Anliegen bei der Mutter *hulff und sture* zu finden.[87] Hilfe und Stütze bei der Mutter

83) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 129 von 1545 November 22.

84) Z. B. LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1534 Februar 2: (…) *und hayn auch lange keyn boitschafft von uch vernomen. Weysz nyt, wie isz uch gee ader wie ichs verstene sulle*. Spieß, Familie, S. 471: “Viele Briefe von Nonnen an ihre Familienangehörigen, in denen diese um ein schriftliches Lebenszeichen oder einen Besuch bettelten, führen auf anrührende Weise vor Augen, wie bitter dieses Los empfunden wurde.“ – Diese Einschätzung halte ich für überspitzt. Denn Beer, Eltern, S. 70 beobachtet in Familienbriefen zwischen Eheleuten oder Eltern und Kindern aus der gleichen Epoche, dass auch diese Korrespondenten Unmut äußerten, wenn die Briefe ausblieben.

85) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 49 von 1540 März 2: *Weysz nyt, wie ichs verstehen sal, fuchten yr betruipt uch als sere myns lieben vaders selich abgangs halben und syt als sere bekommert und besorcht umb myn andern broder und sustern, das yr myner vergest. Liebe moder, ich hayn nu myn hoffen alleyn off uch gesatz. Myn broder synt noch junck, dencken nummer an mych, ich byn yn fere von den augen, noch ferrer vom hertzen. Ich meynt, myn broder Joirg sult myr fruntlicher syn, dan er doch ist, er hait aber nu liebersz dan mych.*

86) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 243 [Datum unklar]: *lieb hobmeysteryn uwer dochter Margreten renth wult nyt vergessen*.

87) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 129 von 1545 November 22: (…) *alle myn lieben broder und sustern myt sampt andern guden frunden myr das best doynt* (…) *und sich auch also gegen mych ertzeugt haben, das ich ein gut gehoegeniß* [= Gedächtnis, Erinnerung] *und zu versehens zu yn allen habe* (…). *doch ist isz myr sere schwere, liebe moder, uwrer zu entberen, isz ist myr doch noch dar neben eyn groiszer troist, das ich weysz hulff und sture in myn anlyens by uch, myner lieber moter, zu suchen und auch zu fynden* (…).

suchte sie selbst noch als junge Äbtissin. Wann genau sie ihr Amt antrat, ist nicht belegt, wahrscheinlich im Frühjahr 1548, denn von Mai 1548 an bezeichnete sie sich selbst als „unnütze Dienerin“[88] auf dem Oberwerth. Die Verantwortung mag sie als Bürde empfunden haben, denn im betreffenden Brief an die Mutter erwähnte sie ein aktuelles, nicht näher bestimmtes Leiden. Sie hoffte in dieser Lage auf die Gnade Gottes, daneben wollte sie sich auf vertraute Ratgeber verlassen, „auf die Hilfe und den guten Rat meiner lieben Mutter und aller guten Freunde.“[89]

Vielfach ist der Inhalt der Briefe eher dürftig. Deren hauptsächliche Funktion bestand darin, die Verbindung zur Familie aufrecht zu erhalten und für empfangene Wohltaten zu danken. So sehr unsere Protagonistin beim Schreiben „einem großen von Herzen kommenden Wunsch“[90] nachgab, so wenig verfolgte sie damit bloß eigene Interessen. Als Nonne hatte sie Gehorsam gelobt. Die Gemeinschaft, welche Vorrang vor den individuellen Wünschen beanspruchte, ist immer mitgedacht. Margarethe berichtete deshalb nach Hause auch über das Wohlergehen ihrer Mitschwestern und übermittelte deren Grüße. Wie der Konvent die Familie in seine Frömmigkeitswerke[91] einbezog, kamen Margarethes Rente der Klosterökonomie und die meisten Geschenke ihrer Eltern der Gemeinschaft zugute. Bedacht wurden einzelne Mitschwestern oder alle gemeinsam: die Priorin mit Lavendelwasser, die Äbtissin mit einem Stärkungstrunk, während die „guten Käse“[92] geteilt wurden. Margarethes Briefe geben keinen Anhaltspunkt dafür, dass sie, abgesehen von Kleinigkeiten, zwei Messer[93] etwa, über Sondervermögen verfügt hätte. Ihrem Bruder konnte sie zur Hochzeit deswegen nichts Gegenständliches schenken. Sie sei einst mit einer kleinen Mitgift abgefunden worden und habe sich einem armen Leben gestellt: „Ich bin einmal mit einem Geringen aus dem Meinen abgegangen und habe mich Gott in ein armes Leben ergeben.“[94] Das beste Beispiel dafür, dass sich in der Korrespondenz persönliche und klösterliche Interessen weitgehend deckten, ist Margarethes endgültige Aufnahme in den

88) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 153 von 1548 Mai 28: *unnütz dieneryn*. Auch in den folgenden Schreiben bezeichnete sie sich als Dienerin, vgl. LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 192 von 1551 März 30 und Nr. 618 von 1560 September 28.

89) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 153 von 1548 Mai 28: *vorhoffen zu Got dem hern, er suld syn gnade myt dar zu geben und dar neben verlayszen ich mych off huilff und guden rayd myner lieber motter sampt aller guder frund etc.*

90) Die Wendung *groiszes hertzliches verlangen* erscheint häufig in den Briefen.

91) Z. B. LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 März 23: (…) *was wir diesz helg tzyt geistlichen gutz vermogen in Gode dem heren myt beden, fasten, syngen und leszen, wollen wir uch getruwlichen mytdeylen.*

92) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 192 von 1551 März 30: (…) *myr haben auch myt danck sagung gesszen die guten kesze, yr myr geschickt hayt.*

93) LHAKo, Best. 48 Nr. 610, Blatt 96 von 1531 November 1. – Die RB sieht in Kapitel 22,5 ‚Messer' als persönliche Bedarfsgegenstände der Mönche (wie die Kleidung) ausdrücklich vor, vgl. Regula Benedicti (wie Anm. 18) S. 141.

94) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1560 September 28: *Ich byn eyn mayl myt eym geryngen abgangen usz dem mynen und mych Gode in ein arme leben ergeben.*

Konvent. Als es darum ging, die nötige Urkunde über das Leibgedinge zu erbitten, wandte sich die Novizin persönlich an die Eltern. Sie wies darauf hin, dass das Kloster bei allem Vertrauen in deren Zahlungsmoral doch stets eine Sicherheit fordere.[95] Selbstverständlich konnte die betroffene Kandidatin ihrer Familie das Anliegen nachdrücklicher vortragen als eine klösterliche Amtsträgerin. Deswegen erhielten die Eltern mit Bedacht einen privaten Brief statt eines Schreibens der Äbtissin.[96]

Zwischen dem Kloster und der Familie von der Leyen bestanden vielfältige Verbindungen. Äbtissin Anna vom Stein korrespondierte in freundschaftlichem Ton mit Margarethes Mutter Katharina von Palant. Mehrere Familienmitglieder kannte sie persönlich, wie es Grußaufträge nahelegen, manche sogar gut. Katharinas gleichnamige Tochter, also Margarethes Schwester, nannte sie liebevoll mit Kosenamen *myn liebes meyblomgen*.[97] Solche Zuneigung ist nur aus einem näheren persönlichen Kontakt erklärlich. Der Konvent konnte vom Familienverband der Nonnen mehr als nur materielle Förderung erwarten. Äbtissin Anna wandte sich an die Mutter ihrer Konventualin: „Ich habe eine Bitte an Eure Tochter, dass sie mir den großen Gefallen tun möge, und mir ihren Sohn Adamchen ein Jahr lang leihe, damit er unserem Pater am Altar diene. Ich will ihn versorgen, er soll keinen Mangel leiden. Er soll auch sauber und rein gehalten werden."[98] Katharinas Enkel Adam, ein Kind noch, sollte für ein Jahr getrennt von den Eltern in Oberwerth leben und Ministrantendienst leisten. Mit den Bauernjungen, fährt die Äbtissin fort, habe sie nur Probleme, adlige Knaben seien leichter zu erziehen. Adam gefalle ihr, daher bitte sie Katharina um Vermittlung, als „eine große Botin" an die Tochter heranzutreten, „dass sie mir den Sohn folgen lasse". Adam dürfte beim Klostergeistlichen gewohnt haben, der ihn in die Liturgie und die lateinische Sprache einführen musste. Nähere Einzelheiten über seine Betreuung und Erziehung sind

95) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 Mai 1: *Getruwt uch myn wirdich frauw und der gantz convent alles guden zo, doch die selb gewoynheit vort myt andern zo halden, so wult uch auch bewyszen und nyt langer vertzehen etc.*

96) Vgl. Claire Walker, „Doe not supose me a well mortifyed Nun dead to the world": Letter-Writing in Early Modern English Convents, in: James Daybell (Hg.), Early Modern Women's Letter Writing, 1450–1700, Hampshire/New York 2001, S. 159–176, S. 163f. In Nonnenklöstern des 17. Jahrhunderts, die der strengen tridentinischen Klausur unterlagen, führten Klosterfrauen gegen die Klausurvorschriften die Korrespondenz mit ihren Familien über die Mitgiften persönlich, um im Interesse der Klosterökonomie höheren moralischen Druck auf ihre Familien auszuüben.

97) LHAKo, Best. 48 Nr. 1, Blatt 16 von 1535 Dezember 19. – LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 243 [Datum unklar] und Blatt 138 von 1546 September 29.

98) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 243 [Datum unklar]: (…) *ich hab eyn bed an uwer dochter, das sy myr so vil zu gefallen syn wult und myr iren soyn Adamgen ein jair lang lenen, das er unsrem pater zu elter dyent. Ich wil yn versorgen, er sal keynen gebrech lyden, er sal auch suber und reyn gehalten werden.* (…) *Ich hab eyn gut gefallen in Adamgen, wult ich uch gern gebeten hayn, das ir myr eyn groser bot syn wult an uwerer dochter, das sy myr den soyn wult laisen folgen.*

nicht überliefert. Das Frauenkloster bot der Familie hier die Möglichkeit, einen Jungen unterzubringen und ihm den Weg zur Priesterweihe zu eröffnen.

In ihren letzten Lebensjahren stiftete Katharina von Palant 1551 für das Gebet und die Pflege der familiären Memoria eine kostbare Kasel, von der sich jede Spur verloren hat. Sie kam aus einer auswärtigen Paramentenwerkstatt. Gewebe und Stickerei waren gewiss in hoher ästhetischer Qualität gestaltet. Äbtissin Margarethe dankte ihrer Mutter im Namen des Konvents, dass sie das Kloster mit dem *kostlichen* Messgewand so reich beschenkt und damit ein weiteres ewiges Gedächtnis eingerichtet habe.[99]

Es ist deutlich geworden, dass die Briefe ihren Wert als Quellen nicht zuletzt daraus gewinnen, dass sie das unbedeutende und gewöhnliche Leben spiegeln. Geradezu amüsant liest sich, wie es Äbtissin Anna verstand, bei den Verwandten Spenden für den klösterlichen Haushalt einzuwerben. Nach überschwänglichem Dank für erfahrene Wohltaten trug sie gleich die nächsten Bitten vor. Katharina von Palant möge ihr zwei zweijährige Mastschweine kaufen, dafür schicke sie vier Johannistaler mit, wissend, dass das zu wenig sein könnte.[100] Ferner möge sie einen Ochsen besorgen oder dem Kloster ein Tier aus der leyenschen Herde überlassen.[101] Damit nicht genug, wollte die Äbtissin noch wissen, wo eine Geiß zu kaufen sei, nachdem Katharina sie auf den Geschmack von Ziegenmilch gebracht habe: „Ihr habt mir eine große Begierde geweckt (…). Ich möchte so gern eine hübsche große Geiß haben, kann bei uns keine finden. Ich brauche Euren Rat, wie ich eine bekommen könnte“.[102] Erhoffte sie sich wirklich nur einen Rat? Wohl kaum, indem sie ihrer beider mütterliche Rolle und Sorge gleichsetzte, scheint nicht nur ihr Selbstverständnis

---

99) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 192 von 1551 März 30: *Vortmer, lieb motter, dancke ich uch sampt das gantz convent fruntlich sere, das yr unszer cloister so rychlig begabt und die ere Gotz gebesszert myt dem kostlichen myszgewant, yr unsz gesant, da myt yr noch ein ewig gedechtenisz in unszerm cloister gemacht hayt, uwrer alweg zu gedencken, im leben und im doyt myt unszerm gebed zu Got dem heren.* – Zum liturgischen Obergewand des Priesters im 16. Jahrhundert vgl. Joseph Braun, Die liturgischen Paramente in Gegenwart und Vergangenheit, Ein Handbuch der Paramentik, München 1924, S. 100–119.

100) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 138 von 1546 September 29: *Auch ist aber myn fruntlich bed, kundt ir myr uber kommen tzwey grober langer schwyn von tzweyn jaren ader dar by. Was jung ist, das nympt nyt so balt zu an dem fleysch, das ich sy inlegt. Ich schick uch hie vier Johynisz daler, das ir myr sy keufft, was mehe dar off geht, wil ich myt uwererm liep gewerden.*

101) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 138 von 1546 September 29: (…) *ich wult gern noch eynen lypp ossen by uch gelten, wan er zu uber komen wer. Wan das nyt zu thoyn ist, wult ich fruntlich lieb motter uch ortmudencklich gebeten haben, myr eynen lypp ossen von uwerer hert laissen wult umb das gelt, wan ir sy doch usz der weyden moiszt schlagen.*

102) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 138 von 1546 September 29: (…) *ir hayt myr eyn groisz begerdt gemacht myt der geyssen milch. Wult so gern eyn hubsch grosz geysz haben, kan by uns keyn uber kommen. Biegeren uwersz raitz, wie ich eyn bekomen sull.* – Ziegen waren damals Michlieferanten kleiner bäuerlicher Betriebe, vgl. Otto Volk, Wirtschaft und Gesellschaft am Mittelrhein vom 12. bis zum 16. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 63) Wiesbaden 1998, S. 292.

auf, sondern forderte sie Katharinas Hilfsbereitschaft und Freigiebigkeit heraus: „Ich bitte, nehmt es nicht für ungut, dass ich Euch so beschwere und mühe mit meinen Sachen, ach herzliebe Mutter, wer viele Kinder hat, der muss auch viele Sorgen haben, das erkennt Ihr gut an Euch selber (…)“.[103] Die Ziege dürfte schon bald in Oberwerth eingetroffen sein.

Was ist den Briefen über den klösterlichen Lebensvollzug in Oberwerth sonst noch zu entnehmen? „Beten, Fasten, Singen und Lesen“[104] prägte den Tageslauf. Ein Nachtoffizium war üblich, denn Margarethe erwähnt ihren „Gottesdienst“ bei „Nacht und Tag“.[105] Daneben fertigten die Klosterfrauen textile Handarbeiten, mit denen sie Wohltäter und Angehörige beschenkten. Margarethe schickte mehrere „Tüchlein“ nach Hause.[106] Dass die Nonnen im Sinne der Observanz am gemeinsamen Tisch im Refektorium aßen, lässt sich aus Margarethes Bemerkung ableiten: sie sende etliche „Osterfladen“, damit „Ihr versucht, wie unsere Kost schmeckt“, während die Nonnen dankbar die guten Käse gegessen hätten, die die Mutter geschickt hatte.[107] Es gab ein besonderes Ostergebäck und wohl auch eine Klosterkost, die sich vom Speisezettel im Hause von der Leyen so deutlich unterschied, dass die Mutter einmal selbst probieren sollte.

Die Briefe aus dem Benediktinerinnenkloster Oberwerth eröffnen Einblicke in die Bedingungen des Klostereintritts, die klösterlichen Lebensverhältnisse und die Vorstellungen der Nonnen. Sie zeigen, dass Kontakte und Begegnungen mit den Verwandten in der ‚Welt‘ in keinem Widerspruch zu einem ernsthaften geistlichen Leben standen. Die Fremdheit, aber auch die Vertrautheit des Vergangenen wird besonders in der Sprache erfahrbar. Obwohl die Briefe in deutscher Sprache abgefasst sind, lassen sie sich nicht ohne eine gewisse Mühe lesen. Diese Anstrengung indes lohnt, denn im Wortlaut der im Anhang abgedruckten Briefe erschließt sich das Selbstverständnis der schreibenden Nonnen am deutlichsten.

---

103) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 138 von 1546 September 29: (…) *ich biet, nyt nempt zu ungut, das ich uch so beschweren und moen myt mynen sachen. Ach hertz liep motter, der vil kynder hayt, der moesz auch vil sorg hayn, das erkent ir wol an uch selber.*

104) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 März 23.

105) LHAKo, Best. 48 Nr. 36 von 1528 November 25: *Hayn ich mych diesz kurtz tziit versoicht nacht und dage in Gotz dienst na dem willen und bescheydenheit myner obersten* (…).

106) LHAKo, Best. 48 Nr. 618 von 1528 März 23: *Myn liebe weszgen und ich senden uch myteynander eyn dochelgen und myner suster eyn klock, hayn ich selbs gemacht*. Worum es sich bei einem *klock* handelt, konnte nicht ermittelt werden. LHAKo, Best. 48 Nr. 610, Blatt 96 von 1531 November 1: ein *dochelgen*.

107) LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 192 von 1551 März 30: (…) *ich send uch hii etlich oster fladen, daz yr versorgt, wie unszer kost schmackt, myr haben auch myt danck sagung gesszen die guten kesze, yr myr geschickt hayt*.

Anhang

Zur Textgestaltung: *sz* wurde beibehalten; *y* ebenso, jedoch als Ligatur für *ii* aufgelöst; *u* und *v* sind entsprechend dem Lautwert wiedergegeben. Eindeutige Kürzungen wurden aufgelöst. Zur besseren Lesbarkeit wurden Satzzeichen eingefügt. Ergänzungen der Herausgeberin stehen in [ ].

Häufig sind folgende Eigenheiten: ein *y* ist als ein ‚i' zu lesen; bei Doppelvokalen ist der zweite Vokal oft ein Dehnungsvokal, in der Regel *i* oder *e*, also lies *cloister* als ‚closter', lies *Mayndag* als ‚Mandag', lies *gespairen* als ‚gesparen', lies *froe* als ‚fro'.

1. 1528 März 23, Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre Mutter Katharina von Palant: sie dankt für Neujahrsgeschenke, bittet um Besuch von der Familie und schickt textile Handarbeiten als Geschenk.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 618, unpaginiert)

Der eirndogenhafftigen frauwen Katherynen von der Leyen geboren von Pallant, myner hertzer lieber moder, sal dieszer brieff in ir hant.

Ihesum Christum den gecrutzichten wunschen ich uch myt alle sym verdienst, syns helgen lydens in uwre hertz und sele vor eynen aller fruntlichsten grusz, hertz aller liebst moder. Ich laisz uch wysszen, das ich uwre nuwe jair myt groiszer freuden entphangen hayn, dar in ich verstene, das ir myner nyt vergeszen syt. Ich hatt aber groisz hoffen und verlangen gehait, ir sult myrs selber bracht hayn. Ich will Got den heren getruwlich vor uch alle bieden, das myr unsz noch dieszen somer myt freuden moiszen sene. Und ist myn fruntlich bede an uch, mynen aller liebst vader und moder, das ir myt mynen lieben brodern und sustern wult zo myr komen als bald ir kont, want mych sere na uch verlangert etc. Myn wirdich frauw und myn lieb waisz[108] von Kronenberg[109] dancken uch fruntlich irs nuwen jairs. Sy wollen isz alletzyt gegen God und mych verdienen. Wulden wir uch gern wieder umb etwas senden, syn wir tzistlicher gaben arm. Myn liebe weszgen und ich senden uch myteynander eyn dochelgen und myner suster eyn klock, hayn ich selbs gemacht. Wult zo danck nemen unsz airmoit und kleyn vermogen, was wir diesz helg tzyt geistlichen gutz vermogen in Gode dem heren myt beden, fasten, syngen und

108) *waisz*: Base, d. h. Cousine.

109) Margarethe von Kronberg wohl eine Tochter des Frank von Kronberg und der Margarethe von der Leyen, einer Tante der gleichnamigen Nonne, vgl. Krämer, Beiträge, Faltbeilage S. 162 ff.

leszen, wollen wir uch getruwlichen mytdeylen. Nyt me uff diesz tzyt, da myt synt befolen dem schyrm des almechtigen, der uch lang tzyt beware in gesontheit, selen und lybs. Geschrieben uff Mayndag na halb fast myt myner eygend hant in dem jair des heren xv^{c} und xxviii.

Margreth von der Leyen, uwre lieb dochter uffm Oberwerd boben Coble[nz].

2. 1528 Mai 1, Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre Eltern Bartholomäus von der Leyen und Katharina von Palant: sie dankt für ihre Rente, bittet um Beurkundung der Mitgift und kündigt die bevorstehende Profess an.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 618, unpaginiert)

Dem eirnffesten Bartholomeus von der Leyen und Katherinen von Pallant, syner huiszfrauwen, mym hertzen lieben vader und moder in yr hant.

Die frolich ufferstentenisz unszers lieben heren wunschen ich uwrer liebden vor eynen aller fruntlichsten grusz, hertz aller liebst vader und moder, das isz uch woil gyng zo selen und lyb begeren ich myt groiszem hertzlichen verlangen zo horen da myt. So wyst mych, uwre liebe dochter, und unsz alle von Gotz genaden in gesontheit und woilmogenheit und das ich myn rent, ir myr gesant myt dem zolschryber von Boppart, myt groiszer freuden entphangen hayn, dar in verstanden uwre groisz liebd, das ir myner nyt vergeszen syt. Ist myn flysszich bede, das ir myr doch den brieff machen wult zo eyner versycherung dem cloister, want gewoynheit ist, nyemant uff zo nehmen in unszer cloister, er hab zo irst synen brieff. Getruwt uch myn wirdich frauw und der gantz convent alles guden zo, doch die selb gewoynheit vort myt andern zo halden, so wult uch auch bewyszen und nyt langer vertzehen etc. Auch laiszen ich uch wysszen, das ich noch stanthafftich byn zo vollenherten[110] in eym geistlichen stait und hayn den orden eyn halb jair versucht, hoffen myt Gotz hulffen zo volbrengen, und mych noch nust zo swer noch unmoglich dunckt syn, bieden uch fruntlich, myr dan mynen hogetziitlichen dag irlichen usz zo rychten, hayt ir noch eyn halb jair friist, uch dar gehn zo stellen, doch want isz uch und auch unsz in der wyntter tzyt ungelegen ist, so mochten myn here der abt und myn wirdich frauw uch zo lieb und zo eren das balder laszen geschene als vor dem herbst, unsz dan laiszen wysszen eynen benanten dag, wan isz uch zo doyn wer etc. Grust myr alle myn broder und susteren

110) *vollenherten*: volherten, d.h. ausdauern, ausharren.

frundtlich sere. Myn wirdich frauwe und myn lieb waisz von Kronenberg[111] entbeden uch iren fruntlichen grusz und alle unsz lieben myt junffrauwen. Nyt me uff disz tziit da myt syt befolen Gode dem almechtigen, der uch lang tzyt bewaire in sontheit selen und libs. Geschrieben uff sent Philipps und Jacobs dag anno Domini xv^{c} xxviii.

Suster Margreth von der Leyen, uwre lieb doichter uffm Oberwerd boben Cobelentz.

3. 1528 November 25, Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre Eltern Bartholomäus von der Leyen und Katharina von Palant: sie teilt den Vollzug der Profess mit und dankt für das Tuch für ein Ordenskleid.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 36, unpaginiert)

Dem eirnffesten Bartholomeus von der Leyen und Katherynen von Pallant, syner eelichen huiszfrauwen, mym hertzen lieben vader und moder in ir hant.

Myn flysziges gebet myt allem gude, ich vermach in Gotz dienst myt syngen und leszen nacht und dag, wunschen ich uwrer liebden hertz aller liebst vader und moder. Ich laisz uch wiiszen myn gesontheit und woilmogen von Gotz genaden und das myn here der abt ist hie by unsz gewest na aller helgen dag und hayt myn gespiel und mych gekleyt den Sondage vor sent Mertens dage. Hayn ich mych diesz kurtz tziit versoicht nacht und dage in Gotz dienst na dem willen und bescheydenheit myner obersten, hoffen ich myt Gotz hulffen zo vollenherten[112] in dieszem geistlichen stayde myn lebdage. Byn noch in der selber meynung, willen und uffsatz als ir von myr gescheyden syt, von Gotz genaden ist myr nach nychtz zo swere noch zo hart gewest. Ich getruwe ze Gode, der myr hait gegeben woil zo begynnen, er sulle myr auch geben woil zo enden etc. Hertz aller liebst vader, wyst als ich dieszen brieff halff geschrieben hat, ist suster Effgen komen und hait myr daz hubsche doich zo dem rock bracht, das ir myr gesant hait, byn ich von hertzen sere erfrauwt, want mych na sulcher kleydung verlangert hait synt der tzyt, das ich in dys cloister komen byn, und wuld nyt dar vor nemen alle den gesmock und getzierd dieszer werelt und dancke uch fruntlich uwrer vederlicher truwen, ir myr uwrem kynd ertzeygt hait, das ir myr also guit doich gekaufft. Ich will isz umb uwren willen alletzyt desta me in eren halden und wil Got getruwlich vor uch alle bieden, das isz uch geluckselich gee in alle uwren anlygenden sa-

111) Margarethe von Kronberg.
112) *vollenherten*: volherten, d.h. ausdauern, ausharren.

chen. Nyt me, grust myr myn lieb suster Katheryna und alle myn lieben broder. Myn wirdig frauwe entbiudt uch iren frundtlichen grusz, deszselben gelych myn weszgen von Cronenberg[113] und alle der gantz convent, sy bewyszent myr alle dogent und fruntschafft und wollen Got den heren auch getruwlich bieden vor uch und alle die uwren, der uch alle myt eynander lang tzyt gefryst in gesontheit, selen und lybs. Geschrieben uff sent Katherynen dag im jair des heren xv^{c} xxviii.

Suster Margreth von der Leyen, uwre lieb dochter uffm Oberwerd.

4. 1531 November 1, Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre Eltern Bartholomäus von der Leyen und Katharina von Palant: sie bittet um Besuch, berichtet von einer Epidemie, dankt für Geschenke, darunter Tuch für einen Habit, und schickt selbst eine textile Handarbeit als Geschenk.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 610, Blatt 96 – Textverluste durch Wasserschaden)

Dem eirnfesten Bartholomeus von der [Leyen und] Katherynen, syner elicher huiszfrauwen, geboren v[on Pallant], mym hertzen aller liebsten vader und moder [in ir hant].

Die ewig und ummerwerende freude aller helgen wunschen ich uch, hertz aller liebst vader und moder. Ich hayn verstanden im kortzem uwrer beyder gesontheit und woilmogen von Gotz genaden und das ir ytzont beyde zo Saffg[114] syt, byn ich von hertzen froe, das ir myr also na syt. Ich hoffen myt groiszem hertzlichen verlangen alle dage, ir sult mych ansprechen. Ist auch myn flyszich bede, mych nyt zo laiszen, want mich sere verlanget na uch. Synt ich uch me dan in tzweyn jaren nyt gesene hayn, donckt mych hondert jair syn die selbe tziit. Ich hayn Got den heren getruwlich na allem vermogen semencklich myt alle unszern myt junffrauwen und wasszen[115] vor uch beyde gebeden in urer kranckheit und mancherley bekumernisz, uch bynnen dieszer tziit uber fallen hayt. Wult doch nu zo myr komen, das wyr frolich myt eynander syn, synt uch Got der Here noch gefriist hayt, unsz uwren lieben kyndern zo troist. Und das sterben umb unsz her gewest auch nu hayt uff gehort und ist auch, Got habe danck, in unszerm cloister gantz guit. Abe sych uwre gelegenheit also begebe, myn lieben sustern myt uch zo brengen, wult myr doch

113) Margarethe von Kronberg.
114) Saffig (Verbandsgemeinde Pellenz, Landkreis Mayen-Koblenz).
115) *wasszen*: Basen.

dieszer beden nyt versagen. Konde ich als woil zo uch komen als yr zo myr, ich wult nyt als lang vertzogen hayn. Nyt me uff diesz tzyt, dan syt befolen dem schyrm des almechtigen, der uch be[wa]re lang tziit in sontheit selen und lybs, myn lieb waisz Merg von Kronenberg[116] entbaidt uch iren fruntlichen grusz und verlangert na uwrer zo kunfft als ich selber. Geschrieben myt yle uff aller helgen dag im jair des heren xv^{c} xxxi.

Hertz aller liebst moder, wiist, das ich uwre kostlich kyrben, ir myr gesant hait, als das doich zo [ein]em rock, eynen f.[117] und eyn par messzer myt groißer freuden entphangen hayn, wuld uch doch lieber selbs sehen, dancken uch fruntlich uwrer besonder dogent und liebden, ir myr […] sene, daz ir myner nyt vergeszt und mych also moderlich bedenckt, wult doch bald […] vader myr komen, ich will Got sere bieden, das wyr unsz gesont und frolich moiszen sene. Ich senden uch […] mym lieben vader eyn dochelgen […] macht vor eyn kleyn gedechtisz […].

Suster Ma[rgarethe], […]

5. [nach 1531], Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre Eltern Bartholomäus von der Leyen und Katharina von Palant: sie dankt für ein Geschenk, bittet um Besuch, erkundigt sich nach den Geschwistern und berichtet über die Krankheit einer Mitschwester.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 618, unpaginiert)

Dem eirnfesten Bartholomeus von der Leyen und Katherinen von Pallant, syner eelicher huiszfrauwen, mym hertzen aller liebsten vader und moder in ir hant.

Jhesum Christum vor eynen aller fruntlichsten grusz, hertz aller liebst vader und moder. Ich laisz uch wysszen, daz ich myt freuden uwre woildait entphangen hayn uff diesz tzyt, verstanden uwrer beyder gesontheit, dar na mych ser verlangert hait. Dar by gemyrckt uwre vederlich und moderlich truw, daz ir myner gedenckt, des und alles gutz dancken ich uch fruntlich. Ich hayn sere gehofft, ir sult na dieszen ern zo myr komen. Wann isz uch gelegen wer, wuld ich sere dar umb bieden. Ich wuld auch gern wysszen, wie isz alle mynen brodern und sustern gyng, besonders myner lieber suster uff Lantz-

116) Margarethe von Kronberg.
117) Es ist unklar, was mit dieser Abkürzung bezeichnet wird.

kroyn.[118] Ich laisz uch auch wiisszen, daz isz unsz allen von Gotz genaden noch woilgeeth und gesont syn. Unser lieb suster Anna hait synt Pynxstag in harttem febrysz zo bett gelegen, ist noch fast swach, ist unsz allen getruwlich leydt. Hoffen von dag zo dag, isz sulle besszer werden. Nyt me uff dysz mail, myn wirdig frauw entbiudt uch yren fruntlichen grusz und begert auch, daz ir bald zo unsz kompt, dezselben gelich myn lieb waisz Merg von Kronenberg[119] und alle unsz lieben mytjunffrauwen.

Hie myt syt Gode befolen, der uch bewar in gesontheit selen und lybs.

Datum dominica quinta post Pentecostem Exaudi [sic!].

Suster Margreth von der Leyen, uwre lieb dochter uff O[berwerd].

6. 1534 Februar 2, Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre Eltern Bartholomäus von der Leyen und Katharina von Palant: sie bittet um Besuch und Nachrichten von der Familie.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 618, unpaginiert – Textverlust durch Wasserschaden und Schnitt)

Dem eirnfesten Bartholomeus von der Leyen und Katherynen von Pallant, syner eelicher huiszfrauwen, mym hertz aller liebsten vader und moder in ir hant.

Myn flysziges gebet myt allem vermogen in Gode dem heren, hertz aller liebst vatter und motter. Ich laisz uch wiiszen myn gesontheit von Gotz genaden, des selben gelichen begeren ich myt hertzlichem groiszen verlangen von uch allen zo horen. Myn schwegere, die marschalckynnen[120], ist by unsz gewest und hatt myr gesait, ir sult in kurtzem zo myr komen. Ist nyt geschiet und hayn auch lange keyn boitschafft von uch vernomen. Weysz nyt, wie isz uch gee ader wie ichs verstene sulle. Wult myr doch balde eyn antwert laiszen wiisszen von uch allen und besonder von myner lieber suster, abe sy myt geluck entbonden sy, want ich Got den heren alle dage getruwlich vor uch bieden. Ich hoffen, synt diisz hart weder von Gotz genaden ist abgangen. Ir sult nu balde zo myr komen, das myr frolich myt eyn ander mogen syn, dar na mych sere verlangert. Myn werdich frauwe entboidt uch yre fruntlichen

118) Burg Landskron bei Ahrweiler. Margarethes Schwester Katharina von der Leyen war seit 1531 mit Hermann Quadt von Landskron verheiratet, vgl. Krämer, Beiträge, Faltbeilage S. 162 ff. Daraus ergibt sich auch die Datierung des Schreibens.

119) Margarethe von Kronberg.

120) Anna Waldbott von Bassenheim, verheiratet mit Margarethes Bruder Georg von der Leyen, dem Marschall des Trierer Kurfürsten, vgl. Krämer, Beiträge, S. 38.

gruisz, deszselben gelichen myn liebe waisz von Kronenberge[121] und alle unsz lieben junffrauwen. Nyt me uff diisz mail, dan syt befolen dem schyrm des almechtigen, der uch gefriist in gesontheit, selen und lybs. Datum in Dominica Exurge anno Domini xv^{c} xxxiii more Treverensis.

Suster Margreth von der [Leyen], doichter, cloister junffrauwe uff O[berwerd].

7. 1535 Dezember 19, Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre Mutter Katharina von Palant: sie dankt für Geschenke, schickt Genesungswünsche und bittet um Besuch.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 618, unpaginiert)

Der eirndogenhafftigen frauwen Katherynen von der Leyen geborn von Pallant, myner hertzer lieber moder, sal dieszer brieff in ir hant.

Ihesum Christum, den zu kunfftigen konyck, wunschen ich uwrer liebden vor eynen fruntlichen grusz, hertz aller liebst moder. Ich laisz uch wiisszen, das ich uwre schriifft und den flaisz, ir myr gesant hait, entphangen hayn. Dar by verstanden, das ir, myn lieb moder und myn lieb suster Katherina, ytzont nyt starck en syt. Ist myr getruwlich leyt, als eym getruwen kynd bylch syn sal. Wil ich diesz helg tziit das nuw geborn kyntgen flysszlich vor uch all bieden, semencklich myt allen unszern myt junffrauwen, das er uch gesontheit verlyhe zu selen und lybe, das myr unsz balde myt freuden moiszen sehn und dancke uch uwrer groiszer dogent und liebden, das ir myner noch gedenckt in uwren swerer kranckheit und lyden, das und alles guit hoffen ich zo verdienen na allem vermogen gehn Gode den heren. Die priurne[122], die dick frauwe, danckt uch flyszich des guden lavendel waszers, das ir ir gesant haynt, ist ir zo groiszem danck, sy wils noch beszer umb mych verdienen. Gruist myr fruntlich sere mynen liebden vader, wane er zo Cobelentz komt, ist myn flyszich bede, das er auch zo myr kome, des selben gelichen gruist myr alle myn lieben broder und sustern, wann ir boitschafft zo yn hait. Myn lieb waisz von Kronenberg[123] und alle unszer gantze convent entbiedent uch iren fruntlichen groisz myt yrem innichen gebede zo Gode dem almechtigen, der uch moisz geben gesontheit selen und lybs. Geben off den vierten Sondag in dem Advent im jair unszers heren xv^{c} xxxv.

---

121) Margarethe von Kronberg.
122) *priurne*: Priorin.
123) Margarethe von Kronberg.

Suster Margareth von der Leyen, uwre lieb dochter, cloister junffrauwe uffm Ober werde boben Co[belenz].

8. 1535 Dezember 19, Koblenz-Oberwerth

Äbtissin Anna vom Stein an Katharina von Palant: sie erklärt, dass Schwester Anna wegen einer starken Erkältung den vereinbarten Kauf von Hafer noch nicht habe abwickeln können und bittet um Stundung der Rechnung für das Getreide, bis das Kloster das Geld für seine Weine eingenommen habe.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 1, Blatt 16)

An die erndogenhafftig frauw Katherina von der Leyen geboren von Pallant, Culsch hobmeysteryn[124], myner gunstiger frundynnen.

Mynen fruntlichen groisz zu vor an erndogenhafftig liebe frauwe. Ich laisz uch wyssen, daz isz unsz sampt uwerer dochter noch wol geht. Des selbigen begere ich von uch und den uwern zu vernemen. Wie wol ich doch verstehn, daz ir vast unrustich syt in uwerer alder krenckt, ist myr getruwlich leydt, Got sal isz wanden. Vort als uwer dogent begert zu wyssen noch dem abscheyt, ich mich myt uch vertragen hat, am yünxten ir by myr wairt. Der haber halb solt schwester Anna vor dryn wochen zu uch syn komen, ist verhyndert groszen snoppen und hoisten halben, biet sy her in vertzieg. Her umb sag ich uch groszen fruntlichen danck, daz ich uch also vil bekumert hayn. Got hayt mich beraden, an scholt moisz ich mich behelfen umb des mynsten kosten als lang isz wert. Bied frundtlich, ist isz uch doch moglich zu doyn unß zu verlegen als vil die haber wert ist, dan wir noch keyn gelt haben von unszern wynen. Ich wils uch gutlich weder betzalen, wan ich daz gelt kryegen sal, uch schwester Anna zu danck betzalen. Ich laisz die haber nyt gern, so sy also dure wirt. Ich kann irer nyt wol entberen durch daz jair. Ich bied uwer dogent, myr her in zo doyn als ich uch zu getruwen. Hie myt vil guter nacht von myr sampt dem gantzen convent und vil guter nacht urer dochter Katerina, mym lieben meyblomgen. Datum den virten Sontag im Advendt anno Domini xv^{c} xxxv.

Anna vom Steyn, frauwe offm Oberwerd

124) ‚Kölsche Hofmeisterin': Katharinas Ehemann Bartholomäus von der Leyen war u. a. kurkölnischer Hofmeister und Amtmann in Andernach, vgl. Krämer, Beiträge, S. 28.

9. 1540 März 2, Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre verwitwete Mutter Katharina von Palant: sie sorgt sich wegen der Gebrechen der Mutter, vor allem aber wegen deren Schweigen seit dem Tod des Vaters und fühlt sich von den Angehörigen vergessen.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 49)

Der eirn dogenhafftiger frauwen Katthrinen von Pallant, na gelaiszen wietwen Bartholo. von der Leyen, myner hertz lieber moder zo henden.

Myn flysziges gebet myt allem gude ich vermag in Gotz dynstz, besonder in dieszer helger tzyt der fasten, wunszchen ich uch vor eynen aller fruntlichsten groisz, hertz aller liebst moder. Ich laisz uch wisszen myn und unszer aller gesontheit und woilmogenheit von Gotz genaden. Des selben gelichen byn ich myt groiszem verlangen zo horen von uch und alle mynen brodern und sustern. Auch hayn ich vernomen lieb moder, das yr ytzt fast unrustig siit der lenden halben, welches myr getruwlichen und hertzlichen leyt ist, weysz uch doch nyt anders zo helffen, dan myt mym flyszigen gebet zo Gode dem heren, das er uch uwre best vorsehe zo selen und lybe. Dar neben, liebe moder, befremt mych sere, das yr myr als langsam boitschafft doit, want ich synt myns lieben vaders selich doit[125], dem Goit genade, nust von uch vernomen hayn. Weysz nyt, wie ichs verstehen sal, fuchten yr betruipt uch als sere myns lieben vaders selich abgangs halben und syt als sere bekommert und besorcht umb myn andern broder und sustern, das yr myner vergest. Liebe moder, ich hayn nu myn hoffen alleyn off uch gesatz. Myn broder synt noch junck, dencken nummer an mych, ich byn yn fere von den augen, noch ferrer vom hertzen. Ich meynt, myn broder Joirg[126] sult myr fruntlicher syn, dan er doch ist, er hait aber nu liebersz dan mych. Myn wirdich here dechen zo sent Castor[127] ist myr auch gantz fremt, er kent mych nyt me, moisz soilges Gode befelen. Liebe moder, wult mych doch balt laiszen wisszen, wie isz myt uch allen gelechen sy etc. Myn wirdich frauwe und myn wasze von Kroynen[burg] und die junffern alle sament doynt uch frunthlich sere gruiszen, dar nebem liebe moder gruiszt myr auch sere alle myn broder und sustern, besonder myn swegerin. Hie myt will ich uch befelen dem schyrm des almechtigen, der uch wul gespar und gefrysten in lang lebiger gesontheit, selen und lybs und unsz gunnen, unsz bal-

125) Bartholomäus von der Leyen, gestorben 1539, vgl. Krämer, Beiträge, S. 134.

126) Georg von der Leyen, seit 1537 verheiratet mit Anna Waldbott von Bassenheim, vgl. Krämer, Beiträge, S. 38.

127) Georg von der Leyen, Dekan im Koblenzer Kollegiatstift St. Kastor, war der Sohn von Bartholomäus Bruder Werner von der Leyen. Er hatte als Hofmeister im Haus seines Onkels für die Erziehung der Kinder gesorgt, vgl. Krämer, Beiträge, S. 33.

de myt freuwden zo sehen. Geschrieben myt yle off Dynstag na dem drytten Sondag in der Fasten anno Domini xv^{c} und xl.

Margriet von der Leyen, cloister junffer offm Oberwerdt boben Covelentz, uwre liebe dochter.

10. 1541 ‚hude Mandag', Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre verwitwete Mutter Katharina von Palant: sie sorgt sich wegen der Gebrechen der Mutter, sehnt sich nach deren Besuch und lädt die Mutter zu einem Erholungsaufenthalt ins Kloster.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 69)

Der eirndogenhafftiger frauwen Katthrynen von Pallant, na gelaiszen wiedtfrauwe von der Leyen, myner hertz lieber moter sal dieszer breff in yr hant.

Ihesum Christum vor eynen fruntlichen groisz, hertz aller liebst moter, ich laisz uch wisszen myn und unszer aller gesontheit und woilfart von Gotz genaden. Des selben gelichen byn ich myt verlangendem hertzen von uch allen zo vernemen, want ich in langer tzyt nyt anders von uch myner lieber moder vernomen habe, dan uwre kranckheit und unmuglicheit der leinden halben, das mych nyt wenig betroipt, als isz eym getruwen kynt syn sal. Weysz uch hii in und in alle uwren lyden nyt andersz zo helffen, dan myt mym flyszichen gebede dag und nacht zo Gode dem heren, der uch uwre best versehen wul zo selen und zo lybe. Dar neben, liebe moter, habe ich vernomen, wie daz yr myt allen mynen frunden zo Saffge[128] syt. Daz mych hertzlichen erfrauwt hait, als daz ich nu uwre moderlich liebd da frylicher bieden mach zo myr zo komen, synt yr myr als na siit. Ich habe als groiszen verlangen na uch, daz ichs uch nyt geschryben kanne. Ich hayn ytzt sere na iiii jair in dem hoffen gangen von dag zo dag, yr sult zo myr komen syn, duncket mych tzehn jair vergangen syn. Kan aber wol erkennen, daz isz nyt in uwrer gewalt ist, sonder in der gewalt Gotz, der isz myt vil wiederwerdicheit eyn mittel ist. Wer des nyt, so weysz ich, hayn auch usz zom dyckin mail befonden, daz uwre moterlich liebdt mych nyt als lang verlaiszen hett. Got der here musz isz keren und wenden zo der selen heyl. Ich bied aber ytzt, aller liebst moter, hertzlichen und fruntlichen, wult uch off disz mal nyt enschuldigen myt uwrer unmoiglicht, wie yr ym gedayn hait. Daz yr zo Saffge komen siit, also doit ym auch daz yr zo myr komt. Bedorfft uch uwrer unmoichlicht nyt beschamen by unsz, kont

128) Saffig (Verbandsgemeinde Pellenz, Landkreis Mayen-Koblenz).

yr nyt geen, so wil ich uch furen und leyden. Ich byn Gotz genaden noch junck und starck genoch dar zo. Waz die nature nyt vermach, daz sal die liebdt vollenbrengen. Dar neben, lieb moder, hayt yr myr zo dick mailen entboden und auch selbs befolen, wesz ich begere, daz sul ich von uch heyszchen, isz sul myr alltziit unversacht syn. So ist ytzt daz alleyn myn begert, daz ir off disz mail zo myr komt, ye yr scheydt. Wan yr by myr siit, so will ich uch dan sagen, waz ich me begere. Myn werdich frauwe hait als groszen hoffen und verlangen na uch alsz ich haben mag. Der halben hait suster Anna zo uch gesant, abe myn kyntlich bede und schriifft unerhorlich an uch sy, daz uch doch dan die lebendich styme erweych, der sy auch befolen hayt, daz sy uch als hertzlichen und fruntlichen beden sal, daz yrsz yr nyt solt konnen noch mogen versagen. Myn werdich frauwe wult gern selbs hulff und sture dar zo doyn, wist sy, wie sy uch mucht zo unsz brengen. Sy wil als froilichen und guder dynge myt uch syn, daz sy verhofft zo God, yr sult von syner hulffen gantz starck und gesont by unsz werden. Dar umb, myn aller liebst moder, wul unszer dieszer fruntlicher beden nyt versagen und wult unsz myt uwren guden frunden ansprechen ie yr scheydt, synt yr ytzt alle by eyn siit. Nyt me off diesz mail, dan grust myr fruntlichen sere ale myn lieben frunt. Myn werdich frauwe und myn wasz von Kroynenberg[129] myt sampt dem gantzen convent doynt uch alle fruntlichen sere gruszen myt yrem flyszichen gebede zo God dem heren, der uch alle wull gesparen und gefrysten in lang lebiger gesontheit, selen und lybs und gunnen unsz bald myt freuden zo sehen, liebe moter wult myr myn schryfft nyt vor ungude halden, dan isz ist komen usz kyntlicher liebden und wult dieszen brieff zo stondt verburnen, daz er nemant me zo leszen werde, ylens geschrieben off hude Mandag im jair des heren xv^{c} und xli.

Suster Margriet von der Leyen, cloister junffer offm Ober werd boben Covelentz, uwre lieb dochter.

11. 1545 November 22, Koblenz-Oberwerth

Margarethe von der Leyen an ihre verwitwete Mutter Katharina von Palant: sie spricht der kranken Mutter Trost zu und gesteht ein, auf deren Hilfe und Stütze in allen Anliegen besonders angewiesen zu sein und thematisiert ihre Berufung zu einem Leben des Gebets.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 129)

Der eirndogenhafftiger frauwen Katthrinen von Pallant nagelaiszen wietfrauwe von der Leyen, myner hertz aller liebsten moter zu eygener hant

129) Margarethe von Kronberg.

Mynen fruntlichen grusz myt mym fliiszigen gebet und allem guden, ich vermag in Got dem almechtigen zu aller tziit zu vor an, hertz aller liebst moder. Ich laisz uch wissen, das ich von den genaden Gotz noch starck und gesont syn, Got habe lobe und danck, und gebe isz myr wol zu gebruchen zu syner eren und der selen heyl. Vorter hayn ich vernomen von mym werdigen heren dechen[130], der im kortzen hy by myr geweszen ist, und myr sagt, wie das yr myn lieb moder ytzt sere unrustig siit an dem feber, das uch dan hart angangen hayt. Das selb mych gantz sere betroipt und von hertzen leyt ist, weysz Got der selb moisz isz zu dem besten fugen zu sym gotlichen lobe. Lieb moder, ich hat alles gehofft, yr sult noch eyn mail zu myr syn komen, welches mych uber alle myner andern frund erfrawt hett, wie wol das alle myn lieben broder und sustern myt sampt andern guden frunden myr das best doynt und sere guder hant synt und sich auch also gegen mych ertzeugt haben, das ich ein gut gehoegenisz[131] und zu versehens zu yn allen habe, welches ich mych groiszlichen von yn bedancken. Doch ist isz myr sere schwere, liebe moder, uwrer zu entberen, isz ist myr doch noch dar neben eyn groiszer troist, das ich weysz hulff und sture in myn anlyens by uch, myner lieber moter, zu suchen und auch zu fynden, welches myr Got noch lang wol gonnen zu gebrochen. Liebe fruntlich moder, ich wult, das ich uch in uwrer kranckheit zom besten kont helffen und raden, wult ich von gantzem hertzen gern doyn. Doch das selb, das ich vermach, darumb mych Got zu dem geystlichen stade beroffen hayt, als myn fliisziges gebet zu dem obersten artz vor uch, wil ich mych nyt in sparen. Ich wult, das myn gebet also krefftig und erhorrlich were by Got als sent Peters gebet, der myt eym wort den lamen gesont macht. Verhoffen doch zu Got, isz sul nyt zumail vergebs syn, er suls uch an eym andern zu staden laiszen komen, want er der barmhertzich vader ist, der synen kynden nyt anders giibt, dan das yn selich ist. Dar umb lieb moder wult gedolt haben in uwrem wethum, isz mosze alles eyn crutz gedragen syn, die wiil myr leben off erden. Der almechtig Got wul unsz halten in syner gotlicher liebten, dan wirt unsz nüst zu schwere syn, was er unsz zu sendt etc. Lieb moder, ich hab verstanden, wie das yr in dem willen siit, myn lieb suster Cristina[132] zu beraden, welches uch Got wul geben myt freuden zu vollenbrengen und yn beyden geben vil gelucks zu leben, in dem stadt zu der eren Gotz und der selen heyl. Nyt me off disz mail, dan liebe moder, gruist myr fruntlich sere alle myn lieben broder und sustern. Myn werdich frauwe und die junffern alle sament entbedent uch vil guder nacht, hii myt will ich uch, myn lieb moder, befelen dem schyrm des almechtigen, der uch myt sampt uch lieb ist wul bewaren vor allem leyd und verliie gesontheit selen und liibs zu langen ziiden, ylens geschrieben off sent Cecilien dag anno xv^{c} xlv.

130) Vermutlich Georg von der Leyen, Dekan im Koblenzer Kollegiatstift St. Kastor.
131) *gehoegenisz*: Gedächtnis, Erinnerung.
132) Christina von der Leyen heiratete 1546, vgl. Krämer, Beiträge, Faltbeilage S. 162 ff.

Margaretha von der Leyen, cloister junffrauwe offim Ober wird boven Covelentz, uwre lieb dochter.

12. 1546 August 22, [ohne Ort][133]

Äbtissin Anna vom Stein an Katharina von Palant: sie teilt mit, dass sie von einer Krankheit genesen sei, in der ihr der Dekan beigestanden habe. Sie dankt für einen Stärkungstrunk und andere Geschenke, berichtet über ihre Konventualin Margarethe, die Tochter der Adressatin, und lädt Katharina von Palant ins Kloster ein.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 139 – mit Textverlusten)

Der erendogenhafftiger frauwen, frauwe Kattrynen geboren von Pallant, witwen von der Leyen, myner gunstiger fruntynen zu handen.

Mynen sere fruntlichen gruysz zu vor, erendogenthafftige hobe meisterynn, ich laisz uwer lieffde wisszen, wie ich von Gotz genaden noch woil zu passz byn, noch dem isz myt myr gelegen ist gewest, als uwer lieffden gekundicht ist w[…] durch guot frunde. Des ich dem almechtigen vil zu dancken haben. Auch hait myn werdiger here dechant vil by myr gedayn und degelichen duhet in myner meister noit stende myr syn werdig by und troist mych und halff dar zu als vil syner e[r] w[erdig] moiglich was, des ich syner w[erdig] nunmer vollendancken kann. Syn e[r] w[erdig] sall uwer lieffden woil sagen, wie ich mych in dieszem fall von der genaden Gotz gehalten hayn. Vort fruntlich lieff hobe meisteryn dancken ich uwer lieffde fruntlich, das ir myner also hoigelich gedacht hait, des ich uwer lieffden nyt vollen dancken kann, das ir myr also unverdient schickt sterctrunck und aller ley guotz. Was ich nyt vermach myt tziitlichen gaben, will ich understehn zu doyn myt mym cleynen gebeth zu Got, wann ich wieder in heyms[134] kommen. Uwer lieffde begert auch zu wiißen von woilfart uwer doichter Margreth, die noch ist in gesondem und frischem leben, Got gebe zu langen tziiden. Ich habe von Meister Hanszen wondt artz verstanden, wie das uwer lieffde wieder vom beth off gestanden sy und im huysz wandel. Des ich von hertzen fro byn und hoffen, issz sull myt der tziit besszer werden, das ir noch eyn maile by unsz moicht kommen und frolich myt unsz syn, als wir woil etwan syn gewest, were myr eyn groisz

133) Einige Tage vorher, am 15. August, hatte Äbtissin Anna vom Stein an Anna Bayer von Boppard, die Ehefrau des Georg von der Leyen geschrieben: *ich verhoff zu uwer liebden, wann ich wieder gesont werde und in heyms byn* [d.h. zuhause], *das ir dann zu unß kommen werdt* […], vgl. LHAKo, Best. 48 Nr. 621, Blatt 46.

134) Äbtissin Anna hielt sich also auswärts auf, vgl. die vorige Anm.

hertzlich freude. Liebe hoibemeisteryn, ich weisz uwer lieffden off diß maile nyt mehe zu schriben, dan vil hundert dusent guter nacht von myr und myner schwester Demuot, die itzt by myr ist. Ylent geschreben off Sontage nach Unszer Lieber Frauwen dage anno xlvi.

Anna vom Steyn frauwe […] Overwer […].

13. 1546 September 29, Koblenz-Oberwerth

Äbtissin Anna vom Stein an Katharina von Palant: sie erkundigt sich nach der Genesung ihrer Konventualin Margarethe, Katharinas Tochter, die sich im Elternhaus aufhält, und wünscht deren Heimkehr ins Kloster. Sie bittet Katharina von Palant um Hafer und bei der Erwerbung von zwei Schweinen, einem Ochsen und einer Ziege zu helfen.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 138)

Der erndogenthafftigen frauwen Kattrinen geborn von Pallant, nachgelaissen wetwen von der Leyen, myner gunstiger hertzen lieben frundynnnen zu eyger handt.

Mynen aller fruntlichsten groesz zu vor, hertz lieb hobmeysteryn und hertzlich fruntlich aller liepst motter. Uwer gesontheyt und wolfart begere ich myt hertzlichem verlangen von uch zu vernemen sampt uwren lieben kynden, besonder von myner lieber dochter Margrethen, ab die artzedie[135] gesontheyt breng an yr, wer ich von hertzen froe. Hertz lieb motter, ich kann nyt vergessen der großen eren, gutz und fruntschafft ir myr ertzeygt hayt, amlesten ich by uch war. Biet uch fruntlich myr vertzihen myn groisz grobicheyt und unwyssenheyt, das ich uch nyt so hoichlich gedanckt hab und noch nyt so vil gedancken kann, als uwer edel getruw hertz umb mich verdient hayt. Biet uch fruntlich, wult myr sulchs nyt zu ungut halten, wil isz weder verschulten myt mynem armen gebet, hertz lieb motter. Der haber hab ich sere von noeden, wult myr sy von stond schicken. Auch ist aber myn fruntlich bed, kundt ir myr uber kommen tzwey grober langer schwyn von tzweyn jaren ader dar by. Was jung ist, das nympt nyt so balt zu an dem fleysch, das ich sy inlegt. Ich schick uch hie vier Johynisz daler, das ir myr sy keufft, was mehe dar off geht, wil ich myt uwererm liep gewerden. Vort hertz lieb motter hab ich noch ein bed, ich wult gern noch eynen lypp ossen by uch gelten, wan er zu uber komen wer. Wan das nyt zu thoyn ist, wult ich fruntlich lieb motter uch ortmudencklich gebeten haben, myr eynen lypp ossen von uwerer hert laissen wult

135) *artzedie*: Arznei.

umb das gelt, wan ir sy doch usz der weyden moiszt schlagen. Hertz lieb motter, ir hayt myr eyn groisz begerdt gemacht myt der geyssen milch. Wult so gern eyn hubsch grosz geysz haben, kan by uns keyn uber kommen. Biegeren uwersz raitz, wie ich eyn bekomen sull. Hertz lieb motter, ich biet, nyt nempt zu ungut, das ich uch so beschweren und moen myt mynen sachen. Ach hertz liep motter, der vil kynder hayt, der moesz auch vil sorg hayn, das erkent ir wol an uch selber. Und begere dar by fruntlich, das ir myr myn dochter baldt schicken wult. Mich dunckt isz sul tzyt seyn, mich verlangert sere nach yr. Und das ir sy selber moegt brengen, wer myr eyn uwer maisz grosz freud, das erkendt Got almechtig, der uch, myn hertz lieb motter, in langer lebiger froliger gesontheyt gespar. Hie myt vil hondert dusent guter nacht mynem meyblombgen, myner lieber Cristinen[136], und alle uwern andern kynden und dem amptman von Saffenberg[137] Datum Michalesz dage anno xv^{c} xlvi.

Anna vom Steyn frauwe offm Oberwerd.

14. 15[…], Juli 13, Koblenz-Oberwerth

Äbtissin Anna vom Stein an Katharina von Palant: sie schickt Genesungswünsche und führt Katharinas Krankheit auf die Wohnverhältnisse in der Wasserburg Adendorf zurück. Die Äbtissin bittet um Fürsprache, damit Katharinas Tochter deren Enkel Adam für ein Jahr als Messdiener im Kloster wohnen lasse.

(Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 48 Nr. 614, Blatt 243 – mit Textverlusten)

Der edelen dogenhafftigen frauwen Margrete[138] geborn von Pallant, na gelaßen wetwen von von der Leyen, myner hertzen lieben frauwen und gunstiger guter frundynen.

Mynen aller fruntlichsten groesz zu vor, hertz lieb hob meysteryn. Ich laisz uch wyssen unser aller gesontheyt und wolfart von gnaden Gotz, des selbigen begere ich von uch sampt uwerer dochter, mynem lieben mey blombgen, zu hoeren. Ich vernem aber von guden frunden, das ir fast unrustich syt, ist [mir von] hertzen leydt vor uch als vor mich selbs. Mich wil bedincken, ir habt zu

136) Christina von der Leyen, Margarethes Schwester.

137) Margarethes Schwester Katharina heiratete in zweiter Ehe Johann von Metternich zu Vettelhoven, Amtmann von Saffenberg und Sinzig, vgl. Krämer, Beiträge, Faltbeilage S. 162 ff.

138) Äbtissin Anna hatte offenkundig noch die letzte Zeile ihres Briefes im Sinn, in der gleich zwei Mal ‚Margarethe' vorkommt, so dass sie bei der Außenadresse versehentlich den falschen Vornamen verwandte.

vil wassers umb uwer wonug[139], welch boisz fuchticheyt uch in die gleder schlegt, und macht uch lam, das ich sere besorgen. Lieb hobmeysteryn, kundt ir eynen guden raydt fynden, das ir eyn ander wonung an nempt, ir sult myt Gotz hulff gesonder werden. Vort lieb hob meysteryn, ich hab eyn bed an uwer dochter, das sy myr so vil zu gefallen syn wult und myr iren soyn Adamgen[140] ein jair lang lenen, das er unsrem pater zu elter dyent. Ich wil yn versorgen, er sal keynen gebrech lyden, er sal auch suber und reyn gehalten werden. Ich hab zu vil unwillens myt den buersz knaben, das mich verdriist, eynen an zu nemen. Die edelen kynder synt geschlachter, fochtsamer und tzuchtiger und besser zu tzehn dan andern. Ich hab eyn gut gefallen in Adamgen, wult ich uch gern gebeten hayn, das ir myr eyn groser bot syn wult an uwerer dochter, das sy myr den soyn wult laisen folgen. Ich wilsz um uch sampt vertien[en], lieb hob meysteryn, ab sulchs zu doyn ist, begere ich eyn gut wieder antwort. Hie myt befel ich uch Got dem almechtigen, der uch gesont gespar zu langen tzyden. Vil guter nacht von dem gantzen convent. Datum Mayndag na Margarethe anno xv […], lieb hobmeysteryn uwer dochter Margreten renth wult nyt vergessen.

Anna vom Steyn frauwe offm Ober Werd boben Cobelentz.

15. 1548 Mai 28, Koblenz-Oberwerth

Äbtissin Margarethe von der Leyen an ihre verwitwete Mutter Katharina von Palant: sie dankt für deren Brief und ein Geschenk, muss ihre ausführliche Antwort vertagen und erwähnt ihre Belastung im Amt.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 153)

Der eirndogenhafftiger frauwen Kattherynen von Pallant, na gelayßen wiethwe von der Leyen, myn hertz fruntlicher lieber motter zu henden.

Mynen fruntlichen gruisz myt allem gud ich vermach in God dem heren zu vor, hertzlich fruntlich lieb motter, ich hab uwre schriifft entphangen und da in myt freuden und dancksagung God dem alle mechtigen uwre gesontheit verstanden. Der selb gebe isz zu langen tziiden, lieb motter. Ich kan uch off disz mail unmaiszen halben nyt me geschriiben, als ich gern dede, bisz off eyn ander tziit, myn fruntlich lieb motter, kann von enbusszen myn leyd woil er-

139) Burg Adendorf (Gemeinde Wachtberg, Rhein-Sieg-Kreis) war von einem Wassergraben umgeben.

140) Adams Lebensdaten sind unbekannt, ebenso, welche von Margarethes Schwestern seine Mutter war.

kennen, vorhoffen zu Got dem hern, er suld syn gnade myt dar zu geben und dar neben verlayszen ich mych off huilff und guden rayd myner lieber motter sampt aller guder frund etc. Lieb fruntlich motter, ich dancken uch groiszlichen, wes yr myr gesant hayt, will sulichs sampt dem convent gegen Got umb uch vergelden, hy myt syt dem hern befolen, der uch beware vor allem leyd etc. Geschrieben myt groiszer yle off Mayndag na dem Dryfeldichten dag anno xlviii.

Margreth von der Leyen, unnütz dieneryn offim Ober werd, uwre dochter.

16. 1551 März 30, Koblenz-Oberwerth

Äbtissin Margarethe von der Leyen an ihre verwitwete Mutter Katharina von Palant: sie leidet unter Belastungen, dankt im Namen des Konvents für ein Messgewand, das Katharina für ihre Memorie gestiftet hat, und für Käse. Die Mutter erhält einige Osterfladen als Kostprobe der Klosterküche und ein anderes Geschenk.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 614, Blatt 192 – mit Textverlusten)

Der eirndogenhafftiger frauwen Katherinen von Pallant, nagelaßen wietwe von der Leyen, myner hertzlicher fruntlicher lieber motter zu eygener hant.

Mynen fruntlichen gruisz myt allem gut, ich vermach zu Got dem almechtigen zu vor, hertzlich aller liebst motter. Ich laysz uch usz rechter guter meynung wisszen, das ich von Gotz genaden noch starck und gesont syn, Got hab lob und danck, aber dar neben keyner wiederwerdicheyt gebrech nach heyschung des moitfelichen[141] staytz, zu dem lob Gotz und heyl der selen werd isz alles erlieden. Des selben gelichen und vil besszers byn ich myt hertzlichen verlangen beger ich zu horen von uch, myner fruntlicher lieber motter. Ich fragen alles myn erwerdigen hern dechen, we isz myt uch sy. Hat er myr gesagt, isz sy ytzenden gantz gut myt uch, das ich dan myt groiszer freuden und danck sagung Got dem almechtigen gern gehort hab. Der selb wüls noch lang im besten erhalten, zu sym gotlichen lob und der selen heyl etc. Vortmer, lieb motter, dancke ich uch sampt das gantz convent fruntlich sere, das yr unszer cloister so rychlig begabt und die ere Gotz gebesszert myt dem kostlichen myszgewant, yr unsz gesant, da myt yr noch ein ewig gedechtenisz in unszerm cloister gemacht hayt, uwrer alweg zu gedencken, im leben und im doyt myt unszerm gebed zu Got dem heren. Wulden daz myr sulches tzytlich wieder vergelden koinden, als daz groiszlich von unsz erkant wirt. Got, der almechtig und getruwst frunt, wuld myt syner mylter genaden ersta-

141) *moitfelich*: mutfällig, d. h. schwach, entmutigt, ängstlich, atemlos.

den an uch alles gut und dogent, unsz uch zu ertzeugen unmoichlig ist etc. Fruntlich lieb motter, ich send uch hii etlich oster fladen, daz yr versorgt, wie unszer kost schmackt, myr haben auch myt danck sagung gesszen die guten kesze, yr myr geschickt hayt. Dar neben, lieb motter, send ich uch auch etwaz kleyntz, sollet yr umb mynen willen behalden. Die gab ist kleyn und dorrlich, der gut wyll ist groisz. Erkent Got, der uch, myn hertz allerliebst motter altzyt beware vor allem leyd und gefryst in langlebiger gesontheyt, selen und lybs. Datum sere ylens off Mayndag na dem heiligen Osterdag anno xv^{c} li.

Begere auch alle myn sustern sampt allen guten frunden in mynem namen fruntligen gegrußt zu werden.

Margareth von der L[eyen], dieneryn offm Ober[werde].

17. 15[60] September 28, Koblenz-Oberwerth

Äbtissin Margarethe von der Leyen an ihren Bruder Michael von der Leyen: sie ist erfreut über seine späte Heirat, eine materielle Gabe könne sie als Klosterfrau nicht beitragen, sagt aber ihr eigenes und das Gebet des Konvents zu, gratuliert und äußert religiöse Gedanken zur Ehe.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 618, unpaginiert)

Dem edlen und eirnfesten Michael von der Leyen, mym fruntlichen lieben broder zu eygener hant

Schwesterlich treuw und liebd myt vermogen alles guten in Got dem almechtigen vor eynen fruntlichen gruysz zu bevorn, hertzlich lieb broder. Ich hayn wanschaffen von dem fremden verstanden, das irs eyns eyn mayl gewaicht und in den stait der helgen ee getreden, welches mych von hertzen erfrauwt und auch lang gern gehort het. Got der here moisz genade geben, das noch eyn seliche stonde geracht sy zu heyle selen und liibs, lieb fruntlich broder. Ich wuylt gern etwas sture doyn, wie bilch broider und schwestern eyns dem andern zu huylffen und zu troist komen sollen. Der wille und die begerde ist gut und groisz, aber das vermogen ist gar kleyn by myr. Argentum et aurum non esse mihi. Ich byn eyn mayl myt eym geryngen abgangen usz dem mynen und mych Gode in eyn arme leben ergeben, welches ich vor ab God zu lobe und zu eren, dar nach alle mynen lieben broidern und schwestern zu gut willich und hertzlich gern gedayn hayn. Myn lieb broder, was euch und euwren kunfftigen erben, die euch Got wuyl vergunnen und myt geluick berayden, da von zum besten mach komen, das selb wuyld vor gut an nehmen von myr. Got wuyl isz euch layszen gediihen zu wolfart selen und lybs. Die wile ich nu gebrugen der geystlichen gaben und almoszen, will myr nyt geboiren,

das eyns von frommen luden in Gotz dienst verordent da von anders wo hynnen zu kieren und zu wenden. Quod autem habeo hoc tibi do, myn und des gantzen conventz fliisszich und aller innichst gebet, das Got der here, der sulchen stayt selber ingesatzt, in unszer irsten altern Adam und Eve und auch gehelcht durch syn groisz mirackel verwanlende wasszer in wyn, euch vil gelücks und heyl geben zu sele und liib und er wuyl altzyt das wasszer dieszer vergencklicher betroipenisz in euch verwandlen in den wyne der heylsamer gelucksel icheyt zu euwrer selen selicheit. Myn lieb fruntlich broder, ich wunschen und begeren euch alles geluicks und gutz in zyt und in ewicheyt. Da myt siit sampt allen guten frunden God dem heren in gesontheyt altziit befolende. Datum den 28. dag Septembris anno 1506.[142]

Margaretha von der Leyen, dieneryn uff dem Oberwerd, euwre getreuw schwester.

18. [1528–1539], Marienthal bei Ahrweiler

Christina von der Leyen, Augustinerin in Marienthal, an ihre Schwägerin Katharina von der Leyen: sie bittet um Besuch, besonders von ihrer Nichte Margarethe, bevor diese in ihr Kloster zurückkehre. Mit ihr teile sie die Erfahrung von Klausur und Armut. Außerdem bittet sie um Befüllung ihrer mitgeschickten Fäßchen mit einem Getränk.

(LHAKo, Best. 48 Nr. 624, unpaginiert)

An myne werde leyve fruntliche suster[143] Kathariine van der Leyen kome dyss schrefft.

Mynen alre fruntlichste groitz zu vur, myne hertzliche leyve suster. Ich han vurstanden, wie id myt uwere leyffden geit besser werde, dar zo ich eyne lange ziit eyne grois begerde und verlangen zo gehait han, dat selve zo vernemen. Vort fruntliche leyve suster, han ich ouch gehoirt, wie yr ure leyve doichter alle drii by uch hait. So bydden ich ure leyffde fruntlichen, dat yr doch myne leyve niicht Margreit neit van uch in wilt laissen scheiden und wiltz sy eirst laissen by mych komen, want ich sy hertzlichen gerne seich. Myne hertze hait sy alwege leyff gehait van eyme cleynen kynt up. Dar umb sy und ich

142) Es liegt ein Zahlendreher vor, das Datum muss ‚60' lauten, denn Michael heiratete 1560, vgl. Krämer, Beiträge, S. 88 f.

143) Christina von der Leyen spricht Katharina von der Leyen geb. von Palant in anderen Briefen teils als Schwägerin, teils als Schwester an, vgl. LHAKo, Best. 48 Nr. 624. – Der Brief datiert nach Margarethes Klosteraufnahme und wohl vor Bartholomäus von der Leyen Tod, denn in der Adresse gibt es keinen Hinweis auf Witwenschaft.

synt die gene, die gefangt synt, und neit me in han, dan man uns geet. Ich hoiffen ouch myne andern niichen soillen myt komen, ach leyve fruntliche suster, weryd myt uwere leyffden also gelegen, dat yr moicht myt komen, da wer myne freude volkomen. Vort werde, leyve suster, ich senden uwere leyffden myne vesgen, wilt doch wail doyn und geeb myr geit dryn voir in drynken, ezond geynen wyn und ich kantze sere vuel inbeirren. Ich hoiffen, id soil balde herfftz werden, Got soil uch weder umb verseyn, dem almeichtichen ure werde lange bevoilen. Mois syn uch lange zo gespairen starck und gesont. Geschriben myt groissen haist.

Cristina van der Leyen ure leyve getruwe suster.

Aus dem verlorenen Traditionsbuch des Klosters Niederaltaich

von Roman Deutinger – München

Am 9. März 1517 brach Johannes Turmair, genannt Aventinus, nachdem er kurz zuvor zum offiziellen bayerischen Hofhistoriographen ernannt worden war, zu einer großen, mit Unterbrechungen insgesamt zwei Jahre dauernden Forschungsreise auf, die ihn zu den wichtigsten Kloster- und Stiftsbibliotheken des damaligen Bayern führte. Dort versorgte er sich mit Quellenmaterial für seine umfassenden „Annales ducum Boiariae", die er auf dieser Grundlage 1521 vollendete. Eine der ersten Stationen auf dieser Reise war die alte Benediktinerabtei Niederaltaich an der Donau. Hier traf er am 7. Juli ein und blieb volle drei Wochen; im Oktober machte er auf der Rückreise nochmals hier Station, diesmal jedoch nur für eine kurze Übernachtung[1]. Frucht des ausgiebigen Forschungsaufenthalts in diesem Kloster war ein eigenes Dossier von 212 dicht beschriebenen Quartseiten. Zunächst hat sich Aventin einige umfangreichere Texte in diesen Codex kopieren lassen; eigenhändig hat er dann eine ganze Reihe von weiteren Notizen hinzugefügt. Der Band wird heute in der Bayerischen Staatsbibliothek verwahrt und trägt die Signatur clm 966. Bekannt ist die Handschrift vor allem dadurch geworden, dass allein durch die in ihr enthaltene Kopie die umfangreichen und auch inhaltlich bedeutenden Niederaltaicher Annalen des 11. Jahrhunderts überliefert sind[2]. Daneben enthält sie auch die „Annales Fuldenses" als Abschrift aus einem heute in Leipzig liegenden Codex[3], ferner Auszüge aus den älteren Salzburger Annalen[4], aus

1) Haus-Kalender (ed. G. Leidinger, Johannes Turmair's genannt Aventinus kleinere Schriften. Nachträge [Johannes Turmair's genannt Aventinus sämmtliche Werke 6], München 1908), 30; zum Autor vgl. März Ch., Aventinus, Johannes, in: Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon, Bd. 1, Berlin – New York 2008, 72–108, zum Kalender Wanderwitz H., Beobachtungen zu Aventins „Hauskalender" (Studien zur bayerischen Landesgeschichtsschreibung in Mittelalter und Neuzeit. Festgabe für Andreas Kraus zum 90. Geburtstag, hrsg. von A. Schmid, Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Beiheft 41, München 2012, 245-281.

2) Clm 966, fol. 57r–65r, 69v–71v, 76r–103r; vgl. Annales Altahenses maiores (ed. E. L. B. von Oefele, MGH.SRG 4, 1891).

3) Clm 966, fol. 2r–55v; vgl. Annales Fuldenses sive Annales regni Francorum orientalis (ed. F. Kurze, MGH.SRG 7, 1891). Zur Vorlage (Leipzig, Universitätsbibliothek, Rep. II 4° 129a) vgl. Bischoff B., Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit 2: Die vorwiegend österreichischen Diözesen, Wiesbaden 1980, 7 f.

4) Clm 966, fol. 7v–57v als Randnotizen zu den Annales Fuldenses und Annales Alta-

der „Chronik der Böhmen" des Cosmas von Prag aus einer später nach Straßburg gekommenen und dort 1870 verbrannten Vorlage[5], Exzerpte aus den historiographischen Arbeiten Abt Hermanns von Niederaltaich und seiner Fortsetzer[6], aus der „Descriptio gentium et diversarum nationum Europe" des Passauer Domdekans Albert Behaim[7], aus dem Nekrolog des Klosters[8] sowie schließlich noch Exzerpte aus zahlreichen Urkunden, darunter – ausnahmsweise im Volltext – das Privilegium minus für Herzog Heinrich I. von Österreich von 1156 in der Bestätigung durch Kaiser Friedrich II.[9].

So gut wie alle Bearbeiter der vorstehend genannten Texte haben den Codex Aventins für ihre jeweiligen Editionen und Untersuchungen herangezogen und ihn mehr oder weniger gründlich ausgewertet. Es haben ihn somit schon recht viele Gelehrte in den Händen gehabt, doch keiner von ihnen – mich selbst eingeschlossen[10] – hat bislang den knappen eigenhändigen Notizen Aventins auf der ersten Seite der Handschrift (fol. 1r) Beachtung geschenkt. Auf den ersten Blick scheinen sie tatsächlich wenig ergiebig zu sein, bilden sie doch keinen fortlaufenden Text, sondern vermerken hauptsächlich, scheinbar zusammenhanglos, Orts- und Personennamen. Aventin selbst hat

---

henses; vgl. Excerpta Aventini ex Annalibus Iuvavensibus derivati (ed. H. Bresslau, MGH.SS 30/2, 1934, 743 f.) und dazu grundlegend Bresslau H., Die ältere Salzburger Annalistik, Abh. Berlin 1923 Nr. 2 (1923) 26–29. Ob diese Exzerpte ebenfalls in Niederaltaich gemacht sind, ist allerdings fraglich; mehrfach hat Aventin in dem Codex für seine Vorlagen einen anderen Ort angegeben, etwa fol. 1r: *Bathaviae in bibliotheca*, fol. 1v und fol. 65v: *(Ex) Oting*, oder auch fol. 2r: *Eginhardus scripsit res gestas Caroli ab eodem educatus qui Strubiorum urbe extat et Windberg*. Außerdem dürfte das Epitaph für *Chunigunt peccatrix* (fol. 62v, ed. Philipp Jaffé, MGH.SS 17, 1861, 329 Anm. 57) in Dießen abgeschrieben worden sein. Vgl. schon Deutinger R., „Königswahl" und Herzogserhebung Arnulfs von Bayern. Das Zeugnis der älteren Salzburger Annalen zum Jahr 920 (DA 58, 2002, 17–68, hier 46–50).

5) Clm 966, fol. 73r–v, 75r–v; vgl. Die Chronik der Böhmen des Cosmas von Prag (ed. B. Bretholz, MGH.SRG, N. S. 2, 1923, 136–140 und 253 f.). Zur Vorlage (ehemals Straßburg, Stadtbibliothek, Cod. 88) Nass K., Heinrich der Löwe oder Heinrich XIII. von Bayern? Zum Widmungsgedicht des Straßburger Codex 88 (DA 50, 1994, 603–610) mit der älteren Literatur.

6) Clm 966, fol. 66r–69r; vgl. Müller M., Die Annalen und Chroniken im Herzogtum Bayern 1250–1314 (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 77), München 1983, 13–15 und 86. Umfangreichere Auszüge aus denselben Texten notierte Aventin im gleichzeitig angelegten Notizbuch München, Bayerische Staatsbibliothek, clm 1204. Vorlage war die Handschrift Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 413.

7) Clm 966, fol. 105r–106r; vgl. Englberger J., Albert Behaim und die Lorcher Tradition in der Passauer Geschichtsschreibung. Die Descriptio gentium et diversarum nationum Europe (MGH.SRI 57), Hannover 2007, 361–372.

8) Clm 966, fol. 6v; vgl. Necrologium monasterii Altahae Inferioris (ed. M. Fastlinger, MGH.N 4, 1920, 27–72. Die Vorlage befindet sich heute in Jena, Universitätsbibliothek, Ms. Bose q. 1.

9) Clm 966, fol. 74r–75r; vgl. Die Urkunden Friedrichs I. 1 (ed. F. Appelt, MGH.DRG 10/1, 1975) 259 f. Nr. 151 mit Vorbemerkung 255.

10) Siehe oben Anm. 4.

am Ende dieser Aufzeichnungen ihre Herkunft vermerkt: *Ex libro traditionum Nidernaltach*. In der bis heute genauesten Beschreibung der Handschrift wurde diese eigentlich präzise Angabe allerdings missverstanden und auf einen angeblichen Traditionscodex des Abtes Hermann von Niederaltaich (1242–1273, † 1275) bezogen, den es gar nicht gibt[11]. Vermutlich hat der Bearbeiter dabei an die umfangreichen urbariellen Aufzeichnungen gedacht, die dieser Abt angelegt hat, und sämtliche späteren Benutzer haben diese falsche Identifizierung ungeprüft hingenommen. In den Urbaren Hermanns findet sich jedoch nichts, was die Vorlage für Aventins Notizen hätte sein können[12]. Vielmehr hatte er offenbar tatsächlich ein heute verlorenes Traditionsbuch des Klosters vor sich liegen, auf das sich Abt Hermann seinerseits für seine eigenen Arbeiten stützte, wenngleich er diese Vorlage an einer Stelle recht missverständlich als „Salbuch" charakterisierte[13]. Trotz der beiden Hinweise bei Hermann und bei Aventin hat man lange Zeit sogar ganz an der Existenz eines solchen Traditionsbuchs gezweifelt, bis vor wenigen Jahren einige Fragmente davon in der Diözesanbibliothek von St. Pölten aufgefunden wurden, die (leider nur schlecht lesbare) Einträge aus dem späten 12. und frühen 13. Jahrhundert enthalten[14].

Die Exzerpte Aventins bewahren somit den Inhalt von Niederaltaicher Traditionsurkunden, die ansonsten verloren und deshalb bis heute unbekannt geblieben sind. Es dürften an die dreißig Dokumente gewesen sein, die der Humanist für sein Dossier ausgewertet hat. Die genaue Zahl ist schwer zu bestimmen, da bei bloßen Namenaufzählungen nicht eindeutig zu sagen ist, ob sie aus einer oder aus mehreren Vorlagen genommen sind. Das Traditionsbuch selbst war zweifellos wesentlich umfangreicher. Aventin kam es anscheinend

---

11) von Giesebrecht W., MGH.SS 20, 1868, 773, wiederholt in Annales Altahenses maiores (wie Anm. 2) VI: „f. 1. Variae notae, praesertim ex libro traditionum ab Hermanno abbate confecto".

12) Die Urbare Abt Hermanns von Niederaltaich (ed. J. Klose, QEBG, N. F. 43/1-2), München 2003.

13) Klose, Urbare (wie Anm. 12) 799: *in libro nostro, quod dicitur salpůch*. Vgl. den Kommentar ebd. 800.

14) Klose J., Die Urkunden Abt Hermanns von Niederaltaich (1242–1273) (QEBG, N. F. 43/4), München 2010, 32*–34*. Zum älteren Forschungsstand vgl. Widemann J., Die Traditionen der bayerischen Klöster (ZBLG 1, 1928, 225–243, hier 233); Frhr. von Reitzenstein W.-A., Die Überlieferung der Traditionen in Bayern und die Ortsnamenschreibung der Traditionen von Regensburg-St. Paul, in: Ortsname und Urkunde. Frühmittelalterliche Ortsnamenüberlieferung, hrsg. von R. Schützeichel, BNF, N. F., Beiheft 29, Heidelberg 1990, 13–50, hier 18; Prinz M., Regensburg – Straubing – Bogen. Studien zur mittelalterlichen Namenüberlieferung im ostbayerischen Donauraum. 1. Teil: Unkomponierte Namen (Materialien zur bayerischen Landesgeschichte 20), München 2007, 62. Leidinger G., Fundationes monasteriorum Bavariae (NA 24, 1899, 671–717), verweist 693 fälschlich auf „Traditionsnotizen aus Niederaltaich", die in die Fundationes-Sammlung aus dem 14. Jahrhundert Eingang gefunden hätten, doch handelt es sich dabei vielmehr um Regesten von bekannten Königsdiplomen.

vornehmlich auf die prominenten Personen an, die in den Urkunden genannt wurden, und so hat er offenbar nur eine kleine Auswahl von ihnen berücksichtigt. Jedenfalls kommen in den Exzerpten Herzöge und Grafen, Vögte und andere Hochadlige weitaus häufiger vor, als man es bei einem Traditionsbuch erwarten würde. Aventins Auswahl war somit durch seine besonderen historischen Interessen bedingt.

Die Traditionsnotizen enthalten, wie es bei derlei Aufzeichnungen die Regel ist, keine Datierungen, so dass die zeitliche Einordnung meist nur ungefähr über die Amtszeiten der Äbte möglich ist, die aber ihrerseits teilweise unsicher sind[15]. Eine Ausnahme bilden die beiden ältesten Stücke (Nr. 10 und 11), die noch aus dem 8. Jahrhundert stammen und auf den Tag genau datiert sind. Sie sind offenbar der kleine Rest jenes umfangreicheren Urkundenbestandes, der am Ende dieses Jahrhunderts Abt Urolf als Grundlage für die Zusammenstellung eines Besitzverzeichnisses diente, das als „Breviarius Urolfi" in jüngeren Abschriften noch erhalten ist[16]. Der Großteil der von Aventin herangezogenen Urkunden stammt aber aus dem 10. und 11. Jahrhundert, die jüngste (Nr. 8) von der Mitte des 12. Jahrhunderts. Ein Ordnungsprinzip lässt sich in den Notizen nicht erkennen, weder ein chronologisches noch ein geographisches. Über die Anordnung der Urkunden in der Vorlage lässt sich folglich nichts aussagen. Überwiegend sind einfach die Namen von Äbten, Vögten, Tradenten und Traditionsobjekten aneinandergereiht, gelegentlich gibt Aventin auch eine Art Kurzregest zu der ihm vorliegenden Urkunde (Nr. 9, 10, 12–15, 19, 23, 25). Immerhin hat er anscheinend Wert auf eine genaue Übernahme der Schreibweise in der Vorlage gelegt.

Eine Edition der Urkunden-Exzerpte ist mit diversen Schwierigkeiten verbunden. Da ist zunächst der simple Umstand, dass die flüchtig hingekritzelten Notizen Aventins teilweise nur schwer zu lesen sind[17]. Da sie meistens keine vollständigen Sätze ergeben, sondern nur disparate Reihen von Namen und

---

15) Vgl. für die ältere Zeit Deutinger R., Äbte und Konvent des Klosters Niederaltaich in der Karolingerzeit (SMGB 117, 2006, 31-60); für das 11. und 12. Jahrhundert Hemmerle J., Die Benediktinerklöster in Bayern (GermBen 2), Augsburg 1970, 193 und Stadtmüller G. – Pfister B., Geschichte der Abtei Niederaltaich, Augsburg 1971 (Grafenau ^{2}1986) 458, beide basierend auf Lackner J. B., Memoriale seu Altachae Inferioris Memoria Superstes …, Passau 1779, 61–68. Zur mangelnden Zuverlässigkeit vgl. am Beispiel Abt Liutpolds (1118–1131?) Mohr C., Die Traditionen des Klosters Oberaltaich (QEBG, N. F. 30/1), München 1979, 94* Anm. 29.

16) Klose, Urbare (wie Anm. 12) 728–759; vgl. Wanderwitz H., Quellenkritische Studien zu den bayerischen Besitzlisten des 8. Jahrhunderts (DA 39, 1983, 27–84, hier 59–66; Tiefenbach H., Die Namen des Breviarius Urolfi, in: Ortsname und Urkunde. Frühmittelalterliche Ortsnamenüberlieferung, hrsg. von R. Schützeichel, BNF, N. F., Beiheft 29, Heidelberg 1990, 60–96, wieder abgedruckt in Tiefenbach H., Von Mimigernaford nach Reganespurg. Gesammelte Schriften zu altsächsischen und althochdeutschen Namen, hrsg. von A. Greule – J. Riecke, Regensburg 2009, 163–208. Übrigens hat Aventin in seinen beiden Niederaltaich-Dossiers auch Exzerpte aus diesem Breviarius gemacht: clm 966, fol. 3r, und clm 1204, fol. 28v.

17) Unsichere Lesungen sind mit Fragezeichen versehen. Für Ratschläge bei heiklen

begleitenden Informationen bilden, lässt sich der Sinn der Worte auch nicht ohne weiteres aus dem Zusammenhang erschließen. Bereits erwähnt wurde, dass nicht immer erkennbar ist, welche Namen überhaupt zusammengehören, ob sie also aus derselben oder aus verschiedenen Urkunden des Traditionsbuchs entnommen sind. Und schließlich ist eine Identifizierung der Orte und Personen nur in denjenigen Fällen eindeutig möglich, wo eine entsprechende Niederaltaicher Parallelüberlieferung vorliegt, bei den Orten etwa über den Breviarius Urolfi oder die Urbare des 13. Jahrhunderts[18], bei den Personen über die Geschichte der Klostervögte aus der Feder Abt Hermanns[19]. Die folgende Edition kann aus all diesen Gründen nur vorläufigen Charakter beanspruchen; sie dient eher der erstmaligen Bekanntmachung des Texts als seiner erschöpfenden Behandlung.

1. *Ellisa Truta suum* [?] *proprium Gepa Frideburch*

2. *Rutberto*[20] *abbate nobilis matrona Liutpurch*[21] *filiae Imiza Enziwib Liuza*

3. *Hizila de Helmgersperg*[22] *Morr…e* [?] *propriam* [?] *vin*[*eam*?]

4. *villa Tagoberteshusen*[23] *Engila Engilhard*

5. *Hazaga Suanchilt Engiza*

6. *Tekkenaw*[24]

Transkriptionsfällen danke ich Martin Wagendorfer (München/Wien) und Roman Zehetmayer (St. Pölten).

18) Wie Anm. 16 und 12.

19) De advocatis Altahensibus (ed. Ph. Jaffé, MGH.SS 17, 1861, 373–376); dazu Piendl M., Die Grafen von Bogen. Genealogie, Besitz- und Herrschaftsgeschichte. I (Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung 55, 1952, 25–82, hier 29–31); Störmer W., Früher Adel. Studien zur politischen Führungsschicht im fränkisch-deutschen Reich vom 8. bis 11. Jahrhundert (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 6), Stuttgart 1973, 449–451; Wattenbach W. – Schmale F.-J., Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vom Tode Kaiser Heinrichs V. bis zum Ende des Interregnum, Bd. 1, Darmstadt 1976, 185 f.; Loibl R., Der Herrschaftsraum der Grafen von Vornbach und ihrer Nachfolger. Studien zur Herrschaftsgeschichte Ostbayerns im hohen Mittelalter (Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern, Reihe II, Heft 5), München 1997, 226-234.

20) Abt Rupert (1100–1118).

21) Clm 1204, fol. 27v hat Aventin im Niederaltaicher Abtkatalog (ed. Ph. Jaffé, MGH. SS 17, 366–368) dem Namen *Rupertus* hinzugefügt: *Liutpurch filia Imiza Aschvin 1100*. Zum Vogt Aschwin siehe unten Anm. 69.

22) Markt Hengersberg (Lkr. Deggendorf).

23) Tabertshausen (Gem. Aholming, Lkr. Deggendorf). Vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 103–106 Nr. 66–81 u.ö.

24) Deggenau (Stadt Deggendorf).

7. *Liutpoldo*[25] *abbate Adalpertus*[26] *advocatus*

8. *Pertholdus*[27] *comes advocatus Vdalschalco*[28] *abbate*

(*1110 Regnante Henrico epistola super aram sancti Petri Hierusalem scripta tabulis marmoreis descendit. Angelus eam tenuit, ut fulgur emicabat de eo. Saracenis traditurum Judeos, quia non scierunt* [?] *legem et diem dominicam*)

9. *Agilolfus*[29] *abbas advocatus Rafoldus*[30] *Ekkihart minister ducis Arnulfi*[31] *qui dat Wehzinpach*[32] *filius Gerolt*

10. *Wolfpertus*[33] *abbas Maeiol consensu Thassilonis*[34] *dat Altdorpf*[35] *iuxta curte publica Feterah*[36]. *Actum Ergeltinga*[37] *Thassilonis regno 42 3 id. Aprilis*[38]

---

25) Abt Liutpold (1118–1131).
26) Graf Albert I. von Bogen († 1144/46). Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 31: *fuit advocatus Altahensis ecclesie tempore Liupoldi et Adalfridi et Ruperti et Gerhardi abbatum*; zur Person Piendl, Grafen (wie Anm. 19) 53 f.; Tyroller F., Genealogie des altbayerischen Adels im Hochmittelalter, in: Genealogische Tafeln zur mitteleuropäischen Geschichte, hrsg. von W. Wegener, Göttingen 1962, 45–611, hier 240 Nr. 17.
27) Graf Berthold II. von Bogen († 1167); zur Person Piendl, Grafen (wie Anm. 19) 57 f.; Tyroller, Genealogie (wie Anm. 26) 241–244 Nr. 24.
28) Abt Udalschalk (2. Hälfte 12. Jh.).
29) Abt Egilolf (vor 929 bis nach 932).
30) Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 17 f.: *Tempore Arnoldi ducis et Agilolfi abbatis Raffoldus fuit advocatus ecclesie Altahensis*. Zur Person vgl. spekulativ Mitterauer M., Karolingische Markgrafen im Südosten. Fränkische Reichsaristokratie und bayerischer Stammesadel im österreichischen Raum (Archiv für österreichische Geschichte 123), Wien 1963, 150 f. und 237.
31) Herzog Arnulf von Bayern (907/22–937).
32) Wetzenbach (Gem. Schaufling, Lkr. Deggendorf); vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 253 Nr. 64.
33) Abt Wolfbert (vor 777 bis nach 789).
34) Herzog Tassilo III. (748–788).
35) Markt Altdorf (Lkr. Landshut).
36) Pfettrach, linker Nebenfluss der Isar, bzw. der Ort Pfettrach (Markt Altdorf, Lkr. Landshut); vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 752 Nr. 43: *Meiol, Eigil, Cvndpald tradiderunt hereditatem suam in loco, qui dicitur Phetarah*. Durch die Angabe des Traditionsbuchs dürfte die Identifizierung des Schenkungsortes mit dem niederbayerischen Pfettrach gesichert sein; vgl. die Diskussion in Klose, Urbare (wie Anm. 12) 743 f. zu Nr. 22.
37) Markt Ergolding (Lkr. Landshut).
38) 789 April 11. Vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 801 Nr. 2: *Item anno ducatus predicti Thassylonis ducis XXX° et etiam XL°II° exstitit Wolfpertus abbas*.

11. *6 anno Thassilonis*[39] *Ebersindus*[40] *abbas Hiltrulach*[41] *in pago Quinzingova*[42] *13 kl. Iunias*[43]

12. *Henricus*[44] *dux Carintanorum* (*dat Tekinpach*[45]), *filius Bertholdi*[46] *ducis, advocatus monasterii Chunradus*[47] *Quonrati, is obiit 989*[48] *id.* [?] *Gozolting*[49]

13. *Chuniprecht in Ascha*[50] *dat vineam in manum Friderici*[51] *archiepiscopi Sal. in manum Cuonrati*[52] *monasterii advocati, Quunibertus*

14. *Wihlanus* [?] *dat Munt*[53] *Patzunhusen* [?][54] *in manus Henrici*[55] *ducis et advocati Uuasigrimi*[56]

---

39) Herzog Tassilo III. (748–788).
40) Abt Eberswind (vor 748 bis nach 762).
41) Nicht bestimmbar, vgl. jedoch Klose, Urbare (wie Anm. 12) 754 Nr. 51: *Pepo tradidit hereditatem suam in loco, qui dicitur Hiltirohersdorf*. Falls tatsächlich derselbe Name gemeint ist, handelt es sich um einen abgegangenen Ort nahe Ettling (Gem. Wallersdorf, Lkr. Dingolfing-Landau); vgl. den Kommentar ebd.
42) Künzinggau.
43) 753 Mai 20.
44) Heinrich, Herzog von Kärnten 976–978 und 985–989, Herzog von Bayern 983–985.
45) In Degernbach (Stadt Bogen, Lkr. Straubing-Bogen) besaß das Kloster später nur einige Zehnten, in Degernbach (Stadt Pfarrkirchen, Lkr. Rottal-Inn) hingegen einen ganzen Hof und eine Mühle, so dass letzteres eher in Frage kommt; vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 607 Nr. 23, 609 Nr. 35 und 632 Nr. 26.
46) Herzog Berthold von Bayern (938–947).
47) Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 20 f.: *Tempore canonicorum et Perhtoldi ducis fuit Chunradus advocatus*.
48) Das Todesjahr bezieht sich anscheinend auf Herzog Heinrich, der tatsächlich in diesem Jahr starb.
49) Eher Gosselding (Markt Pilsting, Lkr. Dingolfing-Landau) als Gosselding (Markt Buchbach, Lkr. Mühldorf) oder Gutzlstang (heute Unterstuben, Markt Reisbach, Lkr. Dingolfing-Landau), wie vorgeschlagen von Förstemann E. – Jellinghaus H., Altdeutsches Namenbuch, Bd. 2/1, Bonn 3. Aufl. 1913, 1021. Der Ort fehlt in den Urbaren des 13. Jahrhunderts, erscheint aber 1004 als Niederaltaicher Besitz; vgl. Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins (ed. H. Bresslau u.a., MGH.DRG 3, 1903) 114 Nr. 90 und 115 Nr. 91.
50) Markt Aschach an der Donau (Bez. Eferding, Oberösterreich). Vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 516–518 Nr. 449–468.
51) Erzbischof Friedrich I. von Salzburg (958–991). Er hatte das Kloster zeitweise als Lehen inne, vgl. Wolfher, Vita Godehardi posterior c. 4 (ed. G. H. Pertz, MGH.SS 11, 1854, 199): *Eo tempore beatus vir Fridericus Iuvavensis episcopus idem monasterium beneficii causa gubernavit tempore Heinrici ducis prioris*.
52) Siehe oben Anm. 47.
53) So hat Aventin eindeutig geschrieben. Ist vielleicht der Abtname Ratmund (1027–1049) zu lesen?
54) Vermutlich Petzenhausen (Markt Pilsting, Lkr. Dingolfing-Landau).
55) Wenn die Tradition in die Zeit des Abtes Ratmund fällt (siehe oben Anm. 53), ist Herzog Heinrich VII. (1027–1047) gemeint.
56) Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 21: *Heinricus dux habuit Waesigrimum advocatum*.

15. *Heriprecht vulgo Heze di*[*aconus*?] *Tutono*[57] *episcopo dat Madalgeresdorf*[58] *advocatus Perahtholdus*[59]

16. *Chunipertus*[60] *abbas advocatus Albricus*[61]

17. *Henricus nobilis vir de Sunzing*[62] *Harduuich*[63] *comes palatii*
Harduuich comes de Pahha [?][64] *Marcward Iringi filius*

18. *Udalrich*[65] *comes filius Meginhardi*[66] *Fridericus advocatus*

19. *Walkero*[67] *abbate Hizila nobilis femina cum filio Ratoldo dat Ekking*[68] *filii Aribo et Hartman occisi*

Ascwinus[69] *advocatus*

---

57) Bischof Tuto von Regensburg (893–930). Vielleicht hatte er, wie später Friedrich von Salzburg, das Kloster als Lehen inne?
58) Malgersdorf (Lkr. Rottal-Inn); vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 766 Nr. 7.
59) Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 21 f.: *Tuto episcopus habuit Perhtoldum advocatum*. Angesichts der Zeitstellung könnte Berthold, der jüngere Bruder Herzog Arnulfs und spätere Herzog (938–947), gemeint sein.
60) Abt Kunibert (vor 947 bis vor 963).
61) Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 18 f.: *Tempore Chuniberti abbatis et Perhtoldi ducis fuit Albricus advocatus*. Zu diesem Vogt, der vermutlich mit dem gleichnamigen Vetter Herzog Arnulfs identisch ist, vgl. Mitterauer, Markgrafen (wie Anm. 30) 237 f.
62) Sunzing (Gem. Leiblfing, Lkr. Straubing-Bogen).
63) Hartwig I. († um 985) oder Hartwig II. († 1027)? Vgl. Tyroller, Genealogie (wie Anm. 26) 56 f. Nr. 10 und 58 Nr. 17, sowie neuerdings Paulus Ch., Das Pfalzgrafenamt in Bayern im Frühen und Hohen Mittelalter (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 25), München 2007, 199–207 und 226–231.
64) Falls man das vorausgehende *de* als *dedit* zu lesen hat, vielleicht Obern-/Unternbach (Gem. Auerbach, Lkr. Deggendorf); vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 253 Nr. 65.
65) Graf Ulrich II. von Formbach bzw. von Windberg-Radlberg († 1097); vgl. Loibl, Herrschaftsraum (wie Anm. 19) 373 f.
66) Graf Meginhard von Formbach († 1066); vgl. Loibl, Herrschaftsraum (wie Anm. 19) 371 f.
67) Abt Waltker (1068–1098).
68) Ecking (Gem. Iggensbach, Lkr. Deggendorf); vgl. Klose, Urbare (wie Anm. 12) 304 Nr. 98.
69) Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 26 f.: *Aschwinus autem, comes de Bogen, fuit tempore Heinrici quarti et Adalhardi, Wenzlai et Walckeri abbatum advocatus Altahensis ecclesie*; zur Person Piendl, Grafen (wie Anm. 19) 30–35; Mohr, Traditionen Oberalteich (wie Anm. 15) 127*–132*; Holzfurtner L. – Piendl M., Mitterfels. Die Pfleggerichte Mitterfels und Schwarzach und die Herrschaften Falkenstein, Brennberg und Siegenstein (Historischer Atlas von Bayern. Teil Altbayern 62), München 2002, 19–23.

20. *Rupertus*[70] *abbas advocatus Adalbertus*[71]

21. *Gotehardo*[72] *abbate Asquin*[73] *nobilis vir filius eius Adalprecht Meginhardus*[74] *advocatus advocatus p.* [?] *Rutpertus*[75]

22. *Ratmundus*[76] *abbas Ulricus*[77] *advocatus ex nobili* [?] *comi* [?] *praetor urbanus Marcquardus advocatus*

23. *Eo abbate*[78] *nobilis Sigihart filius Willihalmi comitis 2 vineas ad Ascahe*[79] *tradit fratribus Gerone et Poppone contradicentibus in manum advocati Ruoperti*[80] *et filius suus Wenzezlaus fieret* [?] *monachus*

24. *Tagopertus et Adalger ea quae* [?] *quidam* [?]

25. *Alaruna vineam ad Aschahe*[81] *uxor Willehalmi filii eius Reginoldus et Marchwardus*

---

70) Abt Rupert (1100–1118).
71) Graf Albert I. von Bogen († 1144/46); siehe oben Anm. 26.
72) Abt Gotthard (996–1022).
73) Zu diesem älteren Aschwin vgl. Piendl, Grafen (wie Anm. 19) 50; Holzfurtner – Piendl, Mitterfels (wie Anm. 69) 24 f.
74) Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 22 f.: *Tempore sancti Godehardi abbatis Meinhart et Rupreht fuerunt advocati ecclesie*. Zur Identifizierung Meginhards mit dem 1066 verstorbenen Grafen von Formbach vgl. Loibl, Herrschaftsraum (wie Anm. 19) 140.
75) Vgl. De advocatis (wie Anm. 19) 373 Z. 23 f.: *Tempore Ratmundi abbatis fuerunt advocati ecclesie Rutpertus, Udalricus comes et Marquardus*. Nach Tyroller, Genealogie (wie Anm. 26) 165 Nr. 2 und Störmer, Früher Adel (wie Anm. 19) 451 ist dieser Rupert identisch mit dem gleichnamigen Burggrafen von Regensburg, belegt ca. 990 bis ca. 1035.
76) Abt Ratmund (1027–1049).
77) Graf Ulrich von Formbach († nach 1048); vgl. Loibl, Herrschaftsraum (wie Anm. 19) 372 und oben Anm. 75. Der Titel *praetor* für einen Burggrafen ist ungewöhnlich, aber nicht singulär; vgl. etwa Die Traditionen des Hochstifts Regensburg und des Klosters St. Emmeram (ed. J. Widemann (QEBG, N. F. 8, München 1943, Nr. 650 von 1080/88). Clm 1204, fol. 27v hat Aventin im Niederaltaicher Abtkatalog (ed. Ph. Jaffé, MGH.SS 17, 1861, 366–368) dem Namen *Ratmundus* hinzugefügt: *Ulricus praetor urbanus*.
78) Abt Ratmund (1027–1049).
79) Markt Aschach an der Donau; siehe oben Anm. 50.
80) Siehe oben Anm. 74 und 75.
81) Markt Aschach an der Donau; siehe oben Anm. 50.

26. *Abbate Ratmundo*[82] *Uota*[83] *soror Hermanni*[84] *et Ekkihardi*[85] *marchionum*

27. *Adalhardus*[86] *abbas advocatus Marchward*

28. *1040 Aschwin*[87] *quoque* [?] *advocatus*

29. *Christina*[88] *uxor Friderici*[89] *comitis alius maritus Geroldus*[90] *comes*

Ex libro traditionum
Nidernaltach

Aventin war im Sommer 1517 nicht der letzte, der das Traditionsbuch gesehen hat. Auch im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts gibt es noch Spuren seiner Benutzung. So hat der protestantische Kirchenhistoriker Kaspar Brusch (1518–1559) Niederaltaich im Jahr 1552 besucht und sich dort Notizen für eine umfassende Geschichte der deutschen Klöster gemacht, die allerdings ein Torso geblieben ist. Die Niederaltaich betreffenden Passagen wurden erst lange nach seinem Tod veröffentlicht[91]. Für seine Darstellung hat Brusch offensichtlich auch das Traditionsbuch ausgewertet, allerdings noch weniger systematisch als Aventin. Aus dieser Vorlage sind zweifellos folgende vier Nachrichten entnommen[92]:

82) Abt Ratmund (1027–1049).
83) Tochter Markgraf Ekkehards. I. von Meißen, 1018 verheiratet mit Herzog Boleslaw I. Chrobry von Polen († 1025), weitere Lebensdaten unbekannt; vgl. Rupp G., Die Ekkehardiner. Markgrafen von Meißen und ihre Beziehungen zum Reich und zu den Piasten (Europäische Hochschulschriften III/691), Frankfurt am Main u.a. 1996, 201 f.
84) Markgraf Hermann I. von Meißen (1009–1038).
85) Markgraf Ekkehard II. von Meißen (1038–1046).
86) Abt Adalhard (1055–1062).
87) Siehe oben Anm. 73.
88) Vermutlich die Gründerin des Klosters Asbach (um 1090), vgl. Geier J., Die Traditionen, Urkunden und Urbare des Klosters Asbach (QEBG, N. F. 23), München 1969, 23*–29*.
89) Vermutlich der gleichnamige „Eppensteiner" († um 1060); vgl. Tyroller, Genealogie (wie Anm. 26) 112 Nr. 14.
90) Vermutlich der gleichnamige Graf im Rottachgau (belegt Mitte 11. Jh.); vgl. Loibl, Herrschaftsraum (wie Anm. 19) S. 392–396; Niederösterreichisches Urkundenbuch 1, St. Pölten 2008, 294 f. und 341 f.
91) de Nessel D., Supplementum Bruschianum sive Gasparis Bruschii … Chronicon, Wien 1692, S. 34–49. Zu Person und Werk vgl. Ludwig W., Gaspar Bruschius als Historiograph deutscher Klöster und seine Rezeption (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. 1, Philologisch-Historische Klasse 2002,1), Göttingen 2002.
92) Supplementum Bruschianum (wie Anm. 91) 36–38.

1. *Wolffbertus*[93] *secundus, huic dedit cum consensu Thassilonis Nobilis Principis Mariol quidam villulam Altorph juxta fluenta Feterah, a patre moriente sibi relictam, anno Regni Thassilonis 42.*

2. *Chunibertus*[94] *habuit beneficam foeminam quandam ingenuam Radgardim, quae dedit Mülindorphium*[95].

3. *Diotmarus*[96] *… Consecutus est Tegenbachium*[97] *a Conrado quodam libero homine.*

4. *Rupertus*[98] *donatur a Pezaph quadam muliere et ejus filia Enzibele.*

Nach Aventin und Brusch hat anscheinend noch ein dritter Gelehrter das Traditionsbuch benutzt. Im Jahr 1585 verfasste der Niederaltaicher Prior und spätere Propst von Rinchnach Matthias Aubele († 1605) einen Katalog der Äbte von Niederaltaich mit teilweise recht detaillierten Nachrichten zu ihrem Wirken. Ähnlich wie dreihundert Jahre vor ihm Abt Hermann stellte er dabei mehrfach die Namen der Vögte fest, die den einzelnen Äbten zuzuordnen waren. Da keine der Angaben Aubeles sich in der Vogtreihe Hermanns findet, diese also als Vorlage ausscheidet, hat er das Traditionsbuch anscheinend direkt ausgewertet, wenngleich nur ganz sporadisch und inkonsequent. Vielleicht war es zu seiner Zeit schon nicht mehr vollständig; nach ihm fehlen jedenfalls weitere Hinweise auf eine Kenntnis der Quelle. Alle späteren Hauschronisten haben lediglich die Informationen aus Aubele übernommen. Direkt oder indirekt aus dem Traditionsbuch stammen vermutlich folgende Angaben in der Chronik Aubeles von 1585[99]:

93) Abt Wolfbert (vor 777 bis nach 789). Einen Abt Wolfbert II. hat es nie gegeben, vgl. Deutinger, Äbte (wie Anm. 15) 33 und 36 f. Zur ganzen Notiz vgl. Aventin, Exzerpt Nr. 10.

94) Abt Kunibert (vor 947 bis vor 963).

95) Nicht sicher bestimmbar; Klose, Urbare (wie Anm. 12) 537 Nr. 41 identifiziert einen Ort, der in den Urbaren des 13. Jahrhunderts *Můldorf* heißt, hypothetisch mit Frauenmühle (Stadt und Lkr. Regen).

96) Abt Dietmar I. (1049–1055).

97) Degernbach, siehe Aventin, Exzerpt Nr. 12.

98) Abt Rupert (1100–1118). Die beiden Frauennamen scheinen verlesen.

99) Fundacio Coenobii Celeberrimi Inferioris Altahae nec non Abbatum omnium qui in eodem vixerunt brevis commemoratio ac descriptio … A Fratre Matthia Aubele Conventuali ac pro tempore Priore indigno collecta Anno Domini MDLXXXV. Benutzt ist das Exemplar München, Bayerische Staatsbibliothek, clm 27126; ein weiteres findet sich in Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 11090. Zum Werk vgl. nur knapp Stadtmüller – Pfister, Geschichte (wie Anm. 15) 210 und 447.

fol. 11v
1. *Grimaldus*[100]. *Conradus Advocatus*

2. *Cunibertus*[101]. *Rafoldus*[102] *Advocatus*

fol. 20 v
3. *Luitpoldus*[103]. *Albertus*[104] *Advocatus*

fol. 22v
4. *Diethericus Gerhardus*[105] *Berchtoldus*[106] *Comes advocatus*

Zwar sind die verschiedenen Exzerpte aus dem verlorenen Niederaltaicher Traditionsbuch bislang von der historischen Forschung übersehen worden, ihr Inhalt war aber teilweise bereits bekannt, hatte doch schon Abt Hermann von Niederaltaich dasselbe Material für seine Geschichte der Klostervogtei ausgewertet[107]. Gerade die Namen der Vögte des 10. und 11. Jahrhunderts kehren folglich in allen Aufzeichnungen wieder. Dennoch bieten vor allem Aventins Notizen zahlreiche neue Informationen, die für diese nicht gerade quellengesättigte Zeit hochwillkommen sind. So erfahren wir hier beispielsweise erstmals von einem *minister* Herzog Arnulfs († 937) namens Ekkihart sowie von einer Schenkung Herzog Heinrichs III. von Bayern und Kärnten († 989) an das Kloster und somit etwas über die Machtgrundlagen der Liutpoldingerfamilie. Wenn Matthias Aubele richtig exzerpiert hat, dann ist schon für die Mitte des 9. Jahrhunderts ein Vogt nachgewiesen, also deutlich früher als bisher bekannt. In mehreren Fällen ist nunmehr zu erkennen, wie Niederaltaicher Besitz, den man aus späteren Urbaren kennt, an die Abtei gekommen ist, und zu einigen Orten findet sich in den Traditionen der früheste urkundliche Beleg. Vor allem aber bieten die Exzerpte Material zur Genealogie und Besitzgeschichte verschiedener bayerischer Hochadelsfamilien, die in irgendeiner Form mit dem Kloster in Verbindung standen, sei es als Vögte, sei es als Schenker. Man sieht schon an diesen Beispielen, dass eine Auswertung der Traditionsnotizen in vielerlei Hinsicht möglich ist. Um so mehr wird man es künftig bedauern müssen, dass das Original des Niederaltaicher Traditionsbuchs, das ungleich mehr an Information geboten hätte, unwiederbringlich verloren ist.

---

100) Abt Grimald (nach 851 bis vor 857 oder eher nach 864 bis 872).
101) Abt Kunibert (vor 947 bis vor 963).
102) Siehe Aventin, Exzerpt Nr. 9, wo der Vogt Raffold Kuniberts Amtsvorgänger Egilolf (vor 929 bis nach 932) zugewiesen ist.
103) Abt Liutpold (1118–1131).
104) Graf Albert I. von Bogen († 1144/46). Siehe Aventin, Exzerpt Nr. 7.
105) Die Äbte Dietrich und Gerhard amtierten Mitte 12. Jahrhundert.
106) Graf Berthold II. von Bogen († 1167). Siehe oben Anm. 27.
107) Siehe oben Anm. 19.

Ein Beitrag zur Geschichte der Barockisierung der Stiftskirche von Marienberg im Vinschgau*

von David Fliri – Taufers

Als der Verfasser mit Abt Markus Spanier von Marienberg im Abteiarchiv nach Korrespondenz eines Konventmitglieds aus dem 19. Jh. suchte, fiel uns durch Zufall ein Kuvert mit der Aufschrift *„Über den Bau der Stiftskirche 1644"* in die Hände. Natürlich warfen wir einen Blick hinein und darin befanden sich drei originale Schriftstücke aus der Hand von Fr. Paul Pock SJ an den damaligen Marienberger Abt Jakob Grafinger. Sofort hat es mein Interesse gepackt, vor allem, weil ich wusste, dass diese Dokumente in der Literatur noch unbekannt sind, obwohl schon einiges über die Barockisierung der Marienberger Stiftskirche geschrieben wurde. Hiermit sollen diese Schriftstücke nun einem größeren Kreis publik gemacht werden.

Die Benediktinerabtei Marienberg[1] oberhalb von Burgeis im Vinschgau wurde zwischen 1085 und 1096 im engadinischen Sculs/Scuol von den Herren von Tarasp gegründet[2]. 1146 wurde sie nach St. Stephan oberhalb von Burgeis verlegt und von dort nach einem Brand um 1150 an der heutigen Stelle bei einer hier bereits vorhandenen Marienkapelle neu errichtet[3]. Bis ins 17. Jh. gab es mehrere Höhen und Tiefen in der Geschichte der Abtei, von denen hier einige exemplarisch herausgegriffen werden: die Plünderung des Klosters durch Swiker von Reichenberg 1274[4], der Brand des Klosters von 1418 und der darauf erfolgte Wiederaufbau[5], die militärische Verwendung im Engadi-

---

*) Dem Abt Markus Spanier und P. Ulrich Faust sei für die Bereitschaft zur Veröffentlichung und für vielseitige Hilfestellungen herzlich gedankt.

1) Einen guten Überblick über die Geschichte des Klosters bietet: Joos J., Marienberg (Germania Benedictina III/2: Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol, hrsg. v. d. BayerischenBenediktinerakademieMünchen, bearb. v. U. Faust OSB und W. Krassnig), München 2001, 449–484.

2) vgl. Loose R., Marienbergs Anfänge und frühe Zeit (bis ca. 1250) (900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996, hrsg. v. Südtiroler Kulturinstitut, redigiert von R. Loose, Lana 1996, 17–50), hier 17–22

3) Ebenda, 26–28.

4) Roilo C./ Senoner R., Das Registrum Goswins von Marienberg (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 5), Innsbruck 1996, 194/195.

5) Andergassen L., Notizen zur Baugeschichte des Benediktinerstiftes Marienberg (900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996, hrsg. v. Südtiroler Kulturinstitut, redigiert von R. Loose, Lana 1996, 255–320), 273.

nerkrieg um 1499, der Neubau des Kloster unter Abt Bernhard von Wähingen in der ersten Hälfte des 16. Jh.[6] und der Renaissanceausbau des Klosters unter dem aus dem schwäbischen Weingarten stammenden Administrator und Abt Matthias Lang in den ersten Dezennien des 17. Jh.[7]. Abt Matthias Lang reformierte das Kloster und schuf eine wirtschaftliche Basis für dasselbe, womit Marienberg wieder aufblühen konnte, weshalb er auch als „*fundator alter*" in die Klostergeschichte eingegangen ist[8].

Nach dem Ableben von Abt Matthias Lang am 20. Mai 1640, wurde Jakob von Grafinger zu Salegg am 03. Juni 1640 zum neuen Abt erwählt; am 05. August desselben Jahres erhielt er vom Nuntius Girolamo Farnese in Muri die Abtweihe. Grafinger war am 25. Juli 1591 in Imst im Oberinntal geboren, legte seine Profess für Marienberg am 29. Oktober 1609 in Weingarten ab, ging daraufhin zum Theologiestudium nach Dillingen und feierte dort am 12. Mai 1616 Primiz. Er verstarb am 01. Mai 1653 in Marienberg; sein Nachfolger als Abt wurde der damalige Subprior P. Ferdinand Wezel[9].

Bereits im Jahr seiner Wahl, 1640, begann Abt Grafinger mit der Barockisierung der Klosteranlage. Im Oktober dieses Jahres ließ er die Zwiebelhaube auf das oktogonale Rondell der Einfassungsmauer des Herrengartens aufsetzen und 1641 bestellte er beim Maler Hans Jakob Dreher in Pfunds die Reihe der Prälatenbildnisse[10].

1642 wurde dann die Barockisierung der Stiftskirche angegangen, wobei die Bausubstanz der dreischiffigen romanischen Basilika in ihren Grundzügen beibehalten wurde[11]. Hierzu hatte Grafinger beim Jesuiten-Provinzial in Innsbruck zwei Mitglieder dieses Ordens begehrt, die in der Person eines P. Franciscus Faber und eines Fr. Paul Pock Mitte Juli des Jahres in Marienberg ankamen, und wahrscheinlich der letztere hatte sich acht Tage lang mit der Konzeption des Umbaus und der Erstellung von Vorlagen für Gemälde und Gebäudeteile beschäftigt[12]. Die zweite Hälfte des Jahres 1642 wurde zur Beschaffung von Arbeitsmaterialien wie Bauholz und Gips und zu Abbrucharbeiten in der Kirche verwendet, wobei die Prälatengräber geöffnet, die Orgel abgebrochen und die Fenster ausgebrochen wurden[13].

Ende Juni 1643 schickte Abt Jakob Grafinger einen Diener mit zwei Pferden nach Innsbruck, um Fr. Paul Pock für den Umbau der Stiftskirche holen zu

6) Ebenda, 274 f.
7) Ebenda, 277–285.
8) Loose R./ Wieser T., Familia Mariaemontana. Mitglieder und Wirkungskreis der Benediktinerabtei (Schuls-) Marienberg (SMGB 113/2002, 7–63), 8.
9) Ebenda, 24 und 27.
10) Andergassen, Notizen (wie Anm. 5), 289 f.
11) Ammann G., Die Barockisierung der Kirche des Benediktinerklosters Marienberg unter Abt Jakob Grafinger zwischen 1642 und 1652 (900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996, hrsg. v. Südtiroler Kulturinstitut, redigiert von R. Loose, Lana 1996, 321–346), 324.
12) Ebenda.
13) Ebenda, 325.

lassen, derselbe kam am 27. Juni in Marienberg an. Dort begann er auch mit der Ausmalung der Benediktskapelle[14]. Pock arbeitete sehr zur Zufriedenheit des Abtes, weshalb dieser in seinen Aufschreibungen vermerkte: „*und hete das Closter in grosse vergebene Unkosten bracht, wenn der Baumeister Jesuiter nit gwesen wäre, wellicher noch zimblich vil sachen zufrichten bracht, so sonsten alles vergebens gwesen, ist also Ime das Werk zuzuschreiben*“[15]. Zur Anerkennung verehrte der Abt dem Baumeister einen Sommerrock , ein Paar Hosen aus Gamsleder und ein Paar Strümpfe[16]. Pock muss noch 1643 wieder nach Innsbruck zurückgekehrt sein.

Nun stellt sich die Frage, wer denn dieser Baumeister Paul Pock überhaupt war. Aufschluss darüber gibt das Werk von Joseph Braun SJ aus dem Jahr 1910: „*Bruder* [*Paul*] *Bock wurde am 25. Januar 1606 zu Konstanz geboren und erhielt am 4. August 1626 die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Er war seines Handwerks an sich Nadelmaler, acupictor, als er in den Orden eintrat, doch zugleich ein geschickter Modelleur, Stukkateur und Maler. Auch hatte er wie sein Nekrolog ausdrücklich hervorhebt, ausgedehnte architektonische Kenntnisse; kurz er war so ein Stück Universalgenie. Nach Vollendung des Noviziates wurde Bock im Herbst 1628 nach Ensisheim geschickt, um hier Bruder Kurrer beim Bau des neuen Kollegs zu unterstützen. Zwei Jahre später musste er Ensisheim mit Burghausen vertauschen, wo er an Stelle Gerbers die Bauaufsicht übernehmen sollte, da dieser als Schreiner genug zu tun hatte. Zu Burghausen blieb Bock bis 1635; dann wurde er nach München und von hier 1641 nach Innsbruck versetzt, wo man für die Ausschmückung der neuen Kollegskirche eines Malers bedurfte. Er blieb zu Innsbruck bis Ende 1647, in den Jahreskatalogen des Kollegs stets als pictor bezeichnet. Die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte er fast ganz zu Neuburg. Auch hier war er wieder meist als Maler tätig. Unter den Bildern, die in dieser Zeit entstanden, wird besonders erwähnt das Ölgemälde, welches er für den Hochaltar malte, und das bestimmt war, den Rubensschen „Höllensturz“ zu verdecken, welcher, weil weniger erbaulich, nicht mehr gefiel. 1650 weilte Bock vorübergehend zu Düsseldorf. Was er hier schuf, ist nicht bekannt. Gegen Ausgang 1656 begann er zu kränkeln. Im Januar 1657 wurde er zur Erholung nach München geschickt, wo er jedoch schon am 15. März starb.*“[17] Von den umfangreichen Maler- und Baumeisterarbeiten, die Fr. Paul während seiner Innsbrucker Zeit im Stift Marienberg durchgeführt hatte, scheint Braun noch nichts gewusst zu haben; ebenso wenig von den beiden künstlerisch begabten Brüdern des Baumeisters in Wien: Hans Jakob und Tobias Pock[18]. Diese beiden wurden

14) Ebenda, 329.

15) Zitiert nach AMMANN, Barockisierung (wie Anm. 11), 329; das Original dieser Aufzeichnungen im Stiftsarchiv Marienberg (künftig: StAMb), SK A 10: Diarium des Abtes Jakob Grafinger und SK A 11: Aufschreibbuch des Abtes Jakob Grafinger bzw. Exzerpte daraus aus der 2. Hälfte des 20. Jh. unter SK A 24.

16) AMMANN, Barockisierung (wie Anm. 11), 330.

17) BRAUN J., Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, 2. Teil: Die Kirchen der oberdeutschen und der oberrheinischen Ordensprovinz, Freiburg i. Br. 1910, 158.

18) Vgl. NEUE DEUTSCHE BIOGRAPHIE, hrsg. von der Historischen Kommission bei der

vom Wiener Bischof Friedrich Philipp Graf von Breuner 1641 mit der Erbauung des Hochaltars des Wiener Stephansdoms betraut, wobei Hans Jakob den Aufbau und Tobias das Altarblatt besorgte. Im Jahr 1647 hatten sie diesen vollendet. Das auf Zinnplatten gemalte Altarblatt, das den hl. Stephan darstellt, war die erste große Arbeit Tobias Pock, und er wurde danach *„einer der fruchtbarsten Kirchenmaler des Frühbarocks“*[19]. Aber auch Fr. Paul scheint eine Zeit lang als Dekorationsmaler und Kunststicker in Wien beschäftigt gewesen zu sein[20].

Neben den unten vollinhaltlich wiedergegebenen Schreiben Paul Pocks an Abt Grafinger befindet sich im Stiftsarchiv von Marienberg ein weiteres nicht datiertes Schriftstück, das die Unterschrift von Pock aufweist, aber in keinem erkennbaren Zusammenhang mit Marienberg steht. Darin geht es um eine vermeintliche Erstürmung eines nicht näher lokalisierbaren Pfarrhofes im Rahmen der Wirren des 30jährigen Krieges, die Pock dementiert[21].

Abt Grafinger und Baumeister Paul scheinen nach dessen Abreise von Marienberg im Jahr 1643 weiterhin wegen verschiedener Baumaßnahmen brieflich in Kontakt geblieben zu sein. Von diesem Briefwechsel hat sich uns ein Brief von Paul Pock an Abt Grafinger vom 02. Juli 1644 mit zwei Beilagen erhalten. Dieser soll hier wegen seines interessanten Inhaltes mit den Beilagen vollinhaltlich als Transkription vorgelegt werden:

Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 2. Band: Behaim – Burke, Berlin 1955, 344; vgl. zu Paul Pock auch noch RASMO N., Dizionario biografico degli artisti atesini, Volume secondo B (a cura di Luciano Borelli e Silvia Spada-Pintozelli), Bolzano 1998, 254 f. (= Nr. 838: Paul Bock).

19) ZYKAN M., Der Stephansdom (Wiener Geschichtsbücher Bd. 26/27), Wien – Hamburg 1981, 165–167.

20) NEUE DEUTSCHE BIOGRAPHIE (wie Anm. 18), 344.

21) StAMb, Fasz. 792/5: Die anderen in diesem Faszikel enthaltenen Dokumente datieren größtenteils in die Zeit des 30jährigen Kriegs und sind auch meist militärischen Inhalts, weshalb eine Datierung in die 1640er Jahre nicht unwahrscheinlich ist.

Innsbruck, 1644, Juli 2.
Brief von Fr. Paul Pock SJ an Abt Jakob Grafinger von Marienberg über Barockisierungs-Maßnahmen für die Marienberger Stiftskirche mit zwei Beilagen.

Orig. Papier im Abteiarchiv Marienberg, Kuvert mit Aufschrift „Über den Bau der Stiftskirche 1644", ohne Signatur.

Transkription[22]**:**

[*Dorsalvermerk:*]

[*in rechter oberer Ecke:*][23]

2. Juli 1644

Ueber den Bau der Stiftskirche

[*Anschrift:*]

+ Praesent 8 July 1644[24]

dem Hochwürdigen in Gott Gnedigen Herrn, Herrn Jacobo Abten deß würdigen Gots Hauß und Closters Mariaberg meinen Gendigen Herrn etc

Her Paul wegen der Kirchen[25] Mariaberg

[*unter Papier aufgedrücktes Siegel; der Jesuiten von Innsbruck?*]

[*Inhalt:*]

---

22) Die Transkription erfolgte möglichst nahe am Originaltext. Auch bei der Groß- und Kleinschreibung wurde die Schreibweise des Originals übernommen. Fehlende Klammern wurden gegebenenfalls mit einer eckigen Klammer ergänzt und alle kursiv geschriebenen Textteile innerhalb von eckigen Klammern sind Anmerkungen des Verfassers.

23) Dieser Vermerk dürfte aus dem 19. Jh. stammen und entweder Abt Augustin Moriggl (1855–1861) oder Abt Peter (III.) Wiesler (1861–1885) zuzuweisen sein. Die Äbteliste bei: Joos, Marienberg (wie Anm. 1), 474 f.

24) Von anderer Hand als die Anschrift, wohl von Abt Jakob Grafinger.

25) Idem.

+
Pax kh.

Hoch in Gott Genediger Herr. Ich hab die zway hoch geehrte schreiben zu recht empfangen, und erstlich meinen brueder, dem Maller[26], die andtwurtt wider geschriben. Zweiffel nit es werde jez bey dem verbleiben, hoffe auch darneben das hoch alttdar blatt zu Maria berg[27], umb 300 fl. werde sych woll sehen derffen lassen, gegen dem zu Meran welches 800 fl. cost der selbige Maller[28] ist vor 3 oder 4 wochen alhie bey mier gewessen, und sych zu hoff durch einen anderen guetten heren lassen anmelden, alß ein sonderer khundter fetter[29], so hatt ihn Ie: Drl: ein Muster lassen mallen, nemlichen einen edlen khnaben, zu khundter fetter, ist aber darmit gar nit bestandten wie auch der guett herr welcher ihn promofiertt, einen schlechten Danckh bekhomen ist also mit schlechten Ehrn wider nacher Meran + [*Ergänzung am linken Textrand:*] Ie: Dl: hat ihn auch nie füer sych gelassen, das hatt ihn sonderlich verdrossen, wie wol er zu Meran anderst auß gibt [*Ergänzung Ende*], die wahrhait zu bekhenen, wan das blatt zu Meran nit besser ist, als das welches ich hie von in geschehen hab, so mueß der wahn grösser sein als die khunst, wie er von mier verstandten, das mein brueder umb das blatt zu Maria berg 300 fl. begertt und auch die größ verstandten, und was darein gemacht soll werden, so hett ich wünschen mögen Ire: Gn: hetten es gehörtt, wie er gethon hatt, nun aber ligt es nit an dem, das ein stuckh darumben khunstlich sey wan es vil cost. Ich hab von den zwen P: P: von weingartten verstandten wie das der Pränttel[30] und disser Maller zu Märan schier ein ander geschlagen hetten von wegen meines brueders nemlichen darumben, es ist ein Maller gessell, von wien nacher Meran khomen, der hatt wais nit wie, den bockh, meinen brueder zu wien, we-

26) Hier bezieht er sich auf seinen Bruder, den Maler Tobias Pock (*1609 Konstanz †12.06.1683 Wien) der gemeinsam mit dem anderen Bruder, dem Bildhauer und Steinmetz Hans Jakob Pock (*1604 Konstanz †12.02.1651 Wien), von 1641–47 den Hochaltar von St. Stephan in Wien schuf; vgl. Anmerkungen 17 & 18.

27) Das Altarblatt ziert noch heute den Hochaltar der Marienberger Stiftskirche. Ein weiteres Altarblatt Pocks für Marienberg, das den segnenden Gottvater darstellt, befindet sich derzeit im Bozner Museum; vgl. Rasmo N., Kunst in Südtirol. Eine Auswahl der schönsten Werke, Bozen 1976, 56 und Tafel 59.

28) Dieses erwähnte Altarblatt der St. Nikolaus-Pfarrkirche in Meran wurde von dem niederländischen Maler Johannes Paneels in der zweiten Hälfte des Jahres 1644 fertiggestellt; es hat sich jedoch nicht erhalten. Vgl. Andergassen L., Die Ausstattung der Stadtpfarrkirche St. Nikolaus in Meran (Stadtpfarrkirche St. Nikolaus in Meran. Ein Gotteshaus im Wandel der Zeit, hrsg. v. der Pfarrgemeinde St. Nikolaus Meran, Meran 2003,13–101), 40; Andergassen L., Marginalien zur Kunst des 17. Jahrhunderts im Meraner Raum (Der Schlern 65, 1995, 43–58),43–45.

29) „khundter fetter" ist wohl als Konterfeier, also Porträtmaler, zu lesen.

30) Bei dem hier genannten „Prändtell" handelt es sich um den Maler Michael Prantl aus Meran, der nach dem Tod des Abtes Mathias Lang 1640 beauftragt wurde, dessen Porträt zu malen. Vgl. WieserT., Abt Mathias Lang von Marienberg († 1640). Ein Neubegründer eines alten Klosters (Separatabdruck aus SMGB N.F.3/1913, Heft 2/4), 77.

gen seiner stuckh und sonderlich das hochalttdar Platt S: Steffan, gelobt, und geriembt, das woltte aber der Niderlender der Maller zu Meran nit leiden, und der herr prenttel hatt sych auch meines Brueders angenomen, wie wol er nur ein einiges stückhel bey mier vor dissen, von ihn gesehen hatt, welches er doch lengst gemacht hatt, und disses alles hab ich darum geschriben, die weil disser Maller, wie mier die herren von wein gartten gesagt, alles veracht und bildt ihn mehr ein, weder andere sehen khinden, und das ist genueg von den zu anderen so hab ich das Plettel S. Benedickht khleiner zu machen geschriben nemlich 4 sch: braitt und 6 schuech hoch, daz ander aber mit Gott dem vatter und Englchen welches füer die Orgel gehörtt hab ich bey der ersten größ verbleiben lassen, es ist dennoch vil khleiner weder ichs ihn das ersten Alttdar Fissyr gerissen hab, danen es khompt hoch nauf, zum dritten was farb der hoch Alttdar haben soll, so vermain, oder wan ich herr wer so ließ ich ihn von Nuß baumen holz machen oder doch Nuß farb anstreichen, und die Zieraden

[*nächste Seite*]

vergulden ist ein lieblicher anblickh, und nempt khein so schendtlichs alttder, alß wie das weiß, unsser alttder zu München seind auch weiß gewessen[31], aber ietz da sy altt worden sein sy auch schwarz und schendtlich worden, Ich woltt lieber den grundt ganz gelb + [*Ergänzung am Rande:*] weder weiß [*Ergänzung Ende*], doch mueß es von wasser farben sein, und zwar nur ober gelb, (aber man mueß das goltt nit sparen) und disses Sicht gar hell und lieblich auß, und ist bestendig wie die nuß farb. Doch ihn dissen allen, ist das beste, der bauer herr. Nem das (welches ihn am besten gefeltt], dan von denen dingen ist nix im buech, Item der Tabernackhel gett starckh auf, Ire: Gn: suechen alß gemacht wider geltt, es würett zwar auch etwas mehres antreffen, bey dem schreiner, yber die 60 fl doch will ich schon recht haussen das mier bestehen werden. Der Maister bekhlagt sich, ich hab ihn yberredt, das er sych mit so wenig hab ein gelassen, ich hab ihn alle Zeit versprochen ich wolle ihn in schaden nit lassen ligen, er soll nur khein fleiß noch arbait sparen, wie ich dan oft zu sich, und was die arbaitt anlangt, vermain ich sy khundt nit fleissiger und sauberer gemacht werden, das getter wil ich wils Gott jez gross auf reissen, damits der schreiner khindte durch stechen, und dornach lassen grauieren, und mit farben absezen, möchte auch woll wüssen ob Ir gnaden zu friden seyen wan ich die schlosser arbaitt auch laß hie machen, mier haben gar einen guetten Maister der hoffschlosser mier haben von nötten erstlich ein schönes schlössel unden (wo das Zybory hin gehörtt], dan das sycht man wan mans auf duett. Zu anderen hinder das hilzge vergultte perspeckhdiffische getter, ein schwarz Eise, blind getter damit das ander ein bessere sterckh hat. Zum dritten eben in dissen khasten wo fornen das getter stett, hatt es hinden ein

31) Hier bezieht sich Fr. Paul Pock wohl auf die Münchner Jesuitenkirche zum hl. Michael, die zwischen 1583 und 1597 erbaut wurde; vgl. BRAUN, Kirchenbauten (wie Anm. 17), 49–95.

Dier, und diese mueß auch beschlagen und verspertt werden. Ich sehe gar gehrn, das ich in meinen grossen Zimer + [*Ergänzung am linken Textrand:*] welches ich alhie hab [*Ergänzung Ende*] den gantzen dabernackhel khundte zu samen machen[32], mit allen zu gehör, auf das ich khundt sehen, was ihn weitter manglett, und also ganz auß gemacht khundte hin auf schickhen, doch stuckh weis, wie ich ihn dan zu den end den schreiner laß machen, das man ihn zerlegen khan und darumben wan ich die groß der Zieraden und der Englen wird schickhen woltte ich. Ja ich vermain es werde schier auch miessen sein, das man mier alle Zieraden gemachter herundter schickhet auf das ichs khundte recht versezen lassen, und sehen was manglet, guett were es das sy auch schon vergultt weren, aber noch besser, wan ich es hie alles zu gleich vergultten dett lassen, (mit den getter), ich hab allhie gar einen guetten

[*nächste Seite*]

Maller, dem mier auch in Collegy und was füer die khirchen zu vergulden ist brauchen, ich vermain der Hanß Jacob[33] wird villeicht sonst zu dun haben, es sey dan sach das es Ire: Gn: von Ihnen umb ein ringers bekhomen, khundten, auf das wenig ist so vermain ich die leisten oder Cöllstes wie es die schreiner nenen, so ihn die fillingen gehören sollen hie vergultt werden damit es der schreiner an sein ortt machen und verleimen khundt, die zieraden welche oben in der Cupel umb die kleine Fensterle khomen will ich alhie den schreiner lassen schneiden dan er einen gewartterten und khunst reichen Sun hat, der in denen sachen wo kheine bilder hin khomen, so guett ist alß ein bildhauwer, und disses wie auch das getter auß zu schneiden, mueß besonders bezaltt werden, Item das goltt belanget, so khan ich es nit rechter bekhomen alß das buech p. 4 fl. es ist aber augspurger goltt welches umb etlich plettel mer hatt werden das Nüermberger, auf diß mal khindt ich nit mer weder 8 oder 9 buech alhie bekhomen aber der khauffman woltt bald umb mehrers schreiben, es ist vor dissem in ainen ringeren geltt zu bekhomen gewessen, aber iez wollen sy es nimer geben, Ire: Gn: haben auch, umb den yberschickhten Daller 12 Penssel zuendt ffangen, die 5 grossen ain P. 12 x. und die anderen 7 khleinere P. 30 x. hab sy erst ney machen lassen, was weitter mein Mainung wegen des vergulden anlangt und der Saullen und gesymbs wüertt Ire: Gn: auß den bey-

32) Abt Grafinger stimmte diesem Vorschlag zu, denn der fertige Tabernakel wurde von Innsbruck nach Marienberg gebracht. Diese Arbeit kostete zusammen mit dem Fuhrlohn 300 fl.; vgl. AMMANN, Barockisierung (wie Anm. 11), 322

33) Für diese Person in Frage kommen die beiden Maler Hans Jakob Dreher (aus Pfunds) und Hans Jakob Pfeil (aus Dorf Tirol), die beide in der ersten Hälfte des 17. Jh. in Marienberg tätig waren; vgl. RINGLER J., Die barocke Tafelmalerei in Tirol. Versuch einer topographisch-statistischen Übersicht (Tiroler Wirtschaftsstudien 29), Innsbruck-München 1973, 27 und die Exzerpte über „Maler, Bildhauer u. sonstige Meister" in Marienberg (StAMb, SK A 24).

lagen[34] auch mein schlechte Mainung vernemen, lestlich ob ich noch ein Mall Ire: Gn: einen uncosten wegen einer raiß wider nach Maria berg machen soll, khan ich der Zeit noch nit wüssen[35] sonderlich weillen ich der Zeit mitten in meinen Mallen und grossen stuckhen bin, wan uns aber Gott noch lenger das leben gibtt villeicht khunten alle guetten Düng dreymal sein, will also die Zeit und gelegenhait erwartten, und in ainen auß gemachten werckh, mich mit Ire: Gn: freyen, hoffe es werde auf das wenigest khein grosser und schendtlicher Bockh, darinen zu finden sein, die khleine böckhlein wellen mier eben der khirchen opfferen, nitt mer due ich die mich Ire: Gn: und den ganzen löblichen Conuent demiettigisch beuehlen.

Dattum Innsprug den

2. July 1644

Ire: Gn: den

Paulus Bockh
So: Jesu

[*Beilage 1*]

+
Pax kh.

Hoch ihn Gott, Genediger, ich hab der selben hochgeehrtes schreiben zu recht sampt der alttdar fiessyer empfangen, deß gesymbs halber nimbt es mich groß wunder, und sonderlich die weil ichs eben auf disse weis zu Burghaussen gemacht hab[36], und stett iez alberait yber die 13 Jahr ganz guett und ohne Mangel wüsset weitter khein schuldt als das man die negel gespartt, und die weil die Maurer ihn anfang khein erfarung ihn gibs anmachen gehabt, und khein gewisse mas jetz fil dan zu wenig gebraucht, auch etlich mal nach dem er schon anzogen mit wasser wider wollen dün machen, und auf disse weil würt es alle Zeit schrunden geben, damit Ire: Gn: aber das gewisse spillen so vermain ich Ire: Gn: sollen bey den ersten rath bleiben so ich hab geben, nemlich das ober dail die platten und den Carnis von holz machen lassen, und an die balckhen annaglehen und darnach von leinfarben weis gemaltt den anderen

34) Die weiter unten als „Beilage 1“ und „Beilage 2“ ausgewiesenen Beilagen dürften sich auf die hier erwähnten „*beylagen*“ beziehen.

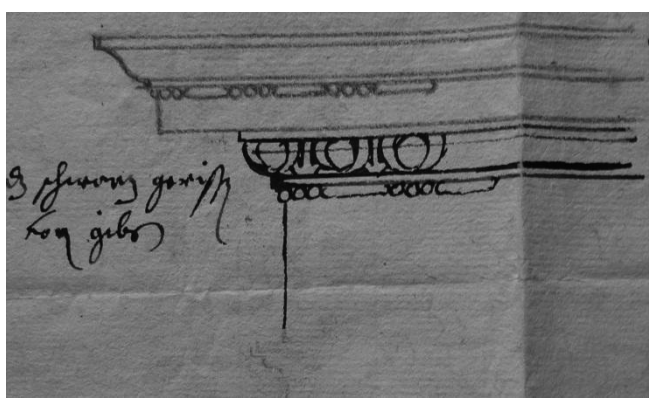
35) Laut den Exzerpten aus den Aufzeichnungen Abt Grafingers (StAMb, SK A 24) machte Fr. Paul Bock tatsächlich noch eine dritte Reise nach Marienberg. Die diesbezügliche Notiz Grafingers vom 22.05.1645 lautet: „*Advenit P. Paulus Bok SJ, vocatus ut novae structurae templi ultimam manum opponeret et ad perfectionem perduceret, quod et 9 hebdomadis laudabiliter praestitit*“.

36) In Burghausen wirkte Paul Pock als „praefectus aedifici“ von 1631 bis 1635 am Kolleg der Jesuiten, die sich dort 1627 angesiedelt hatten; vgl. Braun J. (wie Anm. 16), 156–158. Also dürfte diese Beilage wahrscheinlich aus dem Jahr 1644 stammen; deshalb erhärtet sich der Verdacht, dass diese Beilagen tatsächlich zu dem obigen Brief vom 02.07.1644 gehören, wo sie auch als solche erwähnt werden (vgl. Anm. 34).

gleich, so seind iehr Gn: versichert, und ist auch halbe Zeit und Costen erspartt, und das hab ich zum ersten also vermaindt, und mit den schreiner zu Maria berg auch darvon geredt, wie es vil leichter und schöner auf die weis zu machen sey, aber der Maister Florian[37], hat Ire: Gn: von derselben Mainung abwendig gemacht, das ist gewüß, wan ich bey dem gantzen gesymbs selbst sein khundt, woltt ihme wol das schrunden verdreiben, darumben sollen Irl: Gnaden einen eignen bueben haltten der ihnen das gibs und Merttel ein einem stetten Maß, anmiach auch nit mehr als sy auf ein Mall verarbaitten khinden, und sonderlich ihn den dickhen platten, was anlangt den alttdar das er weis prauniert sol werden, und die Zieraden vergult wurd sych nit ybel reinen, S: Jacob khan manauch wol darauf richten

[*nächste Seite*]

und vllleicht, der Istory gemesser mit sampt den pferdt oben an das gewelb ihn der luff richten + [*Ergänzung am linken Textrand:*] welches doch leicht khan verstett werden [*Ergänzung Ende*], und die zway khryegs her auf die dachung richten will es doch alles mit gelegen heit auf das papier bringen und yber schickhen das ober blettel halber, hab ich nit vermaindt das etwas gemalts soll füer die orgel khomen, doch ist es schön wegen der verenderung, ich hab auch unsser leit etliche gefragt, was darin zu mallen sey, so vermaint man nit wol zu sehen, wan aint weders zway unsser liebe frauw oder zwen khristus auf ein ander gemalt sollen werden, sonderlich weil ihn hoch altdar, das Maria bild mit den khindel ist ihn blatt + [*Ergänzung am linken Textrand:*] wie ihn meins brueder riß zusehen [Ergänz*ung Ende*], vermain ich es soll auch nit sein,

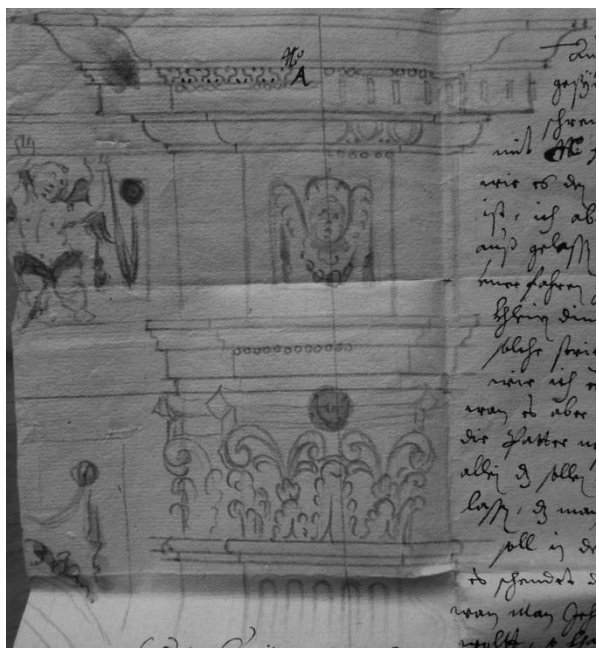


die himl fartt, dan die heilligen schickhen sych nit darzu, man vermaint ihn das ober blettel were das beste, Gott der vatter mit Engel herum, stundte am besten und will es schon etwas khleiner rich-

37) Hierbei handelt es sich um den aus Schluderns stammenden und in Innsbruck wohnhaften Bildhauer und Gipsermeister Florian Nuth, der an den Stuckaturen in der Innsbrucker Jesuitenkirche beteiligt war und den Stuck für Marienberg entworfen haben soll. Ausgeführt wurde dieser hingegen von Kassian Braun und Fr. Paul Pock; vgl. Egg E., Kunst in Tirol. Baukunst und Plastik, Innsbruck 1970, 148 und Ammann, Barockisierung (wie Anm. 11), 328.

ten, dan ich hab es wegen der Orgel und deß Singenns desto besser zu hören etwas groß gemacht, das ybrig wüert Ire: Gn: ihn den andern brieff verstehen[38] das rott gerissen ganz von prettern gemacht, die patter noster khan P. Adelpertt, mehr ihn ainen dag machen weder ein Maurer ihn einer wochen, und wans Ire: Gn: nach disser ersten Mainung lassen machen so ersparen sy eissen geltt und Zeit, und wüertt hüpsch grad und ring und nach dem es mit khreiden 2 mal yber strichen, wo wüert es mit pley weiß das leste mal auch miessen yber strichen werden dan die khreiden ist nit so weis wie der khalch. das schwarz gerissen von gibs

[*Beilage 2*]



Auf disse weiß ist das gemaurtte gesymbs gewessen, wan aber der schreiner das umkhertte Carnis mit N°. A bezeichnet gemacht hat wie es dan in der ersten Fissyer auch ist, ich aber hab es in Mauren auß gelassen wegen der Miehe, und unerfahren hait der Maurern in dissen khleinen dingen, so ist es leicht, nur solche strich oder schnidt darein zu machen wie ich es da verzeichtnet hab, wan es aber nit gemacht werso seyen die Patter noster genueg, under den plettel allein das sollen ieht gnaden nimer mer zu lassen, das man etwas mallen oder duschen soll in den Carnis oder ihn das gesymps es schendet die gantze khirchen, Item wan man jehs mer Zier ihn gesymbs haben woltt, so khan man in die groß platten under den Carnis solche () () halb runde steble anleimen alle Zeit ein halb Span von ein ander, unsser khirchen die ney S: Ingnazy zu rom, die nit nur 100000 fl. cost,

38) Hier bezieht er sich vermutlich auf den oben transkribierten Brief vom 02.07.1644 was die Annahmen in den Anmerkungen 34 und 36 nochmals erhärtet und diese drei Dokumente als eine Einheit ausweist.

seind ihn wendig und auß wendig die Capedel in gesymbs oxen augen und patter nosten und andere zier alle von weissen stain auß gehauwen (aber der Carniß ist durch un durch glatt, Item so hab ich auch woll vil khierchen gesehen das das gewelb zwar vergultt aber Saullen und gesymbs nit) habe auch dargegen gesehen alls vergultt, allein wüertt Ire: Gn: vil goltt auf gehen, dan wan man an dem gesymbs anfangt, so begert es das Cupel und auch die pfeiffen diß wer endtlich zu dain, das man allein in den frieß die Engel Fligel und gewändel, und was sonst in das Fris angesezt ist, verguldet, aber oxen augen und Patter nosten müest man sten lassen, sonst wurd es die Saul auch gleich wollen haben, allein die einige rossen mitn ihn der Capedel platten khundt man auch vergulden, und das heltt ich dar füer were yberigs genug, Ich hab auch verstandtn Ire: Gn: wollden das gesymbs und Capedel palliren oder glantz machen lassen, da man doch die pfeiffen oder Saullen, die weil sy von Mertel sein, nit balliren khan, so wüertt es nit zusamen sechen ich vermain mas[39] soll es alles ganz matt weis lassen.

[*Ende*]

Soweit die Briefe Pocks an den Abt. Über den weiteren Verlauf der Barockisierung und das Schicksal der Stiftskirche sollen hier noch einige weiterführende, aber gestraffte Informationen folgen:

Am 23. Jänner 1646 „*sein die drey Neuen Altar Plätter so zu Wien gemalen worden und 400 fl. kost Porgelt von Ynsprugg herein gfiert worden, haben allen wol gefallen*“[40]. Zusammen mit den Lieferkosten von Wien nach Innsbruck kosteten diese Altarblätter das Stift 460 fl.[41]. Am 04. Oktober 1646 „*ist das große Plat in den Haupt-Altar eingeweiht worden*“ und am 18. Dezember desselben Jahres „*ist der Haupt-Altar in der Neuen Kirch aufgsetzt worden*“[42]. An Mariä Geburt (08. September) 1647 wurde die nunmehr größtenteils fertiggestellte neue Stiftskirche erstmals bezogen. Abt Grafinger hielt das Pontifikalamt, zu dem illustre Gäste erschienen waren[43]. Die Gesamtkosten für die Barockisierung und Neuausstattung der Marienberger Stiftskirche beliefen sich auf 15.235 fl.[44].

Als Marienberg im Jahr 1807 von der Bayerischen Regierung aufgehoben wurde, wurden auch große Teile der Einrichtung der Stiftskirche von der staatlichen Administration verkauft[45]. 1816 wurde das Kloster unter Abt Karl

39) verschrieben für „man“.
40) StAMb, SK A 24: Exzerpte über „Maler, Bildhauer u. sonstige Meister“ in Marienberg.
41) Ammann, Barockisierung (wie Anm. 11), 322.
42) StAMb, SK A 24: Exzerpte über „Maler, Bildhauer u. sonstige Meister“ in Marienberg.
43) Ammann, Barockisierung (wie Anm. 11), 343.
44) Ebenda, 322 (mit einer genauen Auflistung der verschiedenen Ausgaben).
45) So kamen beispielsweise einige Säulen, Engel des Hochaltars und die vergoldeten Statuen der hl. Petrus und Paulus an die Pfarrei Taufers im Münstertal, der Taber-

Mayr mit großen Entbehrungen wieder hergestellt[46]. Der Hochaltar wurde verändertvom Bildhauer Johann Pendl[47] wiederaufgebaut, wobei aber das ursprüngliche Altarblatt von Tobias Pock miteinbezogen wurde[48]. Die barocken Stuckaturen haben sich unbeschadet erhalten, zieren mit dem barocken Altarblatt die Marienberger Stiftskirche bis zum heutigen Tag und geben Zeugnis vom kunstsinnigen Abt Jakob Grafinger und seinem Baumeister Paul Pock.

---

nakel an die Pfarrei Schluderns; vgl. SCHGÖR S.H., Taufers im Münstertal im Wandel der Zeit, Taufers[2] 2006, 110.

46) JOOS, Marienberg (wie Anm. 1), 462; zum Neubeginn Marienbergs grundlegend: ANGERER M., Abt Karl Mayr und der Neubeginn des Klosters im 19. Jahrhundert (900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996, hrsg. v. Südtiroler Kulturinstitut, redigiert von R. LOOSE, Lana 1996, 387–414).

47) Zu Johann B. Pendl: Gratl E., Ein Leben abseits der großen Kunst (900 Jahre Benediktinerabtei Marienberg 1096–1996, hrsg. v. Südtiroler Kulturinstitut, redigiert von R. LOOSE, Lana 1996, 415–450).

48) AMMANN, Barockisierung (wie Anm. 11), 339.

Benedikt Reindl (1723–1793)

Mönch und Komponist im Kloster Disentis

von Urban Affentranger OSB – Disentis/Mustér

1. Einleitung

In der Mitte des 18. Jahrhunderts erlebte die instrumental begleitete figurierte Kirchenmusik in den Klöstern der Schweiz und Süddeutschlands eine grosse Blüte. War auch in den klösterlichen Gottesdiensten seit dem Mittelalter der Gregorianische Choral die vorherrschende Musik,[1] so fand ab dem 17. Jahrhundert die mehrstimmige Figuralmusik immer mehr Eingang in den Klöstern und Stiften. Schon im 16. Jahrhundert mangelte es nicht an Mönchen, welche kontrapunktische Studien betrieben und herrliche Tonwerke für die Kirche schufen. Bis ins 18. Jahrhundert hinein hielt man am kontrapunktischen Stil fest, welcher durch seine Geschlossenheit und seinen strengen Aufbau viel zur Erhabenheit des Gottesdienstes beitrug.[2] Seit Ende des 17. Jahrhunderts lässt sich eine allmähliche Abkehr von der barocken polyphonen Satzweise und eine Hinwendung zu einem neuen Musikstil erkennen. Meist werden hierfür die Schulen von Mannheim, Wien und Berlin und die Generation der älteren Söhne Johann Sebastian Bachs angeführt. Dabei wird jedoch übersehen, dass bereits in den Jahren um 1720 bis 1730 im überwiegend evangelischen Norden durch den gebürtigen Magdeburger Georg Philipp Telemann (1681–1767) und im katholischen Süden Deutschlands durch den Oberelsbacher Johann Valentin Rathgeber (1682–1750) eine Abwendung vom barocken Prunk und Pathos, ein Verzicht auf komplizierte Kontrapunktik und eine Hinwendung zu einem neuen Stil, geprägt durch eine konzise und liebliche Musik, stattgefunden hat. Mit der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts anzusetzenden Blütezeit der instrumental begleiteten figurierten Kirchenmusik und durch die in deren Folge deutlich gestiegenen musikalischen Aktivitäten in nahezu allen Kirchen von der Kathedrale über Klosterkirchen bis hin zu Dorfkirchen, kam es zu einer Veränderung im gängigen Repertoire. Dominierten im 16. und 17. Jahrhundert überregional bedeutende Komponisten, besass im 18. Jahrhundert nahezu jedes Kloster in der Schweiz und in

1) Schubiger A., Die Pflege des Kirchengesanges und der Kirchenmusik in der deutschen katholischen Schweiz, Einsiedeln 1873, 1–21.
2) Ebda., 21–33.

Süddeutschland mindestens einen, wenn nicht sogar mehrere Hauskomponisten. Diese deckten so den gestiegenen Bedarf an entsprechender Kirchenmusik mit eigenen Kompositionen. Die Tonsprache wurde gefühlsbetonter und die Melodiephrasen berührten den Hörer unmittelbar und direkt. Die Oberstimme gewann an Bedeutung, während die übrigen Stimmen zur harmonischen Begleitung wurden. Affektvollere Melodien über einer neuen Funktionsharmonik gewannen die Oberhand und wurden den Klosterkomponisten des 18. Jahrhunderts geläufig.[3] Der neue empfindsame und galante Stil der Frühklassik wurde zwar hart kritisiert, aber von Klosterkomponisten ebenso hart verteidigt. In der Vorrede zu seinem ersten Notendruck, den 1721 veröffentlichten VIII Messen op. I, erklärt P. Valentin Rathgeber im oberfränkischen Benediktinerkloster Banz seine kompositorische Absicht: *„Nicht ein aussergewöhnliches Kunstwerk, sondern eine liebliche Harmonie habe ich ausgedacht, die den Ohren der Hörer meist noch lieber ist als kunstvolle Arbeit."*[4] Mit diesen Worten zeigt sich Valentin Rathgeber dem neuen Stil, dem galant sensualistischen Ideal der Kirchenmusik verpflichtet. Der Benediktiner Marianus Königsperger (1708–1769) im Kloster Prüfening bei Regensburg, ein weitbekannter und beliebter Komponist und Organist, schreibt in der Vorrede zu seinem op. XXIII im Jahre 1764: *„Wer definiert mir klar und kurz, was der wahre Kirchenstil sei? Ich halte dafür: ein Kirchenstil sei jener, welcher durch die Ohren das Gemüt innerlich berühret, zur Andacht beweget und zum Eifer des Gebetes anreizet. Da nun der eine durch Trompeten und grossen Chor, der andere durch gravitätischen Contrapunkt, der andere durch Instrument und Gesang, durch Allegro, Andante, Largo, durch forte und piano bewegt wird, so sieht jedermann, dass es eigentlich unmöglich sei, den Kirchenstil zu definieren."*[5] Der Zisterzienserpater Eugen Pausch (1758–1838) vom Kloster Walderbach in Bayern verteidigte den neuen Kirchenstil mit den Worten: *„Gelingt es mir durch sanft rührende Melodien das Herz des unbefangenen Beters zu Gott zu erheben und so die Andacht der Gläubigen zu befördern, so tue ich freundlich Verzicht auf den Beifall der Kunstkritiker und auf den Ruhm eines Adepten in der Kirchenmusik."*[6] Nicht alle Klöster begrüssten im 18. Jahrhundert die konzertante, instrumental begleitete Kirchenmusik. Im Benediktinerkloster Weingarten wurde um 1740 die Instrumentalmusik in den Gottesdiensten sogar verboten.[7] Auch Fürstabt Martin Gerbert (1720–1793) vom Kloster St. Blasien im Schwarzwald versuchte mit seiner Schrift „De Cantu et Musica sacra" von 1774 die gute alte a capella Kirchenmusik wieder herzustellen.[8]

---

3) Ebda., 44–60.
4) Rathgeber V., Vorrede zu op. I, „Octava musica clavium octo musicarum", Augsburg 1721.
5) Königsperger M., Vorrede zum op. XXIII., 1764.
6) Pausch E., Sechs Messen, Dillingen 1790, Vorrede.
7) Kornmüller U., Die Pflege der Musik im Benedictiner-Orden, in: Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens, IV (1880), 28.
8) Ebda., 28. Bedeutender Musikhistoriker des 18. Jahrhunderts. Vgl. MGG (7), 768–770.

Im 18. Jahrhundert begegnen wir in den Klöstern der Schweiz und Süddeutschlands jedoch vielen Mönchen, die uns bedeutende kirchenmusikalische Werke im galanten Stil hinterlassen haben: P. Valentin Rathgeber OSB (1682–1750) im Kloster Banz in Oberfranken, Frater Marianus Königsperger OSB (1708–1769) im Kloster Prüfening (Bayern), Abt Lambert Kraus OSB (1728–1790) im Kloster Metten (Bayern), P. Meinrad Spiess OSB (1683–1761) im Kloster Irsee (Bayern), P. Eugen Pausch OCist. (1758–1838) im Kloster Walderbach (Bayern), P. Benedikt Reindl OSB (1723–1793) im Kloster Disentis (Schweiz), P. Leodegar Maier OSB (1687–1754) im Kloster Muri (Schweiz), P. Benedict Deuring OSB (1690–1768) und P. Wolfgang Iten OSB (1712–1769) im Kloster Engelberg (Schweiz), P. Markus Zech OSB (1727–1770), P. Gerold Brandenberg OSB (1729–1795) und Abt Marianus Müller OSB (1724–1780) im Kloster Einsiedeln (Schweiz), P. Johann Baptist Wolgemuth OSB (1703–1780) im Kloster St. Gallen (Schweiz), Abt Januarius Dangl OSB (1725–1775) im Kloster Rheinau (Schweiz), P. Placidus Andermatt OSB (1765–1835) im Kloster Fischingen und P. Johannes Evangelist Schreiber OCist. (1716–1800) im Kloster St. Urban (Schweiz). [9]

2. Benedikt Reindl – Mönch im Kloster Disentis

Der Mönch und Musiker P. Benedikt Reindl hat mit seiner bewegten und wechselhaften Lebensgeschichte das kirchenmusikalische Schaffen im Benediktinerkloster Disentis stark geprägt. Reindl [10] wurde am 26. Februar 1723 in Scheyern (Oberbayern) geboren und auf den Namen Anton Joseph getauft. Sein Vater Antonio Joseph Reindl war in Gerichtssachen der Vertreter des Benediktinerklosters Scheyern. Er verwaltete insbesondere die niedere Gerichtsbarkeit im Auftrag des dortigen Fürstabtes. 1705 heiratete er Maria Anna Magdalena Höckhin, die Tochter eines angesehenen juristischen Sekretärs beim Fürstbischof von Freising. Die älteste Schwester von Anton Joseph, Maria Anna Theresia (1706–1768), trat 1722 in das Benediktinerinnenkloster Nonnberg in Salzburg ein und leitete dort den Choralgesang und die Figuralmusik.[11] Ein gutes Omen lag über dem jungen Anton Joseph Reindl, durfte er doch im Schatten eines Benediktinerklosters aufwachsen, dessen religiöse Geistigkeit und musikalische Atmosphäre prägend auf ihn einwirkten.[12] Im Seminar des Klosters Scheyern erhielt der junge Anton Joseph seine wissenschaftliche und musikalische Ausbildung. Choralgesang und Figuralmusik blühten damals im Kloster Scheyern, wo drei begabte Musiker wirkten. P. Ver-

9) Über die Schweizer Klosterkomponisten vgl. Schubiger A., Pflege des Kirchengesanges und der Kirchenmusik, 44–55.

10) Müller I., Zur Disentiser Musikgeschichte in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Bündner Monatsblatt 1 (1953), 79–82.

11) Mitteilung vom 22. Februar 2012 von Sr. M. Maura Promsberger, Archivarin im Kloster Nonnberg in Salzburg.

12) Müller I., Zur Disentiser Musikgeschichte, 80.

emund Strauss (1707–1733) spielte meisterhaft die Orgel, Abt Joachim Herpfer (1714–1771) wird als guter Musiker gerühmt und P. Ludwig Alteneder (1702–1776) war längere Zeit Chorregent und Leiter des Klosterseminars.[13] Im Kloster Scheyern kam Reindl regelmässig mit feierlicher Kirchenmusik in Berührung, denn liturgische Hochfeste wurden im Kloster mit Gesang, Orgel- und Instrumentalmusik umrahmt. Reindl lernte im Kloster Scheyern kirchenmusikalische Werke der Benediktiner Valentin Rathgeber und Marianus Königperger kennen. 1734 weilte Valentin Rathgeber im Kloster Scheyern und widmete dem dortigen Abt Maximilian Rest (1680–1734) sein Opus XIII „Cithara Davidis poenitentis". Es handelt sich hierbei um eine Sammlung von sechs „Miserere" und sechs „Tantum ergo."[14]

Mit 21 Jahren trat Anton Joseph Reindl in die Benediktinerabtei Disentis ein, wo er 1745 als Frater Benedikt die Ordensgelübde ablegte und 1749 die Priesterweihe erhielt.[15] Was ihn bewogen hat, in Disentis einzutreten, wissen wir nicht. Mit Benedikt Reindl begannen noch zwei Mitbrüder aus dem süddeutschen Raum das Noviziat, Placidus Halder von Konstanz[16] und Sigisbert Heli von Feldkirch.[17] Alle drei hat wohl die Persönlichkeit des Abtes Bernhard Frank von Frankenberg,[18] der von 1742–1763 die Fürstabtei Disentis leitete, angezogen. Unter den Äbten Marian von Castelberg (1724–1742) und Bernhard Frank von Frankenberg (1742–1763) erfreute sich in Disentis sowohl im Kloster als auch an der Klosterschule die Figural– und Instrumentalmusik hoher Pflege. In der Mitternachtsmette an Weihnachten 1729 sang man ein figurales „Te Deum", begleitet von Orgel und einem kleinen Orchester.[19] Bei der Amtseinsetzung von Abt Bernhard am 14. Februar 1742 wurde ein „Te Deum" für Chor, Orchester, Bläser und Orgel aufgeführt.[20] P. Beat Keller von St. Gallen, der Abt Bernhard nach Disentis begleitet hatte, schreibt an den St. Galler Abt Cölestin über den Empfang in Disentis: „majori organo consonante … hymnum Ambrosianum, quem chorus majori organo alternantibus vocibus ac instrumentis musicis ad finem usque perduxit."[21] Abt Bernhard Frank von Frankenberg, ein Freund der Kirchenmusik und ein Förderer der Liturgie, liess in der Klosterkirche Disentis die Orgel vom unteren Mönchschor auf die Rückempore versetzen, um im Gottesdienst konzertante Aufführungen zu er-

13) Studien und Mitteilungen OSB, II. Jahrg. 1881, Heft 3, 208.
14) Johann Valentin Rathgeber (1682–1750), Leben – Werk – Bedeutung, hrsg. Valentin-Rathgeber-Gesellschaft, 2007, 151.
15) Henggeler R., Professbuch St. Martin Disentis, IV. Band, Zug 1933, 74–75.
16) Ebda., 75.
17) Ebda., 75.
18) Schmid L., Bernhard Frank von Frankenberg, Fürstabt von Disentis 1742–1763, Chur 1958, 1–172.
19) MD III, Muri-Disentis, 26–27.
20) Schmid L., Bernhard Frank von Frankenberg, 30. Vgl. den Bericht von P. Beat Keller an Abt Coelestin über den Empfang des Abtes Bernhard in Disentis, in: Acta Monasteriorum Einsiedlensis, Fabariensis, Disertinensis. Nr. 404.
21) Schmid L., Bernhard Frank von Frankenberg, 30.

möglichen.[22] Als 1746 am 11. Juli, dem Fest der Klosterheiligen Placidus und Sigisbert, Nuntius Philippo Acciajuoli[23] das Pontifikalamt zelebrierte, wurde eine Orchestermesse aufgeführt, bei der Frater Benedikt meisterhaft die Orgel spielte.[24] Beim Besuch des Benediktinerkardinals Angelo Maria Quirini[25] im August 1747 im Kloster Disentis wurde der Purpurträger mit Böllerschüssen und festlicher Orgelmusik in der Klosterkirche empfangen und von Abt Bernhard in vielen Sprachen willkommen geheissen.[26]

P. Benedikt war ein ausgezeichneter und begabter Musiker und ragte besonders als Organist und Cellist hervor. Abt Hieronymus Casanova (1763–1764) von Disentis schreibt 1763 an den St. Galler Abt Cölestin II. Gugger von Staudach (1740–1767) [27]: „P. Benedictus est perfectus musicus praesertim quoad organum et chelim et alias subjectum capax.“[28] Abt Bernhard förderte den jungen talentierten Musiker und übertrug ihm das Amt des Kapellmeisters. Im Kloster und an der Klosterschule baute P. Benedikt als Organist und Chorregent eine erstaunliche Musikkultur auf. Wo er das Musizieren und Komponieren gelernt hat, wissen wir nicht. Das Rüstzeug hat er sich wahrscheinlich als Klosterschüler in Scheyern angeeignet. P. Benedikt stand mit vielen Mönchsmusikern und Organisten der Schweiz und Süddeutschlands in Kontakt und führte in Disentis als Kapellmeister deren kirchenmusikalische Werke auf.[29]

1764 wurde P. Benedikt Reindl von Abt Hieronymus Casanova ins Kloster St. Gallen geschickt, um sich dort in der Musik weiter auszubilden. Dort lernte er den Musiker und Komponisten P. Johann Baptist Wohlgemuth (1703–1780)[30] persönlich kennen, von dem er in Disentis die XII Messen[31] aufgeführt hatte. In St. Gallen lernte er auch kirchenmusikalische Werke von seinen Mitbrüdern Valentin Rathgeber und Marianus Königperger kennen. Aus dem Drang nach musikalischer Entfaltung und dem Wunsch, fremde Länder kennenzulernen, zog es Reindl 1766 nach Rom, in die Stadt der grossen Kirchenmusiker und Opernkomponisten.[32] Da P. Benedikt ohne äbtliche Erlaubnis in

---

22) Müller I., Geschichte der Abtei Disentis, Zürich/Köln 1971, 147.
23) Philippo Acciajuoli (1700–1766) war von 1744–1754 Apostolischer Nuntius in der Schweiz. Am 5. September 1745 weihte er die Klosterkirche Engelberg ein.
24) Schmid L., Bernhard Frank von Frankenberg, 43–44.
25) 1730 ernannte Papst Clemens XII. Angelo Maria Qurini (1680–1755) zum Kardinalsbibliothekar der Vatikanischen Bibliothek. Vom 29. September 1747 – 3. Oktober besuchte der Kardinal die Benediktinerabtei Pfäfers.
26) Schmid L., Bernhard Frank von Frankenberg, 45–47. Abt Bernhard hatte bei seinem Studienaufenthalt in Rom den Benediktinerkardinal Angelo Maria Quirini, Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, kennen gelernt.
27) Henggeler R., Professbuch St. Gallen, I. Band, 157–160.
28) Brief des Abtes Hieronymus von Disentis an Abt Cölestin II., 20. November 1763, Archiv St. Gallen in Einsiedeln, Nr. 404, 885. Nr. 79.
29) Vgl. Kapitel 3 „Benedikt Reindl – Organist und Kapellmeister„
30) Henggeler R., Professbuch St. Gallen, 372–373.
31) Notenmanuskript der XII Messen im Klosterarchiv Disentis.
32) Müller I., Zur Disentiser Musikgeschichte, 81. P. Valentin Rathgeber (1682–1750)

die ewige Stadt reiste, liess ihn der Disentiser Abt Kolumban Sozzi (1764–1785) durch Nuntius Luigi Valenti Gonzaga[33] in Rom suchen. Bereits am 31. Januar 1767 traf Reindl von Italien kommend beim Nuntius in Luzern ein und reiste anschliessend weiter ins Kloster Engelberg. Der päpstliche Gesandte schrieb die Extratour dem naiven Sinn des jungen Musikers zu, der auch gleich um Verzeihung bat.[34] In Luzern dürfte Benedikt Reindl den Organisten und Komponisten Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee kennengelernt haben. In Disentis hat P. Benedikt seine Marianischen Antiphonen, op. V, aufgeführt.[35] Während des Aufenthaltes im Kloster Engelberg lernte P. Benedikt die Musiker und Komponisten P. Benedikt Deuring und P. Wolfgang Iten und deren Kompositionen kennen.[36]

Von 1768–1779 weilte P. Benedikt wieder in Disentis, wo er eine heute verschollene „Operetta Poetica" für den Mailänder Grafen Karl Joseph Gotthard von Firmian (1716–1782)[37] komponierte, den er auf seiner Italienreise in Mailand getroffen hatte.[38] In Disentis übernahm er wieder das Amt des Kapellmeisters und führte mit den Mönchen und den Klosterschülern bei feierlichen Gottesdiensten geistliche Werke von zeitgenössischen Klosterkomponisten auf. [39]

Auf Anlass der Schweizer Benediktiner Kongregation wurden unter Abt Kolumban Sozzi (1764–1785) 1779 die meisten Patres der hochverschuldeten

---

OSB aus dem Kloster Banz in Oberfranken unternahm in den Jahren 1729–1738 eine vermutlich unerlaubte Studienreise, nachdem seine Bitte, sich im Rahmen einer solchen über die Neuerungen auf musikalischem Gebiet vertraut machen zu dürfen, vom Abt des Klosters abgelehnt wurde. Dokumentierte Stationen dieser Reise waren unter anderem Mainz, Bonn, Köln, Trier, Stuttgart, Regensburg, die Schweiz sowie Wien und die Steiermark. In der Schweiz besuchte er die Benediktinerklöster Muri, Pfäfers und St.Gallen. In Muri komponierte er die „Messe von Muri", die er dem Fürstabt Gerold Haimb (1723–1751) von Muri widmete. Abt Gerold bezahlte Rathgeber für die Messe 10 Gulden und 20 Kreuzer. Am 24. Oktober 1731 wurde diese Messe dann erstmals in der Klosterkirche Muri aufgeführt. Das Kloster Muri zählte damals 50 Mönche. Vgl. Meier, B., Das Kloster Muri – Geschichte und Gegenwart, 2011, 107. Vgl. Willimann J., P. Wolfgang Iten (1712–1769, Mönch und Komponist des Klosters Engelberg, in: Zuger Neujahrsblatt (1987), 89–90. Vgl. Hirsch Th., Die Messe von Muri, Booklet CD Rathgeber „Messe von Muri", 2006, 6–9.

33) Luigi Valenti Gonzaga (1725–1808) war von 1764–1773 Nuntius in der Schweiz.

34) Müller I., Zur Disentiser Musikgeschichte, 81.

35) Noten im Klosterarchiv Disentis.

36) Über Deuring und Iten, siehe: Willimann, J., P. Wolfgang Iten (1712–1769) Mönch und Komponist des Klosters Engelberg, in: Zuger Neujahrsblatt (1987), 83–111. Werke der beiden Komponisten wurden in Disentis nicht aufgeführt.

37) Carl Joseph Graf von Firmian war Österreichischer Generalgouverneur der Lombardei. Graf Firmian starb am 20. Juli 1782 in Mailand. Er hinterliess eine Bibliothek von 40'000 Bänden und kostbare Kunstsammlungen.

38) Gartmann Th., Vorwort zur Missa in Es von P. Benedikt Reindl, Luzern 1991, 2.

39) Lambert Kraus, Johann Evangelist Schreiber, Marianus Königsperger und Valentin Rathgeber.

Disentiser Abtei auf andere Schweizer Benediktinerkonvente verteilt. P. Benedikt wurde für das Kloster Fischingen bestimmt. Dort lernte er den Musiker P. Eusebius Schreiber[40] kennen, der 1755 in St. Urban bei P. Johannes Evangelist Schreiber das Komponieren erlernt hatte. Da es P. Benedikt Reindl in Fischingen nicht gefiel, richtete er zweimal ein Schreiben an den Abt von St. Gallen mit der Bitte um Versetzung.[41] Erst 1782 durfte P. Benedikt ins Kloster Rheinau übersiedeln, das damals eine hohe Musikkultur aufwies. P. Sebastian Greuter[42] war ein guter Musiker und Sänger.[43] P. Bonifaz Weiss[44] amtete als Kapellmeister und Lehrer für Gesang und Violine. Im Kloster Rheinau übernahm Benedikt Reindl aushilfsweise den Orgeldienst. Die Rheinauer Hauptorgel mit 42 Registern und einem Glockenspiel mit 45 Glocken erbaute 1711–1715 der Augsburger Orgelbauer Johann Christoph Leu.[45]

Von 1785–1787 finden wir Benedikt Reindl wieder im Kloster St. Gallen. P. Eusebius Speth leitete dort als Kapellmeister die Musik.[46] Wahrscheinlich gab P. Benedikt an der Klosterschule Musikunterricht und übernahm Aushilfen im Orgeldienst. Das Kloster St. Gallen besass zwei Chororgeln, die der Baarer Orgelbauer Viktor Ferdinand Bossart 1768–1770 erstellt hatte.[47]

Den unsteten Musikus zog es von St. Gallen 1787 ins Kloster Einsiedeln, wo es ihm sehr gut gefiel. Dort komponierte er den sechsteiligen Messezyklus „Annulus Eucharisticus sex gemmis coruscus“, den er dem Einsiedler Abt Beat Küttel[48] dedizierte.

1789 zog Reindl wieder in sein Heimatkloster Disentis und komponierte 1790 den Messezyklus „Cygnus suaviter cantans ac fortiter resonans“, den er dem Statthalter des St. Galler Priorats Neu St. Johann, P. Joachim Endras,[49] widmete, den er bereits 1777–1779 als Subprior in Disentis schätzen gelernt hatte. In Disentis wirkte Reindl wieder als Kapellmeister und Organist. Am 14. November 1793 starb P. Benedikt als Senior des Klosters Disentis an einer Magenkrankheit. Ein unstetes, aber kreatives Mönchs- und Musikerleben ging zu Ende.

---

40) Henggeler R., Professbuch der Benediktinerabteien Pfäfers, Rheinau, Fischingen, II. Band, 491.
41) Archivalien über Disentis im Kongregationsarchiv Einsiedeln: A SF (30) 6 zum 14. Oktober 1775. Stiftsarchiv Einsiedeln. A SF (30) 22 zum 4. Februar 1778. Stiftsarchiv Einsiedeln.
42) Henggeler R., Professbuch der Benediktinerabteien Pfäfers, Rheinau, Fischingen, 336.
43) Ebda., 336.
44) Ebda., 340.
45) Die Klosterkirche Rheinau – Der Bau und seine Restaurierung, hrsg. von Marion Wohlleben, Zürich 1997, 94–95.
46) Henggeler R., Professbuch St. Gallen, 403.
47) Hildenbrand S., Die Orgelwerke der Kathedrale St. Gallen, 5–8.
48) Henggeler R., Professbuch Einsiedeln, III. Band, 165–175. Der Messezyklus wird in der Musikbibliothek Einsiedeln aufbewahrt.
49) Henggeler R., Professbuch St. Gallen, I., 409.

3. Benedikt Reindl – Organist und Kapellmeister

P. Benedikt Reindl wurde im Kloster Disentis als vielseitiger und begabter Musiker sehr geschätzt. Vermutlich schuf er viele Gelegenheitskompositionen für die klösterliche Liturgie, denn er komponierte mit einer gewissen Leichtigkeit. Einige Kompositionen, die auf der Orgelempore der Klosterkirche aufbewahrt waren, sind 1799 beim Klosterbrand zerstört worden. Erhalten sind uns nur einige geistliche Werke, die in den Musikbibliotheken und Archiven der Klöster Disentis[50], Einsiedeln[51] und Neu St. Johann[52] aufbewahrt werden. P. Bernhard Frank von Frankenberg aus dem Kloster St. Gallen, den die Disentiser Klostergemeinschaft 1742 zum Abt postuliert hatte, förderte die weltliche und geistliche Musik in der rätischen Abtei und knüpfte Beziehungen zu seinem Heimatkloster, das damals in Wissenschaft, Kultur und Musik hoch in Ehren stand.[53] So fanden Musikalien von St. Gallen den Weg nach Disentis. Von P. Johann Baptist Wohlgemut (1703–1780) führte P. Benedikt in Disentis die XII Messen für 4 Stimmen und bezifferten Orgelbass auf.[54] Das Werk, 1748 komponiert, hat P. Johann Baptist seinem Dekan P. Aegidius Hartmann[55] gewidmet. Diese Messen sind leicht singbar, und es braucht keine Instrumentalisten, nur Chorsänger. Sie gehören zum Typus der sogenannten „Ruralmessen", einer Form, die von Valentin Rathgeber begründet wurde.[56] Man verzichtet auf das polyphone Gewebe mit gleichberechtigten Stimmen zugunsten einer homophonen Satzweise, um auf eingeschränkte musikalische Verhältnisse zu reagieren. Die vier Chorstimmen konnten im Kloster Disentis die Mönche zusammen mit den Klosterschülern übernehmen. P. Johann Baptist Wohlgemuth hat als Kapellmeister und Leiter der Sängerschule in St. Gallen neben den XII Messen noch XXXI Motetten für zwei Singstimmen und Orgelbass und XX Offertorien für vier Stimmen und Orgelbass komponiert.[57]

In der Mitte des 18. Jahrhunderts fand im Bereich der katholischen Kirchenmusik eine rege Wechselbeziehung zwischen Süddeutschland und der deutschen Schweiz statt. Benedikt Reindl pflegte den Kontakt zur Benediktinerabtei Metten, zum dortigen Regens Chori, P. Lambert Kraus (1728–1790). P. Lambert Kraus war ein begabter Musiker, Komponist und Leiter der Mettener Sängerknaben. Von 1770–1790 war er Abt von Metten und repräsentierte als Für-

50) XX Offertorien
51) Messezyklus von 1789
52) Messezyklus von 1790
53) Schmid L., Bernhard Frank von Frankenberg, 31–40.
54) Organo Stimme im Klosterarchiv Disentis. Zu P. Johann Baptist Wohlgemut: vgl. Henggeler R., Professbuch St. Gallen, 372–373.
55) Henggeler R., Professbuch St. Gallen, 360–361.
56) Johann Valentin Rathgeber (1682–1750), Leben – Werk – Bedeutung, hrsg. von Erasmus und Berthold Gass, 2007, 210.
57) Henggeler R., Professbuch St. Gallen, 373.

stabt den Typus des gebildeten und kultivierten Rokoko-Prälaten Bayerns.[58] In Disentis wurden von P. Lambert Kraus die „VIII Missae Passer solitarius in tecto. Id est: Octo Missae a Vocibus ordinariis, Canto, Alto, Tenore, Basso, 2 Violinis necessariis, 2 Flauto traversiere, 2 Clarinis, cum Tympanis, 2 Cornibus, ex diversis clavibus ad Libitum concurrentibus, cum duplici Basso continuo, op. I," aufgeführt. Die Noten wurden 1762 in der Klosterdruckerei St. Gallen herausgegeben und kamen wohl über Abt Bernhard Frank von Frankenberg und P. Benedikt Reindl nach Disentis.[59] Die „Octo Missae" op. I widmete P. Lambert seinem Abt Adalbert Tobiaschu (1694–1771). Wenn auch von den beiden Benediktinern Valentin Rathgeber und Marianus Königsperger keine kirchenmusikalischen Kompositionen in der Musikbibliothek und im Klosterarchiv aufbewahrt werden, kann man annehmen, dass in Disentis Werke der beiden zur Aufführung kamen.[60]

P. Benedikt Reindl stand auch mit zwei Musikern der Innerschweiz in Kontakt, mit dem Zisterziensermönch P. Johannes Evangelist Schreiber (1716–1800) von St. Urban[61] und mit dem Luzerner Hoforganisten und Komponisten Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee (1720–1789).[62] Schreiber und Meyer repräsentieren mit ihren Kompositionen das kirchenmusikalische Schaffen der Innerschweiz, das sich stilistisch den Werken der unter italienischem Einfluss stehenden zeitgenössischen süddeutschen Meistern anschliesst.[63] In Disentis kam von P. Johannes Schreiber die „Adoratio Dei per XV Offertoria Solennia für Chor, Soli, Streicher und Bläser op. III," 1754 herausgegeben in der Klosterdruckerei St. Gallen, zur Aufführung. Diesem Opus steht eine dreiseitige lateinische Dedicatio auf Abt Cölestin II. Gugger von Staudach (1740–1767) voran, jenen St. Galler Abt, der sich als Bauherr mit der barocken Stiftskirche ein Denkmal gesetzt hatte.[64] Das Opus III gehört in die Reihe der Offertoriums-Zyklen süddeutscher Klosterkomponisten. An die Stelle des liturgischen Textes treten oft lateinische Neudichtungen der Komponisten. Durch die Aufgliederung in Rezitativ, Arie und Chor sind sie eine Annäherung an die Kantatenform von Johann Sebastian Bach. Die sonst gleiche Besetzung wie in den Messen wird, zur Unterstreichung der feierlich-konzertanten Anlage, mit Tympani (Pauken) ergänzt.[65] Im XIII. Offertorium, das in Disentis auch zur

58) Münster R., Scharnagel A.,Vor zweihundert Jahren starb Abt Lambertus Kraus (1729–1790), in: Alt und Jung Metten 57 (1990//91), 39–40.
59) Die Noten dieser Messe von 1762 werden im Klosterarchiv Disentis aufbewahrt.
60) Beim Klosterbrand von 1799 verbrannten viele Musikalien und Handschriften.
61) Ruckstuhl D., P. Johannes Evangelist Schreiber (1716–1800): Ein Schweizer Klostermusiker im Zeitalter der Aufklärung, in: Der Geschichtsfreund 145 (1992), 137–140.
62) Koller E., Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee, 1720–1789, Sein Leben und seine Werke, Frauenfeld und Leipzig, 1922, 1–138
63) Fr. Marianus Königsperger, P. Lambert Kraus, Anton Kobrich, P. Valentin Rathgeber.
64) Henggeler R., Professbuch St. Gallen, 157–160.
65) Ruckstuhl D., P. Johannes Evangelist Schreiber, in: Geschichtsfreund 145 (1992), 137–138.

Aufführung kam, findet sich eine bemerkenswerte Echo-Arie für Sopran. Das Stilmittel des Echos erfreute sich in den Klosterkirchen von St. Urban und Disentis seit der Barockzeit grosser Beliebtheit. Die Ausführung war sowohl instrumental als vokal vorgesehen. Das I. Offertorium „Pro Festo Nativitatis Domini" hat P. Benedikt Reindl in Disentis mit einem eigenen Text für eine Gratulation an seinen Fürstabt Bernhard Frank von Frankenberg umgeschrieben.[66] Die XV Offertorien op. III von Johannes Schreiber wurden auch in den Klöstern Einsiedeln, Engelberg, Neu St. Johann und im Frauenkloster Sarnen aufgeführt. Die Noten werden in den Musikbibliotheken dieser Klöster aufbewahrt.[67] Auch in süddeutschen Abteien liebte man die Musik des Zisterziensermönches von St. Urban.[68] P. Johannes Evangelist gibt im Vorbericht zu den Offertorien einige Hinweise zur Aufführung: *„Die Ehre Gottes, seine tiefe Anbetung von uns und die Erbauung der Zuhörer sind die würdige und auch einzige Absichten meiner Arbeit, und deswegen ersuche ich alle, die meinem Wercklein so viel Gefallen vergönnen selbes aufzuführen, dass die so Forte als Piano, und vorderst die Zeitmass-Wörter Adagio, Allegro, Presto, ect. fleissigst beobachten: Denn eine harmonische Ordnung die schwächisten Concepten wenigstens noch andächtig macht, wenn anderst sie nicht so viel Kunst und Feuer haben, dass sie können edel gemacht werden. Darf ich auch hiezu meine Gedanken eröffnen wie ich wünschte, dass sie aufgeführt wurden, so wünschte ich es aus erheblichen Gründen so: nämlich in einer mittelmässig grossen Kirche jede Stimme von einem starken Sänger, die Violin jedes doppelt, die Viola einfach besetzt: Da dann ein starker Contrabass mit einem kleinen Violoncell Grundsatz genug gegeben wird. Die Orgel, Clarin und Paucken liesse ich ruhen: und auf solche Weis wurde der Concept des Componisten deutlich verstanden; wo er sonst von der Orgel, Trompeten und Paucken samt dem Text unverständlich gemacht wird. Dies sind meine Gedanken, wozu ich aber keinem den Beifall abnöthige. Dem so in grossen Kirchen bey vielen Stimmen Orgel und Trompeten mit gefallen, stehen selbe zu Dienste auch schon dazu aufgesetzet. Nur bitte ich geneigter Gönner der edlen Tonkunst, diesem Wercklein so viel Gewogenheit bey zupflichten als es Dir zu gefallen Arbeit enthaltet."* [69]

Ein Schüler der Klosterschule St. Gallen und ein Freund der schweizerischen Benediktinerklöster war der Luzerner Hoforganist Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee (1720–1789). In Disentis waren seine 32 Marianischen Antiphonen, op. V für Soli, Chor und Orchester, 1757 beim evangelischen Verlagshaus Johann Jakob Lotter in Augsburg gedruckt, sehr beliebt. Es sind zwölf „Salve Regina", sechs „Alma Redemptoris", sechs „Ave Regina" und acht „Regina Coeli", die der Komponist unter dem bezeichnenden Titel „Can-

66) Alto Stimme von 1754 mit Ergänzungen von P. Benedikt Reindl. Klosterarchiv Disentis.
67) Ruckstuhl D., P. Johannes Evangelist Schreiber, in: Geschichtsfreund 145 (1992), 142.
68) Ebda., 142.
69) P. Johannes Evang. Schreiber, XV Offertoria Solennia, St. Gallen 1754, XI.

tica Doctoris Melliflui Mariano-Dulcisona“ herausgab.[70] Das dritte „Salve“ und das vierte „Alma“ sind in den Disentiser Musikalien von P. Benedikt Reindl auf andere Texte umgeschrieben worden.[71] Die meisten Antiphonen sind in den strahlenden und hellen Tonarten D-Dur, G-Dur und C-Dur komponiert.[72] Ob seine VII Messen op. IV von 1757 im Kloster Disentis aufgeführt wurden, lässt sich nicht sagen, weil 1799 beim Franzoseneinfall viele Musikalien dem Feuer zum Opfer fielen.

Auch Chor- und Orgelwerke des süddeutschen Komponisten und Organisten Johann Anton Kobrich[73] (1714–1791) in Landsberg hat P. Benedikt in Disentis aufgeführt. Im Klosterarchiv Disentis werden die „VI Missae Solennes Ex C et D, ad modernum genium a Canto, Alto, Tenore, Basso, 2 Violinis, Organo obligato Viola, 2 Clar., 2 Cor. Tympano, & Violoncello ad libitum, op. XXVI, Augsburg 1771“, aufbewahrt. Johann Anton Kobrich schreibt im Vorwort zu den VI Messen: *„Geneigter Liebhaber der Tonkunst. Diese VI kurze solenne Messen können auf alle hohe Festtage des Herrn, oder der Heiligen, wie auch bei andern hochfeyerlichen Gelegenheiten, sowohl auf Civil- als Rural-Chören dienen, weil selbe gut in das Gehör fallen, und leicht zu produzieren sind. Die Solo, Duetto &c. müssen allezeit lieblich, mit nicht zu geschwindem Tempo, die Tutti aber lebhafter, hoch ohne wider die Majestät des Kirchen Stylus laufende Uebereilung abgesungen werden.“*[74] Johann Anton Kobrichs Schaffen steht im Kontext der zu seiner Zeit sich auch auf dem Land entfaltenden, leicht auszuführenden figurierten Kirchenmusik. Es sind kurz gefasste, melodisch eingängige und harmonisch unkomplizierte Werke.

Kirchenmusikalische Werke eines weiteren süddeutschen Komponisten, Johann Melchior Dreyer (1747–1824), erklangen in feierlichen Gottesdiensten in der Disentiser Abteikirche.[75] Die „XXXIV Psalmi Vespertini op. XII“ finden sich im Klosterarchiv Disentis.[76] Der eine oder andere Psalm kam sicher in Disentis bei feierlichen Gottesdiensten zur Aufführung. Johann Melchior Dreyer war Chorregent, Kantor und Organist in der Pfarrkirche des hl. Vitus zu Ellwangen. Als Komponist fühlte er sich besonders der Kirchenmusik verpflichtet, wobei er die Besetzung für Soli, Chor und Orchester bevorzugte. Er schuf über 50 Messen und Requiemvertonungen. Darunter gibt es zahlreiche Beispiele für die damals beliebten kurzen und einfach auszuführenden „Land-“ oder „Ruralmessen.“[77] Während feierlichen Pontifikalgottesdiensten kamen in

---

70) Koller E., Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee, 57–61. „Süssklingende marianische Lieder des honigfliessenden Lehrers (St. Bernhard).“
71) Noten mit umgeschriebenem Text im Klosterarchiv Disentis.
72) Koller E., Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee, 57–61.
73) Musik in Geschichte und Gegenwart, MGG (10), 364–366.
74) Vorwort zu den VI Messen.
75) Musik in Geschichte und Gegenwart, MGG (5), 1416–1419.
76) Noten im Klosterarchiv Disentis.
77) Eingeführt wurde der Begriff „missa ruralis“ von P. Valentin Rathgeber, der in seinen Messen op. 12 (1733) diesen Werktypus von dem der kompositorisch reicher ausgestatteten Missae civiles unterscheidet. „Missae rurales“ fanden im Anschluss

Disentis auch Teile der „VI Symphoniae op. XXI“ von Dreyer zur Aufführung[78], vergleichbar mit den Kirchensonaten von Wolfgang Amadeus Mozart. Abseits der grossen Kulturmetropolen komponierte Johann Melchior Dreyer vor allem einfache Gebrauchsmusik für die Liturgie. Stilistisch ist er in der Vorklassik anzusiedeln wie Michael Haydn (1737–1806), der Bruder Joseph Haydns. Eingängige Melodik, harmonische Leichtigkeit, einfacher Satzaufbau, brillante instrumentale Oberstimmen und heitere Grundcharaktere prägen die Werke Johann Melchior Dreyers.

Im Klosterarchiv Disentis finden sich auch Notenfragmente der „Sieben Lytaniae Lauretanae op. XXXIX für vier Stimmen, 2 Hörner, 2 Trompeten, Pauken, 2 Violinen, Viola und Orgel“ vom bayerischen Kapellorganisten von Altötting, Max Keller (1770–1855) [79], die bei der Gründung der Bruderschaft der Mutter der Barmherzigkeit im Jahre 1805 durch P. Benedikt Soliva in Disentis eine Erstaufführung erfuhren.[80] Max Keller erhielt im Benediktinerkloster Seon die musikalische Ausbildung. Dort wurde er 1788 Organist und war Schüler Michael Haydns in Salzburg. 1801 wurde er kurfürstlicher Kapellorganist in Altötting. Er schuf hauptsächlich Werke für Kirchen mit beschränkten musikalischen Möglichkeiten.

In den Schweizer Klöstern und Stiften waren auch die geistlichen Werke von Bonifacio Domenico Pasquale Anfossi (1727–1797)[81] sehr beliebt. Der Neapolitaner, berühmt und geschätzt als Opernkomponist, schrieb geistliche Werke in einem anmutigen Kirchenstil. In Disentis sang man das „Salve Regina für 2 Violinen, 2 Soprane, Viola und Basso“. Im Klosterarchiv ist eine Abschrift von P. Benedikt Soliva aus dem Jahre 1800 und 1801 vorhanden. Wahrscheinlich hat P. Benedikt Reindl auch Opern von Pasquale Anfossi gekannt oder sogar auf der Studentenbühne aufgeführt.

P. Benedikt Reindl war auch ein begabter Organist. Er spielte auf der Disentiser Klosterorgel unter anderem Werke des tschechischen Komponisten Johann Baptist Vanhal [82] (1739–1813) und des Benediktiners Marianus Königsperger [83] (1708- 1769) aus dem Kloster Prüfening bei Regensburg. Das verraten uns die stark abgenützten Noten im Klosterarchiv.

P. Benedikt hat als Kapellmeister und Organist das liturgische Leben in der rätischen Abtei geprägt und bereichert. P. Fintan Birchler vom Kloster Rheinau, der in Disentis von 1785–1786 das Amt des Dekans versah, unterstützte P. Benedikt Reindl im musikalischen Bereich und erliess Verordnungen für den

---

an Valentin Rathgeber im österreichisch-süddeutschen Raum sehr schnell Verbreitung, vor allem durch den Benediktiner Marianus Königsperger und besonders durch den umfangreichen Beitrag Johann Anton Kobrichs zu diesem Gattungstypus, so wie an der Wende zum 19. Jahrhundert durch Johann Melchior Dreyer.

78) Noten im Klosterarchiv Disentis.
79) Musik in Geschichte und Gegenwart, MGG (8), 1103. MGG (9), 1627.
80) Müller I., Zur Disentiser Musikgeschichte, 79.
81) Musik in Geschichte und Gegenwart, MGG (1), 704–710.
82) Musik in Geschichte und Gegenwart, MGG (16), 1314–1318. Präludien und Fugen.
83) Musik in Geschichte und Gegenwart, MGG (10), 498–499.

liturgischen Gottesdienst und die Kirchenmusik. An den Festen, an denen der Abt oder der Dekan die Gottesdienste feiert, soll das „Magnifikat" bei der Vesper und das „Salve Regina" nach der Komplet „cum musica figurali" gesungen werden.[84]

4. Benedikt Reindl – Komponist

Benedikt Reindl war nicht nur ein begabter Organist, sondern auch ein geschätzter Komponist. Im Klosterarchiv Disentis werden die „Offertoria XX" aufbewahrt, die um 1770 entstanden sind. In der Musikbibliothek Einsiedeln finden wir den sechsteiligen Messezyklus „Annulus Eucharisticus sex gemmis coruscus" von 1789, den er bescheiden ein „ärmliches und sehr unvollkommenes Werk" nannte.[85] Im ehemaligen Kloster Neu St. Johann entdeckte 1984 der St. Galler Stiftsbibliothekar Peter Ochsenbein von P. Benedikt Reindl den 1790 komponierten Messezyklus „Cygnus suaviter cantans ac fortiter resonans".[86]

Die „XX Offertoria"

Die Offertorien Reindls, um 1770 in Disentis komponiert, sind übertitelt: „Offertoria XX abs P. Benedicto Reindl Capit. Monasterii Desertinensis." Sie werden heute im Klosterarchiv aufbewahrt. Erhalten sind uns allerdings nur die Stimmen für Violone, Basso und Alto.[87] Im 18. Jahrhundert waren die konzertanten Offertorien mit Rezitativen, Arien, Duetten und Chören sehr beliebt. Die herkömmlichen liturgischen Texte wurden oft in den Hintergrund gedrängt und mit Hymnen- oder Prosatexten ersetzt. P. Benedikt Reindl hatte einige Vorbilder für diese Kompositionsart. Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee gab 1752 durch den Verleger Hautt in Fribourg 16 Offertorien op. II heraus. Der Zisterzienserpater Johannes Evangelist Schreiber von St. Urban veröffentlichte 1754 seine „XV Offertoria" in der Klosterdruckerei St. Gallen. Die Offertorien Benedikt Reindls sind als Duette, Terzette und Quartette komponiert: elf Offertorien sind für Sopran, Alt und Bass gesetzt, sechs für zwei Sopranstimmen und Bass, eines für Sopran, Alt, Tenor und Bass, eines für Sopran, Tenor und Bass und eines für Sopran und Bass. „Die Kompositionen sind meist knapp gehalten. Satzüberschriften wie Allegrino, Affetuoso und Tempo die Menuetto verweisen ebenso auf den Rokoko-Charakter wie die kurzgliederige Melodik, affektierte Forte-Piano-Wechsel, Triller, häufige Punktierungen und Synkopen, insistierende Wechselnoten und chromatische

84) Stiftsarchiv Einsiedeln R 377, S. 334, 335 und 339.
85) Vorwort zum Messezyklus.
86) Ochsenbein P., Die Musikaliensammlung in Neu St. Johann, in: Das Kloster St. Johann im Thurtal, St. Gallen 1985, 238–246.
87) Klosterarchiv Disentis.

Wendungen."[88] Mit kecken Oktavsprüngen drückt Reindl Leben und Freude im Glauben aus. Dieses theatralische Moment der Oktavsprünge verwendet auch Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee in seinen „XVI Offertorien op. II" von 1752. Reindl bevorzugt liebliche und kurze Melodien mit Terzen und Sexten und liebt auch Wortrepetitionen, wie sie in der Musik der Vorklassik üblich waren. So finden wir dreimal *proclamant* siebenmal *in aeternum* und vierzehnmal *Deus.* „Die Tonartenpalette umfasst das Dur-Geschlecht bis zu drei Vorzeichen im bunten Wechsel. Der traditionellen Charakteristik wird ansatzweise Folge geleistet, indem die einfachen Tonarten C und G eine entsprechend simple Faktur zeigen, D zum festlichen, A zum zärtlichen Ausdruck neigen."[89] Diese Kompositionen zeigen, dass Reindl eine klare musikalische Tonsprache meisterhaft beherrscht. P. Benedikt gehört mit seinen Kompositionen zum Typus der süddeutschen Klosterkomponisten aus dem Benediktinerorden wie P. Lambert Kraus, Fr. Marianus Königsperger und P. Valentin Rathgeber.

Der Messezyklus „Annulus Eucharisticus sex gemmis coruscus" von 1789

1789 komponierte P. Benedikt Reindl im Kloster Einsiedeln den Messezyklus „Annulus Eucharisticus sex gemmis coruscus seu VI Missae Pro Festis Duplicibus a 3 Vocibus C(anto), A(lto) ac B(asso) unacum Organo, Violone ac Alto Violis". Neben den vier Vokalstimmen finden sich die Stimmhefte von Orgel und Violine, während „2 Alto Violis", die im Inhaltsverzeichnis aufgeführt sind, fehlen. Überliefert sind diese sechs Messen in autographen Stimmheften, die im 20. Jahrhundert neu eingebunden wurden. Sie werden in der Musikbibliothek Einsiedeln aufbewahrt.[90] Sehen wir uns zuerst den Titel und die Vorrede an, die sich in der Organo-Stimme findet. Noch ganz barock mutet die Überschrift an: „Annulus Eucharisticus sex gemmis coruscus." Unter diesem mit sechs Edelsteinen funkelnden Ring der Eucharistie ist die Messe gemeint, die hier in den sechs Messekompositionen sechsmal in Dankbarkeit aufleuchten. In der Vorrede nimmt P. Benedikt das Thema der Werküberschrift wieder auf. „Wem ich nun aber diesen Ring, der mit diesen sechs Edelsteinen glänzt, widmen soll, darüber bin ich keineswegs unschlüssig. Der Ring ist ein Symbol der Vereinigung, in der sich Geist oder auch Körper gegenseitig ein Unterpfand geben. Gab es aber je zwischen dem „Desertum" (Disentis) und dem „Eremum" (Einsiedeln) der wundertätigen Einsiedler Madonna eine innigere Verbindung als in heutiger Zeit?" Benedikt Reindl blendet zuerst kurz in die Klostergeschichte von Disentis zurück und nennt die Äbte Otker (995–1012), Adalgott (1012–1031) und Thüring von Attinghausen (1333–1353), die das Kloster Einsiedeln der Disentiser Abtei zur Verfügung gestellt hat. Weiter

88) Gartmann Th., Benedikt Reindl (1723–1793), Leben und Werk eines Disentiser Klosterkomponisten des 18. Jahrhunderts, in: Singen und Musizieren im Gottesdienst 6 (1993), 303.
89) Ebda., 303.
90) Musikbibliothek Einsiedeln.

nennt er aus neuerer Zeit zwei Einsiedler Äbte, Placidus Reimann (1629–1670) und Nikolaus II. Imfeld (1734–1773) als hervorragende Wohltäter und Freunde des Klosters Disentis. P. Benedikt spricht dann von dem jetzigen Einsiedler Abt Beat Küttel (1780–1808), der das Band zwischen Einsiedeln und Disentis dadurch enger geknüpft hat, dass er seinen Konventualen P. Laurentius Cathomen, gebürtig aus Brigels, 1785 für den Disentiser Abtsthron frei gegeben hat. Benedikt Reindl ist Abt Beat Küttel auch für seine wohlwollende Gastfreundschaft, die er in Einsiedeln geniessen durfte, dankbar. Daher widmet er die VI Missae dem Einsiedler Prälaten Beat Küttel. Die Widmung und das Vorwort mit vielen devoten und emphatischen Höflichkeitsformen sind noch ganz beseelt vom Geist des Barock.[91] P. Benedikt Reindl zeigt sich in diesen Messkompositionen als ein begabter und phantasiereicher Musiker. Er komponiert im konzertanten, empfindsamen Stil der Vorklassik. Einen sprudelnden Melodienreichtum und Tonmalereien aller Art finden wir in seinen Messen. Wie schon in den Offertorien arbeitet Reindl auch in seinen Messen reichlich mit Wortwiederholungen. In der 1. Messe wird im Sanctus das *Deus* 7 Mal repetiert und im Gloria der 2. Messe das *Amen* 13 Mal wiederholt. Im Benedictus der 2. Messe wird das *venit* sogar 23 Mal gesungen. Wortwiederholungen finden wir bei allen Kirchen- und Klosterkomponisten des 18. Jahrhunderts. Durch diese Wortwiederholungen erhalten die Kompositionen einen theatralisch-pathetischen Charakter. „Reindls erste Messe in G gibt sich mit vielen punktierten Rhythmen beschwingt, doch recht einfach, abgesehen vom *Sanctus*, das in die entfernte d-Moll-Sphäre getaucht wird. Die zweite Messe in D wird durch rokokohafte Kleingliedrigkeit und viele Wechselnoten geprägt. Lieblich und tänzerisch ist die dritte Messe in F gestaltet, wiederum einfach und kleingliedrig die vierte Messe in G. Etwas manieriert, mit schematischen Gängen und einem vielfach unterteilten *Gloria* zeigt sich die fünfte Messe in A, während die letzte Messe in B mit ihren lieblichen Verzierungen und der Vortragsbezeichnung „affetuoso“ überaus verspielt wirkt.“[92] „Ansatzweise folgt die Textvertonung barocker Rhetorik. So wird das *Miserere* einmal ganz chromatisch ausgelegt; *passus* erhält in der 1. Messe durch einen ostinat durchgehaltenen Ton besonderen Nachdruck. Der übliche chromatische Quartgang des *Crucifixus* erscheint nur in der 2. Messe. Besonders auffällig werden die Credo Anfänge gestaltet: Devisenartig wird *Credo in unum Deum* in Oktavsprüngen oder einprägsamer Dreiklangsmelodik herausgeschmettert; das 1. und 5. Credo versieht der Komponist sogar mit Betonungskeilen“.[93] Die Messen sind in den gängigen Dur-Tonarten komponiert: 1. Messe in G, 2. Messe in D, 3. Messe in F, 4. Messe in G, 5. Messe in A und 6. Messe in B. Die einzelnen sechs Messen sind mit Ausnahme des Credo textlich durchkomponiert, immerhin kurz und knapp, aber in der typisch weltfreudigen, aufgelockerten

91) Dedicatio im Messezyklus 1789.
92) Gartmann, Th., Benedikt Reindl, in: Singen und Musizieren im Gottesdienst 6 (1993), 303–304.
93) Ebda., 304.

und zwangslosen Kantatenform wie sie sich vom Barock her weithin in die Wiener Klassik zäh am Leben erhält. Chorsätze wechseln ab mit Duetten und Soloeinlagen. Benedikt Reindl verwendet wie auch die Klosterkomponisten P. Johann Evangelist Schreiber und P. Lambert Kraus die sogenannte Polytextualität. Verschiedene Stimmen singen gleichzeitig verschiedene Texte. Diese Polytextualität bezeichnet Peter Griesbacher (1864–1933), ein Komponist im strengen Cäcilianerstil, als „plapperndes Durcheinander".[94] Wenn auch die Messen Reindls als Ganzes konzertmässig und weltlich wirken, so sind sie doch von echter, tiefempfundener Glaubensfrömmigkeit durchdrungen und verraten uns eine abgeklärte und reife Musikerpersönlichkeit. Seine Messen hat er nicht als „Missae solemnes", sondern als „Missae breves" komponiert. die mit minimalem musikalischen Apparat aufgeführt werden können und dennoch schön und dem Gottesdienst angemessen erscheinen.

Der Messezyklus „Cygnus suaviter cantans ac fortiter resonans" von 1790

Im November 1984 fand der St. Galler Stiftsbibliothekar Peter Ochsenbein im 1806 säkularisierten Kloster Neu St. Johann in einem Bücherschrank des Bibliothekganges über 50 gedruckte liturgische Musikalien des 18. Jahrhunderts, dazu 37 Handschriften kirchlicher Gebrauchsmusik und einen Messezyklus von P. Benedikt Reindl. Diesen Messezyklus „Cygnus suaviter cantans ac fortiter resonans, id est Missae VI, A 3 Vocibus ordinariis cum Organo concert. Ac Violone necessario, nec non 2 Trombis, aut Cornibus obligates, Pro Festis Duplicibus" widmete Benedikt Reindl 1790 am Tag von Mariä Geburt (8. September 1790) dem Statthalter des St. Galler Priorats Neu St. Johann, P. Joachim Endras,[95] den er bereits 1777–1779 als Subprior in Disentis schätzen gelernt hat. Die poetische Titelwahl eines Vogelnamens „Cygnus" (lat. der Schwan) war in der damaligen Zeit nicht aussergewöhnlich: P. Valentin Rathgeber nannte 1732 eine Hymnensammlung „Columba sacra" und P. Lambert Kraus seine 1762 komponierte Messe „Passer". In seiner bildhaften Vorrede spricht Reindl vom Schwan (cygnus), der vom Rhein in Disentis ins Thurtal fliegt, um dort süsser und kräftiger zu singen. Das Werk charakterisiert er als Musik, die bald lebendige Stimmen süss zusammenfüge, bald mit Blasinstrumenten und der Orgel kräftig lärme, bald mit den inneren Affekten der Akkorde moduliere, bald das Lob tausendfach in kleinen Zeichen der Wohlgefälligkeit hersinge und hauche.[96] Die traditionell verwendeten Tonarten führen zu einer starken gestalterischen Differenzierung der sechs Messen: D-Dur (solemnis-feierlich), G-Dur (jucunda-fröhlich), F-Dur (amoena-lieblich), C-Dur (festiva-festlich), A-Dur (brevis-kurz), Es-Dur (devota-andächtig).

---

94) Griesbacher P., Kirchenmusikalische Stilistik und Formenlehre, Band III, Regensburg 1913, 297.

95) Henggeler R., Professbuch St. Gallen, 409–410.

96) „modo vivis vocibus suaviter concinnendo, modo Tubis, et Organo fortiter perstrepando, modo intimis chordium affectibus modulando, modo millenis laudum ac gratiarum notulis decantando, suspirando".

Überliefert sind die Messen in autographen Stimmheften, die im 20. Jahrhundert neu eingebunden wurden. Die einfache Textur macht keine Partitur notwendig. Die Besetzung orientiert sich an den beschränkten Möglichkeiten, die Reindl im Kloster Disentis vorfand und die er auch für das Toggenburger Priorat Neu St. Johann voraussetzen durfte. 1790 zählte das Kloster Disentis 14 Mönche und die Klosterschule 8 Schüler. Das Kloster Neu St. Johann wies etwa die gleiche Zahl Mönche auf, konnte aber 20 Klosterschüler für die hohen Chorstimmen beiziehen. Der Chor ist auf die drei Stimmen Canto, Alto und Basso beschränkt. Die Instrumentalbegleitung umfasst eine obligate Orgelstimme, die in den Pausen der Chorstimmen konzertant in den Vordergrund tritt. Als zusätzliche, glanzverleihende Farbe wird ein Bläserpaar verwendet. Reindl nennt dabei Hörner, für das Benedictus aber Trompeten im hohen Clarinregister oder Oboen. Benedikt Reindls Messen von 1790 gehen also auch hier nicht über die Gepflogenheiten der Jahrhundertmitte hinaus. Der aussergewöhnliche Verzicht auf Violinen ist wohl auf die bescheidenen äusseren Verhältnisse in Disentis und St. Johann zurückzuführen.

Die Missa in Es aus dem Messezyklus von 1790

Aus dem Messezyklus „Cygnus suaviter cantans ac fortiter resonans" von 1790 hat Thomas Gartmann 1991 die VI. Messe in Es-Dur für Soli, Chor, Orgel und Bläser in der Edition Cron Luzern erstmals herausgegeben. Thomas Gartmann schreibt zur Missa in Es: „Auf die frühe Klassik verweisen die symmetrischen kurzgliedrigen Phrasen des *Kyrie*, ihre einfache, durch chromatische Durchgänge erweiterte Kadenzharmonik, die ausgeprägte Bassfunktion, die Crescendi und die leicht süsslichen Terz- und Sextklänge der Gesangstimmen. Die Instrumente verleihen dem Satz Strahlkraft und wirken mit den überleitenden Zwischenspielen formbildend.

Im *Gloria* fallen die kurzen Imitationen auf. Das *Domine Deus* ist als Dialog zwischen Bass und Oberstimmen gestaltet, abgesehen vom *Miserere nobis*, wo sich alle drei Stimmen zum Bittruf vereinigen.

Im wortreichen *Credo* herrscht ein Parlandostil; zuweilen werden auch mehrere Texte gleichzeitig vorgetragen. Durch die ungewöhnliche Terzrückung nach G-Dur wird das *Et incarnatus* im Duett von Sopran und Alt speziell hervorgehoben. Besonders reizvoll sind hier die Echowirkungen: *natus* antwortet auf *incarnatus*, was unter Einbezug von Orgel und Bläsern auch musikalisch nachvollzogen wird. Der barocken Figurenlehre verbunden ist auch der chromatische Quartgang zu den Worten *sub Pontio Pilato* im *crucifixus*, bei dem die Bläser erstmals verstummen. *Et resurrexit* ist wie bei vielen Messvertonungen der Klassik musikalisch die Wiederaufnahme des Credobeginns, weshalb in den Instrumentalstimmen der Hinweis *ut Patrem* genügte.

Im *Pleni sunt* des Sanctus fällt vor allem der taktweise Wechsel von Vokal- und Instrumentalstimmen auf. Das *Benedictus* ist als Bassarie mit reicher Dreiklangsmelodik gestaltet; auf das zweite Osanna hat Reindl verzichtet.

Der dichteste, abwechslungsreichste und anspruchvollste Satz findet sich im *Agnus*. Das *Agnus* steht eigenständig, nicht mehr als blosse Kontrafaktur des Kyrie wie es üblich war."[97]

Diese Messen wurden nicht nur im Priorat Neu St. Johann, sondern auch in Disentis aufgeführt.

5. Bedeutung

Johann Sebastian Bach (1685–1750), der weltberühmte Zeitgenosse unseres Musikers P. Benedikt Reindl, wurde von der Musikgeschichte und seinen Verehrern besonders in der protestantischen Kirche als 5. Evangelist bezeichnet. Soweit werden wir in unserer Hochschätzung für P. Benedikt Reindl sicher nicht gehen. Aber wir dürfen auch bei unserem Disentiser Mönch und Komponisten davon ausgehen, dass er mit seinen Kompositionen das Wort Gottes zum Klingen gebracht hat. Er hat den Verkündigungsdienst der Kirche, den Dienst am Evangelium und damit an Jesus Christus mit seinen geistlichen Werken zu einer klangvollen und guten Botschaft gemacht. Er schrieb seine Werke zur grösseren Ehre Gottes wie auch zur Erbauung des Gemütes. Als Komponist gehört Benedikt Reindl in die Reihe der schweizerischen und süddeutschen Kirchen- und Klosterkomponisten des 18. Jahrhunderts. Durch die abwechslungsreiche Gestaltung der Harmonik mit starkem expressivem Gehalt sind seine Kompositionen den damaligen Zeitgenossen Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee, Fr. Marianus Königsperger, P. Valentin Rathgeber, P. Lambert Kraus und P. Johannes Evangelist Schreiber ebenbürtig. Wie Valentin Rathgeber, so verwirklichte auch Benedikt Reindl in seinen Kompositionen die drei kompositorischen Ideale der damaligen Zeit: brevitas (Kürze), facilitas (Leichtigkeit) und suavitas (Lieblichkeit). Facilitas (Leichtigkeit) bedeutet die Abkehr von komplizierter kontrapunktischer Satztechnik und barockem Prunk. Suavitas (Lieblichkeit) bezieht sich auf die verwendeten Harmonien, die homophon gehalten sind. Durch die Verwendung von Terzen und Sexten bestimmt diese Maxime auch die melodische Gestaltung. Alles soll den Ohren schmeicheln und eingängig sein. Seine kirchenmusikalischen Werke im galanten und empfindsamen Stil seiner Zeit sind von echter und tiefempfundener Glaubensfrömmigkeit. Melodik, Harmonik und formale Elemente übernahm Reindl von P. Valentin Rathgeber (1682–1750) und Fr. Marianus Königsperger (1708–1769). Er hatte eine Vorliebe für eine schlichte, liedhafte Melodik, eine durchsichtige Satztechnik und eine Vereinfachung der kompositorischen Mittel. Musikwissenschaftler aus neuerer Zeit haben der mehrstimmigen Kirchenmusik, wie sie in den Klöstern der Schweiz und Süddeutschlands im 18. Jahrhundert im galanten und empfindsamen Stil gepflegt wurde, keine guten Noten verteilt. Der Kirchenmusiker und Cäcilianer Peter Griesbacher (1864–1933) spricht vom Verfall der religiösen Tonkunst, von „theatralischem Tand" und

97) Gartmann Th., Missa in Es von Benedikt Reindl, Edition Cron Luzern, 3.

„seelenlosem Flitterkram", der der weltlichen Oper abgelauscht sei.[98] Über die Werke von Kraus, Kobrich, Rathgeber und Königsperger, Lieblingskomponisten jener Zeit, schreibt er:" Es ist einer wie der andere. Wollten wir alle ihre Werke parturieren, es käme immer wieder das gleiche Bild zum Vorschein: Melodien voll Hast und Leichtsinn oder übertriebene Koloratur! Harmonien von unerhörter Seichtigkeit und Hohlheit und eine Textbehandlung, die jeder Würde spottet! Der Genius der Kunst ist geflohen. Die Musik hat trauernd ihr Haupt verhüllt."[99]

Unsere heutige Generation, die viele unbekannte Komponisten der Rokokozeit und der Vorklassik wieder entdeckt hat, kann dieses apodiktische Urteil nicht akzeptieren. Verglichen mit der strengen Satztechnik des Kontrapunktes, haben die oben genannten Klosterkomponisten des 18. Jahrhunderts in der Satztechnik sicher einfachere Wege beschritten. Leichte Kirchenmusik in satztechnischer Vollendung ist damals nur wenigen, wie etwa Joseph Haydn, gelungen. Und wie dieser über das Komponieren dachte, so versuchten es auch unsere Klosterkomponisten des 18. Jahrhunderts zu tun: „Ich weiss es nicht anders zu machen. Wie ich's habe, so geb ich's. Wenn ich aber an Gott denke, so ist mein Herz so voll Freude, dass mir die Noten wie von der Spule laufen. Und da mir Gott ein fröhliches Herz gegeben hat, so wird er mir schon verzeihen, wenn ich ihm auch fröhlich diene."[100]

98) Griesbacher P., Kirchenmusikalische Stilistik und Formenlehre, III, Regensburg 1913, 205.
99) Ebda., 219.
100) Nowak L., Joseph Haydn. Leben, Bedeutung und Werk, Wien 1959, 397.

Abbildungen

Abb. 1:„Closter Scheyern". Ansicht des Klosters und der ehem. Pfarrkirche, aus Anton Wilhelm Ertls Kurbayerischem Atlas.

Abb. 2: Kloster Disentis um 1840. Aquarell von David Alois Schmid. Stiftsarchiv Einsiedeln.

Abb. 3: Klosterkirche Disentis nach der Restauration von 1925.

Abb. 4: Klosterkirche Disentis nach der Restauration von 1913 und 1925.

Abb. 5: Benedikt Reindl, Offertorium VII für Sopran, Alt und Bass.

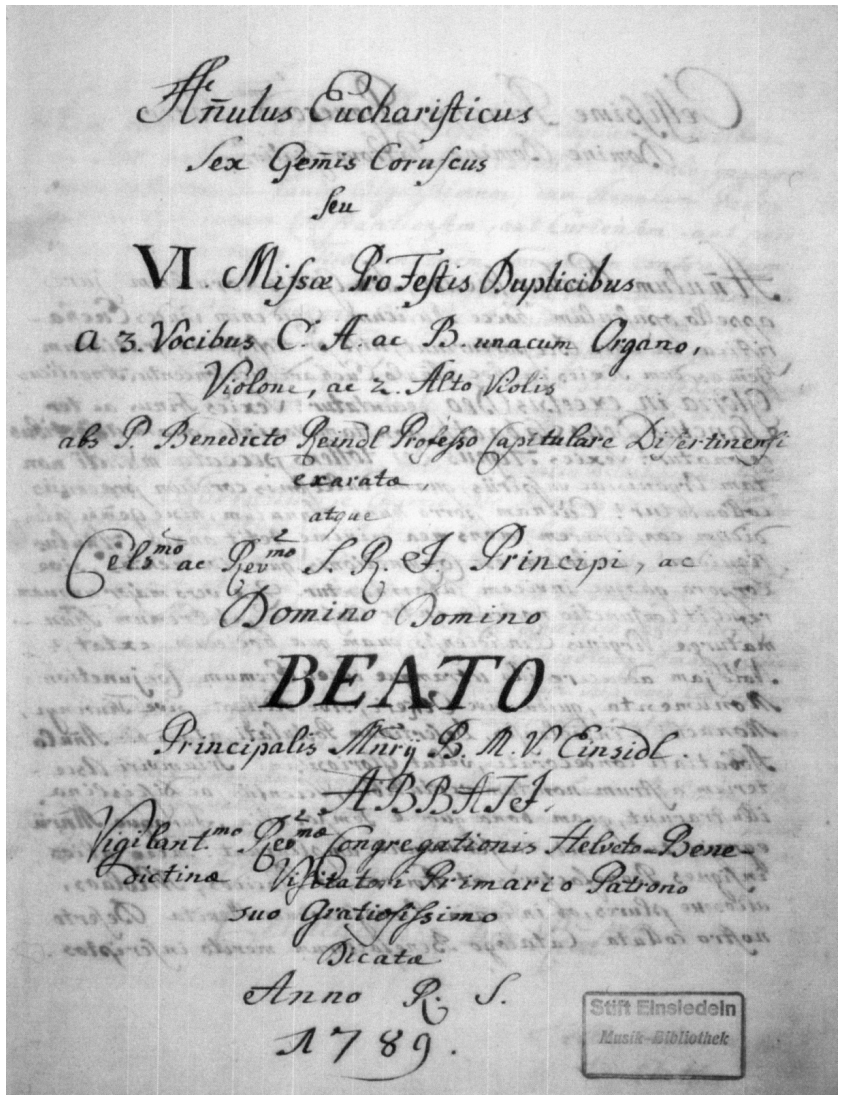


Abb. 6: Benedikt Reindl, Messezyklus „Annulus Eucharisticus Sex Gemmis coruscus" 1789.

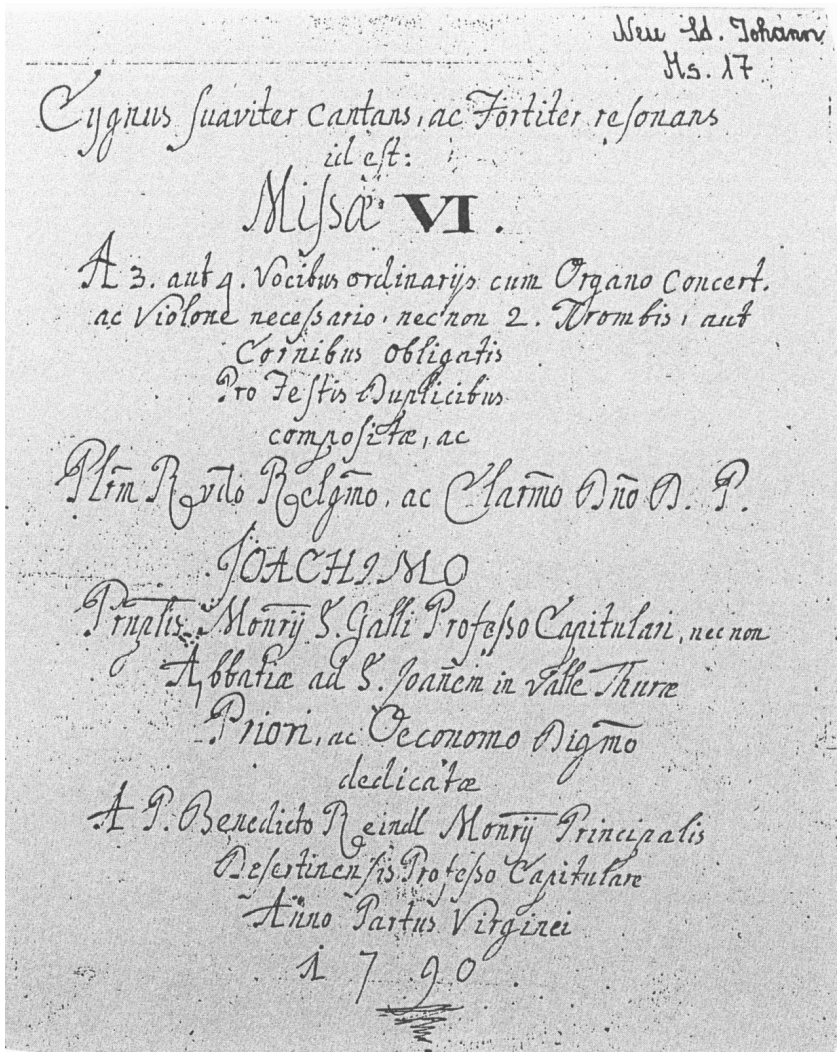


Abb. 7: Benedikt Reindl, Messezyklus „Cygnus suaviter cantans ac fortiter resonans" 1790

Abb. 8: Benedikt Reindl, Sanctus aus dem Messezyklus von 1790.

Abb. 9: Benedikt Reindl, Sanctus aus Missa in ES für Soli SAB, Chor SAB und Orgel, zwei Trompeten, Violoncello/Kontrabass, Edition Cron Luzern, 1991.

Chrysostomus Hanthalers Lilienfelder Fälschungen als hermeneutische Grenzgänge

von Alkuin Schachenmayr – Heiligenkreuz

Ein Geschichtsforscher des 18. Jahrhunderts, der Lilienfelder Zisterzienserpater Chrysostomus Hanthaler[1], löste zu seinen Lebzeiten und in den folgenden eineinhalb Jahrhunderten durch seine gefälschten „mittelalterlichen" Quellen Empörung in der Gelehrtenwelt aus. Als Priester und Ordensmann war er in seinen Aussagen in besonderer Weise zu Aufrichtigkeit angehalten, sein Wort galt als zuverlässig. Er forschte und schrieb, wie es für Historiker im Ordenstand nicht selten der Fall ist, meist über sein eigenes Kloster und war zugleich dessen Stiftsarchivar und -bibliothekar. Somit wurde der Zugang zu den Lilienfelder Quellen für die Außenwelt erschwert; es war lange schwierig, die Auseinandersetzung um die in Frage stehenden Texte auf eine empirische Grundlage zu stellen.

Hanthalers Verdienste als Historiker, Numismatiker, Bibliothekar und Kupferstecher brachten ihm zu Lebzeiten hohes Ansehen. Seine Briefe an die Brüder Pez identifizieren ihn als eingeweihten Teilnehmer an der res publica literaria seiner Zeit[2]. Durch seine Mitgliedschaft in der Olmützer Literarischen Gesellschaft lässt sich Hanthaler eindeutig in einen Gelehrtenkreis einreihen, zu dem auch Hieronymus Pez, Marquard Herrgott[3], Anselm

---

1) Chrysostomus Johannes Adam Hanthaler lebte von 1690 bis 1754. Nach Rechts-, Philosophie-, und Theologiestudium in Salzburg, 1716 Einkleidung in Lilienfeld, 1718 Priesterweihe, bald darauf Novizenmeister und Subprior. Seit 1737 Abt Chrysostomus Wiesers Sekretär. Sein Hauptwerk sind die „Fasti Campililienses" (Linz 1747–1754). MÜLLER E., Profeßbuch des Zisterzienserstiftes Lilienfeld (SMGB.E 38, 1996, 260–262); CORETH A., Art. Hanthaler, Chrysostomus (NDB 7, 1966, 641).

2) Dieser Aufsatz ist die erweiterte Fassung eines Abschnittes meiner Magisterarbeit: SCHACHENMAYR A.V., Chrysostomus Hanthalers Briefe an die Brüder Pez, Wien 2010. Sie ist als PDF-Datei über OPAC abrufbar. Die dort angelegte Edition der Briefe wird eingehen in die mehrbändige Edition: Die gelehrte Korrespondenz der Brüder Pez. Text, Regesten, Kommentare, hg. von T. WALLNIG / T. STOCKINGER (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung). Der aktuelle Stand des Projektes auf: www.univie.ac.at/monastische_aufklaerung.

3) Marquard Herrgott (1694–1762) begann seine Berufstätigkeit als Privatlehrer einer Straßburger Familie; zwei Jahre Aufenthalt in Paris; Eintritt in die Benediktinerabtei St. Blasien; Priesterweihe 1718; danach diverse Studienaufenthalte (St. Gallen, Wien, Saint-Germain-des-Prés) und zahlreiche Publikationen. Seine mehrbändigen Publikationen zur Habsburger-Genealogie brachten ihm die Ernennung zum Hofhistoriographen; ORTNER J.P., Marquard Herrgott (1694–1762). Sein Leben und Wir-

Desing[4], Oliver Legipont[5] und Magnoald Ziegelbauer[6] gehörten[7]. Darüber hinaus wurde er innerhalb seines Konvents mit pädagogischen Aufgaben betraut und galt dort als vertrauenswürdiger Vermittler klösterlicher Ideale. Hanthalers Bedeutung erlosch auch dann nicht, als die Forschung des späten 19. Jahrhunderts die zahlreichen von ihm erfundenen Fiktionen erkannt hatte. Wenn auch der gute Ruf wissenschaftlicher wie persönlicher Vertrauenswürdigkeit mit dem Manko eines Fälschers unwiederbringlich verlorenging, haben sich die Beiträge zu ihm in der Historiographiegeschichte der vergangenen hundert Jahre wiederholt um Ansätze zur Würdigung eines Gesamtwerks bemüht, in dem anerkennenswerte Leistungen mit den Resultaten aus heutiger Sicht inakzeptabler Vorgehensweisen unzertrennlich vermengt sind.

---

ken als Historiker und Diplomat (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte Österreichs 5, Wien 1972).

4) Anselm Desing OSB (1699–1772) war Universalgelehrter. Er trat nach angefangenem Studium 1717 in Ensdorf (Oberpfalz) ein. Als Lehrer u.a. an der Benediktineruniversität Salzburg tätig, sowie am Aufbau von Benediktinerakademien (Břevnov, Kremsmünster und mehr) beteiligt. 1746 persönlicher Berater des Fürstbischofs von Passau, Kardinal von Lamberg. Seit 1761 Abt von Ensdorf. SCHABER J., Art. Desing (BBKL 14, 1998, 919–924); KNEDLIK M. u. SCHROTT G., Anselm Desing: Ein benediktinischer Universalgelehrter im Zeitalter der Aufklärung ([Ausstellungskatalog] Amberg 1999); STEGMANN I., Anselm Desing, Abt von Ensdorf: Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Bayern, München 1929.

5) Oliver Legipont OSB (1698–1758), trat 1719 in die Abtei Groß St. Martin zu Köln ein, wechselte jedoch oft seine Aufenthalts- und Arbeitsorte. 1734 kam er in die Abtei Göttweig, wo er als Bibliothekar eingesetzt wurde. Dort begann eine lebenslange Freundschaft und Zusammenarbeit mit Magnoald Ziegelbauer. Er gründete die Societas Literaria Germano-benedictina, Vorbild der Bayerischen Benediktinerakademie. FATOUROS G., Art. Legipont (BBKL 16, 1999, 948–950); HAMMERMAYER L., Marianus Brockie und Oliver Legipont – aus der benediktinischen Wissenschafts- und Akademiegeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (SMGB 71, 1960, 69–121).

6) Magnoald Ziegelbauer OSB (1688–1750), Konventuale von Zwiefalten, kam 1731 in Wien und wirkte fortan in habsburgischen Landen; in Wiener Bibliotheken forschte er, in Göttweig unterrichtete er zeitweise Moraltheologie, er schrieb zunehmend über Böhmen und Mähren. Die „Historia rei literariae ordinis Sancti Benedicti“ (1754) ist sein bekanntes Werk. Ziegelbauer war Sekretär der Olmützer Gesellschaft. BENZ S., Zwischen Tradition und Kritik. Katholische Geschichtsschreibung im barocken Heiligen Römischen Reich (Historische Studien 473, Husum 2003, 572–574); SCHNEEWEIS E., Biographie des P. Magnus Ziegelbauer. (Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens 16, 1912, 126–159).

7) Zur Societas eruditorum incognitorum in terris Austriacis (Olmütz), die nur bis 1750 bestand, siehe: HAMMERMAYER L., Die Forschungszentren der deutschen Benediktiner und ihre Vorhaben, in: Historische Forschung im 18. Jahrhundert: Organisation, Zielsetzung, Ergebnisse. 12. Deutsch-Französisches Historikerkolloquium des Deutschen Historischen Instituts Paris, hg. von K. HAMMER u. J. VOSS (Pariser Historische Studien 13, Bonn 1976, 122–191, hier 160–161 mit reichlichen Literaturhinweisen); BENZ, Zwischen Tradition und Kritik (wie Anm. 6) 572–574; KOSTLÁN A., Societas incognitorum – první učená společnost v českých zemích, Praha 1996.

In diesem Beitrag soll Hanthalers Forschungspraxis untersucht und zugleich durch die Kontrastierung mit zwei anderen vormodernen Fälschern aus dem Bereich der monastischen Geschichtsschreibung deutlicher konturiert werden: Johannes Trithemius (1462–1516) und Christian Franz Paullini (1643–1711). Alle drei haben sich durch ihre Fälschungen im Hinblick auf ihre gelehrte Autorität disqualifiziert, doch wird der Vergleich unterschiedliche Motivationslagen aufzeigen: Zusätzlich zu Beweggründen wie Ruhmsucht und Ehrgeiz muss Hanthaler als Fälscher auch aus einer hagiographisch-legendären Perspektive verstanden werden, nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer frühneuzeitlichen Öffentlichkeit, die ein idealisiertes Bild der Klostergründung wünschte. Der Beitrag dient somit nicht zur Entschuldigung von Fälschungstätigkeit, wohl aber zu deren differenzierter Auffassung vor dem Hintergrund der frühneuzeitlichen Klostergelehrsamkeit und deren Forschungs- und Medialisierungspraxis.

Hanthalers Fälschungen

Der heutige Stand der Forschung führt vier Personen an, die er erfunden hat: „Leopold von Lilienfeld“, „Richard von Klosterneuburg“, „Ortilo“ und „Alold von Pöchlarn“[8]. Darüber hinaus hat Hanthaler einige anonyme Quellen fingiert.

Er hat Quellen zur österreichischen und zur Klostergeschichte in der Babenbergerzeit erfunden, weil er die lückenhafte Überlieferung ergänzen wollte. Die „Notulae anecdotae“ (1742), ein 16 x 10 cm großes Büchlein von 138 Seiten, sind Annalen des fiktiven Mönches Ortilo, der sich auf eine verschollene Schrift eines Kaplans Alold von Pöchlarn beruft. Drei weitere erfundene Autoren werden von Hanthaler angeführt. Diese Persönlichkeiten wurden von Michael Tangl als Erfindungen nachgewiesen: Ortilo und Alold als gänzlich imaginär und Pernold als historische Person, die von Hanthaler manipuliert wurde[9]. Als Hanthaler im Jahr 1747 seine „Fasti Campililienses“ herausgab, stellte er die Ortilo-Nachrichten als besonders bedeutsame Erkenntnisse dar; in Tomus I, pars II ragt der Name Ortilos auf der Titelseite in zweitgrößter Buchstabenhöhe heraus.

Die Geschichte der Fälschungen reicht weiter zurück als die „Notulae Anecdotae“ (1742). Das „Original“ der Ortilo-Schriften liegt heute in der Österreichischen Nationalbibliothek[10]. Tangl hat gravierende Unstimmigkeiten entdeckt, wie etwa die unzeitgemäßen Eckklammern und unbekannte Abkürzun-

8) Molecz P., Die Hanthaler-Fälschungen im Lilienfelder Nekrolog am Beispiel der Schwestern des Heiligen Leopold (MIÖG 111, 2003, 341–384) stützt sich auf Erkenntnisse von Tangl M., Die Fälschungen Chrysostomus Hanthalers (MIÖG 19, 1898, 1–54, hier 6–7).

9) Tangl, Fälschungen (wie Anm. 8) zu Leupold 19–23, Pernold 23–31 und Ortilo 31–47.

10) Cod. 635 stellt die paläographische Imitation einer Sammelhandschrift dar. Auf den

gen. Im zweiten erhaltenen Brief an Bernhard Pez schreibt Hanthaler im Herbst 1723 vom Lilienfelder Bibliothekskatalog, den er bis Q vorangebracht hat. Mit diesem Katalog hat Hanthaler eine „vernichtende Waffe gegen sich selbst" geschaffen, denn Ortilo kommt darin zunächst nicht vor. Er wird als 452b nachgetragen[11].

Sieben von Hanthalers insgesamt 27 Briefen an die Brüder Pez enthalten Hinweise auf Ortilo[12]. Teilweise sind sie selbstbewusste Behauptungen, die Ortilo als sichere Quelle zitieren, teilweise bezieht sich Hanthaler auf die von Ortilo verursachten Streitigkeiten. Hanthaler bietet Hieronymus Pez Einsicht in die Quellen an, scheint sich also seiner Sache sehr sicher zu sein. Für Tangl ist der paläographische Befund dennoch leicht zu durchschauen: „Leupold, der Historiker von 1355, schreibt genau so wie Ortilo, der Greis von 1230."[13]

Hanthalers Verteidigungsschrift „Appendix apologetica"

Hanthalers Korrespondenz mit den Brüdern Pez wirft ein klärendes Licht auf den Verlauf seiner Fälschungstätigkeit. Die Ortilo-Fiktionen wurden der Öffentlichkeit erstmals mit der Publikation der „Notulae Anecdotae" (1742) präsentiert. Tangl kann keine Fälschung vor 1732 belegen[14], daher muss Hanthaler anfangs vorsichtig gefälscht haben, denn er hat bis 1739 gewartet, bis er seine erfundenen Angaben in einem Brief an die Brüder Pez weiter gab[15]. Zwischen 1739 and 1741 erwähnt er Ortilo bzw. Alold in vier Briefen[16]. Nach der Veröffentlichung der „Notulae" änderte sich Hanthalers Ton deutlich: nun musste er sich gegen Angriffe verteidigen. Für den selbstschützenden Ton der Konjekturalkritik war es nun zu spät. Zwischen 1744 und 1750 bittet er Hieronymus Pez viermal um Verteidigung und Unterstützung, vor allem gegenüber Sigismund Calles' Kritik[17].

Das Erscheinen der „Fasti Campililienses I" im Jahr 1747 stand also unter einem Schatten. Hanthaler legte seine drei gefälschten Schriften (Ortilos „Notulae", Leopold von Neuburgs „Indiculus Chronicus Actorum et Liberorum"

Aloldo zugeschriebenen Text (2v–20v) folgt eine Lilienfelder Chronik der Jahre 1199–1230 (21r–42v).

11) TANGL, Fälschungen (wie Anm. 8) 8–9.

12) In: SCHACHENMAYR, Chrysostomus Hanthalers Briefe (wie Anm. 2) CH 10, CH 11, CH 12, CH 15, CH 16, CH 17, CH 25.

13) TANGL, Fälschungen (wie Anm. 8) 8–9.

14) TANGL, Fälschungen (wie Anm. 8) 50.

15) In: SCHACHENMAYR, Chrysostomus Hanthalers Briefe (wie Anm. 2) CH 10.

16) In: SCHACHENMAYR, Chrysostomus Hanthalers Briefe (wie Anm. 2) CH 10, CH 11, CH 12, CH 15.

17) CH 16, CH 17, CH 24, CH 25. CH 16 geht besonders detailliert darauf ein. Der Jesuitenpater Sigmund Calles (1696–1767) war 1737 bis 1746 an der Universität Wien als Professor der Geschichte tätig. Seine Annales Austriae sind eine der ersten wissenschaftlichen Abhandlungen zur Geschichte Österreichs. KRONES F.V., Art. Calles, Sigmund (ADB 3, 1876, 708).

und Pernolds „Chronica Frederici Bellicosi“) in den „Fasti“ neu auf und ergänzte sie mit der Verteidigungsschrift „Appendix apologetica“. Sie besteht aus neun Dialogen zwischen Maniodarreus dem Kritiker und Pritomerdius dem Verteidiger[18]. Folgende Streitfragen werden behandelt: 1. Warum keine Heiligenkreuzer Chronik Ortilo erwähnt. 2. Warum Otto von Freisings Geschichtswerk Ortilo nicht kennt. 3. Warum Ortilo Kaiser Heinrich II. und den ersten König von Ungarn, Stephan, „heilig“ nennt, wenn diese noch nicht kanonisiert waren. 4. Genealogische Fragen. 5. Leopolds I. Übernahme der Markgrafenwürde von Burkhard in der Marcha orientalis. 6. Die Söhne Ernst und Adalbert werden Leopold I. zugeordnet. 7. Über Erzbischof Poppo von Trier, einen Sohn Leopolds I., der sich um die Verehrung bzw. Heiligsprechung (1041) von Simeon von Trier (990–1035) bemühte[19]. 8. Markgraf Adalberts Frauen Adelhaid oder Frowiza. 9. Ob Markgraf Ernst mit Swaenehild oder Mechthild verheiratet war.

Mit diesem Textkonvolut besiegelte Hanthaler seine Fälscherschuld, denn obwohl er seit mehr als 10 Jahren fälschte und Gefälschtes auch an die Brüder Pez weitergab, hat er es mit der Verteidigungsschrift „Appendix“ erstmals gewagt, seine Fälschungen als echt zu verteidigen. Er zeigt sich empört darüber, dass Kritiker seine Quellen auf den Spottnamen „Ortilo de Lugenfeld“[20] umgemünzt haben.

Insgesamt verweist Hanthaler im „Appendix“ mehr als zehn Mal auf Pez-Forschungen, um sich zu verteidigen, beinahe in jedem Dialog[21]. In diesem Zusammenhang schrieb er an Hieronymus: „Laudatum te in omnibus prope paginis leges.“[22]

Rezeptionsphasen der gefälschten Angaben

Hanthalers „Quellen“ wurden von Anfang an bezweifelt. Bereits drei Jahre nach dem Erscheinen der „Fasti“ äußerte Sigismund Calles in seinen „Annales Austriae“ größte Bedenken gegenüber Alold, Ortilo galt ihm noch als legitim. Die acht Jahre zurück liegende Publikation der „Notulae“ (1742) dominiert geradezu im Jahr 1750 das Vorwort zu Calles „Annales“: von insgesamt 12 Seiten sind die letzten 10 einer Kritik des fiktiven Aloldus gewidmet. Calles wei-

18) HANTHALER, Fasti Campililienses (wie Anm. 1) 1 1273–1324. In der Österreichischen Nationalbibliothek sind Konzeptentwürfe der Dialoge mit reichlichen Marginalien aus Hanthalers Hand (Cod. 14628 8r–9v) sowie eine „Reflexio super animadversiones anonymes in Aloldum“ (1r–7r) erhalten.

19) In: SCHACHENMAYR, Chrysostomus Hanthalers Briefe (wie Anm. 2) CH 19 beschäftigt sich mit dieser Materie.

20) Appendix Apologetica, Dialogus 1, in: HANTHALER, Fasti (wie Anm. 1) 1 iii.

21) Hieronymus Pez wird in HANTHALER, Fasti (wie Anm. 1) auf folgenden Seiten erwähnt: 1 iv, x, xii, xvi, xix, xxiii, xxv; Bernhard Pez auf xxi und xxvii, beide auf xxiv und xxxii.

22) In: SCHACHENMAYR, Chrysostomus Hanthalers Briefe (wie Anm. 2) CH 23.

gert wich, die Angaben als legitime Quelle zu verwerten[23]. Anfangs schädigten die Einwände Hanthalers Ruf nicht. Georg Waitz beschränkte seine Kritik anfangs, in einer Publikation des Jahres 1837, auf Alold und meinte, Hanthaler sei diesem zum Opfer gefallen[24].

In der Tat ist die Lage um einige Fälschungen nicht ganz eindeutig. Von den vier fragwürdigen Briefen, die in der Erforschung der Gründung von Lilienfeld besonders relevant sind, ist einer (von Hanthaler mit 8. Dezember 1200 datiert) keine Fälschung Hanthalers, sondern bereits in zwei Stiftschroniken des 17. Jahrhunderts überliefert[25]. Bei Hanthalers scharfer Urteilskraft ist es sogar möglich, dass er den Brief als Fälschung erkannt hat und seine Fälschungen hinzufügte.

Angesichts des heutigen Wissensstandes über Hanthalers Fälschungen ist man erstaunt, den fiktiven Ortilo auf der zweiten Seite der „Historia Sancti Leopoldi" (1747) von Hieronymus Pez zitiert zu sehen. Pez bleibt nicht bei einem schlichten Zitat. Er erwähnt Hanthaler namentlich: „Porro huic Leopoldo, Sancti nostri parenti, pulchri cognomen iam inde a puero inditum, haud obscure innuit Aloldus Presbyter de Peklarn, seu Bechlarn, synchronus optimaeque notae scriptor austriacus, qui ab Ortilone monacho cisterciensi de Campoliliorum vergente saeculo XII. magnam partem transcriptus et anno 1742 a Chrysostomo Hanthalero, Bibliothecario Campililiensi doctissimo, ingenti historiae Austriacae bono, primum publici iuris factus, ad annum 1056 scripsit […]."[26]

Ebenso ist im Vorwort die Rede von „Richard von Klosterneuburg", einer weiteren von Hanthaler erfundenen Persönlichkeit. Pez teilt seinen Lesern mit, dass er in den bislang „verborgenen" Schriften Richards, der Zeitgenosse des hl. Leopold hätte sein sollen, genaue Beschreibungen des Zeitgeschehens gefunden habe, „Inter quae illud facile praecipuum est, nullique scriptorum aevi sequioris hactenus cognitum, quod diem natalem divi Leopoldi, annum etiam et locum disertis verbis exposuerit, acta praeterea ipsius memoratu digniora, ut singulis annis evenere, stilo brevi, perspicuo ac simplici, quae praecipua laus est boni ac probi illius aetatis historici, singillatim enarraverit." Wo es um die Gründung von Heiligenkreuz geht, zitiert Pez eine gefälschte Angabe des „Ortilo testis locuples et sincerus"[27].

Abgesehen von den oben genannten Kritiken wurde Hanthaler nach seinem Tod zunächst bewundert und als zuverlässig zitiert. Lilienfelder Äbte bemühten sich um eine Vertiefung der Memoria: Abt Ladislaus Pyrker[28] hielt

23) Das mit „Ad Lectorem" überschriebene Vorwort ist nicht paginiert und befindet sich am Anfang des ersten Bandes von Sigmund Calles, Annales Austriae, Wien 1750.
24) Tangl, Fälschungen (wie Anm. 8) 2–3.
25) Tangl, Fälschungen (wie Anm. 8) 37–44.
26) Hieronymus Pez, Historia Sancti Leopoldi, Wien 1747, 2.
27) Hieronymus Pez, Historia Sancti Leopoldi, Wien 1747, 89.
28) Ladislaus Pyrker (1772–1847), Erzbischof von Erlau und Dichter. Geboren in Nágy Láng, Ungarn; 1792 Einkleidung in Lilienfeld; 1796 Priesterweihe; 1812 Abt von Li-

Hanthalers Ansehen hoch, ergänzte die Reihe der „Fasti“ um 1820 mit zwei Fortsetzungsbänden[29] (in ihnen kommt „Ortilo noster“ sehr häufig vor) und setzte sich für den Rückkauf von Hanthalers Kupferplatten, die auf dem Kunstmarkt kursierten, ein[30]. Der Lilienfelder Abt und Geograph Ambros Becziczka übernahm Hanthalers Daten für seine österreichische Topographie[31]. Das Buch erschien 1825; im Jahr 1826 setzte der Abt seinem verstorbenen Mitbruder, den er nicht gekannt haben kann, ein Denkmal.

Im Jahr 1850 erkannte Joseph Chmel Ortilo als „plumpen Betrug“[32]. Seine Erkenntnis wurde allerdings von Constant von Wurzbach nicht rezipiert; im siebenten Band von Wurzbachs Biographischem Lexikon (1861) heißt es, Hanthaler habe sich durch die „Fasti Campililienses“ ein „unvergängliches Andenken gesichert, wie alle seine Arbeiten zeichnet sich auch diese durch Natürlichkeit des Stiles, methodische Klarheit und Quellengültigkeit aus.“[33] Leopold Janauschek weiß wohl um die Kontroverse, übernimmt aber die Ortilo-Angaben und verteidigt Hanthaler in den „Origines Cistercienses“ (1877)[34].

Erst im Jahr 1879 erlitt Hanthalers Ruf großen Schaden durch Zeissbergs Edition des Lilienfelder Nekrologiums[35]. Hanthalers Eingriffe in diese Quelle lagen Zeissberg ohne jeden Zweifel offen. Er erkannte Hanthalers Ergänzungen im Totenbuch, die anfangs in unverstellten, später in künstlich nachgeahmten Schriftzügen leicht zu identifizieren waren[36].

Michael Tangls ausführlicher Beitrag von 1898 bleibt bis heute der unübertroffene Beweis für Hanthalers Fälschungen. Mit Rückbezug auf die relevante Literatur und Editionen entlarvt er Hanthalers weit reichende Fälschungen und zeigt auf, wie viele unwissende Autoren Hanthalers Angaben in ihre Ar-

---

lienfeld; 1819 Bischofsweihe. MÜLLER, Profeßbuch (wie Anm. 1) 319–320; J.L. PYRKER, Mein Leben 1772–1847, ed. A.P. CZIGLER (Fontes Rerum Austriacarum Scriptores [10], Wien 1966).

29) Recensus Genealogico diplomaticus archivii Campililiensis, 2 Bde., [Fastorum Campililiensum Chr. H. continuatio] hg. von L. PYRKER, Wien 1819–1820.

30) TOBNER P., Das Cistercienser-Stift Lilienfeld in Nieder-Oesterreich. Biographische Darstellung des Wirkens der Cisterciensermönche in dieser Babenbergerstiftung vom Jahre 1202 bis 1891, Wien 1891, 67–71, hier 69; unverändert gedruckt in: Xenia Bernardina 3, 1891, 286–288.

31) BECZICZKA A., Topographie des Erzherzogthums Oesterreich, oder Darstellung der Entstehung der Städte, Märkte, Dörfer, und ihrer Schicksale, Wien 1825.

32) CHMEL J., Eine Hypothese (Sitzungsberichte der Philosophisch-historischen Classe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 5, 1850, 806–816, hier 811–812).

33) WURZBACH C.v., Art. Hanthaler, Chrysostomus (Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 7, Wien 1861, 336–338, hier 338).

34) JANAUSCHEK L., Originum Cisterciensium [tomus primus]: in quo praemissis congregationum domiciliis adjectisque tabulis chronologico genealogicis veterum abbatiarum a monachis habitatarum fundationes ad fidem antiquissimorum fontium primus descripsit, Wien 1877, Nachdruck Ridgewood, NJ [o.J.], XXIII, 36 und 212.

35) ZEISSBERG H.v., Das Todtenbuch des Cistercienser-Stiftes Lilienfeld in Österreich unter der Enns (Fontes rerum Austriacarum II, Diplomataria et acta [41,1] Wien 1879).

36) TANGL, Fälschungen (wie Anm. 8) 4.

beiten aufgenommen hatten. Er plädiert dafür, „das von diesen Fälschungen völlig durchseuchte Hauptwerk Hanthalers, die Fasti Campililienses ganz beiseite zu legen“[37].

Die härtesten moralischen Urteile über Hanthalers Vernachlässigung gelehrter Tugenden weist die Epoche Michael Tangls auf. In seiner Lebensspanne (1861–1921) durchlaufen die Historischen Hilfswissenschaften und eine auf sie zentrierte Schule der quellenorientierten Geschichtsforschung eine Blüte, die sich unter anderem am Institut für Österreichische Geschichtsforschung (Wien) institutionell niederschlägt[38]. Tangls Auseinandersetzung mit Hanthaler war ein nicht unwesentlicher Aspekt seines wissenschaftlichen Werdegangs, denn er konnte in der Offenlegung dieser und anderer Fälschungen die für ihn „typische Verbindung von paläographisch-diplomatischer Analyse, des Vergleichs und der Kombination innerer wie äußerer Merkmale und Einbeziehungen des historischen Kontextes“ ausführen[39].

Die rigorose Auseinandersetzung mit Hanthalers Ortilo-Angaben aus den „Notulae anecdotae“ und des daraus resultierenden Urteils ihrer Unechtheit, werden sie mehr als 150 Jahre später vom Heiligenkreuzer Stiftsarchivar Florian Watzl in seinem seither nicht korrigierten oder neu aufgelegten Heiligenkreuzer Professbuch verwendet. Watzl, ein Mitglied des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung und der Österreichischen Leogesellschaft, arbeitete zur päpstlichen Kameralienforschung mehrfach in römischen Archiven. Er war ein erfahrener Historiker und wusste wohl von Hanthalers Ruf als Fälscher, doch lässt er dies nur indirekt merken. Wenn es in Watzls Buch um eine Ortilo-Angabe geht, schreibt er „nach Hanthalers Ortilo“, nirgends aber diskreditiert er den Lilienfelder Bibliothekar. Im Gegenteil, er zitiert ihn mehrfach[40]. Anders geht der Stiftsarchivar von Melk Ignaz Franz Keiblinger vor; er hat erst kurz vor der Drucklegung des ersten Bandes seiner dreibändigen Stiftsgeschichte von den Fälschungen erfahren und musste sich im Vorwort für die häufige Verwendung der Hanthalerischen Angaben entschuldigen[41].

Die Faszination gegenüber Hanthaler bricht mit der Wende zum 20. Jahrhundert nicht ab. Es beginnt eine neue Rezeptionsphase, die Hanthaler zwar

37) TANGL, Fälschungen (wie Anm. 8) 50.

38) SANTIFALLER L., Das Institut für Österreichische Geschichtsforschung. Festgabe zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 11, Wien 1950); LHOTSKY A., Geschichte des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 1854–1954. Festgabe zur Hundert-Jahr-Feier des Instituts (MIÖG.E 17, 1954); OTTNER C., Geschichtsforschung als Gemeinschaftsarbeit: Historische Arbeitspraxis an der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien von 1847–1902. In Bearbeitung.

39) SCHALLER A., Michael Tangl (1861–1921) und seine Schule. Forschung und Lehre in den Historischen Hilfswissenschaften (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 7, Stuttgart 2002, 86–87).

40) WATZL F., Die Cistercienser von Heiligenkreuz, Graz 1898, 4–6.

41) KEIBLINGER I.F., Geschichte des Benedictiner-Stiftes Melk in Niederösterreich, seiner Besitzungen und Umgebungen, Wien 1851–1869, 1 ix.

als Fälscher erkennt, dennoch von ihm nicht lassen kann. Er ist zwar als Historiker nicht mehr zitierbar, wird aber zum Faszinosum. So wird über seine Zusammenarbeit mit einem „abgeschmackten Gernegroß", dem Nürnberger Buchhändler Friedrich Roth-Scholtz[42], in einer bibliophilen Zeitschrift geschrieben. Man vermutet, die zwei seien durch ihre charakterliche Ähnlichkeit zu Freunden geworden. Die „maßlose Eitelkeit" dieser barocken Eklektiker steht neben ihrer Genialität da; man liebt es, ihre schlimmen Taten ans Licht zu bringen[43].

Manche bemühen sich sogar um die Drucklegung bisher unveröffentlichter Hanthaler-Schriften. Der von Hanthaler als Manuskript hinterlassene letzte Teil der „Fasti Campililienses", die Jahre 1501–1690 betreffend, erschien im Jahresbericht eines Mödlinger Gymnasiums in den Jahren 1907–1912[44]. Diese Drucklegung wurde vom Lilienfelder Pater Stephan Fürst[45] besorgt und spiegelt den damals aktuellen Stand der Hanthalerforschung gründlich wieder. Der Herausgeber hält es jedoch für „möglich, daß dieser 3. Band vertrauenswürdiger ist als seine Vorgänger". Dafür sprechen die Knappheit der Darstellung im letzten Teil und die viel bessere Quellengrundlage der Zeit von 1501 bis 1690. Überall, wo es um lückenlose genealogische Angaben oder Äbtelisten geht, sei jedoch Misstrauen entgegenzubringen[46].

Fürst vertieft diesen Verdacht, indem er Hanthaler ein Streben nach der Abtswürde unterstellt. Wie die Äbte Bernhard Linck von Zwettl (1606–1671) und Gottfried Bessel von Göttweig (1672–1749), habe Hanthaler mittels seines wissenschaftlichen Ansehens zum Abt gewählt werden wollen. Fürsts Unterstellung steht im krassen Gegensatz zu Hanthalers Totenrotel, wo es heißt, er habe die Geschäftigkeit der Stadt nicht geliebt, dafür seine Zelle aber sehr; das Kloster habe Hanthaler auffallend wenig verlassen[47]. Fürst kann nur eine mündliche Überlieferung zitieren, jedoch sagt diese nachträglich etwas über Hanthalers Ruf und das Profil des Barockabtes aus der Sicht eines Lilienfelders kurz vor dem Ersten Weltkrieg[48].

Auch manche intellektuelle Strömungen des 20. Jahrhunderts lassen sich in der Fälschungsrezeption erkennen. Der Inkunabelforscher Husung, der 1928 schreibt, dokumentiert mindestens sechs Inkunabeln-Fälschungen aus Han-

---

42) Friedrich Roth-Scholtz (1687–1736), Nürnberger Buchhändler und Historiker des Buchhandels, stand mit den meisten Gelehrten seiner Zeit in Briefwechsel. BRAUN J., Art. Roth-Scholtz, Friedrich (ADB 29, 1889, 346–347).

43) CRÜWELL G.A., Friedrich Roth-Scholtz und Chrysostomus Hanthaler (Zeitschrift für Bücherfreunde 10, 1906/07, 257–267, hier 257).

44) FÜRST S., Hanthalers Leben und seine Fasti Campililienses (Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-, Real- und Obergymnasiums in Mödling 10, 1907, I–III [ohne Seitenzahl]).

45) Pater Stephan Fürst (1864–1912) trat 1884 in Lilienfeld ein, wurde 1889 Priester und 1903 an der Universität Wien zum Dr. phil. promoviert. MÜLLER, Profeßbuch (wie Anm. 1) 380–381.

46) FÜRST, Hanthalers Leben (wie Anm. 44) [ohne Seitenzahl] IV.

47) Stiftsarchiv Rein, Litterae Rotulares 3 11.

48) FÜRST, Hanthalers Leben (wie Anm. 44) [ohne Seitenzahl] III.

thalers Lilienfelder Bibliothekskatalog. Teils waren Hanthalers Katalogeinträge durchwegs erfunden, teils fälschte er das Druckerzeichen. Hier – im Schatten Sigmund Freuds – werden erstmals Hanthalers Fälschungen als pathologisch ausgelegt. Hanthaler sei „ein medizinisches Problem, vom Standpunkte des Psychiaters zu bewerten". Die Fälscherarbeit ließe sich durch eine Untersuchung von Hanthalers vorklösterlicher Biographie erklären[49].

Angesichts der Anzahl gründlicher Arbeiten über Hanthaler, die bereits um 1900 greifbar waren, verblüfft eine 1976 an der Universität Wien eingereichte Dissertation[50], die, trotz der Betreuung durch den Babenberger-Experten und Urkundenspezialisten Heinrich Fichtenau[51], keine gründliche Auseinandersetzung darstellt. Wohlmeinend verteidigt die Autorin Hanthaler, obwohl sie Tangls Arbeit kennt. In diesem bisher umfangreichsten Werk über den Lilienfelder erkennt man die dämmrigen Ansätze einer Hanthaler-Apologetik, die aber unter den gegebenen Umständen nicht überzeugt, weil sie einfach oberflächlich bleibt. Andere Autoren haben sich als eloquentere Verteidiger erwiesen.

Die jüngste Hanthaler-Studie erschien im Jahr 2003. Peter Molecz greift darin Hanthalers Nekrolog-Fälschungen auf. Der Autor klammert bewusst andere hanthalerische Werke aus, um sich ganz auf eine gründliche, bisher qualitativ wohl unerreichte prosopographische Analyse der Babenbergerdynastie anhand der Hanthaler-Fälschungen zu konzentrieren[52].

Profile dreier Fälscher

Chrysostomus Hanthaler

Er war ein eifriger Mönch. Als Hanthaler gestorben war, schildert der Lilienfelder Rotelschreiber ihn als einen, der die Einsamkeit und die Zeit zur lectio divina suchte und das Kloster auffallend wenig verließ[53]. Dieser Akzent auf Hanthalers spiritueller Identität ist typisch für jene Schule monastischer Forscher, die sich Jean Mabillon und die Mauriner zum Vorbild nahm. Nach maurinischer Tradition sollten Erträge klösterlicher Forschungen anderen Religiosen als Fundgrube dienen, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Auch die Brüder Pez verstanden ihre Lebensaufgabe so[54]. Hanthaler vermittelte mo-

49) Husung M.J., Chrysostomus Hanthaler als Fälscher eines Incunabelsignets. Mit zwei Textabbildungen (Gutenberg-Jahrbuch, 1928, 115–117, hier 117).
50) Linzer M.-M., Chrysostomus Hanthaler und seine Stellung in der österreichischen Barockhistoriographie, Wien 1976.
51) Stelzer W., Heinrich Fichtenau (MIÖG 109, 2001, 272–284).
52) Molecz, Hanthaler-Fälschungen (wie Anm. 8).
53) Stiftsarchiv Rein, Litterae Rotulares 3 11.
54) Wallnig T., Die „Epistolae apologeticae pro ordine sancti Benedicti" von Bernhard Pez (1715). Beobachtungen und Personenregister, in: Vergangenheit und Vergegenwärtigung. Frühes Mittelalter und europäische Erinnerungskultur, hg. von H. Reimitz / B. Zeller (Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 14, Wien 2009, 9–30).

nastische Werte, die (auch) aus der Geschichtswissenschaft gespeist wurden. Von 1719 bis 1733 war er als Novizenmeister für die monastische Ausbildung und geistliche Begleitung der Novizen verantwortlich. Angesichts seiner Priesterweihe im Jahr 1718 überrascht diese baldige Ernennung, ist aber durchaus plausibel[55]; auch die Verknüpfung der Arbeitsfelder Novizenmeister und Ordenshistoriker ist mit der maurinischen Tradition konform[56]. Die Wiederbelebung des Ordenslebens sollte gerade aus der Rückbesinnung auf die Tradition erfolgen.

Hanthalers „Idea Tripartita" (1729) hat als Betrachtungstext für Novizen gedient, wie die Überschrift „pro tyronibus" andeutet. Er schrieb auch einen Regelkommentar, die „Quinquagena symbolorum heroica, in praecipua capita et dogmata sanctae regulae" (1741). Das Buch enthält 50 Auszüge aus der Regula Benedicti; die Kapitel sind überwiegend nach Themen gegliedert, nicht nach der 72-Kapitel-Gliederung der Regel. Die 50 Symbola sind emblematisch aufgebaut: auf die thematische Überschrift folgt ein kurzer Auszug aus der Regel, dann folgt ein Kupferstich, eine Exegese und darauf, als längster Teil, ein aszetischer Kommentar[57].

Hanthalers Regelkenntnisse waren gut, aber nicht immer redlich eingesetzt. In der Schrift „Appendix apologetica", die seine Fälschungen verteidigen will, lässt er den Wortführer Pritomerdius die Regel oft zitieren, um Erklärungen hervorzuzaubern. Die gefälschte Gestalt Ortilo sei deswegen nirgends verzeichnet, weil er der Aufforderung in RB 4,20 gefolgt sei, „se a seculi actibus facere alienum". RB 53 wird in ähnlicher Weise zitiert.[58]

Er war Rhetoriker. Von 1737 bis 1746 diente Hanthaler seinem Abt Chrysostomus Wieser als Sekretär; in diesem Amt sollte er vor allem Wiesers Arbeitslast als Generalvikar und Visitator Generalis der Ordensprovinz, die zu dieser Zeit Ober- und Niederösterreich, Teile der Steiermark und Ungarn umfasste, verringern. Der Abt übte diese Tätigkeit von 1727 bis 1746 aus[59].

Als Sekretär war zunächst Hanthalers schriftliche Rhetorik gefragt. Diese war, wie damals üblich, von der heidnischen Antike beeinflusst; sein Verzeichnis von Lilienfelder Handschriften führt Cicero unter der Rubrik „Biblia sacra" an. Aus dieser Tradition schöpft er die Dialogform, die sich von den „Exer-

55) WURZBACH, Hanthaler (wie Anm. 33) 336. MÜLLER, Profeßbuch (wie Anm. 1) 260 meint, Hanthaler sei 1729–1733 Novizenmeister gewesen, aber CH 2 (SCHACHENMAYR, Chrysostomus Hanthalers Briefe, wie Anm. 2) ist Beweis genug dagegen.

56) So war es auch im Stift Melk. WALLNIG, Epistolae Apologeticae (wie Anm. 54); WALLNIG–STOCKINGER, Korrespondenz der Brüder Pez (wie Anm. 2) 2–5.

57) In Melk erschien ein ähnliches Werk: B. GALLNER, Regula emblematica sancti Benedicti, Wien 1780.

58) Appendix Apologetica, Dialogus 1, in: HANTHALER, Fasti (wie Anm. 1) 1 vi–vii.

59) Zu Wieser: MÜLLER, Profeßbuch (wie Anm. 1) 259–260; zur Provinzgeschichte: PÖSCHEK P.F. – SCHNEIDER H.B., Abt Mathias Gülger (1565–1628) von Rein und die Generalvikare des Zisterzienserordens in Österreich (Analecta Cisterciensia 47, 1991, 143–329; 49, 1993, 3–145).

citationes faciles“ (1735) bis hin zur oben genannten „Appendix apologetica“ durch sein gedrucktes Werk zieht.

Zu den typisch barocken Merkmalen von Hanthalers Schreibstil zählt das Spiel mit mehrfachen Bedeutungsebenen. Er liebt Wortspiele und spielt in vielen Briefstellen auf die Verbindung der lateinischen Ortsbezeichnung für Melk (Mellicium) mit *mel* (Honig) an. Diese Metapher ist im 17. Jahrhundert gut belegt, etwa durch den Melker Kirchenrechtler Ludwig Engel, dessen „Manuale Parochorum“ das Stift als Bienenstock, die Mönche als eifrige Bienen, den Abt als Bienenkönig und die Wissenschaft als erzeugten Honig darstellt[60]. Das Bienenmotiv ist verhältnismäßig leicht zu erkennen, aber andere verlangen dem Leser in der Auslegung große Mühe ab.

Eine weitere Grundlage seines sprachlichen Stils wird in der Predigttätigkeit zu suchen sein. Hanthaler wirkte nur kurz in der regulären Pfarrseelsorge. Als Neupriester war er ein halbes Jahr (1719) in Eschenau tätig und als alter Mann für zwei Monate (1747) in Annaberg. Beide Male diente er vermutlich als Lückenbüßer. Doch entfaltete er eine reiche Predigttätigkeit im Stift und als Festtagsprediger bei besonderen Anlässen. Seine Festrede anlässlich Wiesers 50jährigen Professjubiläums (1739) ist erhalten, so wie viele weitere Gelegenheitsschriften. Beim erwähnten Professjubiläum waren sieben Äbte in Lilienfeld anwesend[61]. Es handelt sich dabei um Barockrhetorik für ein anspruchsvolles Publikum, dennoch bleibt der Ansatz im Bereich der Laudatio, nicht des wissenschaftlichen Disputes. Seine Predigten sind teilweise in seine handschriftlichen Notizen gebunden, aber das beste Bild von einer Hanthaler-Homiletik vermittelt die 1729 erschienene „Idea Tripartita; Lob-, Ehr- und Sittenpredigten von den hohen Festtagen des Herrn“. Dem 650 Seiten langen Buch sind vier Register angehängt: 1. Schriftstellen, 2. Glaubensgeheimnisse und Sittenlehren, Tugenden und Laster, 3. Allegorien, Sinnbilder und Gleichnisse, 4. Parabeln und Gedichte[62]. Tobner erklärt die Entstehung der „Idea Tripartita“ als seelsorgliche Gegenmaßnahme zu dem als Frevel empfundenen Faschingstreiben dieser Epoche[63].

Er war Historiker. Hanthaler schrieb einerseits für eine Gelehrtenwelt, die sich zum Beispiel in der Mitgliederliste der Olmützer Literarischen Gesellschaft darstellt[64]. Andererseits schrieb er als Zisterzienser des Stiftes Lilienfeld im Auftrag seines Abtes. Sowohl die Zugehörigkeit zum Objekt der wissenschaftlichen Untersuchung als auch der Gehorsamscharakter der Arbeit werden auf vielen hanthalerischen Titelblättern erwähnt. Über den ersten Leser-

60) Salzburg ^{6}1688.
61) Tobner P., Lilienfeld 1202–1902. Zur Erinnerung an die Feier des 700 jährigen Jubiläums dieses Cistercienserstiftes, Wien 1902, 347.
62) Zur Barockpredigt im Stift, siehe Schrott G., Sozialgeschichtliche und pragmatische Faktoren in der okkasionellen Literatur der frühneuzeitlichen Stifte: Die Leichenpredigten für die bayerischen Klosterprälaten, Regensburg 2005; Welzig W. – Kabas H. – Woytek R., Predigten der Barockzeit: Texte und Kommentar, Wien 1995.
63) Tobner, Biographische Darstellung (wie Anm. 30) 70.
64) Hammermayer, Forschungszentren (wie Anm. 7).

kreis braucht an dieser Stelle keine weitere Ausführung zu folgen, aber wie sieht die zisterziensische Geschichtsschreibung zu Hanthalers Zeit aus?

Die wichtigsten Publikationen der zisterziensischen Ordensgeschichte des 17. Jahrhunderts stammen von Ángel Manrique, Chrysostomus Henriquez, Karl de Visch und Kaspar Jongelin[65]. Jongelins „Notitiae Abbatiarum Ordinis Cisterciensis" (1640) erhoben durch die Aufteilung des Werkes nach Ländergruppen aller Welt einen universalen Anspruch. Ebenso umfassend war der Anspruch seiner „Purpura divi Bernhardi" (1644), einer Gesamtdarstellung aller Kardinäle und Päpste, die aus dem Orden hervorgegangen waren. Diese vier Zisterzienser-Historiker hatten im gesamten Orden ein Lesepublikum gefunden.

Wie sah es im näheren Umfeld von Lilienfeld aus? Der Lilienfelder Konventuale Malachias Rosenthal (1614–1667) hatte vor allem zu einzelnen rechtshistorischen Fragen gearbeitet, oft im Auftrag des Ordens[66]. Hanthaler schwebte ein weiterer Blickwinkel vor, von der Universalgeschichte über die Weltkirche bis hin zum engeren Rahmen des politischen Landes und schlussendlich des einzelnen Klosters. Im 18. Jahrhundert hatten zwei böhmische Zisterzienser aus Osseg so gearbeitet, Augustinus Sartorius[67] und Eustachius Janka[68].

Näher als Osseg liegt Zwettl, dort wurde zu Hanthalers Lebzeiten das bereits eine Generation früher verfasste Geschichtswerk von Abt Johann Bernhard Link[69] (1606–1671) publiziert, die „Annales Austrio-Claravallenses" (1723–1725). Sie stellen die Zwettler Geschichte von 1083 bis in Links Zeit dar und dürfen als Vorbild für Hanthalers „Fasti Campililienses" gelten. Sie wollen Landes-, Ordens- und Adelsgeschichte in enger Verbindung mit der Geschichte des jeweiligen Klosters präsentieren. Auf dem von Hanthaler selbst ausgeführten Kupferstich zum ersten Band der „Fasti" verkündet eine von einem Engel gehaltene Tafel den Inhalt: „Res principum et patriae, res ordinis, res monasterii". Links Werk ist eine bescheidenere Vorstufe dazu (es verzich-

65) Benz, Zwischen Tradition und Kritik (wie Anm. 6) 585–589.

66) Müller, Profeßbuch (wie Anm. 1) 198–199; Manning E., Art. Rosenthal (Malachie), in: Dictionnaire des auteurs cisterciens, hg. von É. Brouette / A. Dimier / E. Manning, La Documentation Cistercienne 16, Rochefort 1975–1979, 626.

67) Manning E., Art. Sartorius (Augustin), in: Dictionnaire des auteurs cisterciens (wie Anm. 66) 640; Matl A., ‚Zum immerwährenden süssen Andenken des lieben Alterthums.' Die Barockisierung des böhmischen Klosters Ossegg am Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Mitteleuropäische Klöster der Barockzeit. Vergegenwärtigung monastischer Vergangenheit in Wort und Bild, hg. von M. Herzog / H. Weigl (Irseer Schriften. Studien zur Wirtschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte N. F. 5, Konstanz 2011, 367–386, vor allem 381–384).

68) Manning E., Art. Janka (Eustache), in: Dictionnaire des auteurs cisterciens (wie Anm. 66) 395.

69) Manning E., Art. Link (Bernhard), in: Dictionnaire des auteurs cisterciens (wie Anm. 66) 455; Benz, Zwischen Tradition und Kritik (wie Anm. 6) 439; Coreth A., Österreichische Geschichtschreibung in der Barockzeit (1620–1740), (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 37, Wien 1950, 92–93).

tet auf Kupferstiche), erhebt aber einen ebenso universalen Anspruch: Jeder Jahresabschnitt ist mit zwei Zeitrechnungen ausgestattet (Jahre nach Christus und Jahre nach der Klostergründung) sowie fünf Angaben zur Herrscher-Datierung: Papst, Kaiser, Erzherzog von Österreich, Bischof von Passau und Abt von Zwettl. Sehr ähnlich wie die „Fasti", wurden die Zwettler Annalen in zwei umfangreichen Bänden veröffentlicht. Links erster Band widmet sich der Zeit 1083–1400, der zweite den Jahren 1400–1645. Die „Fasti", die zu Hanthalers Lebzeiten erschienen sind, wurden auf die Jahre 1202–1300 und 1301–1500 aufgeteilt, wollten also in kleineren Zeitspannen, akribischer vorgehen[70].

Johannes Trithemius

Der gelehrte Abt lebte von 1462 bis 1516. Er war seit 1483, seinem 21. Lebensjahr, bis 1505 Abt des Klosters Sponheim, dann 1506–1516 Abt des Schottenklosters Sankt Jakob in Würzburg. Seine vielseitige Begabung machte ihn zu einem führenden Vertreter des klösterlichen Humanismus[71]. Trithemius konnte wie Hanthaler ein ausgeprägtes Engagement für seinen Orden vorweisen. Er diente im Auftrag der Bursfelder Kongregation als Kapitelsekretär, mehrfacher Kapitelredner und Visitator; Hanthaler war in einem kleineren aber vergleichbaren Ausmaß als Sekretär des Generalvikars des Zisterzienserordens für Ober- und Niederösterreich tätig, Konventprediger und Laudator[72].

Trithemius war ebenso als Hagiograph, Verfasser von Mirakelliteratur und Erfinder von Geheimschriften tätig. Sein Engagement als Hexentheoretiker und Theologe des Okkultismus hat immer wieder für Aufmerksamkeit gesorgt[73]. In seinem Eifer für die Wiederherstellung einer monastischen Disziplin war der Abt noch exponierter als Hanthaler, weil er auch mit disziplinären Ämtern betraut und als geistlicher Redner am Bursfelder Provinzialkapitel eingesetzt war. Grundsätzlich war Trithemius' Epoche stärker vom Verfall einiger Klöster geprägt als die Hanthalers. Als Beispiel dafür sei auf das für Trithemius so wichtige Kloster Hirsau hingewiesen, das 1458 zwar zur Bursfelder Kongregation kam, doch erschien der Hirsauer Abt bereits im Jahr 1513

70) Abschließend sei daran erinnert, dass Hanthalers eigentlicher Gegenpart in Zwettl nicht Link, sondern Melchior Zaunagg war, der Herausgeber des Werkes von Link. Zaunagg hat seines Zeichens eine 500seitige Handschrift (seine „Annales") über die Zwettler Hausgeschichte hinterlassen, die sich ebenso mit dem Werk Hanthalers vergleichen lässt. MANNING E., Art. Zaunagg (Melchior von), Dictionnaire des auteurs cisterciens (wie Anm. 66) 751.

71) Zum Klosterhumanismus siehe MÜLLER H., Habit und Habitus: Mönche und Humanisten im Dialog (Spätmittelalter und Reformation N. F. 32, Tübingen 2006).

72) ARNOLD K., Johannes Trithemius (1462–1516), (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 23, Würzburg ^{2}1991, 22–24).

73) BRANN N., Trithemius and Magical Theology: A Chapter in the Controversy over Occult Studies in Early Modern Europe, Albany [New York] 1999.

zum letzten Mal auf dem Generalkapitel. Im Jahr 1535 trennte sich das Kloster vom Verband[74].

Trithemius ist heute für seine Fälschungen in den umfangreichen „Annales Hirsaugienses" bekannt[75]. Der Verfasser zitiert wiederholt die fiktiven Chronisten Meginfrid, Hunibald und Wasthald. Diese wurden bereits von mehreren Zeitgenossen des Trithemius in aller Klarheit als Fälschungen erkannt. Die peinlichen Verlegenheitsantworten, mit denen der Fälscher zur Entschuldigung der fehlenden Originale aufwartet, zeigen ihn in seinen letzten Lebensjahren als Lügner: Er behauptet, die Bände seien in seinem alten Kloster Sponheim verloren gegangen, verkauft, versteckt oder verbrannt und daher nicht zugänglich. Zur Verteidigung werden weitere fingierte Autoren genannt, so dass die Lügen sich vermehren[76].

Wenn wir uns schon für das Persönlichkeitsprofil des Fälschers interessieren, müssen Abschnitte in seinem Leben berücksichtigt und als Epochen mit jeweiliger Akzentuierung akzeptiert werden. Es ist bekannt, dass Trithemius als Abt im Jahr 1505 sein Kloster Sponheim im Groll verlassen hatte und seit 1506 als Abt und Forscher im Würzburger Schottenkloster wirkte. Ein solcher Umbruch muss im Selbstverständnis eines Benediktinerabtes als Scheitern gelten, und so ist die These zulässig, dass die bittere Erfahrung sich in seinen Arbeiten über Hirsau und Sponheim niedergeschlagen hat. Mehrere Trithemius-Forscher stellen fest, dass die Fälschungen gegen Ende des Lebens des gelehrten Abtes ein geradezu krankhaftes Ausmaß erreichen[77]. Trithemius' Forschung zum Kloster Hirsau hatte eigentlich viel früher begonnen. Er kannte das Kloster durch seine Teilnahme am dortigen Provinzialkapitel im Jahr 1493, um 1495 begann er mit seiner Forschung zur Geschichte des Klosters und erhielt sogar dafür vom Hirsauer Abt Zahlungen. Doch die Studien, die zur Publikation der Hirsauer Annalen geführt haben, begann er erst 1509 – nach der Übersiedlung nach Würzburg – und zwar ohne Berücksichtigung seiner früheren Arbeiten[78]. Waren die früheren Ergebnisse redlicher?

Ebenso ist sein viel kleineres Werk, das „Chronicon Sponheimense"[79] als Spätwerk des von seinem Konvent immer mehr isolierten Abtes Trithemius zu verstehen. Die Arbeit daran zog sich zwar seit seiner Jugend über Jahrzehnte hin, doch hat der Verfasser das Werk erst nach 1502 wesentlich und auffällig vorangetrieben und in Würzburg vollendet. Trithemius dokumentiert darin auch die Zeit unter seinem Nachfolgerabt in Sponheim und verwendet dabei

74) ZIEGLER W., Die Bursfelder Kongregation, in: Die Reformverbände und Kongregationen der Benediktiner im deutschen Sprachraum, hg. von U. FAUST – F. QUARTHAL (Germania Benedictina 1, St. Ottilien 1999, 315–407, hier 387).

75) Das Werk erschien posthum, zunächst als „Chronicon insigne Monasterii Hirsaugiensis", Basel 1559, eine Art erste Fassung der „Annales Hirsaugienses", St. Gallen 1690.

76) ARNOLD, Trithemius (wie Anm. 72) 167–179.

77) ARNOLD, Trithemius (wie Anm. 72) 173 mit Literatur in Anm. 133.

78) ARNOLD, Trithemius (wie Anm. 72) 150.

79) Frankfurt 1601.

fiktive Quellen[80]. Der Wunsch nach lückenloser Vollständigkeit drängt ihn, über Fakten hinaus zu gehen und zu dichten. Klaus Arnold kann diese Wende am Ende von Trithemius' Leben nur durch die klösterliche Enttäuschung des gelehrten Abtes erklären. Der Mönch, der sein Kloster zur Blüte geführt hat, wurde von seiner Gemeinschaft abgestoßen. Als er in Würzburg arbeitete, griff er häufig zu Fiktionen. Bei Hanthalers Lebensweg ist uns kein eindeutiger existentieller Bruch bekannt, daher ist die Frage nach der Zuwendung zur Fälschertätigkeit schwieriger zu erklären.

Rhetorik ist ein prägendes Charakteristikum im Leben und Werk des Trithemius und Hanthalers. Beide Historiker genossen außerordentliche Anerkennung für ihre Rednerkunst. Sowohl Trithemius' Predigten als auch seine Kapitelansprachen vor den Bursfelder Kapitelvätern wurden oft gelobt, ja als „Prunkreden" bezeichnet. Dieses Publikum war auf gelehrte Substanz, ein restauratives Verständnis der monastischen Erneuerung und anspruchsvolle, verinnerlichte Spiritualität aus[81]. Der geistige Hintergrund dieser Kongregation war also „der bedeutendste Versuch in der Geschichte des deutschen Benediktinertums in Spätmittelalter und Früher Neuzeit [...] eine alle umfassend, reformierte Gemeinschaft aufzubauen."[82] Der allgemeine geistige Inhalt der Kapitelreden war klar umrissen. Freilich kam der formale Aspekt dazu: Als Rhetoriker seiner Zeit verwendete er Kunstmittel wie Satzrhythmus, Reim und Wortspiel[83]. Als Geschichtsforscher war er jedoch auf Fakten angewiesen. Gelehrte wie Trithemius befinden sich am Übergang einer „langsame[n] Wandlung der *artes historicae* von einer vor allem rhetorischen zu einer hauptsächlich empirisch zu fundierenden Disziplin."[84]

Seine argumentative Ästhetik verlangt Systematik und Symmetrie, unter anderem nach einer geschlossenen Chronik und vollständigen Listen: Die Bedeutung von Hirsau als Bildungszentrum soll lückenlos und ehrwürdig erscheinen, um die Benediktiner zu dieser Tradition zurückzuführen. Aus diesem Grund führt Trithemius seine Forschungen weiter bis in seine Gegenwart, damit seine Leser vor ungebrochene Genealogien geführt werden.

Die Trithemius-Rezeption zeigt Ähnlichkeiten mit Hanthalers. Von seinen zeitgenössischen Kritikern abgesehen wurde Trithemius in weiten Kreisen über Generationen hinweg geehrt und respektiert. Der erste Band der „Annales Hirsaugienses" war 1509–1511 fertig, der zweite am Ende des Jahres 1514. Zu Trithemius' Lebzeiten blieben sie ungedruckt, gelangten zunächst als „Chronicon insigne Monasterii Hirsaugiensis" (1559) in Druck und wurden im Jahr 1690 auf Jean Mabillons Veranlassung hin in St. Gallen ediert und ge-

80) Arnold, Trithemius (wie Anm. 72) 146.
81) Frank B., Das Erfurter Peterskloster im 15. Jahrhundert: Studien zur Geschichte der Klosterreform und der Bursfelder Union, Göttingen 1973.
82) Ziegler, Bursfelder Kongregation (wie Anm. 74) 354.
83) Arnold, Trithemius (wie Anm. 72) 29–30.
84) Fiska P. etc., *Historia* als Kultur – Einführung, in: Europäische Geschichtskulturen um 1700 zwischen Gelehrsamkeit, Politik und Konfession, hg. von T. Wallnig / T. Stockinger / I. Peper / P. Fiska, Wien 2012, 1–19, hier 5.

druckt[85]. Eine derartig hochstehende Publikation seiner Manuskripte ist Beweis für eine zumindest wohlwollende Rezeption. Die langfristige Ehrung eines zu Lebzeiten umstrittenen Historikers finden wir auch bei Hanthaler.

Wegeles strenges Urteil über Trithemius im Jahr 1894 mildert sich in der Forschung des 20. Jahrhunderts. Wegele erhebt den Vorwurf, der Abt habe „auf Grundlagen von ein paar dürftigen Notizen" lange Seiten voll geschrieben und „unwahre Angaben in Hülle und Fülle an einander" gereiht und erklärt das Verhalten „durch seinen blinden Eifer für die Erneuerung seines Ordens"[86]. Arnold schreibt 1991 zwar noch von „wohlmeinenden Phantasieprodukten"[87], aber der jüngere Historiker erinnert daran, dass Trithemius die Anerkennung höchster Kreise genoss. Kaiser Maximilian hat ihn für den Hof gewinnen wollen. Ja, für eine gewisse Zeit war der Abt an einem kaiserlich geförderten Forschungskreis beteiligt, der die trojanische Abkunft des Hauses Habsburg „erarbeiten" wollte. Der Kaiser bot Trithemius im Jahr 1507 freie Wohnung in Augsburg und 200 Gulden jährlich an, um als Hofhistoriograph zu arbeiten, doch lehnte der Mönch ab, um weiterhin in einem Kloster leben und arbeiten zu können[88].

Christian Franz Paullini

Der Vergleich der zwei vorhergehenden Fälscherprofile mit Paullini ergibt einen starken Kontrast. Der Arzt und Historiograph lebte von 1643 bis 1711, bereiste viele Teile Nord- und Südeuropas, hielt sich unter anderem in Rom und Pisa auf und wurde im Jahr 1675 zum Arzt des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen (1606–1678) von Münster nach Corvey berufen[89]. Dieser gab ihm 1677 die Aufgabe, eine Geschichte des Klosters Corvey zu schreiben, dessen Administrator der Bischof war. Dazu erhielt Paullini eine Wohnung im Kloster[90]. Paullini war von seiner Ausbildung Mediziner und hatte vor seinen Corveyer Forschungen auch nicht als Historiker gearbeitet.

Bischof von Galen war ein Auftraggeber mit konfessionell geprägten Absichten für die Stärkung des heruntergekommenen Corveyer Konvents. Der Bischof selber hatte einen dramatischen Lebensweg hinter sich. Er wurde protestantisch getauft; weil aber sein Vater bald in eine mehrjährige Gefängnishaft geriet, wuchs der Knabe unter der Obhut eines geistlichen katholischen Onkels auf, konvertierte und besuchte eine von Jesuiten betriebene Schule in Münster. Er war durch und durch vom Konfessionsstreit und dem Dreißigjährigen Krieg geprägt und betrieb in diesem Sinne ausführliche kirchliche Re-

85) Strehler H., Die Drucklegung der „Annales Hirsaugienses" in der Stiftsbuchdruckerei St. Gallen 1690 (Gutenberg-Jahrbuch, 1967, 173–177).
86) Wegele F.X.v., Art. Trithemius, Johannes (ADB 38, 1894, 626–630, hier 629).
87) Arnold, Trithemius (wie Anm. 72) 152.
88) Arnold, Trithemius (wie Anm. 72) 167.
89) Dünnhaupt G., Art. Christian Franz Paullini (1643–1712), in: Ders., Personalbibliographien zu den Drucken des Barock, Stuttgart 1991, 4 3080–3103, hier 3080.
90) Wegele F.X.v., Art. Paullini, Franz Christian (ADB 25, 1887, 279–281).

formbemühungen, auch auf politischem und militärischem Terrain. Sein Engagement für die Rekatholisierung des westfälischen Adels war bekannt, ebenso war er um einen Zuwachs an adligen Konventualen für Corvey bemüht[91]. Als kirchlicher Würden- und Amtsträger vertrat von Galen mit seinen historiographischen Anliegen zugleich eines der Kirchenreform. Das verbindet ihn mit Hanthaler und Trithemius und unterscheidet ihn zugleich von Paullini.

Dessen Arbeit in Corvey ging schnell voran: 1677 ließ er ein Conspectus mit den Überschriften der Hausgeschichte drucken und leitete somit eine mehr als 20 Jahre währende Beschäftigung mit Corvey ein; diese Beschäftigung stellte freilich nur einen, zudem nicht zentralen Teil seiner überaus regen Publikationstätigkeit dar.

Von seinen vielen Fälschungen sind es die 1698 gedruckten „Annales Corbeienses" im Sammelband „Rerum et antiquitatum Germanicarum syntagma"[92], die für unsere Untersuchung relevant sind. Das Buch ist eine Sammlung von kommentierten Exzerpten aus den Chroniken diverser Klöster; Paullini war Gesamtherausgeber und Verfasser mehrerer Beiträge.

Paullini war nur einer von einer ganzen Gruppe von Corveyer Fälschern, die unabhängig von einander arbeiteten[93]. In dem hier verfolgten Zusammenhang interessiert allerdings nur Paullini, weil seine Biographie ein anderes Fälschungsprofil als bei Trithemius und Hanthaler erkennen lässt und somit zur Abgrenzung dient.

Unter den vielen Autoren, die Paullini erfindet, war „Antonius Snakenburgius". Es handelt sich um einen fiktiven Corveyer Mönch des 15. Jahrhunderts, dessen angebliche Annalen in das 9. Jahrhundert zurückreichten, doch hat sich Paullini nicht der Mühe unterzogen, die Fälschung mit den echten, erhaltenen und zugänglichen Corveyer Osterannalen in Übereinstimmung zu bringen. Daher kommt Karl Heinrich Krüger auch zum Ergebnis, dass in Paullinis Werken „alles das als Fälschung zu gelten hat, wofür auch uns heute die überlieferten Zeugnisse fehlen."[94]

Von der Textgattung seiner gefälschten Annalen her gesehen sind Paullini-Antonius'„Annales" in einer Kategorie mit Trithemius' Hirsauer Annalen und Hanthalers „Fasti Campililienses" zu sehen. Was ihn ebenfalls mit den zwei

---

91) Die Korrespondenz des Münsterer Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen mit dem Heiligen Stuhl (1650–1678), hg. von A. SCHRÖER (Westfalia Sacra 3, Münster 1972).

92) Frankfurt 1698, darin 365–420; DÜNNHAUPT, Paullini (wie Anm. 89) 3094.

93) Mindestens vier werden häufig erwähnt: Letzner, Paullini, Falke und Harenberg. BACKHAUS J., Die Corveyer Geschichtsfälschungen des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung, hg. von F. PHILIPPI (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Serie 10: Abhandlungen zur Corveyer Geschichtsschreibung 1, Münster 1906, 1–48).

94) KRÜGER K.H., Corveyer Patrozinien im Spiegel der Werke des Christian Franz Paullini († 1711) (Westfälische Zeitschrift. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 143, 1993, 221–250, hier 227).

Mönchen verbindet, ist die Neigung zu Dichtung und literarischer Produktion jenseits des gelehrten Bereiches: 1667 wurde Paullini Poeta laureatus[95]. Seine Fiktionen entstanden freilich nicht vor dem Hintergrund einer idealisierten Klostergeschichte und entsprechenden Reformansätzen; vielmehr sind sie, im breiteren Kontext seiner Werke, eher in einem auf Unterhaltung und Zirkulation kurzlebiger Information ausgelegten Buchmarkt zu verorten. Paullinis Arbeiten haben sich nach dem Tod von Galens zunehmend von den ursprünglichen Zielsetzungen entfernt.

Oft findet man in Paullinis Publikationen die für das 17. Jahrhundert im Allgemeinen, den zunehmenden „kuriosen" Informationsdurst einer gelehrten Öffentlichkeit im Speziellen typische Vermengung unterschiedlicher Fachbereiche – auf sehr unterschiedlichen Qualitätsstufen. So mischt Paullini in seinen Abhandlungen mitunter Heilkunde und Ordensgeschichte: Im Anhang zu Band IV der „Miscellanea Curiosa Medico-Physica" (Nürnberg 1686) erscheint ein Schematismus der Corveyer Mönche des 11. Jahrhunderts. Die Sammelpublikation umfasst Beiträge von der Medizin über die klösterliche Prosopographie bis hin zu „varias historias, non minus jucundas quam utiles"[96]. Die Konstellation von Medizin und Klostergeschichte findet sich auch in dem 1703 erschienenen Buch „Anmuthige Lange Weile", in dem sich unter anderen folgende Beiträge finden: „Kann eine abgehauene Nase wieder wachsen?"; „Ein Jüngling pisset zum Auge heraus", worauf die Abhandlung „Von einem evangelischen Jungfernkloster zu Saltz-Thalum bei Wolfenbüttel" folgt.

Paullinis Auseinandersetzung mit der Corveyer Klostergeschichte – und damit auch seine Fälschungstätigkeit – steht in einem substantiell anderen Kontext als bei Trithemius und Hanthaler, nämlich in dem eines nord- und mitteldeutschen Buch- und Zeitschriftenmarktes, der vorrangig auf die Zirkulation neuer und bisher unbekannter gelehrter Nachrichten angelegt war. Der potentielle Unterhaltungswert solcher Texte ist dabei ebenso ins Bewusstsein zu rufen wie das oftmalige Fehlen methodischer Grundlagen einzelner Disziplinen. Ein Beispiel hierfür ist Paullinis 1696 erschienene „Heilsame Dreck-Apotheke", eine Anleitung zur Heilung „fast aller" Krankheiten durch die Anwendung von Kot und Urin. In den 50 Jahren seit der Erstveröffentlichung sind mindestens sechs Ausgaben bekannt.

Paullinis Zugang zur Klostergeschichte als geschichtswissenschaftliche Gattung unterschied sich also grundsätzlich von der Motivation eines Hanthaler oder Trithemius. Der gelernte Arzt hatte wenig Interesse am klösterlichen Leben, kam auf Einladung eines bischöflichen Administrators (also eines konventfremden Reformators) zu einer Zeit, als sich die Abtei in einer tiefen Krise befand, nach Corvey und geriet mit dem Konvent in Konflikt, sobald von Galen starb. Zum Teil ging die Spannung auf die Fragwürdigkeit von

95) Dünnhaupt, Paullini (wie Anm. 89) 3080–3081.
96) Dünnhaupt, Paullini (wie Anm. 89) 3085.

Paullinis Bekenntnis zum Katholizismus sowie seine Gehaltsansprüche zurück[97].

Paullinis Corveyer Fälschungen wurde von Gottfried Wilhelm Leibniz im zweiten Band seiner „Scriptores rerum Brunsvicensium" (Hannover 1710) ohne kritische Auseinandersetzung nachgedruckt; erst 1841 wurden sie als Fiktionen ausgewiesen. Nach 200 Jahren begegnen Paullinis Erfindungen noch in populärwissenschaftlichen Publikationen, etwa in Georg von Dettens Heft „Die Abtei Corvey: Eine Cultur- und Bildungsstätte des Mittelalters"[98]. Nach dem von Johannes Backhaus erbrachten Fälschungsnachweis im Jahr 1906 war Paullinis wissenschaftliche Autorität freilich nachhaltig zerstört.

Backhaus und andere haben sich mit Akribie um eine präzise Identifikation mehrerer Fälschungen bei Paullini bemüht. Er fälschte demnach „interdisziplinär": Neben den Fälschungen im Bereich der Klostergeschichte wollte er als Mediziner einen „sudor verminosus" entdeckt haben, den er wiederum auf Abt Isibord aus dem 9. Jahrhundert zurückführte – gleichfalls ein Produkt seiner Phantasie[99]; er fälschte weiters ohne systematische Absicht, ohne jegliches reformatorische Anliegen und auch ohne den rhetorisch-medialen Kontext, in dem die Geschichtsauffassung von Trithemius und Hanthaler zu verorten sind. „Er schrieb ja auch schließlich seine Corveyer Geschichten," so Backhaus über Paullini, „um sich eine Stellung damit zu verschaffen. Um den maßgebenden Persönlichkeiten zu schmeicheln und seine Geschichten schmackhaft zu machen, scheut er vor Fälschungen nicht zurück."[100] Der Arzt greift weder zur Förderung klösterlicher Erneuerung durch Geschichtsforschung noch zu den Formalia der wissensvermittelnden Rhetorik, um sich eine Ausrede zu verschaffen: Er war einfach Opportunist. Paullini verkörpert die Grundtatsache von Fälschung als Lüge, ob edel motiviert oder nicht. Man stellt Hanthaler und Trithemius nicht gerne in dieselbe Kategorie mit ihm, doch gehören sie letztendlich alle zusammen.

Klostergründungsfälschung als hermeneutische Herausforderung

Gefälschte Fakten in der barocken Geschichtsschreibung müssen differenziert behandelt werden. Hanthalers Babenbergerfälschungen „dürfen nicht an

97) Bartels G., Die Geschichtsschreibung des Klosters Corvey, in: Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung, hg. von F. Philippi (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Serie 10: Abhandlungen zur Corveyer Geschichtsschreibung 1, Münster 1906, 101–172, hier 154–155); Backhaus, Geschichtsfälschungen (wie Anm. 93) 23.

98) Erschienen in der Reihe Frankfurter zeitgemäße Broschüren 16 (neue Folge), Heft 10, Frankfurt am Main 1895. Zitiert in Backhaus, Geschichtsfälschungen (wie Anm. 93) 4.

99) Backhaus, Geschichtsfälschungen (wie Anm. 93) 6–7.

100) Bartels, Geschichtsschreibung (wie Anm. 97) 156.

den kritischen Standards der Moderne gemessen werden", schreibt Gerhard Winkler, Zisterzienserhistoriker unserer Zeit und Herausgeber der deutschen Ausgabe von Bernhards von Clairvaux Gesamtwerk[101]. In diesem Abschnitt soll der Frage Rechenschaft geleistet werden, ob Hanthalers rhetorischer Zugang zur Gründungsgeschichte seines Klosters aus einer vormodernen Haltung anders zu beurteilen ist als die Quellenkunde, die im 19. Jahrhundert das wissenschafltiche Selbstverständnis der Geschichtsforschung geprägt hat.

Eine Gelehrtenfälschung verdient in manchen Fällen sogar die Bewunderung der Historikerzunft. Es gehört zum Paradox des gelehrten Fälschers, dass er fingierte Angaben nur dann glaubhaft vermitteln kann, wenn er über dieselbe Ausbildung und Disziplin verfügt, die zur legitimen Geschichtsforschung gehören. Hanthalers hochragende Beherrschung der lateinischen Sprache, seine Geschichtskenntnisse, seine malerische Begabung und nicht zuletzt der eiserne Arbeitseifer, der ihn vorantrieb – diese wurden gelobt[102]. Er kannte seine Quellen so gut, dass er gattungsgleiche Texte erfinden und mit ihnen Forscher bis in die Gegenwart täuschen konnte. Ein 1953 publizierter Beitrag gibt sogar zu, die Fälschungen seien „teils hübsch erfunden, teils scharfsichtig aus gegebenen Anhaltspunkten kombinierte Vorstellung Hanthalers". Die Rezeption der „Fasti Campililienses" dürfe nicht auf die Fälschungen fixiert sein, denn das Werk sei geprägt von vorzüglichen Auswertungen der echten Dokumente[103]. Die Bewunderung seiner gekonnten Fälschungen sollte trotz der vielfältigen Beweggründe, die sie motiviert haben, eine Folgerung nicht verdrängen: Hanthaler hat durch die Produktion und Publikation von fingierten Texten sein Ansehen steigern wollen. Der es nicht nötig hatte, sich als Gelehrter auszuweisen, wollte immer mehr Anerkennung.

Das Urteil von Oskar Mitis drückt die schillernde Persönlichkeit Hanthalers aus: „Wer Gelegenheit gehabt hat, sich mit den reichhaltigen Urkunden des Klosters Lilienfeld zu beschäftigen, der kann nur bedauern, daß Chrysostomus Hanthaler sein Lebenswerk mit so vielen Kindern seiner Phantasie belebt hat und uns derart vergessen läßt, daß auch er der österreichischen Geschichtsforschung große Dienste geleistet hat."[104] Aus diesem Resümee sprechen Verachtung und Bewunderung zugleich. Alphons Lhotsky ordnet Hanthaler den Meistern seines Faches zu[105]. Peter Molecz empfiehlt, Hanthalers Wirken als Lilienfelder Historiker von seinem Wirken als Geistlicher auseinander zu halten. Im Falle des Totenbuches handelt es sich um eine Quelle, die fast ausschließlich liturgische Verwendung findet. Es wäre ungerecht, Hanthalers Umgang mit diesem Gegenstand so zu bemessen, als würde es sich um

101) Winkler G., Art. Hanthaler, Chrysostomus (LThK^3 4, 1995, 1186–1187, hier 1187).
102) Tobner, Biographische Darstellung (wie Anm. 30) 71.
103) Oettinger K., Die Entstehung von Lilienfeld (800 Jahre Bernhard von Clairvaux, hg. von der Österreichischen Zisterzienserkongregation, Wien 1953, 232–259, hier 233).
104) Mitis O., Studien zum älteren österreichischen Urkundenwesen, Wien 1912, 408.
105) Lhotsky A., Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte Österreichs (MIÖG.E 19, 1963, 73–74).

eine wissenschaftliche Publikation des 19. Jahrhunderts handeln. Die liturgische Memoria ist nach diversen Kriterien zu messen, nicht nur den positivistischen. Das beweist die ungebrochene kirchliche Praxis, die auch in unserer Zeit das Totengedenken eines Heiligen verschiebt, wenn lokale Heiligenkulte oder andere Termine (Sonntage oder gar Ostern) dies notwendig machen. Freilich nützen derlei Verschiebungen nichts in der Festlegung eines historischen Faktums. Dementsprechend könnte man Hanthalers Eingriffe und auch die stilistische Anpassung seiner Schrift an das mittelalterliche Schriftbild als Handlung eines Liturgen verstehen. Molecz kennt andere Beispiele für späte Ergänzungen in der Babenbergermemoria wie die Einträge des Alberich Höffner (1641–1717) im Heiligenkreuzer Nekrolog oder des Hieronymus Marchstaller (1576–1638) im Nekrolog des Stiftes St. Paul im Lavanttal[106]. Hanthaler bekommt seinen problematischen Charakter dadurch, dass er ein Produkt, das nach Kriterien der einen Tradition funktioniert, den Verfechtern der anderen verkaufen will[107].

In der Suche nach Hanthalers Motivation ist nicht nur geschichtliches Prestige für Lilienfeld wichtig, sondern auch der Erbauungsaspekt. Es war für gelehrte Mönche seiner Generation üblich, ihre Bücher als zukünftige Tischlesung in den Mönchsrefektorien zu verstehen. Hagiographisches und Historisches, von den Publikationen der Mauriner und Bollandisten bis hin zu Hieronymus Pez' „Historia Sancti Leopoldi", wurde während des Essens vorgelesen[108]. Die Verfasser mussten differenziert mit den Vorstellungen von Echtheit und Wahrheit umgehen, wie Mabillon selber delikat am Fall einer offensichtlich unechten Reliquie vorzeigt: Von seinen Oberen zu einer Stellungnahme zur falschen „Sainte Larme de Vendôme" angehalten, unterscheidet Mabillon zwischen der Berechtigung eines Kultes und der Echtheit des physischen Gegenstandes. Ähnlich verfährt er im Hinblick auf die zu der Zeit in Rom in den Katakomben aufgefundenen Heiligengräber (culte des saints inconnus)[109]. Er weigert sich, die Echtheit der Christustränen zu widerlegen, weil sie für die Identität der Abtei konstitutiv war und viele einfache Gläubige sie verehrten. Der gute Glaube der Verehrung sowie das Ausmaß der Verehrungstradition

106) Molecz, Hanthaler-Fälschungen (wie Anm. 8) 378.

107) Zum Verhältnis von Historie und Rhetorik: Muhlack U., Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung, München 1991; Grafton A., What Was History? The Art of History in Early Modern Europe, Cambridge 2007.

108) Wallnig T., Mönche und Gelehrte im Kloster Melk um 1700. Ein Essay über Kontexte und Zielsetzungen von monastischer Wissensproduktion, in: Orte des Wissens, hg. von M. Scheutz – W. Schmale – D. Štefanová (Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts 18/19, Bochum 2004, 325–336, hier 330–331).

109) Mabillon J., Lettre d'un bénédictin à Mgr. l'éveque de Blois touchant le discernement des anciennes reliques, au sujet d'une dissertation de M. Thiers contre la Sainte Larme de Vendôme; J. Mabillon, Dissertation sur le culte des saints inconnus. Lettre d'Eusèbe à Théophile (in: D.-O. Hurel, Dom Mabillon. Œuvres choisies précédées d'une biographie par dom Henri Leclercq, Paris 2007, 681–717, 721–786, hier 681–690).

sind dafür ausschlaggebend. Mabillon trennt also mit fließenden Grenzen zwischen Kult und Echtheit der Reliquie. Die Grenzen bestehen, verlangen aber eine differenzierte Hermeneutik.

Eine lückenlose, monumentale Darstellung der Klostergründung von Lilienfeld war einem weiteren Kreis von Klöstern wichtig, weil das Kloster im 17. und 18. Jahrhundert personell und disziplinär gut dastand. Der Aufschwung hatte mit dem Abbatiat von Matthäus Kolweiß (1650–1690) begonnen[110]. Die blutigen Türkenkonflikte überstand das Stift gut; Lilienfelder Patres wurden als Äbte für Klöster in Ungarn, Böhmen und Brandenburg postuliert. Der Bildungsstand war im 17. Jahrhundert hoch. Kolweiß schrieb selber viel und förderte Mitbrüder, wie zum Beispiel Alberich Burghoff, der 1659 in Wien promoviert und bald darauf zum Abt von Neuzelle (Niederlausitz) postuliert wurde[111]. Äbtepostulierungen sind ein Indiz für die anstehende Reform des vormals verwaisten Klosters und die Tüchtigkeit jener Gemeinschaft, aus der der postulierte Abt hervorging.

Noch prägender als die Postulierungen und für Chrysostomus Hanthaler unmittelbar bestimmend war Abt Chrysostomus Wieser, dessen Abbatiat (1716–1747) als Blütezeit galt und durch die gleichzeitige Arbeit als Generalvikar des Ordens (1727–1746) die Aufmerksamkeit vieler auf Lilienfeld lenkte[112]. Hanthaler war nicht der einzige Gelehrte in seinem Konvent. P. Candidus Priger, der 1708 in Lilienfeld eintrat und dort bis zu seinem Tod im Jahr 1760 ein produktives Gelehrtenleben führte, wirkte als Dogmatiker, erfüllte Führungsaufgaben in der Klostergemeinschaft und war auf der Kongregationsebene als Sekretär tätig. Er hatte anlässlich eines Generalkapitels Cîteaux und Clairvaux besucht und über Bernhard und Augustinus publiziert. Auch seine schriftliche Rhetorik lässt ein spielerisches, typisch barockes Moment erkennen, wie etwa im Titel seines Traktates zur Christologie: „Mixtura singulariter mirabilis et mirabiliter singularis“ (1732)[113].

Um Hanthalers Werk (und die Fälschungskontroverse) ideengeschichtlich zu verorten, soll das blühende Universitätstheater in Salzburg erwähnt werden, das er in seiner Jugend kennen lernte. Dort wurde von den Benediktinern Theater in der Tradition des Jesuitendramas gespielt: Lateinisch verfasste Dramen stellten neben Sagen und Legenden auch biblische und mittelalterliche Themen dar. Verklärte Gründungsgeschichten österreichischer Herrscherdynastien waren ein beliebter Erzählstoff. Auch die Kirchengeschichte wurde thematisiert, und zwar mit einem Akzent auf der Ordensgeschichte. Gründergestalten wie Benedikt von Nursia, Rupert von Salzburg und Bernhard von

110) Müller, Profeßbuch (wie Anm. 1) 212–215.

111) Zu Burghoff: Müller, Profeßbuch (wie Anm. 1) 198; Fastorum Campililiensium Tomus III (Jahresbericht des […] Obergymnasiums in Mödling 13, 1910, 12–13). Die Abtei Neuzelle wurde 1430 wiederaufgebaut und diente als Zentrum des Glaubens in der Lausitz. Winkler G., Art. Neuzelle (LThK^3 7, 1998, 791).

112) Müller, Profeßbuch (wie Anm. 1) 259–260.

113) Müller, Profeßbuch (wie Anm. 1) 253–254.

Clairvaux wurden öfters auf die Bühne gebracht[114]. Hanthalers Lebenswerk überschneidet sich mit jener Forschergeneration, die ihre genealogischen Arbeiten – etwa zur Habsburger Dynastie – bis hin zur Apotheose trieben[115]. Er ist also Erbe einer Forschungstätigkeit, die nicht in erster Linie von faktischen, sondern politischen und erbaulichen Motiven gespeist war[116]. Diesen Zugang hatte er mit Trithemius gemeinsam; von dessen Zusammenarbeit an der genealogischen Erforschung der trojanischen Abstammung Kaiser Maximilians war oben die Rede[117]. Diese Art theatralisch-narrativer Hermeneutik zeigt sich unverhüllt in Pater Anselm Schrambs „Chronicon Mellicense" (1702), wo in der Vorrede Kaiser Leopold I. als Verkörperung des hl. Markgrafen Leopold gepriesen wird. An manchen Stellen transponiert sich der Verfasser in die von ihm erforschte Zeit zurück, so ist Österreich in der Römerzeit eine Parallelerscheinung zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und die Abwehr von Hunnen als Echo zur Abwehr der Türkeneinfälle zu verstehen[118]. Die Zuordnung der Historie zur Rhetorik ist insbesondere Teil der humanistischen Tradition.

Die Ordensmänner, die schließlich im Auftrag ihrer Oberen über die Geschichte ihres Klosters arbeiteten, sollten mit ihrer Vermittlung historischen Wissens mehrere Ziele erreichen. Der Rang ihres Klosters sollte durch möglichst weit zurückliegende Gründungsdatierung nach Anciennität gesichert werden; die Bedeutung des Klosters für die kulturell-wirtschaftliche Entwicklung des umliegenden Landes sollte verdeutlicht werden; Wissen über asketische Kultur verstorbener Ordensmänner und ihre Observanzgeschichte sollte das Kloster vor Werteverfall und Niedergang schützen; der Ruhm des Ordens und eine gesteigertes Identitätsprofil sollte gestärkt, um schließlich den Fortbestand der Kongregationen zu fördern[119]. Vor diesem Hintergrund ist die Datierung von Abt Chrysostomus Wiesers Vorwort zu Hanthalers „Notulae" typisch und signifikant: Der 26. Jänner 1742, an dem der Abt die Druckerlaubnis des fiktiven Lilienfelder Gründungsberichtes erteilt, war der Gedenktag der drei Gründeräbte von Cîteaux.

---

114) Boberski H., Das Theater der Benediktiner an der alten Universität Salzburg (1617–1778), (Theatergeschichte Österreichs 6/1, Wien 1978, 99–102, zu Bernhard: 280, Eintrag 468); Brandhuber C., „Antiquitas personata": Historizität und Rezeption ausgewählter historischer Gestalten aus dem barocken Salzburger Universitätstheater, Salzburg 2005.

115) Lhotsky A., Apis Colonna. Fabeln und Theorien über die Abkunft der Habsburger. Ein Exkurs zur Cronica Austrie des Thomas Ebendorfer (Mitteilungen des Instituts für Geschichtsforschung und Archivwissenschaft in Wien 55, 1944, 171–245).

116) Coreth, Geschichtschreibung (wie Anm. 69) 30–44.

117) Arnold, Trithemius (wie Anm. 72) 167–170.

118) Coreth, Geschichtschreibung (wie Anm. 69) 98.

119) Weigl H., Monastische Kunst und Geschichtsschreibung im 17. und 18. Jahrhundert. Zur Gegenwart der Vergangenheit (Mitteleuropäische Klöster der Barockzeit. Vergegenwärtigung monastischer Vergangenheit in Wort und Bild, hg. von M. Herzog / H. Weigl, Irseer Schriften. Studien zur Wirtschafts-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte N. F. 5, Konstanz 2011, 21–67, hier 26–27).

In einer erstaunlich großen Auswahl der Medien wird historisches Wissen, das aus quellenorientierter Archivarbeit gewonnen wurde, nicht nur präsentiert sondern inszeniert. Ein wachsendes und nicht nur geistliches Publikum wird anhand von Predigten, Theater, Feuerwerk, Musik, Prozessionen, ephemeralen Darstellungen, Porträtgalerien, Fresken, Druckgraphiken, Grabsteinen, Bauprojekten, Skulpturen, Lexika und Biographien, Chroniken, Stammbäumen, Wappen und Emblemen Zeuge der Vergangenheit[120]. Aber das Wissen war nicht immer aus dem Archiv und nicht immer literarisch belegt: Die visuelle Wissensvermittlung zu zwei Gründungslegenden – etwa das Guntherdenkmal in Kremsmünster (1606–1608) oder die Schleiermonstranz in Klosterneuburg (1714) – ging nicht immer auf Archivisgnaturen zurück. Das Ereignis der Gründung, auch als heilsvermittelnd zu verstehen, wurde in Raum und Zeit vergegenwärtigt, doch sind die diesen Darstellungen zugrunde liegenden Ereignisse aus einem breiten Wissensfund genommen, einem „klosterinternen Ideen- und Vorlagenfundus“[121].

Jüngere Forschung hat die allgemeine, pädagogisch wirksame Darstellung einer Klostergeschichte im Barock als Öffentlichkeitsarbeit identifiziert. In diesem Zusammenhang lässt sich die wichtige Frage stellen, ob die Festkultur im Umfeld eines barocken Stiftes als religio¨s oder sa¨kular einzustufen ist[122]. „Bei den Klosterjubila¨en beispielsweise wurde großer Wert darauf gelegt, der O¨ffentlichkeit die Geschichte des Hauses eingebunden in die Heilsgeschichte und den darin waltenden Heilswillen Gottes zu pra¨sentieren. Die sta¨ndige Rekapitulation der legenda¨ren Gru¨ndungsgeschichten in Festpredigten, -dramen und -kantaten diente der Anamnese der heilshaften Urspru¨nge. Dies und die zahlreichen liturgischen Akte unterstrichen bei allem weltlichem Prunk den religio¨sen, fast schon sakramentalen Charakter des Ereignisses.“[123] Gerade weil die Christianisierung einer Bevölkerungsgruppe oft mit der Gründung des nächstgelegenen Klosters verknüpft wurde, ist die lückenlose Darstellung dieser Gründungsgeschichte von Belang. Im 18. Jahrhundert war es nicht unüblich, fiktive Porträts für die Zwecke einer Prälatenreihe anzufertigen, dort wo es von einem Prälaten kein erhaltenes Bildnis gegeben haben[124]. Ähnlich ging man im Mittelalter mit gefälschten Stiftungsurkunden um: Bis

120) Vorwort, in: HERZOG / WEIGL, Mitteleuropäische Klöster der Barockzeit (wie Anm. 119) 11–19, hier 16–18.

121) WEIGL, Monastische Kunst und Geschichtsschreibung (wie Anm. 119) 51–54 und 62.

122) SCHMID A., „Es leben die Pra¨laten!“ Der „Luxus“ in Klo¨stern der Barockzeit zwischen aufgekla¨rter Polemik und historischer Wirklichkeit (Himmel auf Erden oder Teufelsbauwurm? Wirtschaftliche und soziale Bedingungen des su¨ddeutschen Klosterbarock, hg. von M. HERZOG / R. KIESSLING / B. ROECK, Irseer Schriften. Studien zur Schwa¨bischen Kulturgeschichte N. F. 1, Konstanz 2002, 141–168).

123) SCHROTT G., Der Schlüsselbund des Oberboursiers. Zum Spannungsverhältnis von Klausur und Öffentlichkeit(en) in Cistercienserklöstern des 18. Jahrhunderts (Analecta Cisterciensia 61, 2011, 122–144, hier 139–140); WEIGL, Monastische Kunst und Geschichtsschreibung (wie Anm. 119) 49.

124) WEIGL, Monastische Kunst und Geschichtsschreibung (wie Anm. 119) 54–57.

heute ist es schwierig, einem allgemeinen Publikum die Bedeutung einer gefälschten aber deswegen lange nicht wertlosen Stiftungsurkunde zu vermitteln. Ihr Wert liegt unter anderem in der für die Vormoderne üblichen Rückbindung zwischen Kloster- und Heilsgeschichte.

Zurück zum Universitätstheater: Während seiner Studienjahre in Salzburg hatte Hanthaler gewiss das Benediktinertheater kennen gelernt, wo zwischen den historischen und erfundenen Stoffen ein Bereich der Mythen, Sagen und Legenden liegt, „deren Kern in der Regel wahr ist und deren Unterscheidung von den Historien daher nicht immer leicht fällt“[125]. Der Kremsmünsterer Benediktinerpater Simon Rettenpacher (1634–1706) war Dichter, Theatermann und Historiker an der Universität Salzburg, wo er zugleich das Universitätstheater leitete; 1675 bis 1689 wirkte er als Stiftsbibliothekar. Er verfasste neben lateinischen Schauspielen auch Chroniken und eine Predigtensammlung. Nach 1682 führte Rettenpacher ein „poetisches Tagebuch“, das sich über Tausende von Seiten erstreckt und eine lyrische, teils satirische Chronik des Klosteralltags darstellt. Wer Hanthalers scharfen Hang zur Satire kennt, seine souveränen Lateinkenntnisse, seine spielerische Natur erfasst hat, reiht ihn leichter in die Reihen des Kremsmünsterers ein als in die der Brüder Pez aus Melk[126].

Zusammenfassung

In diesem Beitrag soll deutlich geworden sein, vor welchem Hintergrund die Lilienfelder Fälschungen des Chrysostomus Hanthaler zu betrachten sind. Der gelehrte Fälscher der Vormoderne will nicht wie der Plagiator der Gegenwart unverdient eine akademische Qualifikation erlangen, sondern für ein bestimmtes – gelehrtes wie politisches – Publikum wichtige Traditionslinien erarbeiten und mitunter wohl nachgerade als ungerecht empfundene Lücken schließen, in der unzulässigen Erwartung, dass ähnliche Fakten ohnehin vorhanden sein müssten. „So ist auch das entstanden [sic] zu denken, was wir heute Fälschung nennen,“ schreibt Arnold über Trithemius. „Sollte Sponheim hinter anderen Klöstern zurückstehen und keine Urkunden von Gründer, König und Papst vorweisen können, die doch sicher vorhanden waren?“[127]

Ein Vergleich Hanthalers mit Trithemius hat belegt, dass der vormodernen Geschichtsforschung, insbesondere im monastischen Bereich, auch ein erbaulicher Auftrag innewohnte. Der Anstoß zu einem solchen Auftrag ging von einem Abt an einen Mönch, und die Produktions- und Rezeptionskontexte solch historiographischer Produktion sind oft im geistlichen Kontext selbst zu verorten, etwa an der Konventsmensa oder im Noviziat. Somit waren die Rezipi-

125) Boberski, Theater (wie Anm. 114) 105.
126) Fromm W., Art. Rettenpacher, Simon (NDB 21, 2003, 448).
127) Arnold, Trithemius (wie Anm. 72) 147.

enten mit dem Gedanken vertraut, dass ein Stift einen Träger heilsgeschichtlicher Bedeutung darstellt, oder darstellen soll.

Schließlich dürfen wir die rhetorisch-formale Präsentation von historiographischen Inhalten, seien sie gesichert oder gefälscht, nicht unterschätzen. Was Arnold über Trithemius' Arbeitstechnik sagt, trifft auch für Hanthaler zu: Die sprachliche Begabung und die Liebe des Autors zur Vollständigkeit führen von der phantasievollen Ausschmückung eines vorgegebenen Rahmens bis zur bewussten Fälschung[128].

Die Motivation eines Hanthaler oder Trithemius ausschließlich in ihrer Eitelkeit zu suchen, wäre verfehlt. Als gläubige Mönche sind sie als Forscher und auch als Ordenserneuerer „Zeugen" einer hagiographischen Realität, die es realiter nicht gegeben hat, die aber von zentraler paradigmatischer Bedeutung war. Hanthaler wollte ein durchaus vertretbares monastisches Weltbild vermitteln, doch hat er dazu die Quellen in einer Weise manipuliert, die für heutige Verhältnisse inakzeptabel erscheint. Dennoch ließen sich immer wieder für die drei hier besprochenen Fälscher Verteidiger finden. Daraus können wir schließen, dass es sowohl bei der Fälschung als auch bei ihrer Rezeption um hermeneutische Grenzgänge geht.

128) ARNOLD, Trithemius (wie Anm. 72) 151.

Mönch in St. Gallen – eine vielfältige Tätigkeit

von Lorenz Hollenstein – St. Gallen

I. Einleitung

Das Kloster St. Gallen geht bekanntlich auf den aus dem irisch-kolumbanischen Mönchtum stammenden Wandermissionar Gallus zurück, der sich um 612 an der Steinach im heutigen St. Gallen niederliess. Aus seiner Zelle entstand eine Eremitensiedlung und aus dieser ein Jahrhundert später, 719, unter dem Alemannen Otmar das Kloster St. Gallen. Dieses nahm auf Anordnung des fränkischen Hausmeisters Pippin 747 die Benediktsregel an. Im achten bis zehnten Jahrhundert kam das Kloster zu beträchtlichem Grundbesitz in der heutigen Ostschweiz und auswärts. Nach Krisen und Problemen der Abtei im Spätmittelalter schuf Abt Ulrich Rösch (Abt 1463–1491) den neuzeitlichen St. Galler Klosterstaat. Die Abtei verwaltete nun ein grossflächiges, bevölkerungsreiches Staatswesen, der Fürstabt wurde auch zum Landesherrn. Die Fürstabrtei gehörte sowohl zum deutsch-römischen Reich als auch zur schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Verwaltung des Klosterstaates besorgten die Äbte und Mönche selbst, doch nicht allein, sondern zusammen mit von der Abtei angestellten Beamten weltlichen Standes.[1]

Diese Entwicklung hatte Folgen für das Leben der St. Galler Mönche. Sie hatten nicht mehr nur das monastische Leben zu pflegen, das eigentliche Mönchsleben nach der Regel des heiligen Benedikt, sondern sie hatten darüber hinaus eine Vielzahl von Tätigkeiten im Rahmen der geistlichen und weltlichen Landesverwaltung und auf weiteren Gebieten auszuüben, Tätigkeiten ausserhalb des strengen mönchischen Tagesablaufes, Tätigkeiten ausserhalb der Klausur und auch weit weg vom Kloster. Zu vielen Mönchsfunktionen inner- und ausserhalb des Klosters sind „Bestallungen" überliefert, d. h. – modern formuliert – Pflichtenhefte, Stellenbeschreibungen.

Der heilige Benedikt sah in seiner Regel die Tätigkeit der Mönche ausserhalb des Klosters nicht gerne, doch schon er hatte die Notwendigkeit, dass einzelne Mönche Aufträge ausserhalb des Klosterbezirks auszuführen hatten,

1) Zur Abtei St. Gallen siehe HelSac, Bd. III/2/1 (Duft Johannes, Gössi Anton, Vogler Werner), Bern 1986, 1180–1369; HLS, Bd. 10 (2011), 695–708, s. v. Sankt Gallen (Fürstabtei) (Tremp Ernst, Hollenstein Lorenz. Beide Werke mit Bibliographie); Salzgeber, P. Joachim, Die Klöster Ensiedeln und St. Gallen im Barockzeitalter. Historisch-soziologische Studie, Münster Westfalen 1967.

zu berücksichtigen.[2] Von den auswärts tätigen Mönchen verlangte er die strikte Einhaltung der Gebetsstunden am betreffenden Ort. Eigenmächtig durfte keiner das Kloster verlassen. Wer am gleichen Tag zurückkehren konnte, durfte auswärts nicht essen. Mönche, die auf Reisen geschickt wurden, hatten bei der Heimkehr Rechenschaft darüber zu geben, was sie allenfalls gesündigt hatten. *Keiner darf sich erlauben, einem anderen alles zu berichten, was er ausserhalb des Klosters gesehen oder gehört hat; denn es richtet grossen Schaden an.*[3]

Ganz anders waren die Verhältnisse im St. Galler Kloster in der Neuzeit: Die Abwesenheit vom Kloster war für die Mönche ein Normalfall.

Im 16./17. Jahrhundert bestand die Klostergemeinschaft jeweilen aus etwa 30 bis 50 Mönchen. Im 18. Jahrhundert zählte sie ca. 70 bis 95 Mönche, davon etwa 50 bis 75 Priestermönche, etwa 6 bis 10 Professmönche und 15 bis 20 Laienbrüder, dazu einige Novizen.[4]

Eine bewundernswerte Sammlung von Informationen zu den St. Galler Mönchen verdanken wir P. Rudolf Henggeler, einst Einsiedler Stiftsarchivar. In seinem „Professbuch" der Abtei St. Gallen bringt er für die Zeit von 1426 bis zum Untergang des Klosters Kurz- und Kürzest-Biographien von 661 Mönchen.[5] Dieses Pionierwerk und das Studium zahlreicher Quellen, vor allem aus dem Stiftsarchiv St. Gallen, bilden die Grundlage zur vorliegenden Darstellung, die auf die Zeit von 1600 bis 1800, also auf die neuzeitliche Abtei St. Gallen und ihren Klosterstaat ausgerichtet ist. Ausserdem bezieht sich die Arbeit auf die Priestermönche, nicht aber auf die Profess- und die Laienbrüder.

II. Das Kloster als benediktinische Mönchsgemeinschaft

Wie es die Benediktsregel vorsieht, stand der Abt der Mönchsgemeinschaft vor und hatte bei allem das letzte Wort. Da er indes, wie wir sehen werden, eine Vielfalt von Aufgaben ausserhalb des Regularlebens zu leisten hatte, brauchte er für den inneren Klosterbereich einen Stellvertreter. Hier übte der Pater Dekan die Aufsicht und die Befehlsgewalt über den Konvent aus. Er verteilte die Arbeit, und er ass mit den Mönchen im Refektorium. Sein Stellvertreter war der Pater Subprior.

---

2) Die Regel des hl. Benedikt, eingeleitet und übersetzt von Steidle P. Basilius OSB, Beuron 1988.

3) Regel, Kap. 67; Steidle/Regel, 114 f.

4) 1600: 26 Priestermönche; 1654: 44; 1708: 57; 1717: 47; 1740: 56; 1794: 64; 1802: 74 (alles Priestermönche, inkl. Abt). Quellen: Henggeler; Mönchskataloge in StiASG und StiBiSG.

5) Henggeler P. Rudolf OSB, Professbuch der fürstlichen Benediktinerabtei der heiligen Gallus und Otmar zu St. Gallen, Zug 1929. Das Werk kann auch im Internet eingesehen werden: http://www.stiftsarchiv.sg.ch.

Die Mönche hatten verschiedene Einzelaufgaben zu übernehmen. So ist in der Regel vom „Cellerar", den „Dekanen", den „Älteren", den Krankenpflegern, den „Gehilfen", dem Gerätewart , dem Gastbruder die Rede.

Im grösser gewordenen Kloster der Neuzeit begegnen etwa der Bibliothekar, der Unterbibliothekar, der Archivar, der Unterarchivar, der Kustos mit dem Unterkustos, der Vestiar mit dem Subvestiar, der Konventkeller, der Konventküchenmeister, der Hortulanus, der Zeremoniar, der Organist, der Kapellmeister, der Novizenmeister, der Beichtvater des Konvents, der Brüderinstruktor, der Zuchtmeister der Conventsbrüder, der Knabenzuchtmeister. Die Mönche hatten verschiedene Lehrtätigkeiten an der Klosterschule auszuüben. Auf mindestens zwanzig Gebieten wurde unterrichtet. Eine Auswahl sei hier angeführt: Praktische und spekulative Theologie, Philosophie, Rhetorik, Kirchenrecht, weltliches Recht, Griechisch, Latein, Hebräisch, Grammatik, höhere Syntax, niedere Syntax, Poesie, Musik. Präfekt, Präzeptor, Professor, Moderator, Paedagogus waren Chargen an der Schule.[6]

III. Tätigkeiten im Stiftsbezirk und von diesem aus im Land

Im Stiftsbezirk gab es weitere Betätigungsfelder, die über die „vita monastica" der Mönche hinausreichten.

Die Stiftskirche musste betreut werden, nicht nur für die Mönche, sondern auch für die Bevölkerung und für die Pilger. Wir begegnen dem als Münsterpfarrer eingesetzten Pater, dem Unterpfarrer, dem dritten Pfarrer – genannt Schattenpfarrer, dem Gastpater, dem Beichtvater für das Volk.

Im Klosterbezirk war weltliches Personal für die Abtei tätig, das geführt und überwacht werden musste: Knechte und Mägde, Küchenpersonal mit dem Meisterkoch an der Spitze; Handwerker wie der Hofbäcker, der Hofgärtner, der Hofmetzger, der Hofschuhmacher, der Hofapotheker, der Hofkürschner usw.; Baumeister, Künstler; der Leibarzt des Abts, der Apotheker, der Hofchirurg, der Hofbarbierer; der Weinschenk; der Markstaller. Die meisten dieser Angestellten arbeiteten zwar vorwiegend im Klosterareal, wohnten aber im vor dem Stiftsbezirk und der Stadt St. Gallen gelegenen Dorf St. Fiden.

Im Stiftsbezirk befand sich auch der Sitz der Landesverwaltung, sowohl der weltlichen als auch der geistlichen (zur letzteren siehe den separaten Abschnitt unten). Wie erwähnt teilten sich Mönche und Beamte weltlichen Standes in die Administration des ausgedehnten Klosterstaates, in dem Regierungs-, Verwaltungs- und Richtertätigkeiten wahrzunehmen waren. Dabei hatten die in diesen Bereichen tätigen Priestermönche den Vorrang vor den weltlichen Oberbeamten. Da es in der vorliegenden Arbeit um die Priester-

6) Bestallungen z. B.: Bibliothekar 1692 und 1740/41 (StiASG, Bd. 840, 535–537 bzw. Rubr. 29/Fasz.2); Kustos um 1600 (StiASG, Bd. 838, fol. 12r–v); Vestiar 1631 (StiASG, Bd. 840, 538–542); Konventkeller 1728 (StiASG, Rubr. 29/Fasz. 2); Professor *humanitatis et rhetorices* 17. Jh. (StiASG, Bd. 840, 614–616).

mönche geht, seien die wichtigsten weltlichen Beamtungen nur am Rand erwähnt: Hofmarschall, Landeshofmeister, Landvogt im Toggenburg, Hofkanzler, Lehenvogt, Obervögte auf Oberberg (Gossau), Blatten und Rosenberg (Rheintal), Schwarzenbach bei Wil, Iberg (Wattwil), Romanshorn, Gerichtsammann in Altstätten.

An der Spitze aller Tätigkeitsbereiche der Abtei, der staatlichen wie der geistlichen, stand der Abt/Fürstabt als Vorsteher seiner Mönche und als oberster Vertreter des Klosters in den staatlichen Belangen und gegen aussen. Er hatte eine starke Stellung. Er ernannte und entliess sowohl die geistlichen als auch die weltlichen Inhaber von Funktionen. Die geistlichen Amtsinhaber waren ihm gemäss Regel und Gelübde zu unbedingtem Gehorsam *ohne Zögern* verpflichtet.

Allerdings hatte das Kapitel Mitspracherechte. 1504 wurde das rechtliche Verhältnis zwischen Abt und Kapitel erstmals schriftlich fixiert. In ökonomischen Belangen, z.B. bei Geldanleihen, Verkauf und Verpfändung von Liegenschaften und Rechten, grösseren Bauprojekten, bei Verträgen und weiteren wichtigen Angelegenheiten hatte der Abt die Meinung des Konvents zu berücksichtigen. Nicht immer haben die Äbte dies beachtet. Bei Abtswahlen ergriffen die Kapitularen deshalb gerne die Gelegenheit, die Rechte des Konvents wieder einzufordern.[7]

Im Südflügel (Hofflügel) des heutigen St. Galler Regierungsgebäudes befindet sich das „Tafelzimmer", ein wunderschöner barocker Saal.[8] Für den Klosterstaat war es ein Raum von erstrangiger Bedeutung. Wie es das Wort ausdrückt, diente das Tafelzimmer in erster Linie als Speisesaal, Speisesaal des Fürstabts. Die fürstliche Mittagstafel war vom St. Galler Hofleben nicht wegzudenken, sie war sozusagen eine offizielle Veranstaltung, die täglich zu *halten* war, auch bei Abwesenheit des Abts. Dieser speiste normalerweise nicht mit dem Konvent, sondern im Tafelzimmer; in den Tagebüchern der Äbte ist es eigens vermerkt, wenn er das Essen nicht im Tafelzimmer, sondern gemeinsam mit den Mönchen im Refektorium einnahm: *habe in conventu gespiesen*.

Ein Fürstabt, ein barocker Landesherr, speiste natürlich nicht allein. Am täglichen Mittagstisch sassen zwei bis drei wichtige Patres mit Verwaltungs-

7) Zur Mitsprache des Konvents siehe Meier Alfred, Abt Pankraz Vorster und die Aufhebung der Fürstabtei St. Gallen, Freiburg Schweiz 1954, 39 f. – Energisch meldete der Konvent seine Ansprüche bei der Wahl von Abt Joseph von Rudolphi 1717 an, siehe TB Rudolphi 1, 25–33. Abt Joseph hat während seiner gesamten Regierungszeit das Kapitel als Ganzes oder eine kleinere oder grössere Zahl von Patres „seniores" und „superiores" konsultiert und mitentscheiden lassen (TB Rudolphi 1/2, passim). Abt Beda Angehrn hingegen wurde seitens des Konvents mangelnde Berücksichtigung seiner Mitspracherechte vorgeworfen, und es bildete sich eine interne Opposition gegen ihn, vgl. HelSac, Bd. III/2/1, 1229 f., 1346 f.; Meier Alfred, op. cit. 64 f., 104–112.

8) Beschreibung des Tafelzimmers bei Anderes Bernhard, Der Stiftsbezirk St. Gallen, St. Gallen 1991, 164–166; Grünenfelder Josef, Der Stiftsbezirk St. Gallen – Kulturhistorischer Führer, St. Gallen 2012, 165 f. Schöne Abbildung bei Anderes.

funktionen, weiter die hohen Beamten und Pfalzräte der äbtischen Zentralverwaltung, dazu auch der Leibarzt des Abts. Bei diesem und den weltlichen Oberbeamten war das Mittagsmahl im Tafelzimmer Bestandteil des Salärs. Zu den fast täglich anwesenden „Mitgliedern" der Tafel kam „geschäftlich" gerade in der Abtei anwesende Prominenz, etwa die Obervögte im Land draussen, wenn sie zur Rechnungsablegung oder in einem Sachgeschäft nach St. Gallen zu kommen hatten, in St. Gallen weilende Patres von den auswärtigen Stationen des Klosters, besuchsweise oder geschäftlich sich in der Abtei aufhaltende Vertreter der Eidgenossen, hohe Gäste geistlichen wie weltlichen Standes aus dem In- und Ausland usw. Für die Aufsicht über die Tafel waren der Hofmarschall und der persönliche Kammerdiener des Abtes zuständig.

Man kann sich vorstellen, dass bei der Tafel alle möglichen Themen angesprochen und diskutiert wurden, dass viel Information zusammenkam und ausgetauscht wurde. So war das Tafelzimmer für den Klosterstaat ein wichtiger Raum, der eine Funktion hatte, die weit über die eines gewöhnlichen Speisesaales hinausging.

An der grossen ovalen Tafel hatten bis um die 40 Personen Platz. Im Jahresdurchschnitt waren um die 20 Personen an der täglichen Mittagstafel anwesend.

Ausserhalb des Alltages fanden im Rahmen der Beziehungspflege der Abtei im Tafelzimmer auch üppige Festmähler statt. Regelmässig wurden die Behörden und die Prominenz des „Nachbarstaates", der Stadt St. Gallen, eingeladen, zwischen 1728 und 1777 mindestens elf Mal. Die Stadt revanchierte sich mit Gegeneinladungen in ihrem Vorzeigegebäude, dem „Notenstein". Ein anderer Gast, der noch grossartiger als die Stadtoberen empfangen wurde, war der Bischof von Konstanz, der in kirchenjurisdiktionellen Belangen der Abtei übergeordnet war. Bei diesen grossen Gastungen musste der Fürstabt zur perfekten Bedienung seiner Gäste zusätzliches Personal einsetzen, er griff zurück auf den Weinschenken, den Küfer, den Hofgärtner, den Klosterschuster, den Läufer, den Markstaller, den Ober- und den Unterbäcker, den Buchdruckergesellen usw.[9]

Unter den Konventualen, die im Stiftsbezirk von St. Gallen und von ihm aus wirkten, sind etwa zu nennen der Offizial mit seinen geistlichen Mitarbeitern, der Statthalter mit dem Unterstatthalter, der Küchenmeister mit dem Unterküchenmeister und der Kellerherr (Cellerar, Kellermeister) mit dem Unterkeller; es gab den Lehenpropst, den Bauherrn (Ädil), den Bursar (Kassenverwalter), den Kornherrn mit dem Unterkornherrn, den Buchdruckereidirektor, den Münzdirektor, den Inspektor der Apotheke – alles Priestermönche, Patres. Zu nennen sind natürlich auch der Archivar und der Bibliothekar, beide dienten sowohl der Mönchsgemeinschaft in der „vita monastica" als auch der geistlichen wie der weltlichen Landesverwaltung.[10]

---

9) Zum „Betrieb" im Tafelzimmer: Hollenstein Lorenz, Das „Tafelzimmer" im St. Galler Regierungsgebäude, Manuskript im StiASG.

10) Beispiele von Bestallungen: Kellerherr 1728 (StiASG, Rubr. 29/Fasz. 2); Bursar 1773

Zwei besonders wichtige Funktionen waren die des Pater Statthalters und die des Pater Küchenmeisters. Der Pater, welcher in St. Gallen die Funktion des Statthalters versah, war Chef über die Wirtschaftsverwaltung, die Verwaltung des Klosterbesitzes im oberen Teil des „Fürstenlandes" (Raum St. Gallen/Gossau). Bei Abwesenheit des Abts hatte er im Kloster zu bleiben. Als dessen Vertreter hatte er dann *die Tafel zu halten*, wie es wörtlich in seiner Bestallung, seinem Pflichtenheft, heisst. Er beaufsichtigte die verschiedenen Betriebe im Kloster. Man kann ihn als den „Personalchef" der im Stiftsbezirk beschäftigten Angestellten bezeichnen. Regelmässig amtete er als Richter im höchsten weltlichen Gericht, dem Pfalzgericht, und sass im *consilium arcanum*, im „Geheimrat", dem engsten Beratergremium des Abts.[11]

Ein Wort zum Pfalzgericht/Pfalzrat. Dieses den Niedergerichten übergeordnete Appellationsgericht im Stiftsbezirk – Gerichtsinstanz, aber teilweise auch exekutive Behörde – war in der Regel mit etwa vier geistlichen Richtern, also Kapitularen, und etwa sechs bis acht Richtern weltlichen Standes besetzt; an den einzelnen Sitzungen war jeweilen nur ein Teil des Gesamtgremiums anwesend. Gelegentlich hatte der Abt selbst den Vorsitz in diesem Gericht, normalerweise aber war er nicht dabei, es präsidierte der Dekan. Regelmässig unter den geistlichen Richtern finden wir den Statthalter, den Lehenpropst und den Küchenmeister, immer wieder auch den Offizial.[12]

Sowohl bei wichtigen Fragen als auch in kleineren Geschäften berief der Abt das *consilium arcanum*, den Geheimrat, ein. Darin vertreten waren seine wichtigsten Mitarbeiter, sowohl die geistlichen als auch die Minister weltlichen Standes. Die Zusammensetzung des Rates war nicht genau festgelegt, neben den regelmässig anwesenden wichtigen Patres und Oberbeamten konnten je nach Sachgeschäft weitere Personen zugezogen werden, z.B. bei einer Rorschach betreffenden Angelegenheit der äbtische Obervogt daselbst. Am häufigsten wurden im Geheimrat Toggenburger Angelegenheiten behandelt – das Toggenburg war stets das Sorgenkind der Fürstabtei[13] Manchmal beriet sich der Abt nur mit den Räten aus dem Kreis der Mönche, ohne die weltlichen Oberbeamten. Eine solche Sitzung, die gewöhnlich anschliessend mit

(StiASG, Rubr. 29/Fasz.2; vgl. auch TB Rudolphi 1, 8. Febr. 1726); Kornherr 1665 (StiASG, Bd. 840, 438–441); Direktor der Druckerei 1681 (StiASG, Bd. 840, 543 f.)

11) Pflichtenheft des P. Statthalters zu St. Gallen (18. Jh.): StiASG, Bd. 840, 409–419.

12) Zum Pfalzgericht/Pfalzrat siehe HLS, Bd. 9 (2010), 666 s.v. Pfalzgericht (Gschwend Lukas); Lendfers Miriam, „Die Wahrheit muss heraus!", Pfalzrätliche Strafuntersuchung gegen Joseph Antoni Egger aus Tablat wegen Totschlags und Leichenschändung 1775, Zürich – St. Gallen 2008, v.a. 30–49. – Der stiftsanktgallische Pfalzrat ist noch weitgehend unerforscht.

13) Auch der äbtische „Geheimrat" ist noch nicht erforscht. Im StiASG sind seine Protokolle von 1603 bis 1797 vorhanden (Bde. 851–865). – Zur Problemregion Toggenburg vgl. die Bemerkung von Karl Müller-Friedberg (hoher äbt. Beamter, später Gründer des Kantons St. Gallen): *Gouverner le Toggenbourg est un métier pénible…* (vgl. Dierauer Johannes, Karl Müller-Friedberg, Lebensbild eines schweizerischen Staatsmannes (1755–1836), St. Gallen 1884, 40.)

den weltlichen Räten erweitert wurde, nannte man dann gemäss der Kleidung der Konventualen eine *schwarze Conferenz*.[14]

Der Pater Statthalter hatte so viele Verwaltungs- und ähnliche Aufgaben, dass er eigentlich keine Zeit für den geistlichen Tagesablauf im Kloster gemäss der Regel hatten.[15] Seine Bestallung aber beginnt mit der Betonung seines Mönchsstandes. Der erste Punkt lautet nämlich: *Vor undt ob allem soll er jederzeit eingedenckh seyn seines gaistlichen und priesterlichen Standes und sich alles desjenigen befleissen, so sein Profession und Standt von ihme erforderet, alle Untugenten gänzlich vermeiden, dagegen alle Tugenden üben, auch menigklich ein gueth Exempel geben und wohl bedenckhen, dass er nit allein als wie ein Statthalter, sondern wie ein Benedictiner Profess und Priester werde Gott dem Herren müessen Rechnung geben*. Die Teilnahmepflicht des Statthalters am eigentlichen Mönchsleben war jedoch reduziert. Er speiste, wie erwähnt, an der fürstlichen Tafel. Doch zweimal in der Woche, möglichst mittwochs und freitags, hatte er das Mittagessen mit den Mönchen im Refektorium einzunehmen. Am Feierabend und an Festtagen hatte er in die Vesper, die Complet und ins Spätamt zu gehen. Er sollte möglichst am *Nachtgebett* teilnehmen. Jede zweite Woche – im Wechsel mit dem Küchenmeister – hatte er die halbe *sechs Mess zu lesen, die andere Woche Mess lesen nach seiner Gelegenheit*.

Eng verbunden mit dem Statthalter, aber in der Hierarchie unter ihm stehend, war der Pater Küchenmeister (*Kuchelmeister*, *culinae praefectus*). Man könnte ihn Statthalter-Stellvertreter nennen. Auch er sollte sich in erster Linie seiner religiösen Berufung bewusst sein, war indes ebenfalls von einem Teil seiner Gebets- und Gottesdienstpflichten befreit. Er hatte die Küche im Klosterbezirk zu überwachen, zu bestimmen, was den verschiedenen „Essern" – hochgestellten, „gewöhnlichen", gesunden, kranken – zustand. Auch die Planung des Lebensmittelbedarfs, deren Einkauf, deren Herbeischaffung usw. oblag ihm. Er war für vernünftiges Einteilen, Sparen verantwortlich, hatte dafür zu sorgen, dass weder verschwendet noch geknausert wurde. Auch der Küchenmeister nahm an der fürstlichen Tafel teil, sass oft im Pfalzgericht und im äbtischen Geheimrat.[16]

Neben dem Refektorium und dem Tafelzimmer gab es im Stiftsbezirk fünf weitere „Tafeln" („Tische"), d.h. Essräume für die vom Kloster beschäftigten Personen mittleren und minderen Ranges. In der *Portherrenstube* assen die im Kloster ausgebildeten, für den Dienst als Weltgeistliche vorgesehenen jungen Priester (Vikare). Mit ihnen speiste normalerweise der Pater Offizial. Die Tafel der *Officiers* hatte nichts mit dem Militärwesen zu tun: Hier assen z.B. der Ober-Kammerdiener, die Kanzlisten, der Lehenschreiber, der Unter-Kammerdiener, der geistliche Fiskal, der Apotheker, der Apothekergesell, der Barbierer, der Gärtner, der Kammerlakai, der Tafeldecker. Die Bibliotheks(*Liberey*-)be-

14) „Schwarze Konferenz": Siehe z. B. StiASG, Nachlass Pankraz Vorster, Tagebuch, Bd. 1, 19. Juni 1796, 25. Aug. 1746, 17. Nov. 1797.
15) Zum Folgenden: Wie Anm. 11.
16) Bestallung des Küchenmeisters in St. Gallen (17. Jh.): StiASG, Bd. 840, 424–430.

dienten hatten einen eigenen Tisch in der *Officiers*-Stube. Im *Portnerstüble* wurden etwa der Hofweibel, der Einzieher, der Schliesser, der Buchdrucker und sein Gesell, der Kantengiesser, Baumeister, Maler, Bildhauer, Stukkateure verköstigt. Der *Knechtenstuben* zugeteilt waren Zimmerleute , Maurer, Sattler, Seiler, Bäcker, Hatschier, Buchdruckerlehrling, Apothekerlaborant, Glaser etc. Für die weiblichen Klosterangestellten (Beschliesserin, Mägde) stand das *Weiberhaus* zur Verfügung.[17] 1778 wurden im Tafelzimmer 8127 Personen (um die 22 pro Tag), im Portherren-Zimmer 7180, am Offiziers-Tisch 7366 Personen, in der Portnerstube 13600, in der Knechtenstube 43800 und auf dem Weiberhaus 4671 Personen verpflegt.[18]

IV. Die auswärtigen Niederlassungen des Klosters

Die Fürstabtei St. Gallen besass neben dem Stiftsbezirk und der näheren ländlichen Umgebung von St. Gallen eine Reihe von auswärtigen Niederlassungen. Als wichtigste ist der

Hof Wil

zu nennen. Dieser gewaltige, von Abt Ulrich Rösch im 15. Jahrhundert an der Stelle einer kleineren äbtischen Burg errichtete Bau war der zweite Hauptort der Fürstabtei, die zweite Residenz der Äbte. Ulrich Rösch, in der Stadt St. Gallen angefeindet, weilte fast öfter in Wil als in St. Gallen. Beinahe alle Äbte der Neuzeit hielten sich jedes Jahr mehrmals für kürzere oder längere Zeit im Hof Wil auf und führten von dort aus die Geschäfte des Klosters und Klosterstaates. Von Wil aus wurden das Wileramt, das Toggenburg und die nahen thurgauischen und zürcherischen Besitzungen des Klosters in wirtschaftlicher Hinsicht verwaltet. Die Statthalterei Wil hatte das grösste Einzugsgebiet aller stiftsanktgallischen Wirtschaftsverwaltungen und war weitaus die einträglichste. Der Pater Statthalter in Wil – mit Unterstatthalter und Gehilfen – übte ebenso wichtige Funktionen aus wie der Statthalter in St. Gallen. Auch in Wil gab es einen Pater Küchenmeister und eine Tafel, auch der Pfarrer der Stadt Wil konnte aus dem Kreis der St. Galler Mönche kommen. Neben dem in St. Gallen gab es in Wil ein zweites Pfalzgericht, dessen Vorsitz der Statthalter innehatte und in dem neben den weltlichen Richtern gelegentlich auch der Unterstatthalter und der Küchenmeister als Richter amteten. Neben den Konventualen, die in Wil einen Amtsauftrag ausübten, weilte immer wieder der eine oder andere weitere Mönch am Wiler Hof.[19]

---

17) Manuskript Hollenstein, wie Anm. 9; StiASG, Bd. 374b (Speisgadenbuch).

18) StiASG, Bd. 283 (Tagebuch Abt Beda Angehrn), 381.

19) Ehrat Karl J., Chronik der Stadt Wil, Wil 1958; Bless-Grabher Magdalen, Abt Ulrich Rösch und Wil (Ulrich Rösch, St. Galler Fürstabt und Landesherr, hrsg. v. Werner Vogler, St. Gallen 1987, 217–239); Staerkle Paul, Die Statthalterei zu Wil (Wiler Blätter, Beilage des „Wiler Boten zur Pflege des Heimatsinns“ 1952); Bless-Grabher

Wil war 1226 in den Besitz der Abtei St. Gallen gelangt. Die Kirche wurde ebenfalls im 13. Jahrhundert St. Gallen inkorporiert. Der Fürstabt war Wils Stadtherr, doch genoss die Stadt recht grosse Autonomie. Oft nahmen die Äbte an der alljährlich anfangs Januar stattfindenden Wiler „Regimentsbesatzung" teil, wo gemeinsam durch Fürstabt und Stadt die städtischen Behörden gewählt und eingesetzt wurden. Ein anderer Anlass für die Präsenz des Abtes in Wil waren alle zwei Jahre „Aufritt" und Amtsantritt des eidgenössischen Schirmhauptmanns, des in Wil residierenden Vertreters der vier Schirmorte der Abtei: Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. Im 18. Jahrhundert hielt sich der Abt wiederholt dann in Wil auf, wenn in Frauenfeld die eidgenössische Tagsatzung oder wichtige Konferenzen stattfanden und der Abt in der Nähe seiner nach Frauenfeld gesandten Abgeordneten bereitstehen wollten.[20]

Eine zweite wichtige auswärtige Niederlassung befand sich in

Mariaberg – Rorschach

über dem Bodensee.

Abt Ulrich Rösch plante angesichts der Probleme mit der Stadt St. Gallen, eine neue Niederlassung des Klosters in Rorschach zu gründen. Sein Versuch, dies zu realisieren, scheiterte am Widerstand der Stadtsanktgaller, welche die Vorteile der Abtei für sich nicht verlieren wollten, und ihrer Verbündeten. Der auf den Rorschacher „Klosterbruch" von 1489 folgende, durch die Eidgenossen hergestellte Friede bestrafte die Stadt, zwang die Abtei aber zum Verzicht auf die Klosterverlegung. Abt Ulrich gelang es indes, Mariaberg-Rorschach weiterzubauen und als Filiale der Hauptklosters zu führen. Zugleich war diese das Verwaltungszentrum für jene Region. Ein Gymnasium auf Mariaberg bestand im 17. Jahrhundert nur einige Jahrzehnte lang, Pläne für eine Benediktineruniversität scheiterten. An der Spitze der Rorschacher Niederlassung der Abtei stand wie in St. Gallen und Wil ein Pater Statthalter, dem der Pater Küchenmeister zur Seite stand. Auch die Pfarrer von Rorschach konnten aus dem St. Galler Konvent stammen. Angesichts der gesunden klimatischen Verhältnisse in Rorschach weilten immer wieder Mönche, die keine Funktion am Ort hatten, und auch der Fürstabt selber vorübergehend auf Mariaberg zur Erholung und in der ihnen alljährlich zugesprochenen Vakanz. Der Abt hielt sich regelmässig in „geschäftlichen" Angelegenheiten in Rorschach auf.[21]

Magdalen, Die Stellung der Stadt Wil im stift-st. gallischen Staat (Oberberger Blätter 1982/83, 39–57). – Bestallung des äbtischen Statthalters in Wil, z.B. StiASG, Bd. 840, 442–453 (von 1695).

20) Wiler Regimentsbesatzung: z. B. TB Rudolphi 1, 2./3. Jan. 1720, 3./4. Jan 1724. – Schirmhauptmann: TB Rudolphi 1, 18. Juli 1724; TB Rudolphi 2, 18. Aug. 1734, 23. Juni 1738. – Aufenthalt in Wil, um Verhandlungen in Frauenfeld nahe zu sein: z.B. TB Rudolphi 2, 20. Nov./20. Dez. 1738 (Abt Joseph blieb einen ganzen Monat lang in Wil).

21) Zu Rorschach: Stähelin, Johann, Geschichte der Pfarrei Rorschach, Rorschach 1933; Willi F., Geschichte der Stadt Rorschach und des Rorschacher Amtes, Rorschach 1947; HLS, Bd. 10 (2011), 444 f., s.v. Rorschach (Hollenstein Lorenz). – Hist.-Biogr.

Das Kloster
St. Johann „im Thurtal“,

d. h. im Toggenburg, war die dritte grosse Aussenstation der St. Galler Fürstabtei. Diese auf das 12. Jahrhundert zurückgehende ehemalige Benediktinerabtei hatte im Spätmittelalter einen Niedergang erlebt und wurde 1555 der Abtei St. Gallen inkorporiert. Das Galluskloster führte St. Johann als Filiale, als Priorat weiter, zuerst am alten Ort, in Alt St. Johann, ab 1629 weiter talabwärts, in Neu St. Johann. Der Klostersiedlung stand ein St. Galler Mönch mit dem Titel „Prior und Statthalter“ vor, der sowohl für die geistlichen Belange als auch für die Verwaltung der Klostergüter verantwortlich war. In den weltlichen Geschäften stand ihm der Hofammann zur Seite. Zu St. Johann gehörten auch die toggenburgische Propstei St. Peterzell und Besitzungen in Vorarlberg (Klaus, Götzis) mit einem Amtshaus und Ammann in Feldkirch.[22] Es weilte immer etwa ein Dutzend St. Galler Mönche in Neu St. Johann. Ihre Aufenthaltsdauer war jeweilen eher kurz – die personelle Fluktuation war hoch, aber es sind durchaus auch langfristige Aufenthalte festzustellen. Viele der in St. Johann weilenden Mönche waren jung. Das Priorat betrieb eine Schule mit Zöglingen aus führenden Familien aus der gesamten Eidgenossenschaft.[23] Der Musik und dem Gesang wurde in Neu St. Johann besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Unter den weiteren – kleineren – Besitzungen der Fürstabtei St. Gallen sind etwa zu erwähnen die Herrschaften Ebringen, Norsingen, Neuravensburg, Homburg-Stahringen und die Pfarrei Wasserburg in Süddeutschland sowie Güter in Stammheim im Zürcher Unterland. Ebringen und Neuravensburg waren zwar nur kleine Territorien, jedoch überaus wichtig für die Abtei St. Gallen.

Die Herrschaften Ebringen und Norsingen lagen im Breisgau, wo das Kloster St. Gallen vom Frühmittelalter bis zu seiner Aufhebung Besitz hatte. Auch

---

Lexikon der Schweiz, Bd.5 (1929), 24 f., s.v. Mariaberg (Bütler, P.); Staerkle Paul, Die Statthalterei Rorschach (Rorschacher Neujahrsblatt 42, 1952, 40–44); Vogler Werner (Hrsg.), Ulrich Rösch, St. Galler Fürstabt und Landesherr, St. Gallen 1987. – Bestallung des P. Statthalters auf Mariaberg: StiASG, Bd. 840, 463–472; Bd. 844, fol. 1–4 (beide 17. Jh.).

22) Zu St. Johann: Vogler Werner (Hrsg.), Das Kloster St. Johann im Thurtal, St. Gallen 1985 (Ausstellungs-Begleitband); HelSac, Bd. III/2/1, Bern 1986, 1397–1433 (Anneliese Müller); Tremp Ernst, Unter dem Krummstab im Thurtal. Aus der Frühzeit des Klosters St. Johann (Toggenburger Jahrbuch 2005, 17–42); Huber Johannes, Kloster St. Johann im Thurtal. Benediktinerabtei – Pfarreizentrum – Begegnungsort, Alt St. Johann und St. Gallen 2007; HLS, Bd. 10 (2011), 754f., s.v. Sankt Johann (Bischof Franz Xaver). – Staehelin Johann, Die St. Galler Mönche in Neu St. Johann, St. Gallen 1949.
Bestallung des Priors und Statthalters: StiASG, Bd. 840, 454–462 (17. Jh.); des Küchenmeisters: StiASG, Rubr. 29/Fasz. 2 (1729) und Rubr. 30/Fasz. 1 (1704).

23) 1730 zählte die St. Johanner Klosterschule 19 Studenten, siehe TB Rudolphi 2, 22. Mai 1730.

in Ebringen gab es seit der Übernahme der direkten Herrschaft durch St. Gallen 1621 einen Pater Statthalter, einen Pater Unterstatthalter, und der Pfarrer des Ortes war ebenfalls ein St. Galler Mönch. In Ebringen hielten sich immer einige St. Galler Mönche auf. Dorthin versetzte Abt Beda Angehrn (1767–1796) die Anführer der ihm misstrauenden Mönchsopposition, an deren Spitze sein Nachfolger Pankraz Vorster stand. Dieser weilte nach seiner Vertreibung aus St. Gallen von 1801 bis 1805 in Ebringen im Exil. Mit der Aufhebung des Klosters St. Gallen 1805 fielen die Herrschaften Ebringen und Norsingen an den Kanton St. Gallen, der sie 1806 an die Markgrafen von Baden verkauften.[24] Bis 1824 versah noch ein überaus bedeutender St. Galler Konventuale, P. Ämilian Hafner, die Pfarrei Ebringen.[25]

Die zweite wichtige St. Galler Niederlassung im Reich war Schloss und Herrschaft Neuravensburg, nördlich von Lindau im württembergischen Argengau gelegen, mit den Pfarreien Schwarzenbach und Roggenzell. Schon im 13. Jahrhundert st. gallisch geworden, wurde Neuravensburg von 1608 bis 1803 direkt vom Galluskloster durch einen Obervogt weltlichen Standes verwaltet. Geistliche Statthalter sind nur wenige belegt. Im Exil 1712 bis 1718 war Neuravensburg der Sitz des Klosters. 1717 starb dort Abt Leodegar Bürgisser und wurde Joseph von Rudolphi zu seinem Nachfolger gewählt. In den letzten Jahren der fürstäbtlichen Herrschaft diente das Schloss Neuravensburg erneut als Exilort des St. Galler Abts und mehrerer Mönche. Im Reichdeputationshauptschluss von Regensburg 1803 wurde jedoch die Herrschaft Neuravensburg dem Fürsten von Dietrichstein zugesprochen. Letzter Statthalter des Klosters St. Gallen war P. Theodor Wick. Noch von 1805 bis 1818 betreute dieser die Pfarrei Roggenzell, von wo aus er sich für die Wiederherstellung des Klosters St. Gallen einsetzte.[26]

Wie bereits eingangs erwähnt, war der Ordensgründer Benedikt gegenüber auswärtigen Tätigkeiten seiner Mönche misstrauisch. Doch schon im frühmittelalterlichen Kloster St. Gallen hatten manche Mönche auswärtige Tätigkeiten auszuüben, in erster Linie bei der Ausstellung von Urkunden. St. Gallen wurde im achten bis zehnten Jahrhundert häufig mit Güterschenkungen bedacht. Die betreffenden Rechtsgeschäfte wurden oft ausserhalb von St. Gallen beur-

---

24) Zu Ebringen siehe von Arx Ildefons, Geschichte der Herrschaft Ebringen, Freiburg i. Br. 1792 (Nachdruck Freiburg i.Br. 1860); Schott Clausdieter, Weeger Edmund, Ebringen, Bd.1, Freiburg i.Br./Ebringen 1992; HLS, Bd.4 (2005), 54, s.v. Ebringen (Vogler Werner); HLS, Bd. 9 (2010), 279, s.v. Norsingen (Burmeister Karl Heinz).
Zur St. Galler Mönchsopposition siehe Anm. 7.
Bestallung des Statthalters von Ebringen: StiASG, Rubr. 29/Fasz. 2 (von 1763).

25) Zu Pater Ämilian Hafner: Henggeler, Nr. 619.

26) Zu Neuravensburg: Meister Markus, Die Geschichte der Burg Neuravensburg (Hausarbeit an der Pädagog. Hochschule Weingarten), Manuskript 1997: HLS, Bd. 9 (2010), 206 f. (Burmeister Karl Heinz).
St. gallische Statthalter: P. Bernhard Hartmann 1514 (Henggeler, Nr. 216); P. Otmar Kessler 1642–1646 (Henggeler, Nr. 261); P. Theodor Wick 1799–1803/04 (Henggeler, Nr. 631).

kundet. Zu diesen Rechtsakten hatten St. Galler Mönche als Zeugen zu reisen, und oft waren auch die Schreiber entsprechender Dokumente St. Galler Konventualen. Wir treffen diese Mönche auch weit weg vom Kloster an. In Mönchaltorf (Kt. Zürich) etwa waren bei einem Schenkungsgeschäft im Jahre 872 der Abt selbst und sieben weitere Mönche – der Dekan, der *sacratarius*, der *camerarius*, der *cellerarius*, der *hospitarius*, der *portarius* und der *praepositus* – also die gesamte „Führungsriege" der Abtei anwesend, dazu kam noch der Schreiber.[27] Besonders wichtig waren sodann die Aussenpröpste des Klosters, St. Galler Patres, die den Abt verbanden mit den Verwaltern klostereigener Höfe, den Meiern. Solche Aussenpröpste, mindestens vier an der Zahl, waren beispielsweise wohl im breisgauischen Wittnau oder im Oberaargau tätig.[28]

Erst recht war die Abwesenheit von Mönchen ausserhalb des Klosters über kürzere oder längere Zeit in der barocken Fürstabtei des 16. bis 18. Jahrhunderts mit Staatsverwaltung und „Aussenstationen" etwas Normales. Nun dauerten die Aufenthalte auswärts wiederholt gar über lange Jahre.[29]

Wie wir schon beim Pater Statthalter und beim Küchenmeister in St. Gallen sahen, achteten die St. Galler Äbte darauf, dass ihre Konventualen „im Aussendienst" ob ihren mannigfachen Aufgaben ihren Mönchsstand und die Beachtung der Regel nicht vernachlässigten oder gar vergassen.

In der Bestallung des Pater Küchenmeisters in St. Johann vom 17. Mai 1729 ist zu lesen: … *Quando praefectus culinae in autumno aut alias per annum mittitur Vaducium ad vindemiam, ibidem exercitiorum consuetorum non obliviscatur et taliter se gerat, ut saeculares, quibuscum agere debet, videant ipsum verum bonum pium sancti Benedicti filium et religiosum sancti Galli esse* …. Übersetzt: *Wenn der Küchenmeister im Herbst oder sonst im Laufe des Jahres nach Vaduz zur Weinlese geschickt wird, soll er dort seine gewohnten geistlichen Verpflichtungen nicht vergessen und sich so verhalten, dass die Personen weltlichen Standes, mit denen er zu tun hat, sehen, dass er ein wahrer, guter, frommer Sohn des heiligen Benedikt und Mönch des heiligen Gallus ist*.[30]

Viele Mönche waren als „Einzelkämpfer" auswärts tätig. Sie waren damit für kurze oder längere Zeit nicht mehr in eine Gemeinschaft, in eine *vita communis*, eingebettet. Nur in St. Johann war – in kleinerem Rahmen als in St. Gallen selbst – ein Klosterbetrieb, eine *vita monastica* mit allen dazugehörigen Aktivitäten, eine gemeinsame Tagesstruktur nach der Regel möglich.

---

27) Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, Bd. 2, Zürich 1866, Nr. 556 (ed. Wartmann Hermann).

28) Schaab, Rupert, Mönch in St. Gallen. Zur inneren Geschichte eines frühmittelalterlichen Klosters (=Vorträge und Forschungen, Bd. 47), Ostfildern 2003, 214–225.

29) Siehe unten.

30) Bestallung von 1729, StiASG, Rubr. 29/Fasz.2.

V. Die geistliche Landesverwaltung der Fürstabtei St. Gallen

Neben der weltlichen – politischen und ökonomischen – Verwaltung des St. Galler Klosterstaates ist auch die intensive geistliche Landesverwaltung der Äbte anzuführen.[31]

In Konkordaten mit dem übergeordneten Bistum Konstanz 1613 und vor allem 1748 erlangte das Kloster weitgehende Selbständigkeit in der geistlichen Verwaltung seiner Lande. 1614 wurde das st. gallische Offizialat, eine Art geistliche Kurie, geschaffen. Als Stellvertreter des Abtes leitete der Pater Offizial, der *officialis in spiritualibus generalis*, die geistliche Landesverwaltung. In einer Bestallung von 1693 wird er als *parochus omnium parochorum* bezeichnet.[32] Er residierte in St. Gallen im Kloster. Aufsicht über die Priester, über die Pfarreien, über Leben und Sitten der Untertanen, Leitung des geistlichen Gerichts (für Ehefragen und Streitigkeiten verschiedener Art zuständig) waren für ihn wichtige Aufgaben. Die Tätigkeit des Offizials führte zur Gründung neuer Pfarreien und zum Bau neuer Kirchen und Kapellen. Auch der Offizial hatte seinen Mitarbeiterstab, drei bis fünf Mönche – den Vizeoffizial und geistliche Richter – dazu zwei bis drei Angestellte weltlichen Standes.[33]

Als wohl tatkräftigster aller St. Galler Offiziale ist Pater Iso Walser, Offizial 1759–1785, aus Feldkirch in Vorarlberg stammend, zu erwähnen. In Zusammenarbeit mit dem Baumeister Johann Ferdinand Beer aus dem Bregenzerwald liess Walser 19 Kirchen neu errichten und 21 umbauen bzw. renovieren. Seine Tätigkeit führte zur Entstehung von sieben neuen Pfarreien und sechs Kaplaneien[34] Intensiv förderte er das religiöse Leben in den Pfarreien, allerdings in sehr konservativem Sinn (Reliquienkult, prunkvolle Prozessionen u. a.), was Mönchen, die dem neuen Gedankengut des 18. Jahrhunderts gegenüber aufgeschlossener waren, als kostspielige Frömmelei unangenehm war.[35]

An verschiedenen Orten stellte das Kloster St. Gallen auch den

Pfarrer,

so im 17./18. Jahrhundert fast immer im überwiegend reformierten toggenburgischen Oberamt (Alt St. Johann, Nesslau, Neu St. Johann, Wildhaus, Stein, Hemberg, St. Peterzell) und gelegentlich an anderen Orten, wo es gerade als notwendig oder sinnvoll erschien, nicht einen Weltpriester, sondern einen St. Galler Kapitularen als Pfarrer einzusetzen. Nur ganz wenige der im

---

31) Dazu grundlegend Duft Johannes, Die Glaubenssorge der Fürstäbte von St. Gallen im 17. und 18. Jahrhundert, Luzern 1944.

32) *Instructio pro officiali s. Galli anno 1693*: StiASG, Bd. 840, 479–493 (v.a. 429).

33) Zum Offizialat: Duft, wie Anm. 31, 44–64; derselbe HelSac, Bd. III/2/1, 1351–1369.

34) Zu P. Iso Walser: Henggeler, Nr. 528; Grünenfelder Josef, Beiträge zum Bau der St. Galler Landkirchen unter dem Offizial P. Iso Walser 1759–1785 (Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 85, 1967, 1–334).

35) P. Weidmann Franz, Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zween letzten Fürstäbten von St. Gallen, St. Gallen 1934, 30–32.

oberen Toggenburg beschäftigten Patres stammten aus dem Lande selbst. In Alt St. Johann und in der Propstei St. Peterzell waren meist zwei St. Galler Patres anwesend. Wiederholt versahen St. Galler Konventuale auch in Rorschach und Wil das Amt des Pfarrers.[36]

Auch die Tätigkeit als

Beichtiger

in den sanktgallischen Frauenklöstern (Maria vom Guten Rat, Notkersegg-St. Gallen; St. Wiborada, St. Gallen-St. Georgen; St. Katharina, Wil; St. Scholastika, Rorschach; Maria der Engel, Wattwil; Mariahilf, Altstätten; St. Gallus und St. Otmar, Glattburg) und im appenzellischen Kloster Wonnenstein nahmen St. Galler Konventualen wahr. Sie wohnten teils in den Klöstern selbst, teils erfüllten sie ihre Aufgabe von St. Gallen oder regionalen Niederlassungen des Klosters aus, bald als Haupt-, bald als Nebenauftrag.[37]

Ein wichtiges Instrument der geistlichen Landesverwaltung waren die

Visitationen,

die Kontrollbesuche der Klosterleitung in den Pfarreien, Kaplaneien, Gemeinden, Kirchen, Kapellen. Geprüft wurde zweierlei: Erstens Bauten, Kirchengerät, Wohn- und Lebensverhältnisse (*visitatio localis* oder *realis*), und zweitens wurden die wichtigsten Personen, sowohl diejenigen geistlichen als auch diejenigen weltlichen Standes *verhört* (der Ausdruck kommt in den Visitationsberichten vor; *visitatio personalis*). Die „Verhörten" begegneten den Klosteroberen „Auge in Auge", d.h. sie konnten ihrerseits auch die lokalen Anliegen und Sorgen an höchster Stelle anbringen. Seit etwa 1600 wurden solche Visitationen regelmässig durchgeführt. Visitator war oft der Abt selbst, begleitet etwa von zwei Mönchen, dem Offizial und einem Konventualen im Rang eines Apostolischen Notars, manchmal waren es zwei Mönche höherer Position, der Offizial oder der Subprior und ein *notarius apostolicus*. Die Visitatoren waren tage- und wochenlang zu Pferd im Klosterterritorium unterwegs.[38] 1742 visitierte Abt Cölestin Gugger alle Gotteshäuser des St. Galler Klosterstaates. Dabei war er mit seiner Begleitung mehr als vierzig Tage lang unterwegs. Die „Inspektionsreise" und die schlechten Wegverhältnisse machten die Arbeit für die Visitatoren auch körperlich zu einer anspruchsvollen Heraus-

---

36) Henggeler, passim; Rothenflue Franz, Toggenburger Chronik, Bütschwil 1887; Huber Johannes, wie Anm. 22, 179.

37) Z. B.: P. Dionys Mattlin war als Küchenmeister im Hof Wil auch Beichtiger im dortigen Frauenkloster (Henggeler, Nr. 353); P. Anton Betschart war Offizial und zugleich Beichtiger in Notkersegg bzw. St. Georgen (Henggeler, Nr. 383); P. Markus Buol war als Küchenmeister in Rorschach auch Beichtiger im Kloster St. Scholastika (Henggeler, Nr. 476).

38) Zu den Visitationen: Duft, wie Anm. 31, 66–91; Hollenstein Lorenz, Die Fürstäbte von St. Gallen visitieren das Oberberger Amt (Oberberger Blätter 2010/2011, Gossau SG 2011, 49–73).

forderung – der Abt war ja nicht ein kraftstrotzender Jüngling. Die Visitationsreise 1759 musste der 58-jährige Abt Cölestin im Toggenburg unterbrechen und einen zweitägigen Erholungsaufenthalt in Wil einschalten: Dort *hab ich ausgeruhet, weilen ich wegen beständigem Reisen und hartesten Strassen sehr ermattet war, hab mich ein und anders Mahl mit Spazieren erquickt*. Am Ende seiner Visitationsreise, nach dem Besuch von 36 Pfarreien, schrieb er ins Tagebuch: *Ware von der langen Reise nit wenig abgemattet*.[39]

VI. Die Schweizer Benediktinerkongregation – Unterstützung auswärtiger Klöster

Im Jahre 1602 und in den folgenden Jahren schlossen sich die neun alten Schweizer Benediktinerklöster zur Schweizer Benediktinerkongregation zusammen. Im Rahmen der Gegenreformation hatte diese den Sinn, die Gesamtheit der neun Klöster und jede einzelne Abtei im Innern und gegen aussen zu stärken. Alle Mitgliederklöster hatten neue Verpflichtungen zu übernehmen. St. Gallen war unter den schweizerischen Benediktinerklöstern im ersten Rang. Der Vorsitzende der Kongregation konnte ein St. Galler Abt sein, der Kongregationssekretär ein St. Galler Mönch. Man hatte die Versammlungen der Kongregation, die im Wechsel in den verschiedenen Klöstern stattfanden – etwa alle zwei bis drei Jahre – zu besuchen oder diese Äbtetreffen selbst zu organisieren. Äbte der Kongregation, meistens jeweilen zwei, führten die Visitationen in den Partnerklöstern durch.[40]

Im Rahmen der Kongregation bot St. Gallen den schweizerischen Partnerklöstern wiederholt personelle Unterstützung. Davon profitierte gerade etwa Disentis, das häufig Reformbedarf hatte. Der St. Galler P. Tuotilo Brager etwa weilte in drei Malen fast 15 Jahre lang in Disentis und war dort Subprior.[41] P. Bernhard Frank von Frankenberg wurde 1743 gar Abt von Disentis; ausserordentlich tüchtig, stand er dem Kloster bis zu seinem Tod 1763 vor.[42] Ihm wurde von St. Gallen zur Unterstützung P. Beat Keller mitgegeben, der in Disentis

39) Belege für die vorstehenden Details und Zitate zu den Visitationen siehe bei Hollenstein, wie Anm. 38.

40) Zur Schweizer Benediktinerkongregation: P. Kiem Martin, Die schweizerische Benediktiner-Congregation in den drei ersten Jahrhunderten ihres Bestehens, Solothurn 1902; HelSac, Bd. III/1/1, Bern 1986, 115–129 (Reinhardt Rudolf); P. Schenker Lukas, Die Schweizer Benediktinerkongregation (Germania Benedictina, Bd. I, St. Ottilien, 1999, 433–476); Abt Schenker Lukas et al., Benediktinische Gemeinschaften in der Schweiz. 400 Jahre Schweizerische Benediktinerkongregation, Gossau SG 2002. Aus der zitierten Literatur geht hervor, dass im Zeitraum 1603 bis 1796 (193 Jahre) während 132 Jahren St. Galler Äbte die Funktion des Ersten Visitators (des Vorsitzenden) ausübten. Unter den Kongregationssekretären im gleichen Zeitraum finden sich sechs St. Galler Konventualen.

41) Henggeler, Nr. 526.

42) Henggeler, Nr. 465.

während einigen Jahren als Dekan und Statthalter wirkte.[43] Nebenbei sei erwähnt, dass die Abtei St. Gallen in Mariaberg-Rorschach zehn Jahre lang den Disentiser Abt Kolumban Sozzi beherbergte, nachdem dieser in seinem Kloster zur Resignation genötigt worden war.[44]

Auf auswärtige Unterstützung war vor allem auch die Abtei Pfäfers angewiesen, die immer wieder sozusagen „ein Sanierungsfall" war. Nicht nur, aber auch von St. Gallen aus kam Unterstützung. P. Joachim Müller wirkte von 1661 bis 1665 als Statthalter in Pfäfers[45] und P. Antonin von Beroldingen war acht Jahre lang Dekan im Taminakloster.[46]

P. Benedikt Luzenberger, den Abt Bernhard Müller zur Erlernung der Buchbinderkunst nach Muri gesandt hatte, wurde darin so tüchtig, dass er seinerseits einen Einsiedler Pater ausbildete und nach Einsiedeln gerufen wurde, um dort bei der Einrichtung einer Buchbinderwerkstätte behilflich zu sein.[47]

Manch weitere Beispiele personeller Unterstützung von Klöstern der Schweizer Benediktinerkongregation durch St. Galler Mönche könnten angeführt werden.

Im 17. Jahrhundert leistete die Abtei St. Gallen auch einigen ausländischen Klöstern intensive personelle Unterstützung, so den Klöstern Fulda, Ettenheimmünster und Murbach.

Während des Dreissigjährigen Krieges bat Fürstabt Bernhard Schenk von Schweinsberg von Fulda die Abtei St. Gallen um personelle Hilfe zur Durchführung einer Reform in seinem Kloster. Insgesamt zehn St. Galler Kapitularen weilten zwischen 1626 und 1632 in Fulda als enge Mitarbeiter, Berater und Reisebegleiter des Abts. Ein Teil von ihnen ging von Fulda weiter ins nahe Hersfeld zur Unterstützung des dortigen Abtes. Angesichts der Schwedengefahr kehrten alle um 1631/32 nach St. Gallen zurück.[48] Einer der nach Fulda gesandten St. Galler Mönche hat über seinen Aufenthalt schriftlich berichtet, P. Aegidius Jonas.[49]

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts befand sich auch das Kloster Ettenheimmünster in einer Reformphase. St. Gallen unterstützte es dabei. 1653 erbat sich das Kapitel von Ettenheimmünster den St. Galler Subprior P. Franz Hertenstein als Abt. Mit Erlaubnis seines Abts Pius Reher sagte P. Franz zu. Man garantierte ihm dabei die Rückkehrmöglichkeit nach St. Gallen, falls zwingende Umstände dies eines Tages erfordern sollten. Er blieb seinem Heimatkloster als *frater adscriptus* auch weiterhin verbunden. Nach der Benediktion 1655 leitete Abt Franz Hertenstein die Abtei Ettenheimmünster 24 Jahre lang. 1679 nötigten ihn kriegerische Ereignisse zum Verlassen seines Klosters. Er kehrte

43) Henggeler, Nr. 488.
44) HLS Bd. 11 (2012), 670 s.v. Sozzi (Urban Affentranger).
45) Henggeler, Nr. 301.
46) Henggeler, Nr. 320.
47) Henggeler, Nr. 236.
48) Henggeler, Nr. 213, 216, 219, 224, 225, 233, 242, 247, 248, 250.
49) Henggeler, Nr. 247. – Der Bericht über den Aufenthalt in Fulda bei P. Chrysostomus Stipplin, StiASG, Bd. 195, 556–569.

nach St. Gallen zurück, wo er noch sieben Jahre lang seinen Lebensabend verbrachte. Ein weiterer St. Galler Kapitular, P. Konrad Holzapfel, kam 1653 als Prior nach Ettenheimmünster, wo er bis 1660 blieb[50].

Unermüdlich unterstützten die St. Galler Äbte die seit dem Spätmittelalter reformbedürftige Abtei Murbach im Elsass, die immer wieder kriegerischen Ereignissen ausgesetzt war. Mehr als 30 St. Galler Kapitularen, darunter eine ganze Reihe aus dem Elsass stammende, waren zwischen 1616 und dem beginnenden 18. Jahrhundert unter mühsamen Umständen in Murbach aktiv. Die ersten Reformmönche aus St. Gallen kamen auf Bitten von Erzherzog Leopold, Bischof von Strassburg, nach Murbach. Unter ihnen war P. Kolumban Tschudi, der in Murbach Dekan und dann Administrator der Abtei wurde.[51] Er war ausserordentlich tüchtig, förderte Disziplin und Schule, brachte die Ökonomie voran, liess renovieren und bauen. Angesichts der vorrückenden Schweden musste er mit seinem Konvent 1633 fliehen. P. Meinrad von Baden wirkte gegen 40 Jahre lang in Murbach.[52] P. Anselm Meyer war dort 20 Jahre lang Dekan.[53] Während über 20 Jahren förderte P. Pius Knobel als Organist den Gottesdienst und die Musik in Murbach.[54] Pater Kolumban von Andlau wurde zwei Mal, 1662 und 1686, vom Murbacher Kapitel zum Abt gewählt. Das erste Mal hintertrieb der damalige Bischof von Strassburg den Amtsantritt, das zweite Mal nahm P. Kolumban selbst die Wahl nicht an.[55] Um sein Erbe wurde zwischen Murbach und St. Gallen über Jahre heftig gestritten, bis es endlich 1722 zu einem Vergleich kam. Der St. Galler Abt Joseph von Rudolphi hatte nun genug von der Unterstützung ausländischer Klöster. Empört notierte er in seinem Tagebuch die Frage, ob das nun der Lohn dafür gewesen sei, dass St. Gallen Murbach wiederholt vor dem Untergang gerettet habe. Und er folgerte, es sei besser, wenn sich St. Gallen nun auf sich selber konzentriere, statt anderen Abteien zuzudienen.[56]

VII. Weitere auswärtige Aufenthalte von St. Galler Mönchen

Das Studienwesen

Die meisten St. Galler Mönche absolvierten – vor allem im 17. Jahrhundert, im Zeitalter der Gegenreformation – nach der klosterinternen Ausbildung über Monate und Jahre auswärts Hochschulstudien, vor allem zwischen Profess und Priesterweihe, aber auch nachher. Viele studierten bei den Jesuiten in

50) P. Franz Hertenstein: Henggeler, Nr. 275 und Staerkle Paul, Abt Franz Hertenstein von Rorschach 1610–1686 (Rorschacher Neujahrsblatt 47, 1957, 5–12). – P. Konrad Holzapfel: Henggeler, Nr. 308.
51) Henggeler, Nr. 214.
52) Henggeler, Nr. 315.
53) Henggeler, Nr. 316.
54) Henggeler, Nr. 329.
55) Henggeler, Nr. 313.
56) TB Rudolphi 1, 25. Januar 1722.

Villingen, man hörte dort Philosophie und Theologie. An der Jesuitenuniversität Ingolstadt stand das Rechtsstudium im Vordergrund. Vor allem die Benediktineruniversität Salzburg, daneben Rom, Mailand, Paris, Clermont und Dôle im Burgund, waren weitere Studienorte. Zu den Studien konnten Weiterbildungsaufenthalte in anderen Klöstern treten. P. Balthasar Schlory etwa wurde im Kloster Ottobeuren im Bücherschreiben und im Choralgesang ausgebildet. P. Maurus Buol wurde ins Kloster Rheinau geschickt, *damit er etwas von der Architektur erlehrne*. Zugleich restaurierte er dort die Chororgel. P. Franz Hertenstein und P. Andreas Hofmann wurden am 27. Februar 1645 nach Einsiedeln gesandt, um sich dort *ein rechte teusche Schrift* anzueignen. P. Aegidius Hartmann begab sich im Rahmen der von Abt Joseph von Rudolphi an die Hand genommenen Reorganisation des Archivs im Januar 1722 in die Abtei Fischingen, *ihr wohl eingerichts Archiv und besonders die Cameralia zu besichtigen und zu erlehrnen*.[57]

Im 18. Jahrhundert wurde kaum mehr im Ausland studiert: offenbar war im eigenen Kloster genug Potential für die Ausbildung in allen wichtigen Materien vorhanden. Unter den St. Galler Kapitularen gab es zahlreiche Juristen, viele *notarii apostolici*.[58]

Einige St. Galler Kapitularen wirkten als Professoren an der Universität Salzburg, als hervorragendster P. Cölestin Sfondrati, der spätere Abt und Kardinal, der in Salzburg 1680–82 Kirchenrecht dozierte.[59]

Spezielle Aufträge und Anlässe zu Aufenthalt auswärts

Verschiedene spezielle Anlässe konnten St. Galler Konventuale für Tage oder länger an auswärtige Orte führen.

Die Äbte, begleitet in der Regel von einem Konventualen, nahmen etwa an Abtswahlen in anderen Klöstern teil[60] Man schickte Vertreter des Klosters an

---

57) Studien: siehe Henggeler, fast bei allen Konventualen-Kurzbiographien des 17. Jahrhunderts. – Weiterbildung: Henggeler, Nr. 190 (Schlory), TB Rudolphi 2, 19. Juni 1727; Henggeler, Nr. 476 (Buol); StiASG, Bd. 1932 (Tagebuch Abt Pius Reher), 27. Febr. 1645 und Henggeler, Nr. 275 und 288 (Hertenstein, Hofmann); TB Rudolphi 1, 6. Jan. 1722 und Henggeler, Nr. 463 (Hartmann).

58) Z.B. Henggeler, Nr. 264, 333, 381, 445, 475, 496, 528. – Die apostolischen Notare wurden vom Abt ernannt, vgl. StiASG, Bd. 319, 7–9, 509–512 und Bd. 317, 271 f. sowie TB Rudolphi 2, 20. Dez. 1728.

59) Henggeler, Nr. 345; Vogler Werner, Cölestin Sfondrati als akademischer Lehrer in Salzburg (Grotans Anna, Beck Heinrich and Schwob Anton (Hrsg.), De consolatione philologiae: Studies in Honor of Evelyn S. Firchov, Bd. 1, Göppingen 2000, 425–437). In Salzburg dozierten 1651–1653 auch P. Placidus Bridler (Henggeler, Nr. 272) und 1658/59 P. Tutelo Gebel (Henggeler, Nr. 281).

60) Z.B. Henggeler Nr. 438 (vgl. TB Rudolphi 1, 24.–26. Sept. 1723); Henggeler Nr. 486, 487, 488, 500, 552. – P. Basilius Balthasar nahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an einer ganzen Reihe auswärtiger Abtswahlen teil: Henggeler, Nr. 496.

die Engelweihe in Einsiedeln.[61] Mönche beteiligten sich an theologischen und philosophischen Disputationen in anderen Abteien.[62] Gelegentlich galt es, auswärts zu predigen.[63] Zwei Patres wirkten im Jubeljahr 1700 als deutsche Beichtväter in Rom.[64] Wechselte in Luzern der päpstliche Nuntius, so wurden in der Regel Kapitularen nach Luzern abgeordnet, um den neuen im Namen der Abtei zu begrüssen.[65] Wurde in St. Gallen ein neuer Abt gewählt, so brach er bald einmal in seine Untertanengebiete auf, um – in der „Alten Landschaft", im Toggenburg, im Rheintal, im Thurgau, in Neuravensburg, in Ebringen – persönlich die Huldigung, d. h. die Loyalitätserklärung durch die lokale Bevölkerung, entgegenzunehmen.[66]

Zur Erholung diente den Mönchen die meist zweitägige Vakanz an einem auswärtigen Ort, oft im „gesunden" Mariaberg-Rorschach.[67] Kranke, gesundheitlich erholungsbedürftige Mönche wurden zu Bade- und anderen Kuren geschickt. Als Badeort war das Bad des Klosters Pfäfers in der Taminaschlucht hinter Ragaz beliebt.[68]

---

61) Z.B. Henggeler, Nr. 269 (1653: der spätere Abt von St. Gallen P. Gallus Alt predigte an der Engelweihe); Henggeler, Nr. 496 (P. Basilius Balthasar begleitete 1748 Abt Cölestin Gugger zur 800 Jahr-Feier der Engelweihe, 1760 predigte er an der Engelweihe).

62) Z.B. Henggeler, Nr. 470 (Disputationen in Fischingen und Muri), 488 (Rheinau), 527 (Muri, Ottobeuren), 528 (Kempten), 534 (Kempten, Rheinau), 592 (Einsiedeln). – TB Rudolphi 1, 18. Aug. 1726: *Duos P.P. Professores auf Disputation in Mererau geschickht.*

63) Z.B. Henggeler, Nr. 439 (P. Mauritius Müller predigte 1738 an den grossen Translationsfeierlichkeiten des hl. Pankraz in Wil); Nr. 534 (P. Beda Angehrn, der spätere Abt, predigte 1759 am Rosenkranzfest in Neresheim D, wo sein Cousin Benedikt Maria Abt war); Nr. 592 (P. Bernhard Hannes reiste am 13. Juni 1783 nach Muri, um dort am Dienstag vor Fronleichnam *die österreichische lateinisch und deutsche Jahrzeitpredig …* zu halten). Vgl. auch Anm. 61.

64) Henggeler, Nr. 404 (P. Lukas Jeremias Grass), Nr. 417 (P. Jodocus Müller); die beiden absolvierten gleichzeitig in Rom ein Universitätsstudium.

65) Z.B. Henggeler, Nr. 488, 496, 528, 533, 550.

66) Z.B. Huldigung des Wileramtes 1655 (StiASG, X 65, fol. 143v); des Toggenburgs 1687 (StiASG, X 43, Nr. 18). – Am 10. Juli 1718 nahm Abt Joseph von Rudolphi die Huldigung in Neuravensburg ein (TB Rudolphi 1). – StiASG, Bd. 891A, 7–12: Huldigungen im ersten Jahr der Regierung von Abt Cölestin Gugger (1740–45); nicht nur in den Stammlanden, sondern auch in Neuravensburg und Ebringen nahm der Abt die Huldigung persönlich entgegen.

67) Z. B. TB Rudolphi, 9. Okt. 1719: *Die RR. Patres nacher Rorschach heüt in der Früe in annuam recreationem geschickt ….* Abt Cölestin Gugger begab sich am 24. Juli 1740 nach Rorschach, *um die Lufft zu enderen und die Kräfften zue erhohlen* (Tagebuch Gugger: StiASG, Bd. 273, sub dato).
Einige Mönche unternahmen mit Billigung des Abts nicht nur Vakanztage, sondern Vakanzreisen, so z. B. in bayrische Klöster (Henggeler, Nr. 234, 237) oder nach St. Blasien (Henggeler, Nr. 528, 552).

68) Z.B. Henggeler, Nr. 286, 300, 438, 455 (Pfäfers); Henggeler, Nr. 594 (Baden); Henggeler, Nr. 599 (St. Moritz); Henggeler, Nr. 221 (Bäder im Württembergischen); Henggeler, Nr. 438 (Geissmolkenkur in Appenzell); Henggeler, Nr. 573 (Eselmilch-

Der eine oder andere Mönch wurde an die eidgenössische Tagsatzung geschickt oder etwa an die Friedensverhandlungen mit Zürich und Bern am Ende des Toggenburger – (1712er-) Krieges und an weitere Konferenzen betreffend das mühsame Verhältnis zwischen Fürstabtei und dem Toggenburg.[69] Verschiedene Mönche vertraten die Abtei auswärts in Prozessen, so in Ulm um die Herrschaft Neuravensburg oder in Rom im Jurisdiktionsstreit mit dem Bistum Konstanz. In letzterem weilte P. Jodocus Metzler zwischen 1607 und 1613 mehrmals und für längere Zeit in Rom[70].

Andere Mönche waren an den Grenzfestlegungen des Klosterterritoriums in den 1720er und 30er Jahren leitend „im Feld" tätig. P. Statthalter Benedikt Castorff führte zusammen mit Landeshofmeister Joseph Anton Püntener für die Abtei St. Gallen 1723–28 das grosse Grenzbereinigungsgeschäft mit der Landvogtei Thurgau und dem Bistum Konstanz durch, auf das die heutige Grenze zwischen den Kantonen St. Gallen und Thurgau zurückgeht. Tage-, ja wochenlang war er zu Fuss im Bereich der Grenzverläufe aktiv mit den Marchen- und Marksteinfestlegungen beschäftigt, was *unbeschreibliche Müehe* erforderte[71] Am 14. Juni 1645 standen Dekan und Statthalter von St. Gallen mit sechs anderen Kommissären auf der Sonderegg über Berneck und bereinigten bei einem Augenschein die st. gallisch-appenzellische Grenze in der Gegend. Eine schöne Karte von Berneck, die älteste Karte des Stiftsarchivs, ist ein Nebenergebnis dieser Streitschlichtung.[72]

Überblickt man die grosse Vielfalt an auswärtigen Einsatzmöglich- und –notwendigkeiten der St. Galler Kapitularen, so überrascht die hier vorzubringende Schätzung, dass sich gleichzeitig in der Regel kaum viel mehr als die Hälfte, höchstens zwei Drittel der St. Galler Mönche „zu Hause" aufhielten, nicht. Fanden eine Abtswahl oder ein Generalkapitel statt, mussten zahlreiche Patres erst nach St. Gallen anreisen, denn zu diesen Anlässen war möglichste Vollzähligkeit gefordert. Als Abt Leodegar Bürgisser 1717 im Exil auf Schloss Neuravensburg starb und die rasche Wahl eines Nachfolgers nötig war, mussten die Konventualen erst aus ihren verschiedenen Exilaufenthalten in Süd-

---

kur in Wil). – Abt Beda Angehrn weilte 1788 zur *cura medica 2 Monate 12 Tag* auf Mariaberg-Rorschach (StiASG, Bd. 1281, 264).

69) Z.B. Henggeler, Nr. 436, 463. – An den eidgenössischen Tagsatzungen wurde die Fürstabtei St. Gallen in der Regel durch den Landeshofmeister vertreten, doch gelegentlich waren auch Patres dabei: P. Johann Nepomuk Hauntinger weilte im Frühling 1797 einen Monat lang als stiftsanktgallischer Abgeordneter an der Frauenfelder Tagsatzung (Henggeler, Nr. 607).

70) Henggeler, Nr. 208, 212, 505, 528.

71) TB Rudolphi 2, 28. Febr. 1735; Henggeler, Nr. 438; Vogler Werner und Höhener Hans-Peter, Der Grenzatlas der Alten Landschaft der Fürstabtei St. Gallen von ca. 1730. Stiftsarchiv St. Gallen Band 1204. Faksimile und Kommentar, Langnau am Albis 1991, v. a. Kommentar, 23–32, 43–50.

72) Hollenstein Lorenz, Bernang. Die älteste Karte von Berneck aus dem Jahr 1645, Faksimile und Begleitheft, Langnau am Albis 2008, v.a. Begleitheft, 7–10.

deutschland „zusammengetrommelt“ werden, bis es zur Wahl Josephs von Rudolphi kommen konnte.[73]

VIII. „Mönchs-Karrieren“

Eine breite Palette von Aktivitäten der St. Galler Mönche, verschiedenste Aufenthaltsorte: Die meisten St. Galler Konventualen führten ein abwechslungsreiches Leben.

Ein „Mönchsleben“ konnte ohne Weiteres mehr als ein Dutzend Stationen aufweisen. So kam fast jeder Mönch in jungen Jahren für einige Zeit ins Priorat Neu St. Johann. Die meisten begaben sich zu Studien ins Ausland. Dann konnte eine Tätigkeit in St. Gallen folgen. Es mag dann die Stelle eines Pfarrers zu Nesslau im Toggenburg zu besetzen gewesen sein – fast alle Mönche waren einmal oder mehrere Male in der Seelsorge tätig. Vielleicht folgte die Statthalterschaft in Rorschach. Der Abt konnte jemanden wieder nach St. Gallen zurückberufen und etwa zum Münsterpfarrer machen. Es folgten z.B. zwei bis drei Jahre in einem auswärtigen Kloster. Man machte eine Visitationsreise mit. Statthalter in St. Gallen oder Wil waren höhere Aufgaben. Der eine oder andere brachte es schliesslich zum Dekan oder gar zum Abt. Im vorgerückten Alter konnte man es etwa als Unterstatthalter in Wil oder als Beichtiger in einem Frauenkloster etwas ruhiger nehmen.

Die einzelnen „Amtszeiten“ konnten von kurzer, aber auch von langer Dauer sein. Es gibt viele Beispiele von langen und sehr langen Amtsdauern. So war P. Ulrich Hengartner 24 Jahre lang Dekan (1595–1619), P. Iso Walser 26 Jahre Offizial (1759–1785) und P. Johann Nepomuk Hauntinger während 25 Jahren Bibliothekar (1780–1805); nach der Aufhebung des Klosters betreute er die Bibliothek wieder von 1805 bis zu seinem Tod 1823.[74] Gerade auch bei auswärts tätigen Konventualen sind in manchen Fällen lange Amtsdauern festzustellen. P. Modestus Spiess war 24 Jahre lang (1642–1666), P. Bonaventura Kleber 19 Jahre lang (1735–1754) Statthalter auf Mariaberg/Rorschach. P. Basilius Rinck von Baldenstein stand während 27 Jahren dem Priorat St. Johann vor (1696–1723), P. Thomas Nideröst während 23 Jahren (1658–1681).[75] Es liessen sich weitere Beispiele anführen.

Auch im weit vom Kloster entfernten Ebringen hielten sich St. Galler Mönche während langen Jahren auf, so als Statthalter P. Tutelo Gebel 18 Jahre (1661–1679), P. Augustin Zagot 16 Jahre (1681–1697) und P. Pirmin Widle 20 Jahre (1743–1763). P. Lukas Graf war 26 Jahre lang Pfarrer zu Ebringen (1635–1639, 1645–1667), P. Gallus Meyer 15 Jahre (1774–1789).[76]

---

73) TB Rudolphi 1, 16. Dez. 1717. – Vgl. Buner Victor, Offizial Johann Georg Schenkli 1654–1728. Der st. gallische Klosterstaat im Spannungsfeld zürich-bernischer Politik während des äbtischen Exils, 1712–1718, Rorschach 1974, 198–200.

74) Henggeler, Nr. 208, 528, 607.

75) Henggeler, Nr. 242, 448, 363, 292.

76) Henggeler, Nr. 281, 339, 456, 252, 582.

Gesamthaft jedoch lässt sich feststellen, dass mehrfache bis häufige Wechsel von Funktionen und Dienstort das Typische in den Biographien der St. Galler Priestermönche ist. Dies entsprach einigermassen den Beschlüssen der Schweizer Benediktinerkongregation, die 1702 in St. Gallen gefasst wurden. Dort wurde u.a. festgesetzt, dass mit Ausnahme der hochrangigen Stellen alle Amtsinhaber im Kloster und auswärts innerhalb dreier Jahre auszuwechseln seien.[77]

Ein und derselbe Mönch konnte das gleiche Amt mehrmals innehaben.[78] Auch konnte man gleichzeitig mehrere Aufgaben nebeneinander ausüben. So war der Subprior in der Regel gleichzeitig Novizenmeister.[79] Wir finden einen Küchenmeister, der zugleich Gastpater war.[80] Ein anderer war Unterstatthalter, Bursarius und Kellermeister[81], ein Vestiar zugleich Direktor der klösterlichen Buchdruckerei.[82] Mancher Archivar fungierte zugleich als Kapitelssekretär[83], ein Küchenmeister in Rorschach wirkte gleichzeitig als Kaplan in Untereggen.[84] Fast jeder Mönch wurde ein- oder mehrmals als Lehrer oder Pfarrer eingesetzt.

Jeder Mönch hatte also eine gewisse „Laufbahn". Diese Ämterfolgen waren aber nicht systematisch geregelt. Es gab nicht eine feste Aufstiegsleiter von untergeordneten zu höheren Positionen. Bedeutendere und weniger gewichtige Tätigkeiten wechselten ab. Gewiss sind tüchtige Patres kontinuierlich in höhere Aufgaben aufgestiegen. Die Verteilung der Tätigkeiten erfolgte aber ohne System, eher zufällig. Die Funktionen wurden nicht im Sinne von „Laufbahnstufen" verteilt, sondern der Abt setzte, wenn irgendwo ein neuer Mann nötig wurde, z.B. bei Erkrankung oder Tod eines Amtsinhabers, denjenigen Mönch ein, der gerade verfügbar und für den „Posten" geeignet war.

Die meisten Mönche wurden in verschiedenen Funktionen, vielseitig eingesetzt. Es gab aber auch klar in eine Richtung orientierte Karrieren. Der eine oder andere Mönch mit besonderer Begabung als Lehrer wurde fast ausschliesslich als solcher eingesetzt[85], ein Anderer hatte den Schwerpunkt in der Seelsorgetätigkeit[86], wieder Andere in der Musik[87] oder als Prediger.[88]

Die Zuteilung der Ämter an die Mönche lag allein in der Machtfülle des Abts. Er ernannte sie in bestimmte Funktionen. Der betreffende Mönch hatte

---

77) Kiem, wie Anm. 40, 32. – In diesem Zusammenhang passt die Feststellung von Joachim Salzgeber (Salzgeber, wie Anm. 1, 157), dass es im Kloster „persönliche, anregende, abwechslungsreiche Tätigkeitsgebiete gab. Bis ins Alter hinein erhielten so die Mönche durch ihre Beschäftigung, oder sogar durch den Wechsel ihres Amtes immer wieder einen Anstoss zu neuer Entfaltung ihrer Energie."
78) Z.B. Henggeler, Nr. 225 (Statthalter in Ebringen), Nr. 381 (Bibliothekar).
79) Z.B. Henggeler, Nr. 212, 245, 314, 417, 479.
80) Henggeler, Nr. 525.
81) Henggeler, Nr. 466.
82) Henggeler, Nr. 486.
83) Z.B. Henggeler, Nr. 314, 323, 377, 527.
84) Henggeler, Nr. 381.
85) Z.B. Henggeler, Nr 263, 266.
86) Z.B. Henggeler, Nr. 347, 378, 536.
87) Z.B. Henggeler, Nr. 330, 380.
88) Z.B. Henggeler, Nr. 439, 496.

den Entscheid des Abtes anzunehmen. Der Abt konnte mit dem Gehorsam seiner Konventualen rechnen, ist doch der Gehorsam eine zentrale Bestimmung in der Ordensregel. Diese fordert (Kap. 5), dass es *kein Zögern* geben dürfe, *sobald der Obere etwas befohlen hat*. Die Mönche haben eine Anordnung auszuführen, *als hätte Gott selbst es befohlen*. *Persönliche Interessen* haben sie zurückzustellen, den *eigenen Willen* aufzugeben. Noch mehr: Der Mönch hat in positiver Stimmung, *nicht lustlos oder gar mit Murren oder offener Widerrede* zu gehorchen.[89] P. Hermann Schenk verzichtete laut P. Ildefons von Arx nach dem Willen des Abts auf die ihm angebotene Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars in Wien.[90] P. Ämilian Hafner lehnte 1804 auf Wunsch des Abtes einen Ruf an die Universität Salzburg ab.[91] Es gibt kaum Beispiele von Mönchen, die bei einem „Einsatzbefehl" quasi reklamierten. P. Moritz Müller, ein besonders gelehrter Mönch, grosser Prediger, beliebter Pfarrer, wurde vom Abt, da dieser gerade niemand Anderen zur Hand hatte, als Beichtiger ins Frauenkloster St. Maria Wattwil geschickt.[92] Das passte ihm gar nicht, lesen wir im Tagebuch des Abts.[93] Ob dieser auf seinen Entscheid zurückkam oder nicht, wissen wir nicht.

Wünschte ein Mönch ein Amt aufzugeben, z. B. aus Alters- oder gesundheitlichen Gründen, so hatte er den Abt um Entlassung aus der betreffenden Funktion zu bitten. P. Athanas Gugger, der bedeutende Dramatiker unter den St. Galler Mönchen und ein begnadeter Lehrer, wurde als Landpfarrer nach Wildhaus berufen. Dort gefiel es ihm offensichtlich überhaupt nicht. Er bat kniefällig und unter Tränen um Befreiung von diesem Amt und erklärte sich dabei bereit, jede noch so geringe Tätigkeit an der Schule zu übernehmen. Abt Gallus Alt entsprach seinem Flehen und berief ihn ins Lehramt zurück.[94]

Es gab Mönche mit einer steilen Karriere; eine solche hatte etwa der aus Süddeutschland stammende Pius Reher. Schon zwei Jahre nach der Priesterweihe wurde er ins hohe Amt des Offizials berufen, ein Jahr später war er bereits Subprior und Novizenmeister, und nach weiteren fünf Jahren wurde er zum Fürstabt und Landesherrn gewählt.[95]

Es gab aber auch Mönche, die weder zum Studium noch für höhere Posten geeignet waren. Auch deren Fähigkeiten wurden genutzt. Einer beschäftigte sich mit Kalligraphie, mit Gärtnerei und mit dem Destillieren gebrannter Wasser.[96] Ein Anderer sammelte Heilkräuter und destillierte heilkräftige Wasser – er war im ganzen Toggenburg bekannt. Dazu liebte er die Krankenpflege.[97]

---

89) Steidle, wie Anm. 2, 32 f.
90) Henggeler, Nr. 381.
91) Henggeler, Nr. 619.
92) Henggeler, Nr. 439.
93) TB Rudolphi 2, 23. Juli 1737.
94) Henggeler, Nr. 263: Bitte um Entlassung, weitere Bsp.: Henggeler, Nr. 235, 417, 525, 537, 546: Bd. 273 (Tagebuch Cölestin Gugger), 15. Nov. 1740 (Henggeler, Nr. 413).
95) Henggeler, Nr. 245.
96) Henggeler, Nr. 280.
97) Henggeler, Nr. 290.

Stellt man sich ein Kloster vor, so denkt man an einen friedlichen, ruhigen Ort, der mit einer Mauer von der Welt abgeschirmt ist. Das mag für ein kontemplatives Frauenkloster gelten. Anders eine Benediktinerabtei wie St. Gallen. Keine Mauern schlossen die Mönche ein, sie hatten recht viel freies Denken, weiträumige Bewegungs- und zahlreiche Entfaltungsmöglichkeiten. Eine Vielzahl von Funktionen inner- und ausserhalb des Klosters an ganz verschiedenen Orten und mit ganz verschiedenen Aufgaben stand ihnen zur Verfügung. Mönch in der Fürstabtei St. Gallen: Eine attraktive Tätigkeit! Man hätte eigentlich neidisch auf die St. Galler Mönche sein müssen.

Die *patres expositi* des Klosters St. Gallen

1602 wurde die Schweizer Benediktinerkongregation zur Stärkung der ihr zugehörigen Klöster gegründet.[98] Von Anfang an befassten sich die beteiligten Äbte, die sich regelmässig – alle zwei bis drei Jahre – zu „Arbeitstagungen" versammelten, unter anderem auch mit der Frage, ob es angesichts der in der Regel festgehaltenen Forderung nach *stabilitas loci* zulässig sei, Mitglieder ihrer Konvente über längere Zeit auswärts wirken zu lassen. Angesichts der auswärtigen Besitzungen der Abteien und des Mangels an Weltpriestern waren Einsätze von Konventualen ausserhalb der Klöster unumgänglich. So rückte man von der ursprünglichen benediktinischen Usanz ab und interpretierte, die *stabilitas loci* binde nicht unbedingt an den Ort, wo das Kloster stand, sondern verlange lediglich den Verbleib der betreffenden Konventualen in der angestammten Klostergemeinschaft.[99]

Der Kongregation ging es vor allem um die Hebung der Disziplin in den einzelnen Klöstern. Ihre entsprechenden Vorschriften, Beschlüsse und Statuten von 1602, 1636, 1702, 1748 und 1757 sowie die Rezesse der Äbteversammlungen legten auch den Umgang mit den *patres expositi* fest. Sie akzeptierten den Einsatz von Konventualen an auswärtigen – auch weit entfernten – Orten, stellten aber an die betreffenden Mönche strenge Anforderungen wie Einhaltung des Armutgelübdes, Bewahrung des klösterlichen Geistes und der Verbundenheit mit dem eigenen Konvent, Stundengebet, Meditation, geistliche Lektüre, tägliches Messelesen, wöchentlichen Bericht , vorbildliche Lebensführung, Vorsicht beim Umgang mit Frauen usw. Wichtig war die jährliche Absolvierung von Exerzitien im eigenen Kloster. Die *expositi* sollten sich im Umgang mit ihrer weltlichen Umgebung nicht dem klösterlichen Leben und Geist entfremden und sich nicht weltlichen Verlockungen aussetzen. Wo möglich, sollten auswärts tätige Mönche einen weiteren Pater aus ihrem Konvent bei sich haben.[100]

---

98) Zur Schweizer Benediktinerkongregation siehe Anm. 40.

99) Vgl. Baumann Anton, Die Fürstabtei St. Gallen unter Abt Diethelm Blarer von Wartensee 1530–1564, Diss. theol. Freiburg i.Ü. 1948 (Manuskript im StiASG), 82.

100) Kiem, wie Anm. 40, 4, 7 ff., 31 ff, 35; P. Staub Athanasius OSB, De Origine et Actibus Congregationis Helveto-Benedictinae, Einsiedeln – Salzburg 1924, 1–65; P. Schenker

In der Fürstabtei St. Gallen des 17./18. Jahrhunderts waren in der Regel etwa 25 Konventualen, d.h. etwa ein Drittel bis ein Viertel der Mönche, ausserhalb des Klosters tätig, wie oben schon dargelegt, als Verwalter von Klosterbesitzungen, als Pfarrherren, als Beichtiger in Frauenklöstern.

Bereits Abt Diethelm Blarer beim Wiederaufbau des Klosters St. Gallen nach der Reformation hatte sich mit der Frage der *patres expositi* zu befassen. Laut einem Dekret von Abt, Dekan und Konvent von 1542 verloren ausserhalb der Abtei wohnende Konventualen ihre Rechte und ihre Stellung im Konvent, sollten diese aber bei ihrer Rückkehr von der auswärtigen Tätigkeit wieder erhalten. 1560 erfolgte ein neuer Kapitelsbeschluss: Angesichts des Mangels an Weltpriestern müsse man auch Konventualen als Pfarrer einsetzen. Diese hätten den Ordensgeist zu bewahren und in schwarzer Kleidung und *Priesterbarett* wie die Konventualen im Kloster aufzutreten. Bei Wohlverhalten und tüchtiger Amtsführung solle ein solcher Pfarrer mit vollen Rechten zu wichtigen Kapiteln und zu Abtwahlen beigezogen werden. Ein weiteres Kapitelsdekret von 1561 legte fest, dass die *expositi* jedes Jahr zum allgemeinen Kapitel in St. Gallen zu erscheinen hatten.[101]

Auch Abt Diethelms Nachfolger waren mit dem Problem der *expositi* konfrontiert. Abt Gallus Alt (1654–1687) verpflichtete die Statthalter und ihre *socii*, also etwa den Unterstatthalter, und die Pfarrherren zu jährlichen geistlichen Exerzitien von 10 bis 12 Tagen.[102] Im Tagebuch von Abt Cölestin Sfondrati ist zu lesen, er habe angeordnet, der Offizial solle *mit allem Ernst* allen Pfarrern befehlen, nicht mehr als eine Magd im Hause zu dulden.[103] Auch Abt Cölestin Gugger von Staudach legte Wert auf die *exercitia spiritualia* der *expositi*. Am 22. September 1744 etwa trafen diese in St. Gallen ein, um am Generalkapitel teilzunehmen. Es fand am Vormittag des 23. statt; am Nachmittag empfing der Abt die *expositi*: *Nach Mittag habe mit anwesenden patribus expositis privatim mit jedem geredet*. Am 24. befasste er sich wieder mit ihnen: *Habe … den ganzen Tag zuegebracht mit Ertheilung der Audientz patribus expositis*.[104]

Abt Joseph von Rudolphi (1717–1740)

Am intensivsten beschäftigte sich mit den *patres expositi* Abt Joseph von Rudolphi. Während des Exils im Toggenburgerkrieg 1712 bis 1718 hielten sich die St. Galler Mönche an verschiedensten Orten im In- und Ausland, in Klöstern und Pfarreien auf. Sie befanden sich damit nicht mehr in ihrer St. Galler Klostergemeinschaft und gewöhnten sich offenbar an ein etwas freieres Leben als das, welches die Benediktregel vorschrieb. Joseph von Rudolphi wurde, wie bereits erwähnt, von einem „aus allen Himmelsrichtungen" her zusam-

---

Lukas, wie Anm. 40, 457–460. – StiASG, Rubr. 39/Fasz. 1 (Rezesse der Kongregation).

101) Baumann, wie Anm. 99, 82–85.

102) StiASG, Bd. 266 (Tagebuch Gallus Alt), 11. Okt. 1679.

103) StiASG, Bd. 271 (Tagebuch Sfondrati), 9. Aug. 1687.

104) StiASG, Bd. 274 (Tagebuch Cölestin Gugger), 22.–25. Sept. 1744.

mengekommenen Konvent in Neuravensburg zum Abt gewählt. Vielleicht hat dieser Anfang seiner Regierung in ihm ein tiefes Bedürfnis entstehen lassen, seine Mönche streng nach der Regel beisammen zu halten.[105]

Zunächst sah er sich genötigt, Massnahmen zur Wiederherstellung der klösterlichen Disziplin zu ergreifen. Er ermahnte die Mönche, die alte Disziplin im Kloster wieder strikte zu beachten und stellte den früheren Tagesablauf in der Mönchsgemeinschaft wieder her.[106] Regelmässig visitierte er die Zellen und liess daraus wegräumen, was nicht dahin gehörte: *Hab die cellas religiosorum more solito visitirt und die superflua amputirt*.[107] Zum 4. Dezember 1719 kommt in Abt Josephs Tagebuch zum Ausdruck, dass die auswärts wirkenden Konventualen einen negativen Einfluss auf die klösterliche Disziplin hatten: *Weilen die exules religiosi unterschidliche mores mit sich nacher Haus gebracht, die ein grosse Verhinderung der klösterlichen Zucht waren, hab ich heut mit den patribus senioribus consultirt, wie die disciplina antiqua s. Galli aufzubringen sey.*[108]

Abt Joseph dachte offenbar schon bald nach seinem Regierungsantritt daran, seine auswärts tätigen Konventualen ins Kloster zurückzubeordern. Im Priorat Alt St. Johann waren nach dem Umzug der Klostergemeinschaft nach Neu St. Johann 1629 in der Regel zwei St. Galler Konventualen tätig. Der Abt wollte sie nun durch Weltpriester ersetzen. Er warf die Frage auf, ob es notwendig sei, in Alt St. Johann Religiose zu haben und nicht Weltpriester.[109] Dies gefiel der lokalen Bevölkerung nicht. Am 5. Oktober 1718 baten *etliche catholische Alt St. Johanner* den Abt, ihnen ihren Pfarrer, den St. Galler Pater Ulrich Strauss, *zu lassen*.[110] So geschah es auch, bis in den Herbst 1726 versahen St. Galler Mönche die Pfarrei Alt St. Johann. Dann aber drohte der Weggang des beliebten Pfarrers P. Mauritius Müller. Die Alt St. Johanner reagierten, wie zum 22. Oktober 1726 im Tagebuch des Abts zu lesen ist: *Catholisch – und Uncatholische* [von Alt St. Johann] bäten ihn, den P. Mauritius *ihnen nicht von der Pfarrey zu nemmen.* Im Frühling 1727 schickte Abt Joseph aber einen Weltpriester nach Alt St. Johann und berief P. Mauritius auf einen neuen Posten in St. Gallen.[111] Doch nur gut zwei Wochen später meldeten sich *bey dreyssig Mann von Alt St. Johann* mit der Forderung, ihnen ihren Pater zurückzugeben.[112] Im Sommer 1727 ersetzte Abt Josef auch den Pfarrer von Hemberg, einen seiner Mönche, *wegen Mangel der Religiosen für den Chor in St. Johann* [Neu St. Johann] durch einen Weltgeistlichen.[113] Unter dem 19. September 1727 wandten sich Prior und Konvent von Neu St. Johann brieflich an Abt Joseph. Der Prior

105) Vgl. oben, 299; Henggeler, 154; Buner, wie Anm. 73.
106) TB Rudolphi 1, 15. Und 16. Okt. und 25. Nov. 1718.
107) TB Rudolphi 2, 10. März 1733. – Vgl. auch TB Rudolphi 1, 23. Mai 1720 und 17. März 1722; TB Rudolphi 2, 14. März 1724.
108) TB Rudolphi 1, 4. Dez. 1719.
109) StiASG, Bd. 323, 476–493, 500–522, 617sq.
110) TB Rudolphi 1, 5. Okt. 1718.
111) Henggeler, Nr. 439; TB Rudolphi 2, 22. Okt. 1726, 5. April und 6. Mai 1727.
112) TB Rudolphi 2, 22. Mai 1727.
113) TB Rudolphi 2, 28. Juli 1727.

schrieb, *heute* habe der St. Johanner Subprior ihn im Namen sämtlicher sich gerade in Neu St. Johann aufhaltender *Mönche* aufgefordert, den Abt inständig zu bitten, Alt St. Johann nicht ohne St. Galler Religiosen *zu lassen*. Ihre Anwesenheit sei wichtig, um das dortige religiöse Leben zu sichern, und überdies könne man doch nicht den Ort, wo das Kloster gegründet worden sei, veröden und verschwinden lassen.[114] Am 23. September sprachen erneut Alt St. Johanner *in zimlicher Anzahl* vor mit der Forderung, *ihnen widerumb ein Religiosen als Pfarrherrn zu geben*.[115]

Offensichtlich war der St. Galler Konvent mit dem Vorgehen des Abts nicht einverstanden. Schon am 11. September notierte Abt Joseph in seinem Tagebuch, die Abberufung des Ordenspfarrers von Alt St. Johann habe *grosse motus under den Religiosen erweckt*. Sowohl der Konvent von Neu St. Johann als auch derjenige von St. Gallen selbst forderten die Wiedereinsetzung eines Konventualen in Alt St. Johann, und sie drohten dem Abt, nötigenfalls eine Visitation durch die Kongregation zu verlangen.[116] Nun gab Abt Joseph nach und schickte P. Mauritius Müller nach Alt St. Johann zurück, und bis zum Ende der Fürstabtei waren die Pfarrer von Alt St. Johann St. Galler Konventualen. Abt Joseph hatte damit die Wogen im Konvent geglättet und konnte nun feststellen, *aller motus*, der *motus utriusque conventus* (also von St. Johann und St. Gallen), habe sich wieder *gelegt*.[117]

Abt Joseph blieb aber bei seiner Meinung, St. Galler Patres auf auswärtigen Posten einzusetzen sei nicht gut. Es sind verschiedene kürzere und längere Texte überliefert, die sich mit den *expositi* befassen, vor allem auch handschriftlich festgehaltene Überlegungen des Abts selbst.[118] Dazu beauftragte er 1727 auch den eben genannten brillanten Theologen P. Mauritius Müller, ein Gutachten zu den *expositi* zu verfassen. Der Pater lieferte dieses ab, er kam zum Ergebnis, es sei nicht gut Patres auswärts zu beschäftigen. Der Titel seiner Stellungnahme lautete: *Quaestio et resolutio (negativa) an licitum sit, religiosos St. Gallenses ad curas parochiales vel oeconomias extra monasterium exponi*.[119]

In den Texten zum Problem der *expositi* sind etwa die folgenden Argumente festgehalten. Unter den *rationes pro expositione religiosorum* wird aufgeführt, es sei bereits überaus langjährige und von höchsten kirchlichen Instanzen befürwortete Praxis, dass in auswärtigen Statthaltereien und Pfarreien hervorragende Konventualen eingesetzt würden. Jede Neuerung in dieser Hinsicht würde Unruhe und Opposition in die Klostergemeinschaft bringen. Religiosen – eifriger in der Seelsorge, beispielgebender – garantierten ein gutes religiöses Leben und den religiösen Frieden in ihren Einsatzgebieten besser als Weltpriester. Weil sie genauere Kenntnis der Rechte des Klosters hätten, könnten sie diese auch besser verteidigen und liessen sich weniger von weltlichen Behör-

114) StiASG, Bd. 326, 218.
115) TB Rudolphi 2, 23. Sept. 1727. Vgl. auch StiASG, Bd. 325, 810 f.
116) TB Rudolphi 2, 11./20./24. Sept. 1727.
117) TB Rudolphi 2, 24./25. Sept. 1727.
118) StiASG, Bd. 323, 609–611, 613–616, 625–636, 641–684.
119) StiASG, Bd. 326, 303–321.

den beeinflussen und unter Druck setzen. Überdies könne man Mönchen, die Mühe hätten mit dem Gemeinschaftsleben, als Unruhestifter im Konvent neutralisieren, indem man sie auswärts sinnvoller einsetze. Im Weiteren sei der Abt nicht befugt, eigenmächtig etwas zu ändern, das in der Kongregation gelte, und die Statuten der Kongregation befürworteten doch auswärtige Einsätze der Religiosen.[120]

Abt Joseph gewichtete die *rationes contra expositionem* höher als die pro-Argumente. Die *expositi* könnten auf ihren Aussenposten freier und ungebundener leben als in der Klostergemeinschaft, nämlich *iuxta proprium iudicium*. Sie beobachteten ihre Gelübde – *vota paupertatis, castitatis et obedientiae – laxius* (nachlässiger, lascher) als zu Hause. Sie bewegten sich nicht im Mönchsverband, sondern in der Welt draussen, was ihnen in klösterlicher Hinsicht nicht gut tue. Auch ein grundsätzliches Argument wird aufgeführt, nämlich, die auswärtige Tätigkeit widerspreche völlig der ursprünglichen Berufung des Mönchs.[121] Abt Joseph verwies besonders auch auf jenen Punkt der Regel, welcher besagt, er sei vor Gott für das regelgetreue Verhalten seiner „Herde" verantwortlich und müsse jede Gefahr bezüglich der Mönchsberufung von seinen Religiosen fernhalten.[122]

Der Konvent jedoch wehrte sich gegen die Abschaffung der auswärtigen Tätigkeit der Mönche und verlangte die Herbeirufung der Visitatoren der Kongregation. 1726 visitierten Abt Ambros Müller von Pfäfers und Abt Gerold Haimb von Muri das Kloster St. Gallen.[123] Abt Joseph schrieb dazu, die beiden hätten angeordnet, dass er bezüglich der *expositi* alles bei der üblichen Regelung – also weiterhin auswärtige Einsätze der Mönche – belasse. Seine Bedenken wegen seiner Verantwortung vor Gott hinsichtlich der Lebensführung der Mönche zerstreuten sie, sie nähmen diese Verantwortung vor Gott auf sich. Abt Joseph gab nun nach: *Bereitwillig*, notiert er, habe er gehorcht, froh darüber, dass sie *die Rechenschaft gegenüber Gott übernommen* hätten, und *sic tandem navis mea diu hinc inde in mari pulsa, vento obedientiae litori appulit*.[124]

Für sich allerdings blieb Abt Joseph weiterhin bei seiner Meinung, was aus einer Stelle in seinem Tagebuch zum 6. August 1737 hervorgeht. An diesem Tag bewilligte er den Klosterfrauen von Altstätten einen Beichtiger aus den Reihen seiner Mönche, *obwohl ich die Religiosen sehr ungern aus dem Kloster lasse, wohin sye einzig ordinarie berueffen*.[125]

Abt Joseph akzeptierte also unfreiwillig die gängige Praxis, Mönche auswärts einzusetzen. Er achtete aber darauf, dass sie konsequent alljährlich ihre mehrtägigen *exercitia spiritualia* im Kloster in St. Gallen absolvierten, damit sie so weniger dem klösterlichen Gemeinschaftsleben gemäss der Regel entfremdet wurden. Besonders in den 1720er Jahren, als ihn die Problematik der *expo-*

120) StiASG, Bd. 323, 613 f., 643–648.
121) StiASG, Bd.323, 613 ff.
122) StiASG, Bd. 323, 625.
123) StiASG, Bd. 323, 615 f.
124) Wie Anm. 123.
125) TB Rudolphi 2, 6. Aug. 1737.

siti intensiv beschäftigte, notierte er es regelmässig, wenn sie diese Pflicht erfüllten.[126] Dabei ging er – wie seine Vorgänger und Nachfolger selbst oft vom Kloster abwesend – mit dem guten Beispiel voran und unterzog sich ebenfalls regelmässig den Exerzitien.[127]

Für Abt Joseph von Rudolphi war also eine *vita monastica* mit voller Beachtung der Regel wichtig. Diesbezüglich hatte er mit der Aussenstation im oberen Toggenburg, mit dem Priorat Neu St. Johann, keine Probleme. Zwar lebten die St. Johanner Mönche ausserhalb des St. Galler Klosters, zu dessen Konventualen sie gehörten, doch bildeten sie einen wohlfunktionierenden eigenen Konvent. Neben dem Prior und Statthalter hatten sie einen Subprior, es lebte, wie erwähnt, immer etwa ein Dutzend St. Galler Mönche dort, was gemeinsames Stundengebet und Chorgesang ermöglichte. Die Filiale Neu St. Johann war ein Kloster wie das Hauptkloster in St. Gallen. Auch in St. Johann konnte eng an der Regel orientiert gelebt werden. Dokumente unterschrieben die Mönche in St. Johann z.B. mit *devotissimi filij prior et conventus s. Joannis*.[128]

Eng mit dem Priorat St. Johann verbunden waren die vom Kloster im oberen Toggenburg als Pfarrer eingesetzten Konventualen. Ihnen wurde eine eigene *institutio* gewidmet. Diese verlangte von ihnen tägliche Meditation und geistliche Lesung. Vor allem aber hätten sie sich als Mitglieder des St. Johanner Konvents zu betrachten und seien dem dortigen Prior unterstellt. Wenn sie nach Neu St. Johann kämen, seien sie dort nicht Gäste, sondern normale Konventualen, und sie hätten sich entsprechend zu verhalten und am klösterlichen Tagesablauf teilzunehmen. Sie hätten auch ihre eigenen Zellen in Neu St. Johan.[129] Manche obertoggenburger Pfarrer residierten nicht in ihren Pfarreien, sondern betreuten die betreffende Pfarrei von Neu St. Johann aus. Anders als andere auswärts als Pfarrer eingesetzte Konventualen hatten die obertoggenburger Pfarrherren also Anschluss an eine lebendige Mönchsgemeinschaft.

In Wil und Rorschach hingegen hielten sich zu wenige St. Galler Religiosen auf, als dass man von einem Klosterverband hätte sprechen können. Im Falle von Rorschach dachte Abt Joseph an Ausbau und Aufwertung, damit auch dort ein Gemeinschaftsleben unter der Regel möglich geworden wäre. So ist in einem seiner eigenhändigen Texte zu lesen: *Oeconomia Rosacensis könnte besezt werden mit 10 Religiosen, welche die noctique den Chor halten, idem die Clausur*

126) Z.B. TB Rudolphi 1, 3. Sept. 1720 (Statthalter Wil, Statthalter Ebringen), 8. März 1722 (Küchenmeister Wil); TB Rudolphi 2, 7. Dez. 1723 (Statthalter Rorschach), 26. März 1726 (Küchenmeister Rorschach), 20. Nov. 1726 (Pfarrer Ebringen), 26. Feb. 1730 (Pfarrer Stein), 6. Sept. 1737 (Pfarrer Wil). – Vgl. auch Bd. 273 (Tagebuch Cölestin Gugger), 8. Dez. 1740 (Küchenmeister Wil, Pfarrer Alt St. Johann).

127) Z.B. TB Rudolphi 1, 8./15. Dez. 1720, 13./20. Dez. 1722; TB Rudolphi 2, 7./17. Dez. 1725. – Auch Abt Josephs Nachfolger, Cölestin Gugger, nahm die *exercitia spiritualia*, die *recollectio spiritualis* ernst, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht: z. B. Bd. 273, 8. Dez. 1740, 23. Jan. 1741, 3. Sept. 1741, 24.–27. Dez. 1741.

128) StiASG, Bd. 323, 679; Bd. 326, 218.

129) StiASG, Rubr. 30/Fasz. 1.

und andere monastica exercitia, als ein wahres Kloster, wie zu St. Johan.[130] Realisiert wurde diese Idee nicht.

Ganz anders als in St. Johann präsentierte sich die Situation des stift-st. gallischen Statthalters im breisgauischen Ebringen. Er war ein wirklicher *expositus*, und der Abt nahm sich seiner besonders an, wie aus einer späteren Instruktion Abt Cölestin Guggers *pro oeconomo Ebringensi* von vom 9. März 1763 hervorgeht.[131] Von den 18 Punkten, die der Statthalter zu beachten hatte, betreffen zwei Drittel seinen Status als *expositus*. Da er weit weg von seinen Oberen und seinem Kloster weile und unter Weltlichen lebe, sei er in beträchtlicher Gefahr, weltlichen Geist anzunehmen (*ne in mundo mundanum spiritum induat)*. Deshalb sei es in seinem Fall besonders wichtig, dass er in die Regel eingebettet bleibe und dass er den st. gallischen benediktinischen Geist in sich bewahre und *nähre*. Um die negativen Einflüsse, denen er fernab vom Kloster ausgesetzt sei zu neutralisieren, solle er jedes Jahr acht oder zehn Tage zu geistlichen Exerzitien nach St. Gallen kommen, was er übrigens bequem mit seiner jährlichen Rechnungsablage im Kloster verbinden könne. Und – wie es die Kongregationsstatuten vorschrieben – sollen keine Frauen in seinem Wohnsitz, dem Schloss Ebringen, wohnen, und er solle möglichst alle anfallenden Arbeiten durch Männer erledigen lassen. Auch ausserhalb seiner Residenz solle er nur zurückhaltend und nur unter Anwesenheit von Zeugen auftreten. Weiter solle er gemeinsam mit dem Ebringer Pfarrer und dem (weltlichen) Amtmann Tafel halten und dies massvoll, sowohl was die Speisen als auch die Dauer des Essens betreffe. Auch sei es wichtig, dass er mit seinem *religioso confratri* (Unterstatthalter, Pfarrer) ein gutes Verhältnis pflege.

Unter Abt Joseph wurde ernsthaft erwogen und versucht, die Herrschaft Ebringen (mit Norsingen) zu veräussern.[132] Dazu kam es indes nicht. Noch unter den Äbten Beda Angehrn (1767–1796) und Pankraz Vorster (1796–1805) spielte Ebringen eine wichtige Rolle im St. Galler Klosterstaat,[133] und noch bis 1824, 18 Jahre nach dem Verkauf der breisgauischen Besitzungen des Klosters St. Gallen durch den Kanton an die Markgrafschaft von Baden, wirkten St. Galler Konventualen als Ebringer Pfarrer.[134]

130) StiASG, Bd. 323, 679.
131) StiASG, Rubr. 29/Fasz. 2.
132) TB Rudolphi 2, 1. Juli und 31. Aug. 1726, 30. Aug. 1727; 8., 10., 11., 12., 26. Febr. 1738. – Schon 1652 war im St. Galler Kapitel diskutiert worden, ob man Ebringen verkaufen solle; man konnte sich indes nicht dazu entschliessen; siehe StiASG, Bd. 263 (Tagebuch Gallus Alt), 30. Aug. 1652.
133) HelSac, Bd. III/2/1, 138 f.; Henggeler, 161. – Abt Pankraz Vorster hatte in Ebringen vom 17. Aug. 1801 bis zum 4. Juni 1803 und vom 8. Okt. 1803 bis zum 26. Sept. 1805 Aufenthalt, vgl. Tagebuch Vorster im Nachlass Vorster, StiASG.
134) P. Valentin Hagge (Henggeler, Nr. 601) war von 1796–1814, P. Ämilian Hafner (Henggeler, Nr. 619) 1814–1824 Pfarrer von Ebringen.

Abkürzungen

HelSac	Helvetia Sacra
Henggeler	Henggeler P. Rudolf, Professbuch der fürstlichen Benediktinerabtei der heiligen Gallus und Otmar zu St. Gallen, Zug 1929
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz
StiASG	Stiftsarchiv St. Gallen
StiBiSG	Stiftsbibliothek St. Gallen
TB Rudolphi	Tagebuch des St. Galler Abts Josef von Rudolphi: Bd. 1 (StiASG, Bd. 272 A; 1717–1722); Bd. 2 (StiASG, Bd. 272 B; 1723–1740)

Die Jubelprofessen und -primizen von Klosterprälaten – repräsentative Festkultur im 18. Jahrhundert

Mit einer Bibliographie gedruckter Jubelpredigten aus bayerischen Stiften

Von Georg Schrott – Sprockhövel

Prälatenjubiläen als Forschungsaufgabe

„Die Ehr ist eine Zeugnuß von der Würde / oder Fürtrefflichkeit eines andern; und dise Zeugnuß bestehet gemeiniglich in allerhand äusserlichen Zaichen / gebräuchlichen Zeremonien, oder höflichen Gepräng…“[1] So formuliert es Prior Bernhard Groß aus Benediktbeuern in seiner 1714 gedruckten Predigt zur Jubelprimiz des Tegernseer Abtes Bernhard Wenzel. Auch heute noch werden Äbte von ihren Konventen anlässlich ihrer Jubelprofess und ihres 50-jährigen Priesterjubiläums besonders geehrt, in der Regel unter Einbeziehung der Öffentlichkeit. Aus kultur-, sozial- und kommunikationsgeschichtlicher Sicht ist ein solches Fest im 21. Jahrhundert aber dennoch ein anderes Ereignis als eines aus gleichem Anlass in der Vormoderne. Betrachtet man das Fest als kommunikativen Vorgang, als eine – freilich hochkomplexe – Mitteilungsform der Feiernden an eine bestimmte Rezipientengruppe, so zeigt es sich, dass für die Prälatenklöster im 17. und 18. Jahrhundert deutlich andere Kommunikationsbedingungen galten als heute. Ihre sozialen Grundlagen werden hier (bewusst im Plural!) als „stiftische Öffentlichkeiten“ bezeichnet.

Eine Quellengruppe, an der dies ablesbar ist, sind einerseits Festbeschreibungen, andererseits die gedruckten Festpredigten, die bei solchen Anlässen herausgegeben wurden. Letztere wurden noch nirgends als eigenständige Quellen- und Predigtgattung gewürdigt[2], ja sind noch nicht einmal systematisch erfasst; sie enthalten eine Fülle von Informationen über verschiedenste Aspekte der Festkultur; und sie weisen eine eigentümliche Verwandtschaft zu

1) Predigt 1.20, 5 (Hervorhebung aus dem Original übernommen). Die Jubelpredigten werden nach der Nummerierung des Katalogs im Anhang dieser Arbeit zitiert.

2) Müller moniert den insgesamt *„völlig unbefriedigende[n] Forschungsstand“* zu Profess- und Priesterjubiläen; s. Müller W., Das historische Jubiläum. Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion (Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus, hrsg. v. dems. [Geschichte. Forschung und Wissenschaft 4] Münster 2004, 1–75) 47.

Abb. 1: Porträt des Abtes Coelestin Vogl von Sankt Emmeram aus dem Predigtdruck zu seiner Jubelprimiz 1689

den klösterlichen Leichenpredigten auf, zu denen es nun eine erste Gesamtdarstellung gibt[3].

Predigten zur Goldenen Profess, zur Jubelprimiz oder gar zum 50. Jubiläum der Prälatenwahl sind aber andererseits nur Einzelmedien innerhalb eines komplexen Medienverbunds für eine stark ausdifferenzierte Festkultur. An den Anfang ist deshalb ein Einblick in das vormoderne Festbrauchtum der Klöster anlässlich solcher Jubiläen gestellt.

3) S. Schrott G., Leichenpredigten für bayerische Prälaten der Barock- und Aufklärungszeit (Materialien zur bayerischen Landesgeschichte 22) München 2012.

Fragen zur historischen Jubiläumskultur *„gehören insofern zur historischen Grundlagenforschung, als sie dem kulturellen Umgang mit der Zeit, wie er sich im periodischen Gedenken äußert, gewidmet sind."*[4] Die Beschäftigung mit diesem Gegenstand muss dabei, wie Münch deutlich gemacht hat, nicht nur retrospektives Sammeln und Interpretieren von Quellenfunden sein, sondern dient zugleich als Verstehenshilfe für gegenwärtige Phänomene – man spricht von einem heute grassierenden *„Jubiläumsfieber"* und deutet es als Symptom einer *„Erkrankung unserer Gegenwart"*, das in seiner historischen Genese und Evolution verstanden werden will[5].

Die Jubiläumskultur ergänzt dabei, darauf weist Aleida Assmann hin, die Wahrnehmung der Zeit als linear oder als zyklisch um eine weitere Facette: als periodisch. *„Einmaliges verwandelt sich dabei in Wiederholbares und Wiederholtes. … Feste und Gedenktage übersetzen einmalige historische [und biographische] Ereignisse aus der linearen Zeit in die zyklische Zeit. … Was in der linearen Zeit in zunehmende Distanz rückt und schließlich vergeht, wird in der periodischen Zeit in bestimmten Abständen immer wieder zurückgeholt und neu vergegenwärtigt."*[6]

In der Volkskunde spricht man übrigens, wenn es um private Jubiläen geht, auch von *„Jubilarkultur"*[7], da eben eine bestimmte Person im Mittelpunkt des Festes steht. „Privat" bedeutet dabei jedoch auch heute nicht zwingend „nicht öffentlich", erst recht nicht in der Frühen Neuzeit, in der die private Sphäre ja erst hervorgebracht wurde.

Festbeschreibungen – Quellen über die Gestaltung der Prälatenjubiläen

In der Benediktinerabtei Ensdorf in der Oberen Pfalz feierte 1747 Abt Anselm Meiller seine Jubelprofess. Im Anhang zur gedruckten Festpredigt gibt es eine *„Kurtze Beschreibung des feyerlichen Acts der andern Profession"*[8] folgenden Inhalts:

„NAchdeme einige Hochwürdige, und Adeliche Gäste disen ohnedem Ansehentlichen Actum noch ansehendlicher zu machen, eingeladen worden, und der Tag diser vorhabenden Solemnität allbereits anruckte, ware man Beschäfftiget, solche gezimmend zu Bewürden, anvor sowohl die vorhandene wenige Gast-Zimmer, als den Creutzgang secundum Religiosem paupertatem aufzuschmucken; Dahero in selben einige Gemählde der Mildseeligisten Stüffter, und Gutthäter, welche schon zuvor Ge-

4) Münch P., Einleitung (Jubiläum, Jubiläum… Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung, hrsg. v. dems., Essen 2005, 7–25) 12.
5) S. ebd.
6) Assmann A., Jahrestage – Denkmäler in der Zeit (Jubiläum, Jubiläum…, wie Anm. 4, 305–314) 308.
7) Köhle-Hezinger C., Dinge, Orte, Zeiten: Private Jubiläen (Jubiläum, Jubiläum…, wie Anm. 4, 209–220) 214.
8) Predigt 1.4, 16 ff.

mahlen, und in die Zimmer des neuen zwar angefangenen, aber noch nicht völlig aufgeführten Gebäus destiniret waren, aufzuhencken …

SOnntag den 12. Novembris, an welchem unsere Exempte Congregation Benedictino-Bavarica Festum Patrocinii B. M. V. begangen, und Reverendissimus Jubilæus [= Abt Anselm Meiller] unter dem Schutz Mariä seine heilige Ordens-Gelübd feyerlich zu erneuern besonders ausgesehen, ist solches in denen incorporirten Pfarren anvor ordentlich dem Volck verkündet, die Pfarr-Kinderen und Clösterliche Unterthanen hierzu aus gnädigen Befelch in Dero Nahmen eingeladen worden. In der Fruhe um halbe siben Uhr ist mit dem zwey grössern Glocken als ad Extra ordinarium Actum das erste, um siben Uhr daß andere, umb halbe acht Uhr das dritte Zeichen ad Chorum gegeben worden. Nach gebettenen [= gebeteten] Horis Canonicis hat man mit allen Glocken das Zeichen zur Predig gegeben; unterdessen haben sich einige Unterthanen zur Ehr-Beweisung ihres Herren Prälatens in Clösterlichen Mayrhof versammlet, mit Ober- und Unter-Gewöhr, Pfeiffen und Trommel, dann fliegenden Fahnen unter Anführung eines vormahls gewesenen Kayserlichen Dragoner durch das äussere Thor in Militarischer Ordnung eingezogen, umb in Closter-Hof, wo auch 6. kleine Canonen aufgepflantzt stunden, unter wehrendem Actu zu paradiren.

Nach vollender Predig hat Ven. [= Venerabilis] Conventus in Flocken [Kukullen] Herren Jacobum [Deimer] Prälaten zu Reichenbach als Reverendissimi Jubilæi Patrem Immediatum aus seinem Zimmer mit Vorhertragung deß Capitl Creutz abgehollet, welcher in Pontificalibus schon angethan mit der Inful auf dem Haupt, und Stab in der lincken Hand unter Vorhertrettung eines Genii, und 6. Pagen mit brennenden Wachs-Kertzen, Capitl-Creutz, Venerab. Conventûs, Sub- & Diaconi, und Presbyteri Assistentis der Procession den Anfang gemachet, die Treppen herab, die Closter-Porten hinaus im Hof, und unter allen Glocken-Klang, Orgl, Paucken, und Trompeten Schall zur Kirchen hinein biß zum Hoch-Altar gegangen; deme ist gefolget Reverendissimus Jubilæus mit Rochet u[nd] Mozet angethan, und Bireth in der Hand unter Vorhertragung von 3. Ministris Inful, Stabs, und des Professions-Zetl, begleitet von denen Hochwürdigen und gnädigen Herren Prälaten Herren, Herren Engelberto [Soeltl] Abbten zu Walderbach, Mariano [Eder] Abbten zu Michaelfeld, und Benedicto [Cammermayr] Abbten zu Frauenzell mit Pluvial, Alben, Pectoral und Inful samt ihren Presbyteris Assistentibus ab Infula, denen nachfolgten die anwesende Herren Geistliche, frembde Religiosen, und vornehmere Gäst, dann sammentliche Unterthannen, so bey der Porten in zweyseytige Ordnung sich anvor gestehlet hatten. Entzwischen da Reverendissimus Jubilæus aus der Porten getretten, salutirte selben die in parade stehende Mannschafft mit einen völligen Salve, und 6. kleinen Canon-Schüssen, welche sub Hymno Ambrosiano & Elevatione repetiret wurden. Als nun die völlig Procession beym Hoch-Altar anlangte, occupirten Reverendissimus Jubilæus, & Reverendissimi Assistentes ihre hier zu præparirte scabella [Betschemel], Reverendissimus Officiator hingegen finge das Hoch-Ambt an, und lase solches biß zum Credo: nach gesungenen Evangelio intonirte solcher den Hymnus: Veni Creator Spiritus, den Chorus Musicaliter prosequirte, und sange nach Endigung dessen den behörigen Vers und Oration, Reverendissimus Jubilæus aber den vers: Suscipe me Domine secundum eloquium tuum, & vivam: & non confundas me ab exspectatione mea, und diß zum drittenmahl welchen vers Ven. Conventus zu dreymahlen semper altiore voce repeti-

ret, und zuletzt das Gloria Patri, zugesetzet; worauf selber mit lauter Stimm unter vielen freudigen Zähren der anwesenden Unterthanen Flectendo in Manibus Reverendissimi Officiatoris den Profession-Zetl abgelesen. Nach disen intonirte wohl ersagte Reverendissimus Officiator Hymnum Ambrosianum, den die Music prosequirte, bettete die gewöhnliche vers: und Orationes, gaben Pacem Reverendissimo Jubilæo, welcher solchen hingegen allen in Presbyterio anwesenden gegeben, sich in die Marianische Capellen verfügt, und die heilige Meß sub Assistentia Reverendissimorum Præsulum gelesen: nach geendigter selber, depositâ casulâ, Pluviale, Pedum & Mitram genohmen, widerumb vor den Hoch-Altar getretten, erwartete Finem Solemnis Missæ, und benedicirte solemniter populum; Worauf alle widerumen, processionaliter der Sacristey zugangen, die Paramenta abgeleget, Reverendissimus Jubilæus die gratulationes angenohmen, und mithin disem solemnem Actum geendet."

Beim Lesen wird schnell deutlich, dass ein wesentlicher Zug der Darstellung der des (Sich-) Zeigens ist. Zu den Vorbereitungen gehört nicht nur die materielle Gestaltung der Feier und die Einladung der Gäste, sondern auch das Bereitstellen eines Publikums für den *„Ansehentlichen [!] Actum"*: Die *„Pfarr-Kinderen und Clösterliche Unterthanen"*, also jene Menschengruppen, über die der Prälat als Pfarr- bzw. Grundherr gebietet, werden *„aus gnädigen Befelch"* eingeladen und füllen am Tag des Festes den Klosterhof, um Zeugen des nun folgenden Spektakels (hier im Wortsinn gemeint!) zu werden. Glockensignale sorgen für ihr pünktliches Erscheinen. Einen größeren Anteil der Beschreibung nimmt die Prozessionsordnung ein, die durch Präzedenzregelungen und Insignien der Teilnehmer Status und soziale Ordnung veranschaulicht. Böller, Festmusik und die besondere Feierlichkeit der Liturgie unterstreichen die herausragende Bedeutung des Geschehens und prägen so die Wahrnehmung und Deutung des Ereignisses mit. Ensdorf ist hier kein Einzelfall, vielmehr handelt es sich um fest etablierte Muster stiftischer Festkultur, wie einige Parallelen deutlich machen.

In der Zisterzienserabtei Waldsassen konnten zwei Jubel-Solennitäten gefeiert werden – beide waren Abt Wigand Deltsch (reg. 1756–1792) gewidmet. Eine Chronik berichtet: *„Wigand wurde … von seinen Religiosen geehrt an seinem Profeßjubiläum, das auf den 5. November 1775, einen Sonntag, fiel, und bei Gelegenheit des Priesterjubiläums, das er am 17. November 1782 feierte. Monumente wurden errichtet, die von ihrer Liebe und Verehrung zeugten. Die Predigt bei dem ersten Jubiläum hielt vor dem Volke und in Anwesenheit der Aebte [Everardus Razer] von Speinshard, [Marian Eder von] Michelfeld und [Maurus Hermann von] Weissenau [= Weißenohe] und anderer vornehmer Gäste Pater Laurentius Pfaller, Benediktinerprior zu Ensdorf. Die Inschriften auf den Säulen und die Symbole auf den Pyramiden waren im Namen des Convents von P. Tezelinus de Ponzelin gedichtet. Nach dem solennen Frühstück erschien auf der Bühne ‚Waldsassen' von einem glückwünschenden Chor umgeben, samt einem aus dem Himmelshof gesandten Genius und der Glücksgöttin. Das Drama dichtete P. Joh. Nep. Kinskoffer, den musikalischen Theil komponierte P. Theodor Lintner. Bei dem Priesterjubiläum hielt die Festpredigt der Benediktinerprior P. Innozenz Burger von Michelfeld. P. Ulrich Heiß schrieb zu allgemeinem*

Verständnis ein deutsches Drama, zu dem P. Theodor eine vortreffliche Musik schuf. Die Inschriften und Symbole stammten von P. Thaddäus Paur." [9]

Auch hier wird der kommunikative Aspekt besonders betont. Mit Festpredigten, Singspielen und zu dem Anlass errichteten „Monumenten", Dekorationen in Form von Säulen und Pyramiden als Träger festlicher Epigraphik wurden Gattungen der Prosa, des Dramas und der Lyrik bzw. Emblematik als bedeutsame Festmedien eingesetzt.

In Benediktbeuern wurde das Fest auf drei Tage ausgedehnt. Hier kam als weiteres Element die rituelle Kommunikationsform der solennen Disputation hinzu. Aus dem Tagebuch des P. Placidus Scharl (1731–1814) von Andechs ergibt sich folgender Verlauf:

„Im Jahr 1779 [recte: 1778] feierte der Abt [Benno Vogelsanger] von Benedictbeuren seine Jubelprofeß; auch die Herrn von Andechs waren als liebe Nachbaren zu derselben geladen. P. Nonnosus Madlseder componirte die Musik zu einer neuen Messe. P. Placidus [Scharl] verfaßte die Predigt zu dieser Feier und Abt Johannes [Bergmann] trug sie mit vieler Würde und großem Pathos vor.

P. Nonnosus und P. Benedictus [Holzinger] reisten schon ein paar Tage vor dieser Solemnität nach Benedictbeuren behufs der nöthigen Einübung der Musik. Als das Schutzengelfest [= 2. Oktober; zugleich Patronatsfest der Bayerischen Benediktinerkongregation], an welchem diese Feierlichkeit stattfinden sollte, näher rückte, ließ der Probst Franz [Töpsl] von Polling den Abt in Andechs einladen, mit ihm die Reise nach Benedictbeuren zu machen … Sie verließen um drei Uhr Polling und kamen bis sechs Uhr Abends in Benedictbeuren an. Schon viele vornehme Gäste waren daselbst eingetroffen: der Domprobst von Freising, Baron Coller, der Abt [Benedikt Schwarz] von Tegernsee, welcher das Pontificalamt zu halten hatte, die Aebte [Engelbert Goggl] von Wessobrunn, [Innozenz Voelkl] von Weihenstephan, der Probst [Franziskus Prandtner] von Beyerberg [= Beuerberg] und Herr von Dallberg. Die kirchliche Feier des Festes begann am Schutzengelfeste in der Frühe um acht Uhr. Der Abt von Tegernsee hielt das Pontificalamt, während welchem der Jubilar die Gelübde erneuerte; dieselbe endigte mit dem Te Deum. Bei der Tafel waren nahezu hundert Gäste. Nachmittags brachte ein Schauspiel [„Das Opfer des Jephte" von Ägidius Jais, gedruckt Tegernsee 1778] Abwechslung in die Unterhaltung. Am späten Abende erglänzten zahllose Freudenfeuer auf den umliegenden Bergen, welche die Bevölkerung dem geliebten Prälaten zu Ehren anzündete und dadurch ihrer Freude und Theilnahme Ausdruck gab. Die Nachfeier am folgenden Tage bestand in einer theologischen Disputation in der alten Aula, an welcher sich P. Prior Leonhard [Buchbeger] von Tegernsee, P. Thomas [Vogelsanger] von Stams, ein Vetter des Jubilars, P. Othmar [Seywold] von Ettal, P. Georg [?] von Polling und Nachmittags P. Innocenz [Förtsch] von Weihenstephan, P. Joseph [Leonardi] von Wessobrunn, P. Placidus [Scharl] von Andechs und P. Karl [Klocker] von Benedictbeuren betheiligten.

9) Binhack F., Geschichte des Cisterzienser-Stiftes Waldsassen unter dem Abte Wigand von Deltsch (1756–1792) nach handschriftlichen Quellen bearbeitet, Eichstätt 1896, 11.

Am 2. September fand ein Ausflug an den Wallersee statt; den Besuch der Jachenau hinderte die rauhe Witterung. Nachdem man am folgenden Tage Alles, was merkwürdig war, besichtigt hatte, wurde Abends wieder ein Schauspiel von den Rennmeistern gegeben, auf welches dem Herkommen gemäß die Preisevertheilung folgte …

Der ehrwürdige Jubilar honorirte seine lieben Gäste von Andechs glänzend. Der Abt als Prediger erhielt eine silberne Dose und sechs Ducaten, wovon er die Hälfte dem P. Placidus überließ, da er die Predigt verfaßt hatte. P. Nonnosus erhielt für seine musikalischen Compositionen gleichfalls sechs Ducaten, und P. Benedict Holzinger – als Vorgeiger – einen Maxd'or. So beschenkt kehrten sie am 4. September wieder nach Andechs zurück…" [10]

Über die Sekundiz des Abtes Maurus Hermann in Weißenohe berichtet der dortige Konventualen Wilibald Schrettinger in seinem Tagebuch:

„Den 27ten April [1800] hielt unser Herr Prälat [= Abt Maurus Hermann] sein Jubiläum als Priester. Die ansehnlichsten Gäste bei dieser Feierlichkeit waren die Hn Prälaten von Speinshart, Michelfeld und Ensdorf, und die vielen Anverwandten unsers Herrn Prälaten. Die Feierlichkeit selbst bestand darin: Morgens um halb 9 Uhr hielt P. Martin Jaeger von Priflingen [= Prüfening] /: Neffe unsers H: Pr. [= Herrn Prälaten] und Bruder unserer Frau Klosterrichterin :/ die Sekundizpredigt: nach diesem ward der H: Pr. von den 3 fremden Hn Prälaten in pontificalibus, den übrigen geistl. Gästen und dem ganzen Konvente in einer feierlichen Prozession, wobei das Kapitelkreuz vorgetragen wurde, und nebst den gewöhnlichen Ministranten noch 6 andere mit Wachs-Flambeaus [= Wachs-Leuchtern] mitgingen, aus seiner Abtei abgeholt, und durch den Klosterhof zur Kirche geführt, wo er das Hochamt hielt. Bei diesem machte der H: Prälat [Dominicus Wagner] von Speinshart den Archidiakon, die übrigen 2 Hn Prälaten wohnten demselben in pontificalibus bei. Der Archidiakon ward von mir, der H. Pr. [Diepold Ziegler] v. Ensdorf vom P. Joannes Cronbaur, und der v. Michelfeld [Maximilian Prechtl] vom P. Maurus Rau in Chorroke und Stolle bedient. P. Martin [Jaeger] von Priflingen [= Prüfening] machte den Diakon, und P. Augustin [Schmid] von Walderbach /: ebenfalls ein Neffe unsers H: Pr. :/ den Subdiakon. Nach dem Hochamte ward unser H: Pr. in der nemlichen feierlichen Prozession in seine Abtei zurükgeführt, wie er abgeholt worden war. Diesen und den folgenden Tag ward bei der Tafel fürstlich traktirt. Auf der Tafel paradirte ein allegorischer Aufsaz von Konditor-Arbeit, den das Konvent hatte verfertigen lassen, wozu ich den Riß gemacht hatte, und welcher auf 30 fl zu stehen kam. Das Porträt unsers H: Pr., welches im Speisesaale hängt, ward mit chronomistischen Zuschriften verziert.– Am Sekundiztage Abends ward eine Schäferkantate, von unserm P. Otto Hauser verfertigt und vom P. Eugen Pausch zu Walderbach in Musik gesezt, aufgeführt." [11]

---

10) Sattler M., Ein Mönchsleben aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Nach dem Tagebuche des P. Placidus Scharl O. S. B. von Andechs dargestellt, Regensburg 1868, 317 f.

11) Tagebuch Wilibald Schrettingers Benediktiners zu Weissenohe I Band. Angefangen vom Jahre 1793, 180–182 (BSB M: Schrettingeriana 2). Über den zuletzt erwähnten Walderbacher Klosterkomponisten P. Eugen Pausch siehe Faltermeier H., Die Musikpflege im Kloster Walderbach am Ende des 18. Jahrhunderts und sein bedeutendster Komponist, Eugen Pausch (1758–1838) (Solemnitas. Barocke Festkultur in

Ein letztes spätes Beispiel[12] mag unterstreichen, dass sich die Abläufe und Gestaltungsmittel immer wieder ähnelten. Im Tagebuch des Abtes Dominikus Hagenauer von Sankt Peter in Salzburg kann man unter dem 27. Oktober 1801 nachlesen, wie ein solches Jubiläum im Chorherrenkonvent von Höglwörth, wie Sankt Peter salzburgischer Landstand, gefeiert wurde:

„Dienstag den 27ten Reißte ich mit meinem P. Subprior…, P. Kamerer…, P. Martin … nach Högelwert, um folgenden Tag die 2te Profession des H. Propstes Anian [II.] Kölerer aufzunehmen. Wir fuhren von hier um 2 Uhr weg und kamen um 5 Uhr in Högelwert an. Folgenden Tag am Fest des heiligen Apostl Simon und Judas hielt der H. Prälat um 8 Uhr ein Pontifikal Amt. Um 8 Uhr predigte der H. Dechant von Deisendorf Franz Steinwendtner über die Weise ein glückliches Alter erlangen zu können 1 ½ Stund sehr nützlich und anpassend; Auf die Predigt folgte mein Pontifikalamt, beÿm Offertor führten die Canonici ihren jubilirten H. Probst [Anian II. Köllerer] im Chorkleide vor dem Altar, und er legte nach den vorgeschriebenen Ceremonien seine Profession in Mitte des Altars in meine Hände ab, nach welcher Ceremonie das Amt vortgesetzt wurde. Nach dem Amte blieb der H. Jubilirte vor dem Altar, ich aber gieng in die Sakristeÿ mit meinen Dienenden. Über eine Weile nahm der H. Jubilirte das Pluvial, es wurde von den Ministern das Hochwürdigste ausgesetzt, und nach gegebenen Segen, von ihm … das Te Deum angestimet, nach diesen das Genitori gesungen, der Segen gegeben, und so volendete sich diese 50jährige Feÿerlichkeit vor einer großen Menge Menschen in der Kirche. Ich wohnte dem Te Deum oben im Oratorio beÿ. Um ½ 1 Uhr war in der Prälatur eine niedliche Tafl von 14 Personen, die übrigen speißten im Refecktorio. Unter der Tafl ließ ich einen Applaus der nur einmal zu St. Peter aufgeführt worden ist, aufführen, der sehr gut ausgefallen ist. Nach der Tafl fuhr ich mit dem alten H. Prälaten eine Zeit auf dem See, da es aber zu regnen anfieng kehrten wir wieder zurück, und unterhielten uns bis zum Abendessen im Zimmer, nach welchem ich mich beÿ Zeiten zur Ruhe gab.“ [13]

Oberpfälzer Klöstern. Beiträge des 1. Symposions des Kultur- und Begegnungszentrums Abtei Waldsassen vom 25. bis 27. Oktober 2002, hrsg. v. M. Knedlik/G. Schrott [Veröffentlichungen des Kultur- und Begegnungszentrums Abtei Waldsassen 1] Kallmünz 2003, 75–93).

12) Weitere ähnliche Quellen dürften sich mit geringem Aufwand finden lassen. Hier sei lediglich noch auf zwei Wessobrunner Festbeschreibungen verwiesen: Tausendmahl geseegneter Brünnen Wessonis. Das ist, Zweyfaches Danck- Jubel- und Freuden-Fest Des Uralt- und befreyten Closters Wessobrunn…, Augsburg 1754, 38/52f.; Kurze beschreibung der Solennen Jubel-Primiz Reverendissimi … Bedæ Abb: Wessonfont: … So den 24ten Septembris 1758 Zu Wessobrun gehalten worden (BayHStA München: KL Fasz. 808 Nr. 7). Siehe aber auch: Matthäser W., Chronik von Tegernsee. Nach alten Dokumenten, aus neueren Quellen, mit persönlichen Bemerkungen zu Vergangenem und über Gegenwärtiges, München 1981, 217–222, über die Jubelfeierlichkeiten für Abt Gregor Plaichshirn von Tegernsee 1753 und 1761.

13) Abt Dominikus Hagenauer (1746–1811) von St. Peter in Salzburg. Tagebücher 1786–1810. Teilband II: Tagebücher 1799–1810, bearbeitet v. Adolf Hahnl, Hannelore und Rudolph Angermüller (SMGB Ergänzungsband 46, Teilband II) Sankt Ottilien 2009, 829; Einfügungen in eckigen Klammern stammen von den Herausgebern.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass es für die außerliturgischen Festanteile[14] keine Rolle spielte, ob der Jubilar die Goldene Profess oder die Sekundiz feierte. Ähnlich ist die Situation bei den dabei entstandenen Gelegenheitspredigten. Deshalb werden sie hier gemeinsam behandelt.

Nicht immer wurden die Jubelfeiern mit gleichem Pomp begangen. Als beispielsweise 1783 das Goldene Priesterjubiläum des Fürstabts Frobenius Forster von St. Emmeram anstand, verzichtete man auf eine größere Feier. Forster begründet dies in einem Brief an Abt Martin Gerbert von St. Blasien wie folgt: *„Verum consultius mihi visum est his tempestatibus, invidia ac odio erga monachos ardentibus, intra cancellos modestiae me continere“* [15]. Wohl deshalb wurde auch keine Festpredigt gedruckt. Die Angriffe seitens der kirchenfeindlichen Richtung innerhalb der Aufklärung nötigten dazu, die klösterlichen Festtraditionen zu überdenken. Auf das Thema der Aufklärung wird weiter unten ausführlicher einzugehen sein – nicht wenige Kanzelredner setzten sich in ihren Jubiläumspredigten damit auseinander. Ganz wurde in Sankt Emmeram auf Repräsentation freilich nicht verzichtet. Das Jubiläum des Abtes wurde in einer Gedenk-Medaille verewigt[16].

Charakteristika der Gattung Jubelpredigt

Ein fester Bestandteil jeder Jubelfeier war die Festpredigt. Sie wurde außerhalb der Messe vorgetragen, dauerte in der Regel eine Stunde oder mehr und wurde in der Mehrzahl der Fälle von einem Geistlichen vorgetragen, der nicht dem Konvent angehörte. Aus den Festbeschreibungen wurde bereits deutlich, dass die Feierlichkeiten neben den Predigten auch durch andere Vortrags- und Textgattungen geschmückt wurden: durch ephemere Epigraphik auf den Festdekorationen, dann durch Applaus-Kantaten[17] und Dramen[18] und gelegent-

14) Für die liturgischen Elemente von Jubelprofessen gab es eigene Regelungen, wenn auch nicht speziell für Prälatenjubiläen, an die sie dann angepasst werden mussten. Als Beispiel seien die Klöster der Bayerischen Benediktinerkongregation angeführt. In deren Ceremoniale, gedruckt im Jahr 1737, gibt es das Kapitel *„MODUS Solemniter profitendi post exactos quinquaginta annos in S. Religione“*; s. CEREMONIALE MONASTICO-BENEDICTINUM, Quô EXEMPTA CONGREGATIO BAVARICA … AD VARIOS RELIGIONIS ACTUS UTI SOLET…, Tegernsee 1737, 230–235.

15) Zitiert nach Endres J. A., Frobenius Forster, Fürstabt von St. Emmeram in Regensburg. Ein Beitrag zur Litteratur- und Ordensgeschichte des 18. Jahrhunderts (Strassburger Theologische Studien 4,1) Freiburg 1900, 107. In Endres' Übersetzung: *„Aber in diesen Zeitläuften, wo ein glühender Hass gegen die Mönche entfacht ist, hat es mir geratener geschienen, mich in den Schranken der Bescheidenheit zu halten“* (ebd., 106).

16) S. ebd.

17) S. Schumacher K., Bemerkungen zu den Applausus-Kantaten von Johann Michael Haydn (Das Benediktinerstift St. Peter in Salzburg zur Zeit Mozarts. Musik und Musiker – Kunst und Kultur, Salzburg 1991, 149–154).

18) Zu Beispielen aus dem bayerischen Raum s. jeweils passim Klemm W., Benedikti-

lich durch solenne Disputationen – letztere also Kommunikationsformen, die zunächst im gesprochenen Wort dargeboten und anschließend durch Kasualdrucke dokumentiert wurden. Die folgende Darstellung greift die Jubelpredigten als bisher kaum beachtete Textsorte heraus und stellt sie etwas näher vor.

Verbreitung und Häufigkeit

Vereinzelt, einem ersten bibliographischen Eindruck nach nicht ganz so selten wie Leichenpredigten, wurden auch Jubelpredigten für „Privatreligiosen" gedruckt. Beispielsweise ist eine solche des Traunsteiner Kapuziners Generosus von Schärding für den Baumburger Konventssenior Theodonius Stumpf erhalten, vorgetragen im Jahr 1749[19]. Mit erheblicher „Verspätung" wurde eine Predigt des Prüfeninger Abtes Rupert Kornmann publiziert. Sie erschien erst 18 Jahre nach dem eigentlichen Anlass: 1798 hatte der Konventssenior Gregor Pez seine Jubelprimiz gefeiert, gedruckt wurde der Text erst im Jahr 1816[20]. Eine kurze Vorbemerkung nennt undeutlich den Grund: *„Diese Predigt gieng immer im Manuscripte herum. Ein Verehrer der Schriften des Herr Abtes hielt sie des Druckes würdig, und so erscheint sie ohne mindesten Zusatz wörtlich, wie sie vor 18 Jahren ist gehalten worden."* [21] Einen weiteren Ausnahmefall finden wir im Stift Weihenstephan: Als dort P. Aemilian Naißl seine Goldene Profess feiern konnte, hielt der Jubilar die Predigt gleich selbst, natürlich nicht als „Lob- und Ehren-", sondern als *„Denck- und Danck-Predig"* [22].

Ansonsten beschränkte sich der Druck aber – ebenso übrigens wie im Falle der Leichenpredigten – weitestgehend auf die Predigten für die amtierende Klosterprälaten. Nur die Kanzelrede von 1745 zu Ehren des resignierten Abtes Maurus Pächel von Weltenburg[23] bildet hier eine Ausnahme.

Wie die Leichenpredigten auch[24] sind die Prälaten-Jubelpredigten kein bayerisches, sondern ein oberdeutsches Phänomen. Ein relativ frühes außerbayerisches Beispiel stammt beispielsweise aus Sankt Ulrich und Afra in Augsburg, wo der Dominikanerprior Eustachius de Rosario schon 1662 zur Jubel-

---

nisches Barocktheater in Südbayern, insbesondere des Reichsstiftes Ottobeuren (SMGB 54, 1936, 95–184/397-432); ders., Benediktinisches Barocktheater in Südbayern. Liste der Aufführungen (SMGB 55, 1937, 274–304); ders., Benediktinisches Barocktheater im bayerischen Donautal (SMGB 58, 1940, 228–358).

19) Predigt 2.1.
20) Predigt 2.2.
21) Ebd., 2.
22) Predigt 2.3.
23) Predigt 1.24.
24) S. Oratio funebris. Die katholische Leichenpredigt der frühen Neuzeit. Zwölf Studien. Mit einem Katalog deutschsprachiger katholischer Leichenpredigten in Einzeldrucken 1576–1799 aus den Beständen der Stiftsbibliothek Klosterneuburg und der Universität Eichstätt, hrsg. v. B. Boge/R. G. Bogner (Chloe 30) Amsterdam – Atlanta 1999.

primiz von Prälat Bernhard Hertfelder auf die Kanzel stieg[25]. Man kann Jubelpredigten sowohl aus dem fränkischen Banz[26] wie aus dem schwäbischen Wettenhausen[27] finden, aus Engelberg[28] in der Schweiz oder aus dem Wiener Schottenstift[29]. Wie für die Äbte und Pröpste wurden aber auch für die „jubilierenden" Äbtissinnen jener Zeit Predigtdrucke veröffentlicht, etwa im Falle des Benediktinerinnenklosters Holzen[30].

Das aus Bayern überlieferte Quellencorpus der Jubelpredigten entstammt weitestgehend dem 18. Jahrhundert[31]. Damit setzt die Gattung später ein als die der nahe verwandten klösterlichen Leichenpredigten, die in Bayern ab 1675 greifbar sind[32]. Dies dürfte dadurch begründet sein, dass die barocke Festkultur der Stifte nach dem Dreißigjährigen Krieg erst allmählich erblühte. Die Leichenpredigten gingen ihnen in dieser Zeit gattungsgeschichtlich voraus, aus ihnen wurde die Untergattung der Jubelpredigten abgeleitet, wie die nahe Verwandtschaft beider Textsorten nahelegt[33].

---

25) Eustachius de Rosario, Triumph- Oder EHREN-PORTEN von dreyen Säulen/ Dem … Herrn BERNARDO Abbte deß Reichs-Gottshauß zu S. Vlrich vnd S. Afræ … Zu schuldigen Ehren … In deme er als Jubilæus … widerumb seine Primitias gesungen…, Augsburg 1662.

26) Forster J. G., Der in seinen Tägen GOTT gefällig und gerecht gefundene Grosse Priester/ So An den 50. Jährig erlebt-Priesterlichen JUBILAEO Deß … HERRN CHILIANI [Döring/Düring] Deß … Klosters Bantz … würdigsten Abbten … vorgestellt…, Amberg [1715].

27) Schiele M., Die Ehemahls zu Cana in Galilaea gehaltene, Nunmehr aber in dem Käys. Freyen Reichs-Stüfft … Zu Wettenhausen Erneuerte Hochzeit … Lob- und Ehren-Predig … Bey einer Herrlichst angestellten Solemnität, Da … Herr Bartholomaeus II. [Koppenhofer] Preyß-würdigist Regierender Probst … allda, … Seine Zweyte Solemne Primiz … aufgeopfferet, Augsburg 1740.

28) Nager F., Rede auf die hohe Jubelfeyer Seiner Hochwürden … Leodegarius des I. [Salzmann], Abtes des unmittelbaren Stiftes … Engelberg …, o. O. 1794.

29) Manzador P., Ehren-Rede, Dem … Herrn Carolo [Fetzer] … In dem uralten … Kloster Unserer Lieben Frauen zum Schotten in Wien … Würdigsten Abbten … Als Hoch-Derselbe nach fünfzig im Priesterthum rühmlichst zugebrachten Jahren abermal das erste Feyerliche Meß-Opfer Dem Allerhöchsten abgestattet…, Wien 1749.

30) [Popp] W., Ehren-Predig Bey dem Höchst-Erfreulichen Jubilaeo, Oder Anderen Profession Der Hochwürdigen … Frauen Maria Anna Hildegardis Catharina Gebohrnen Freyin von Haßlang … Abbtissin Deß … Stüffts … S. Joannis Baptistae Zum Holtz…, Augsburg 1711; Wagner M., Dreyfacher Himmlischer Seegen Benedictae Besonders von Gott ertheilet. Das ist: Schuldigiste Lob- und Ehren-Predig Bey Solemner … Jubilaeischen Profession Der Hochwürdigen … Frauen Mariae Annae Benedictae Theresiae … von Remchingen … Deß Hoch-adelichen Stüffts … zum Holtz Würdigisten Abbtissin…, Augsburg 1732.

31) Einzige Ausnahme ist eine Predigt zur Jubelprimiz des Sankt Emmeramer Abtes Coelestin Vogel von 1689; s. Predigt 1.16.

32) S. Schrott, Leichenpredigten für bayerische Prälaten (wie Anm. 3), 28.

33) Zur Verwandtschaft beider Gattungen s. u.

Gattungsbezeichnungen

Nur ein Teil der Predigten zum 50. Jubiläum der Profess, der Primiz oder der Regentschaft weist auf den Titelseiten eine anlassspezifische Gattungsbezeichnung auf. Es dominiert der Begriff *„Lob-und Ehren-Rede“*[34] bzw. *„Lob- und Ehren-Predig“*[35] . Andere Bezeichnungen sind *„Lob-Ehre-und Sittenrede“*[36] oder *„Lob und Dank Rede“*[37]. Fast durchgehend sind hier also rhetorische Überbegriffe verwendet, die nicht auf die spezifische occasio der Predigten hinweisen. Lediglich in der Ensdorfer *„Lob:Jubel:und Ehren-Red“*[38] ist dies der Fall.

Der Grund dafür liegt in dem Umstand, dass Jubiläumspredigten kein typischer selbstständiger Gegenstand in der rhetorischen und homiletischen Literatur waren, so dass für sie kein eigener Fachterminus existierte. Ihre Form und ihre Inhalte waren eher in der Praxis gewachsen, als dass sie durch Lehrwerke normiert gewesen wären. Dennoch findet man in der Fachliteratur einige Hinweise zur Gattung.

Vorgaben der rhetorischen Fachliteratur

Durch die Ausführungen zur Lobrede (zu der beispielsweise auch die Heiligenpredigt[39] gehörte) galten die für einen Prediger zu beachtenden Aspekte als abgedeckt. Meist wird lediglich kurz auf die besonderen Anforderungen von Kasualpredigten verwiesen. In der Predigtlehre des Salzburger Rhetorik-Professors P. Otto Aicher aus Sankt Veit muss man beispielsweise auf das Kapitel *„De Genere exornativo“* zurückgreifen[40], wo man einen allgemeinen Paragraphen zum Thema *„Laus hominis in vitâ“* findet[41].

Ausführlicher äußerte sich aber 1769 Rudolf Graser[42] (1728–87). Er war seit 1744 Benediktiner im Stift Kremsmünster, wo er erst als Lehrer, dann als Pfarrseelsorger wirkte. Sein Anliegen war eine Modernisierung des Predigtwesen, worin er maßgeblich von Johann Christoph Gottsched geprägt war, mit dem er korrespondierte.

---

34) Predigt 1.9, 1.12, 1.13, 1.19 und 1.27.
35) Predigt 1.2 und 1.18.
36) Predigt 1.3.
37) Predigt 1.6 und 1.7.
38) Predigt 1.4.
39) S. Lobrede. Katalog deutschsprachiger Heiligenpredigten in Einzeldrucken aus den Beständen der Stiftsbibliothek Klosterneuburg, hrsg. v. W. Welzig u. a. (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte 518) Wien 1989.
40) Aicher O., Iter oratorium Quo intra septem dies tota ars rhetorica absolvitvr…, Salzburg 1675, 238ff.
41) Ebd., 246ff.
42) Über ihn s. Brandtner A., Zu einer Rhetorik des Herzens. Pater Maurus Lindemayrs Leichenpredigten auf den Schwanenstädter Pfarrer Johann Ferdinand Gessl und den Baumgartenberger Abt Eugen Schickmayr (Oratio funebris [wie Anm. 24], 247–273) 254f.

In seiner *„Praktische Beredsamkeit der christlichen Kanzel"* geht Graser auch auf die sogenannten „Ehrenreden" ein, die er von den „Lobreden", d. h. den Heiligenpredigten[43] unterscheidet. Er definiert: *„Durch die Ehrenreden, verstehe ich solche geistliche Reden, die, zur Ehre und Verherrlichung gewisser außerordentlichen Feyerlichkeiten, dem christlichen Volke, von der Kanzel, vorgetragen werden. Dazu können sich verschiedene Gelegenheiten eräugen. Denn es kann ein berühmtes Stift oder Kloster das tausendeste Jahr, von seiner Stiftung an; es kann ein großer Gnadenort etliche Jahrhunderte, von seinem Ursprunge her; es kann ein ansehnlicher Priester das Jubeljahr seiner priesterlichen Würde; es kann ein vornehmes Ehepaar seine zweyte Vermählung, u. w. d. mehr ist, mit besonderer Feyerlichkeit und öffentlichem Gepränge begehen."*[44] Man könnte somit synonym zur „Ehrenrede" den Begriff „Jubiläumspredigt" einsetzen. Im Auge behalten werden sollte die adverbiale Bestimmung am Schluss des Zitats: Das „öffentliche Gepränge" der Feierlichkeit ist bedeutsam für den kommunikativen Gesamtzusammenhang.

Für das Exordium empfiehlt Graser: *„Der Eingang kann, bey einer Ehrenrede, auf verschiedene Arten verfasset werden. Er wird aber gemeiniglich am natürlichsten ausfallen: wenn man ihn ab Occasione macht; das ist, von jenen Umständen, von der Begebenheit, und der Gelegenheit herleite, in denen wir auftreten."*[45]

Graser illustriert seine theoretischen Ausführungen anhand einer Millennarpredigt für das Kloster Mondsee. So schreibt er über das Thema der Ehrenrede: *„Der Hauptsatz ist, bey Ehrenreden, so wie bey den Lob- und Trauerreden, gemeiniglich ganz historisch [erwähnte Alternative: dogmatisch]; als:*

Mondsee ist ein Vollmond, in seinen tausend Jahren."[46]

Für dem Hauptteil macht Graser folgende Vorgaben: *„Die Erklärungen machen den Haupttheil einer Ehrenrede aus: und da der Hauptsatz historisch ist: so müssen die Erklärungen auch also seyn. Die Erklärungen vertreten hier mehrmals die Stelle der Beweise. Denn wie kann der Redner beweisen, daß sein Mondsee in seinem Wachsthume gesegnet, im Abnehmen standhaft, und in der Völle glorreich sey, als durch historische Erklärungen: indem er nämlich oratorisch erzählet, wie, und auf was Art es, bey diesem Stifte, zugegangen"*[47]. Analog müsste ein Jubelprediger natürlich auch beim Prälatenlob vorgehen. Allerdings könne er es *„nicht unterlassen auch hier wiederholtermalen einzuschränken, daß man es niemals bey historischen Erklärungen allein solle bewenden lassen. Nein, man mische, wie ich oben, bey den Lobreden, zu thun gerathen, auch hier manche dogmatische Erklärung ein. Denn immer erzählen, und lauter historische Erklärungen, machen eine Rede einem bloßen Gerippe ähnlich, woran kein gesundes und körnigtes Fleisch ist. Dieses müssen ihr allererst die dogmatischen Erklärungen geben. Eine Warnung, welche sich verschiedne*

43) S. Graser R., Praktische Beredsamkeit der christlichen Kanzel, in Regeln, Exempeln, und vollständigen Mustern…, Augsburg 1769, 3 ff.
44) Ebd., 287.
45) Ebd.
46) Ebd., 289.
47) Ebd.

aus unsern heutigen Lob- Leich und Ehrenrednern dürften gesagt seyn lassen.“ [48] Schließlich rät Graser noch: *„Einwürfe zu widerlegen, kann es, in Ehrenreden, bald Gelegenheit geben, bald auch nicht. Geschieht das erstere: so erfüllet ein Redner seine Pflicht; und wird dadurch zugleich seiner Rede auch eine angenehme Mannigfaltigkeit geben. Die moralischen Reflexionen sollen, meiner Meynung nach, in Leichen- und sonderlich in Ehrenreden etwas sparsamer angebracht werden, als in Lobreden. Dieses ist eine Regel, die ich, von guten Rednern beobachtet finde. Jedoch dörfen sie nicht ganz und gar unterlassen werden: und je größer das Ansehen, der Character und der Credit des Ehrenredners, vor seinen Zuhörern, ist: desto mehr und freyer wird er auch moralisieren dörfen. Die Schreibart belangend: so soll, in Ehrenreden, die ganze Kunst eines geistlichen Redners auftreten, und alles anbringen, was die Kanzelberedsamkeit immer erhabnes, und majestätisches in ihrer Gewalt hat. Denn solche Reden werden ja nur, zu Verherrlichung großer und außerordentlicher Feyerlichkeiten gehalten. Nur daß ja, aus dem Prächtigen und Majestätischen, kein schwülstiges, hochtrabendes, übertriebnes, phantastisches Wesen werde! Das bitte ich recht sehr. Denn das ist einmal, auf der Kanzel, nicht zu dulden: da es ja so gar alle weltliche Lehrer der Beredsamkeit, von ihren Rednerstühlen, ganz und gar verbannet wissen wollen.“* [49] Dem Anlass entsprechend plädiert Graser also trotz der Orientierung an Gottsched immer noch für einen ausgeprägten, wenn auch nicht maßlosen rhetorischen ornatus.

Ein eigenes Kapitel über *„Jubelreden“* [50] findet man in der 1784 erschienenen *„Anleitung zur praktischen geistlichen Beredsamkeit“* des Bamberger Rhetorikprofessors Joseph Roppelt. Der Autor rechnet ihnen Predigten zur Jubelprofess und -primiz zu, ferner solche zu Jubiläen von Personengruppen, Heiligsprechungen und Wallfahrten sowie zu Heiligen Jahren. Knappe rhetorische Instruktionen werden begleitet von Textbeispielen. Über die Predigten für Jubilare heißt es aber lediglich: *„In der ersten Gattung erhebt man die Belohnung der Verdienste durch ein hohes Alter, die erfüllten Pflichten seines Amtes &c. und giebt eine Lobrede.“* [51]

Heinrich Braun[52], der vormalige Tegernseer Benediktiner, äußert sich in seiner *„Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit“* dagegen weitgehend ablehnend gegenüber Kasualpredigten für Einzelpersonen: *„Lob- Leich- und Gelegenheitspredigten z. B. bey Primitzen, oder andern Feyerlichkeiten sind eine Klippe für Prediger, wo sie sich gern anstossen, und selten, ohne zu scheitern, vorbeykommen. Wie unerträglich ist manchmal eine offenbare Schmeicheley – die ganze Rede durch geführt, – eine Vermäntlung der Gebrechen, und Verschönerung halb lobwürdiger Dinge – im Munde eines Lehrers der Religion und Wahrheit! … Muß bey dergleichen Reden die ganze Rede Lob seyn? – Könnte man nicht eine erbauliche Lehre zum Hauptinhalte der Rede wählen, und am Ende auf denjenigen hinüber gehen, der ja nicht der Gegen-*

48) Ebd., 290.
49) Ebd.
50) Roppelt J., Anleitung zur praktischen geistlichen Beredsamkeit zum Gebrauche der Lehrlinge bey den öffentlichen Vorlesungen, Bamberg 1784, 171ff.
51) Ebd., 175.
52) S. Strobl W., Braun, Heinrich, in: Neue deutsche Biographie Bd. 2, Berlin 1955, 551.

stand der Rede ist, sondern nur die Gelegenheit gegeben hat, eine Rede zu halten?" [53] Mit seinen Bedenken hat Braun recht, wenn das Predigen ausschließlich als religiöser Dienst am zuhörenden Kirchenvolk verstanden wird. Er unterschätzt oder ignoriert aber die institutionelle Funktion, die den Lobreden zukam, zumindest wenn der Belobigte ein Klosterprälat war[54].

Äußerungen zu den Entstehungsbedingungen von Lobreden in den Predigtdrucken

Graser bildet mit seinen detaillierteren Ausführungen eine Ausnahme. Außerdem kamen seine homiletischen Überlegungen und Anregungen erst auf den Markt, nachdem schon viele Jahrzehnte lang Jubelpredigten gehalten worden waren. Überlegungen zur rechten Art, bei dieser Gelegenheit zu predigen, und über die dabei geltenden kommunikativen Mechanismen muss es aber zwangsläufig von Anfang an gegeben haben. Zumindest gelegentlich ließen die Prediger etwas davon in ihre Texte einfließen, so dass auch hier Fragmente einer Gattungstheorie und -geschichte greifbar werden.

Über die Motive der Drucklegung berichtet die Widmung an den Jubilar Adalbert Tobiaschu von Metten nach dessen Goldener Profess im Jahr 1766. Der Mettener Prior, P. Utto Hündl, schreibt: Da *„alles zeitliche Vergnügen von keiner steten Dauer"* sei, habe der Festprediger, P. Johann Baptist Lackner von Niederaltaich, geholfen. *„Er verlieh uns sein edels Werk ein Meister-Stück einer geistlichen Wohlredenheit … Dieses nun nehmen wir mit dankbaresten Vergnügen fröhlichst an/ theils Deinen würdigesten Ruhm/ theils auch unsere tröstlicheste Jubel-Freude durch diesen gedruckten Gegenstand/ auf seine Weise zu verewigen/ da wir hierinnen den Hauptpunkt unserer ganzen Jubelfeyer den theuren Adelbert zu jeden Zeitpunkt in schönsten Farben lesen."* [55] Er habe aber noch eine weitere Absicht verfolgt, so Hündl, und führt sein Prioren-Amt als Motiv an: *„Meine Schuldigkeit/ sagtest Du mir/ zu seyn/ daß ich die geistliche Lebens Regeln/ Nebensatzungen und Ordnung inner dem geheiligten Kloster-Schlusse zum steten Wachsthume unseres alterlebten Stiftes bey meinen geliebtesten Mit-Brüdern bewachete. Ich wusste kein tauglicheres Mittel hierzu auszusinnen/ als daß ich allen und jeden Dein so ähnlich hier geschildertes Ebenbild in seiner geschätzten Einsamkeit zum vollkommnesten Muster für Augen legte"* [56]. Der Ruhm des Prälaten und seine Vorbildlichkeit in der Lebensführung als Anregung zur Nachahmung – das sind Anliegen, die auch heute in der institutionsgeschichtlichen Forschung als Hauptaspekte wahrgenommen werden[57]. Eine weitere Intention nennt Hündl in der Widmungszuschrift der Predigt zu Abt Adalberts Sekundiz: *„Diese [Predigt] also beförderten wir zur Presse, und wiedme sie nun demüthigst allen Hochen Gästen zum*

53) Braun, H., Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit, München 1776.
54) Zur institutionellen Bedeutung von Jubelfesten und -predigten s. u.
55) Predigt 1.6, unpag. Widmung.
56) Ebd. Das Tugendvorbild als Motiv der Drucklegung wird auch in der Widmung einer Schäftlarner Jubelpredigt explizit genannt; s. Predigt 1.18, unpag. Widmung.
57) Näheres dazu unten.

unterthänigsten Denkzeichen unseres für ihre Hochgnädige Gegenwart dankbaresten Gemüths.“ [58] Der Passus ist zugleich ein Indiz für die intendierte Distribution der Broschüre: Offenbar erhielten alle mit Delegationen an der Feier beteiligten Klöster ein Exemplar des Druckes.

Von dem Chorherrn Anselm Manhardt aus Rottenbuch erfahren wir, dass die gedruckten Texte nicht immer mit den mündlich vorgetragenen übereinstimmen: *„Ubrigens bekenne ich gantz gern, daß ob ich zwar die erste zwey Theil durchaus offentlich also abgesprochen [= vorgetragen], wie sie hier ligen, den dritten Theil jedoch, erst hernach weitläufftiger, besser und ordentlicher eingerichtet habe (wie eingleiches fast in allen Ehren-Predigen, die zum Druck gelangen, zu ersehen, welche nicht wohl möglich, daß sie also lang auf offentlicher Cantzel seyen perorirt worden, als sie in dem Druck ausgeworffen seynd) so versichere ich auch für gewiß, daß alles, was hier zu finden nicht erst hernach zusammen geklaubt, sondern schon vorhero in meinen Schrifften, und zusamm getragenen zahlreichen Notatis einverleibt hatte, pur aus Mangel der Predig-Zeit unterlassen müssen.*“ [59]

Einen Orientierungspunkt für die Gestaltung und kommunikative Einbettung der Jubelpredigten bot zudem die Gattung Leichenpredigt[60], die ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihren Eingang in die klösterliche Festkultur gefunden hatte. Ein Vergleich mit solchen Trauerreden offenbart eine nahe Verwandtschaft zwischen beiden Textcorpora. Dies gilt für die eingangs skizzierte kommunikative Pragmatik der klösterlichen Festkultur, für die Prälatenbiographie als Raster der Gestaltung des Hauptteils der Predigt und für die zunehmende Auseinandersetzung mit der Aufklärungsbewegung im fortschreitenden 18. Jahrhundert. Dazu seien einige vergleichende Beobachtungen angestellt.

Das biographische Schema

Vergleicht man die Inhalte der Jubel- mit denen der Leichenpredigten, so stößt man auf ein gemeinsames differenziertes Gestaltungsmuster, auf das die Autoren gern zurückgreifen. Dass in personenbezogenen Texten, die der Rückschau auf eine runde Zahl von Jahren oder auch auf ein ganzes Leben gewidmet sind, biographische Informationen eine große Rolle spielen, ist keine Überraschung. Jedoch lässt sich feststellen, dass für rhetorisch gestaltete Prälatenbiographien ganz bestimmte Unterthemen als inhaltlicher Standard etabliert waren[61]. Sie dienten der Information, der Panegyrik und der moralisierenden Belehrung am Beispiel des Gefeierten und in ihrer Erinnerung an den für Religiosen geltenden Wertekanon auch der Selbstvergewisserung der ordensgeistlichen Zuhörer und Leser. Manchmal vermisst man dieses Schema

58) Predigt 1.7, unpag. Widmung.
59) Predigt 1.14, 5.
60) S. Schrott, Leichenpredigten für bayerische Prälaten (wie Anm. 3).
61) S. ebd., 84ff./187ff.

zwar auch weitgehend oder völlig[62]. Es gibt aber umgekehrt eine Reihe von Predigten, in denen es recht genau eingehalten ist.

Ein Beispiel ist die Rede zur Goldenen Profess von Abt Adalbert Tobiaschu von Metten[63]. Es finden sich darin Aussagen und Informationen über die Geburt in Hengersberg, den Umstand, dass der Jubilar *„schon in der Kindheit eine Reife zur Tugend und Frommkeit"* gezeigt habe (Seite 3), die vorbildliche Schullaufbahn, der Eintritt in Metten (4), Noviziat, Profess (5) und Primiz (7), ausgeübte Ämter wie das des Küchenmeisters (6) und des Seelsorgers (7) und schließlich die Wahl zum Prälaten (8). Als solcher habe er eine *„bescheidene Würthschaft … nach dem Muster eines ägyptischen Haushalters"* (gemeint ist Josef, der Sohn des Jakob und Urenkel des Abraham) geführt, die Gerechtsame des Klosters geschützt, für eine gute Ausbildung seiner Religiosen gesorgt und ihnen den Universitätsbesuch ermöglicht. Er habe für die Ausstattung der Bibliothek mit einem *„edlen Vorrath auserlesnester Bücher"* gesorgt (9), *„die Studirende Jugend"* mäzenatisch gefördert, die Mettener Klosterkirche verschönern und *„kostbare Kirchen Gefässe und priesterliche Kleidungen"* anschaffen lassen (10), Besucher gastlich aufgenommen (11) und die Armen unterstützt (12). Selbstredend werden die meisten dieser Leistungen als Beweise der Tugenden Adalberts dargestellt und dieser so ins beste Licht gerückt[64]. So ähneln die Jubelpredigten in hohem Maße den klösterlichen Trauerreden. Von diesen unterscheiden sie sich in der Regel nur noch durch die fehlende Sterbeszene sowie durch die fehlende Trauer im Exordium und den deswegen auch nicht erforderlichen Trost im Hauptteil und in der peroratio. Umgekehrt sind die Leichenpredigten durch die langen laudationes in den Hauptteilen, in denen die Trauer oft ganz zurücktritt, manchmal auf weite Strecken kaum von Jubelpredigten zu unterscheiden[65].

Noch ein Wort zum Motiv der Bibliothekspflege in den Predigten: An anderer Stelle wurde bereits skizziert, wie die Autoren der Leichenpredigten dieses Thema behandeln[66]. Die Autoren der Jubelpredigten gehen in gleicher Weise vor. So erwähnt die Oberaltaicher Predigt zur Goldenen Profess von Abt Dominicus Berger *„die Einrichtung der … ausgemahlenen, mit raren und kostbaren Bücheren durch ihn versehenen Bibliothec"*[67]. Der Tegernseer Prediger teilt mit, Abt Gregor Plaichshirn habe *„die ohnedem schon Welt-berühmte Bibliothec mit den kostbaristen Bücher-Schatz bereichet, ein Musaeum Mathematicum aufge-*

62) S. Predigt 1.5, 1.11, 1.24, 1.25 u. 1.26.
63) S. Predigt 1.6, pass.
64) Andere Beispiele von Jubelpredigten, die das Schema deutlich einhalten: s. Predigt 1.4, 1.8, 1.10 u. 1.14.
65) Zu Trauer, Lob und Trost in Leichenpredigten s. Schrott, Leichenpredigten für bayerische Prälaten (wie Anm. 3), 67ff.
66) Schrott G., „Mit fröhlichen Unkosten gebauet". Leichenpredigten als Quellen für die klösterliche Bibliothekspflege? (Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 24, 1999, 165–176).
67) Predigt 1.8, 7.

richtet, und mit trefflichen Instrumenten eingerichtet" [68]. In Schlehdorf „durchblättert" der Festprediger 1724 *„all jene Bücher/ so vnser gnädiger Herr Jubilaeus in seiner 50. Jährigen Regierung mit grossen Kosten/ maistenthails/ wie er zu sagen pflegte/ von seinem Rayß-vnd Vacantz-Geldt erkaufft/ auch fast alle selbsten durchlesen hat"* [69]. Eine Reihe weiterer Beispiele ließe sich anführen[70].

All diese Ausführungen der Prediger sind ausgesprochen affirmativ gehalten, so dass ihnen ein kritischer Leser mit Misstrauen begegnet – nicht nur heute, sondern, wie die oben zitierten Bedenken Heinrich Brauns erkennen ließen, auch schon im 18. Jahrhundert. Das entwertet die Aussagekraft der Texte nicht, wenn man sich ihnen wie anderen panegyrischen Werken mit geeigneten Fragestellungen widmet: *„Die Produkte der Rhetorik – Leichenpredigten, Roteltexte, Jubelreden und Glückwunschprogramme – können … nur als bedingte Quellen für die Erforschung derjenigen Person angesehen werden, die sie zum Gegenstand haben. Dagegen sind sie Primärquellen für die Erwartungen und Zumutungen, für ein Idealbild, wie es die Zeit im allgemeinen und Orden und Prediger im besonderen vertreten. Diese Idealvorstellung zeigt…, nach welchem Wunschbild sich der Prälat richtete bzw. richten mußte, erwartete er Anerkennung und Zustimmung von seiner Umgebung."* [71]

Auseinandersetzung mit der Aufklärung

Eine weitere Parallele zur Gattung der Leichenpredigten ist die im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmende Bereitschaft der Verfasser zur Auseinandersetzung mit der Aufklärung und vor allem mit ihrer Ordenskritik. Das Thema kommt in verschiedenen, teils defensiven, teils offensiven, teils differenzierenden Varianten vor: Aufklärerische Tendenzen konnten negativ oder positiv beurteilt werden, je nachdem, wie weit das Jahrhundert schon fortgeschritten war und welche Haltung ein einzelnes Kloster gegenüber den aktuellen Strömungen einnahm. Allmählich bildete sich auch eine Unterscheidung von „wahrer" und „falscher Aufklärung" heraus, und die Klöster konnten vereinzelt sogar als Protagonisten der Aufklärung dargestellt werden[72].

Ein frühes Beispiel findet man 1745 in Schäftlarn. Über den dortigen Jubilar Hermann Josef Frey sagt der predigende Augustinereremit Johannes Hinterloner: *„Die falsche Lehrs-Gründ, mit welchen sich jetzige Welt, wie von gifftigen Nateren, anhauchen lasset, wann er nit Kräfften genug hat, selbe nach dem Beyspiel, des Evangelischen See-Manns [= Sämanns] auszureitten [auszureißen], suchet er Gelegenheit, solche üble Erd-Dämpff mit Worten zu unterdrucken"* [73].

---

68) Predigt 1.22, 20.
69) Predigt 1.19, 11.
70) S, z. B. die Predigten 1.2, VII^{v}; 1.6, 9; 1.7, 13; 1.14, 16; 1.15, 10; 1.18, 10; 1.21, 12; 1.23, unpag. (V^{r}).
71) *Maier-Kren G.*, Die bayerischen Barockprälaten, Die bayerischen Barockprälaten und ihre Kirchen (BGBR 3, 1969, 123–324) 191 f. (Hervorhebung durch die Autorin).
72) S. Schrott, Leichenpredigten für bayerische Prälaten (wie Anm. 3), 163 ff.
73) Predigt 1.18, 6.

Der Mettener Prediger des Jahres 1766, Johann Baptist Lackner aus Niederaltaich, fährt folgenden Angriff auf die Aufklärer: *„O wie weit seyd ihr entschieden, ihr heutige Lehrjünger, ihr Schüler dieser Zeiten! Ihr reiset zwar den schönen Wissenschaften nach, aber lasset dabey eure Tugend in der Fremde. Ihr forschet oft mit angespannten Kräften, mit unermüdeten Fleiße der Wahrheit nach, und vergesset dabey GOttes."* [74]

Interessant sind die Differenzierungen, die der Salzburger Professor Gregor Zallwein aus Wessobrunn vornimmt. In der Tegernseer Jubelpredigt 1753 kommentiert er die Publikationstätigkeit von Abt Gregor Plaichshirn folgendermaßen: *„Es ist die GOtts-Gelehrtheit die Allerhöchste / ja die Königin deren Wissenschafften / ein Vertilgerin der Ketzereyen / die Grund-Saulen der Catholischen Religion, der Ancker unsers Glaubens / sie ist der richtige Weeg-Weiser zu der wahren Erkanntnuß deren Glaubens- und Sitten-Lehren / sofern sie ihr Haupt Augen-Merck vilmehr auf den Nord-Stern des Glaubens / als auf den Irr-Stern der Menschlich-verfinsterten Vernunfft richtet / und ihr Liecht nicht von schwachen Vernunfft-Gründen / sondern von denen in dem geschribenen / und Mündlich gegebenen Wort GOttes hinterlegten / von denen Kirchen-Versammlungen / und Heiligen Vättern erklärten Grund-Wahrheiten entlehnet; obschon nicht mag gelaugnet werden / daß die aus der Vernunfft hergehollte Beweißthumen / und Schluß-Reden der Wahrheit einen neuen Zusatz geben."* [75]

Dagegen vertrat Abt Petrus Gerl von Prüfening einen abgegrenzt gegenaufklärerischen Standpunkt, als er 1758 in Wessobrunn predigte. Die Hälfte seiner Ansprache widmete er ausdrücklich der Verteidigung gegen die Aufklärer: *„Der erste Theil [der Jubelpredigt] spielet mir die gewünschte Gelegenheit an die Hand, wider die niedriggesinte Antastungen einiger Welt-Menschen, die Würdigkeit deren Priesteren und Ordens-Geistlichen zu vindicieren: der zweyte wird mit Vorlegung deren so besonderen Meriten unsers Hrn. Hrn. Primitianten [Beda von Schalhammer] unser Gemüth entzucken."* [76] Grund für das schiefe Bild von den Klöstern in der Öffentlichkeit sei, dass wesentliche Elemente des monastischen Lebens im Verborgenen geschähen und deswegen nicht den Weg in die *„Zeitungs-Blätter"* fänden[77].

Laurentius Pfaller aus Ensdorf hielt 1775 die Jubelpredigt für den Zisterzienserabt Wigand Deltsch von Waldsassen. Der Autor wendet sich ebenfalls gegen die Ordenskritiker seiner Zeit und fordert sie auf: *„Bewundert hier, ihr neubegierige Klüglinge! die ihr das ehrwürdige Alterthum unserer GOtt geheiligten Ordens-Stände nur nach euerm neuen, verjüngten, ungültigen Maaßstabe abmesset, und durch falsche Schein-Gründe derselben Schönheit, Pracht und Heiligkeit, untergraben wollet, bewundert hier den Finger, oder vielmehr den starken Arm der höchsten Vorsicht [= Vorsehung], welche noch immer trutz … so vielen den Ordens-Gemeinden aus ihren zeitlichen Absichten und falsch-politischen Nebenzwecken abhäßi-*

74) Predigt 1.6, 4.
75) Predigt 1.21, 9.
76) Predigt 1.27, 5.
77) S. ebd., 9f.

gen Neidern, dennoch so viele tapfere, kluge, und fromme Männer jederzeit … zu den Altar zieht, und mit den Liebs-Bändern der H. Ordens-Gelübde verbindt…" [78] Pfaller markiert dabei aber keine schroffe Grenze zwischen antimonastischen Aufklärern und monastischen Gegenaufklärern, sondern benennt selbstbewusst auch Verbindungslinien: *„Wem ist unsere heutige, und, wie sie sich selbsten nennet, aufgeklärte Welt ihre Gelehrtheit schuldig, als diesen [klösterlichen] Schulen, welche allein die ältesten besten Bücher und Handschriften, mithin die wahre Gelehrtheit, bewahret, und errettet haben?"* [79]

Eine Jubelpredigt aus Rottenbuch schließlich, entstanden 1797, charakterisiert Propst Ambrosius Mösmer als *„Freund der wahren Aufklärung"*, ablesbar an den *„wichtigen Hilfsmittel[n]…, die der eifrige Liebhaber der schönen Kenntnisse und Künste auch in den heutigen, bedenklichen Zeiten zur nützlichen Beschäftigung, zur unschuldigen Unterhaltung, zur vortheilhaften Ausbildung der Söhne, und zur hohen Zierde seines Stiftes von allen Seiten her zusammen häufte."* [80] Als Beispiele werden genannt: die Buch-Erwerbungen für die Bibliothek, das meteorologische Observatorium auf dem Hohenpeißenberg, die Installation von Blitzableitern auf dem Klostergebäude, die Anschaffung von Scientifica für naturkundliche Studien, eine Münzsammlung als Quelle für historische Forschungen und die Naturaliensammlung des Stifts. Und der Prediger fügt an: *„Bey dem Anblicke solcher Vorkehrungen muß der Feind des klösterlichen Lebens verstummen und gestehen, daß die einsammen Hallen der Ordensmänner nicht Schlufwinkel der Gemächlichkeit, des Wohllebens, und der finstern Unwissenheit sind; sondern daß in diesen heiligen Mauern Arbeit, Künste und Wissenschaften im schönsten Flore blühen. Wenn diese kurzsichtigen von einem und andern faulen Gliede auf ganze Gemeinden schließen, so kann man ihrer Schmähsucht Männer entgegen stellen, die der Religion und dem Staate die schönsten Opfer bringen, die in der Gelehrsamkeit keine geringen Namen sind, und deren Einsicht nicht nur das Vaterland, sondern auch das Ausland anrühmen muß."* [81] Mit dem „Ausland" ist insbesondere das revolutionäre Frankreich gemeint, denn über die Gegner der Orden heißt es weiter: *„Sie wünschen die Stützen und Säulen der Religion umzustürzen, um das Gebäude selbst desto leichter zu Boden zu werfen, und ihre entehrenden Entwürfe suchen auf dem Schutte des Heiligthums die Fahne des Unglaubens, und der zügellosen Freyheit aufzupflanzen."* [82]

Die Predigt zur Jubelprimiz des Pollinger Propstes Franz Töpsl ist sogar in ihrer Gänze als Apologie gegen aufklärerische Kritik konzipiert. Propst Ambrosius Mösmer aus Rottenbuch erläuterte Thematik und dispositio seiner Rede wie folgt: *„Verläßt wohl ein mit Spöttereien – mit Verläumdungen angefülltes Blatt die Presse, wo nicht oder [= entweder] der Mönch (so nennet man spottweise die Ordensgeistlichen insgesamt), oder der Priester, oder ein Ordensoberer vorzüglich*

78) Predigt 1.23, unpag. (VI[r]).
79) Ebd. (VI[r]).
80) Predigt 1.15, 10.
81) Ebd., 11.
82) Ebd.

mitgenommen wird? – Wie! ist es doch schier nicht nur in den Städten, sondern auch allmählig schon auf dem Lande zur Mode geworden, die Unterhaltungen so anzustimmen, daß einer von diesen dreyen Ständen, zum Gelächter – zum Tadel – zu Anschwärzungen den Stof herleihen muß. Ob nun dieses ein vernünftiges – ein gerechtes – ein christliches Verfahren sey, soll gegenwärtige Predigt zeugen.“ [83] Im ersten Teil, der sich Töpsl in seiner Eigenschaft als Ordensmann zuwendet, wird die Kritik der regulierten Lebensform zurückgewiesen, beispielsweise mit den folgenden Aussagen: *„Das wichtige Geboth der evangelischen Ertödtung wird so sinnreich – so spitzfindig – auseinander gesetzet, daß es für die Erhaltung der körperlichen Gesundheit, und Kräfte beynahe als Pflichtwidrig erkläret wird. Das Fleisch hat die Wege so sehr verderbt, daß man den Greuel und die Abscheulichkeiten der Wohllust mit dem Namen eines zärtlichen Menschengefühles rechtfertiget“* [84] und so weiter. Mit Blick auf die aufgeklärt-absolutistische Klosterpolitik weist der Prediger außerdem auf einen Wandel in der regulierten Lebensweise hin: *„Heut zu Tage aber, da sich das Mönchswesen nicht eigenmächtig, sondern aus Anordnung geistlicher und weltlicher Mächte schier durchgehends in eine regulirte Klerisey umgeändert: muß es ia iede unbefangene Vernunft eingestehen, das derienige, der sich zum Klosterstande bekennet, seine Talente zum Nachtheile der Mensch[heit] nicht vergräbt.“* [85] Der Prediger ist dabei durchaus bereit einzugestehen, dass die Klosterkritik nicht jeglicher Grundlage entbehrt: *„Unterdessen wendet man mir ein: man kann … in der Welt selig werden, und und wird auch wirklich selig; man kann im Kloster verlohren gehen, und geht auch wirklich verlohren. Richtig, das kann man – ich würde ungerecht seyn, wenn ich der Welt keine Gerechten, und dem Kloster lauter Heilige andichten wollte … auch das Kloster hat … seine meineidigen Judassen; allein, wer sind diese? dieienigen, welche die Grundsätze der Welt oder [= entweder] noch nicht abgeleget, oder wiederum angenommen haben.“* [86] An anderer Stelle sind ähnliche Einräumungen über irregeleitete Priester zu finden[87]. So steigert er die Glaubwürdigkeit seiner Gesamtaussage, des Lobes von Ordens-, Priester- und Prälatenstand am Beispiel des Jubilars, indem er zeigt, dass es sich dabei nicht um ein realitätsfernes Stereotyp handelt[88].

Jubel- und Leichenpredigten – Gattungskonsistenz

Rudolf Graser unterscheidet in seiner Predigtlehre drei nah verwandte Gattungen: *„Der Unterscheid, welcher sich, zwischen dieser Art von [Ehren-] Reden, und den Lob- und Leichenreden, äußeret, betrifft, meines Erachtens, fast lediglich den Gegenstand der Rede: indem die Lobreden, nur allein auf Heilige Gottes, so wie die Leichenreden, bloß auf verstorbne ruhmwürdige Personen; die Ehrenreden aber, wie*

83) Predigt 1.11, 4.
84) Ebd., 6.
85) Ebd., 4.
86) Ebd., 10 f.
87) Ebd., 14 f.
88) Ähnlich hatte auch schon Petrus Gerl in der Wessobrunner Predigt von 1758 argumentiert; s. S. Predigt 1.27, 10.

ich gleich erwähnet habe, bald auf Sachen, bald auf Personen, die aber noch leben müssen, gehalten werden." [89] Abgesehen vom „Gegenstande" gibt es aber in Theorie und Praxis kaum Unterschiede[90], wobei sich die Jubel- und Leichenpredigten besonders nahestehen. Sie können als Untergattungen einer Gattung „Personalpredigt"[91] angesehen werden. Ihre Gattungskonsistenz lässt sich begründen durch ihre Gebundenheit an die Feierlichkeit als Entstehens-Anlass, ihre inhaltlichen Parallelen, besonders, wo der biographische Grundplan deutlich hervortritt, die darin vertretenen Werte und Ideale, ihre Funktion im Rahmen der institutionellen Absicherung nach außen und der Selbstvergewisserung nach innen sowie schließlich – im fortschreitenden 18. Jahrhundert immer häufiger – durch die Auseinandersetzung mit der aufklärerischen Klosterkritik.

Die institutionelle Funktion der Jubelfeiern

„Interaktion und Partizipation" ist eine Hauptfunktion von Jubiläen[92]. Das gilt auch für die frühneuzeitlichen Stifte. Die Profess- und Primiz-Jubiläen von Klostervorstehern waren zwar persönliche[93], aber beileibe keine privaten Gedenktage[94]. Die Klöster, Einrichtungen also, die gemäß dem damaligen aszetischen Sprachgebrauch und Selbstverständnis einen Rückzugsraum aus der „Welt" bieten sollten, inszenierten aufwendige, weltzugewandte Feierlichkeiten[95]. Die Stifte etablierten aktiv situationsbezogene, okkasionelle Öffentlichkeiten, geschichtet nach sozialer Zugehörigkeit und Bildungsgrad: Es wurden Ordensgeistliche aus Nachbarklöstern eingeladen, aber auch das Untertanen- und Kirchenvolk einbezogen. Ihnen wurde mit dem Jubilar eine Persönlichkeit präsentiert, die es als Autorität zu ehren galt: Für die Religiosen sollte er

89) Graser, Praktische Beredsamkeit (wie Anm. 43), 287.

90) Zur Verwandtschaft von Heiligen- und Leichenpredigt siehe beispielsweise auch Kastl M., Das Schriftwort in Leopoldspredigten des 17. und 18. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Heiligenpredigt als lobender und beratschlagender Rede (Wiener Arbeiten zur deutschen Literatur 13), Wien 1988, 4 ff.

91) Der Vorschlag zur Terminologie basiert auf dem allgemein gebräuchlichen Begriff „Personalschriften", innerhalb derer die Predigten ein eigenes Segment neben anderen (wie beispielsweise panegyrische Dichtung, Kantaten, Dramen oder Roteln) darstellen.

92) Assmann, Jahrestage – Denkmäler in der Zeit (wie Anm. 6) 310.

93) Zu personalen Jubiläen als Teil der Jubiläumskultur s. Müller, Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus. Dresdner Sonderforschungsbereich 537 „Institutionalität und Geschichtlichkeit" Teilprojekt R (Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 2004 [2005] 89–100), 95 f.

94) Zu Privatjubiläen s. Müller W., Das historische Jubiläum (wie Anm. 2) 42 ff.

95) S. zum Folgenden auch: Schrott G., Der Schlüsselbund des Oberboursiers. Zum Spannungsverhältnis von Klausur und Öffentlichkeit(en) in Cistercienserklöstern des 18. Jahrhunderts (Analecta Cisterciensia, 2011, 122–144), v. a. 134 ff.

als Vorbild in der Verwirklichung ihrer Lebensform dienen, für die Untertanen als schätzenswerter Pfarr- und Grundherr. Dabei wurden vor allem der geltende Wertekanon und die traditionellen sozialen Strukturen betont, so dass die Affirmation, die Wiederholung und Bekräftigung des schon Bekannten, seit jeher Geltenden im Mittelpunkt stand. Für die alphabetisierte Mit- und Nachwelt wurde das Ereignis durch den Druck von Jubelpredigten, Festbeschreibungen, Periochen und Libretti dokumentiert, so dass als Adressat zur situativen Öffentlichkeit des Fests eine zweite, alphabetisierte und lesende Öffentlichkeit kam.

Der Grund für solchen Aufwand ist in der institutionellen Bedeutung des vormodernen klösterlichen Festes, mithin auch der Jubiläen vor allem der Vorsteher von Klöstern, zu sehen. Sie gehören zu den *„institutionellen Mechanismen"*, den *„Formen der Stabilisierung von Sozialbeziehungen"*[96], die in einem Stift im alten Reich weitaus komplexer und umfangreicher waren als in einem heutigen Kloster.

Eine wichtige Wirkung der Festkultur und speziell auch der Jubiläumspredigten ist es, *„Leitideen"* ins Gedächtnis zu rufen, und so *„eine als gültig empfundene Bestimmung dessen, was … [Institutionen] jeweils sein sollen"*[97], für den konkreten Fall des Klosters oder auch der monastischen Sphäre insgesamt zum Ausdruck zu bringen. Institutionen und besonders Organisationen brauchen dafür ritualisierte Praktiken mit ihrer Homogenisierungstendenz und ihrem Öffentlichkeitsaspekt[98]. Klosterprälaten als öffentliche Personen, die nicht nur besondere kirchenrechtliche Befugnisse hatten, sondern auch Macht über Untertanen ausübten, mussten gegenüber der Öffentlichkeit im Interesse der Organisation „Kloster" und im Dienst der Herrschaftsausübung[99] als *„lebendige Normbilder"*[100] erscheinen bzw. dargestellt werden. Dies leistete inhaltlich die Prälatenpanegyrik und formal außerdem die große Aufmerksamkeit, die durch die Solennität auf den Jubilar gezogen wurde.

Prägend für den Selbstentwurf einer Organisation ist u. a. die „institutionell erzeugte Eigenzeit"[101]. Zu ihr gehört nach Rehberg die Phasierung von Lebensläufen und die biographische Zeitordnung[102], die durch Jubelfeiern ja besonders betont wird. Assmann spricht von der Funktion der *„Gelegenheit für*

96) Rehberg K.-S., Die stabilisierende „Fiktionalität" von Präsenz und Dauer. Institutionelle Analyse und historische Forschung (Institutionen und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordnens, hrsg. v. R. Blänkner u. B. Jussen [Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 138] Göttingen 1998, 381–407) 386.

97) Ebd., 388; vgl. auch Müller, Das historische Jubiläum (wie Anm. 2), 4ff.

98) S. Rehberg, Die stabilisierende „Fiktionalität" von Präsenz und Dauer (wie Anm. 96), 392f.

99) Ebd., 403.

100) Ebd., 397.

101) S. ebd., 400 ff.; Müller, Das historische Jubiläum (wie Anm. 93), 89.

102) S. Rehberg, Die stabilisierende „Fiktionalität" von Präsenz und Dauer (wie Anm. 96) 401.

Wir-Inszenierungen." Gemeinschaften *„brauchen eine Bühne und ein Zeitfenster, in dem sie sich von Zeit zu Zeit als das darstellen und wahrnehmen können, was sie zu sein beanspruchen: eine kollektive Identität mit einem wahrnehmbaren Profil"* [103].

Ähnlich wie im Falle der dynastischen Generationenketten von Adelshäusern ist es in Klöstern die Abfolge der Abbatiate, die die Eigenzeit weiter zur Eigengeschichte[104] ausgestaltet. Ein bedeutsamer Faktor der Institutionsgeschichte ist dabei die Kontinuität: *„Diese Geschichte ist mythisch, die eindrucksvolle Präsenz des ‚Immer-schon-so-Gewesenseins'"* [105]. In den Jubel- (und Leichen-) Predigten findet dies u. a. seinen Ausdruck in der schematischen, idealisierenden Darstellung der Prälatenbiographien. In ihnen werden *„Ordnungsbehauptungen"*, *„Geltungsansprüche"*, *„Handlungs- und Rollenstilisierungen"* [106] vorgetragen, die einen Hang zur Fiktionalisierung aufweisen, dadurch aber Normen und Ideale einschärfen und so deren Verwirklichung anstreben.

103) Assmann, Jahrestage – Denkmäler in der Zeit (wie Anm. 6) 308.
104) S. ebd., 401 f.; Müller, Das historische Jubiläum (wie Anm. 93) 89.
105) Rehberg, Die stabilisierende „Fiktionalität" von Präsenz und Dauer (wie Anm. 96), 401.
106) S. ebd., 406; Müller, Das historische Jubiläum (wie Anm. 93) 89.

Predigten zu den Jubiläen von Prälaten

Vorbemerkungen

Das Verzeichnis ist in zwei Abschnitte eingeteilt. Abschnitt 1 präsentiert die Predigten für jubilierende Prälaten, Abschnitt 2 diejenigen für Privatreligiosen. Innerhalb der Abschnitte sind die Predigten nach Klöstern und dort chronologisch geordnet. Die Suche nach bestimmten Gefeierten, nach Autoren, deren Herkunftsklöstern und nach den Druckern ermöglichen die Register im Anhang.

Die Angaben zu den einzelnen Predigten weisen den folgenden Aufbau auf:

1. Laufende Nummer der Predigt. Die Predigten sind fortlaufend numeriert. Geordnet sind sie zunächst nach den Stiften, denen die Jubilare angehörten.

2. Name des Jubilars. Hinter dem Namen stehen in Klammern die Art der Feierlichkeit und das Jahr.

3. Name des Autors. Angegeben sind in der Regel Name, Vorname, danach ggf. der Orden, schließlich das Mutterkloster bzw. der Herkunftsort. Folgende Abkürzungen für Ordensbezeichnungen wurden verwendet:

CRSA	Canonici Regulares Sancti Augustini	Augustiner-Chorherren
OESA	Ordo Fratrum Eremitarum Sancti Augustini	Augustiner-Eremiten
OFM	Ordo Fratrum Minorum	Franziskaner
OFMCap	Ordo Fratrum Minorum Capuccinorum	Kapuziner
OP	Ordo Praedicatorum	Dominikaner
OSB	Ordo Sancti Benedicti	Benediktiner
SJ	Societas Jesu	Jesuiten

Prediger ohne derartige Bezeichnung sind Weltpriester.

4. Vollständiger Text der Titelseite. Da die Titelseiten einen nicht unerheblichen Quellenwert hinsichtlich der occasio, des Autors, seines damaligen Amtes, seiner Herkunft, des Datum des Predigtvortrags, des Druckers, zum Teil auch besonderer Ämter des Gefeierten besitzen, sind sie mit ihrem vollständigen Wortlaut wiedergegeben. Angestrebt wurde eine möglichst zeichengetreue Dokumentation des Wortlauts , in Anpassung an die Möglichkeiten heute gebräuchlicher Fonts allerdings unter Vornahme folgender Veränderungen[107]:

Geminationsstriche sind in Doppelbuchstaben aufgelöst.
Ligaturen sind mit Ausnahme des „ß“ aufgelöst.
Sonderzeichen beim Doppel-r sind nicht wiedergegeben.
Sonderzeichen für „und“ bzw. „et“ sind stets durch „&“ wiedergegeben.

107) Das Gesagte gilt auch für die Zitate aus Predigttexten in Teil 1 dieser Arbeit.

Unterschiedliche Schrifttypen wurden nicht kenntlich gemacht. Infolgedessen wird auch nicht zwischen doppelten und einfachen Binde- bzw. Trennungsstrichen unterschieden, da erstere ein Charakteristikum der Frakturschrift, letztere eines der Antiqua sind. In der Regel gilt: lateinische Wörter und Wortbestandteile sind in Antiqua, deutsche in Fraktur gesetzt.

Ein Druckfehler ist unverändert wiedergegeben, aber durch „[!]“ gekennzeichnet.

Zeilenumbrüche sind durch einen senkrechten Strich („|“) kenntlich gemacht.

Verzichtet wurde dagegen auf die Beschreibung ästhetischer Gestaltungsmittel, also beispielsweise der – gestalterisch durchaus wichtige – Wechsel des Schriftgrads oder typographische Schmuckelemente. Für die damalige Zeit selbstverständlich, sind die Texte aller Titelseiten im Original zentriert gesetzt.

5. Hinweise zu Format und Umfang. Unpaginierte Blätter werden blattweise und mit römischen Zahlen angegeben.

6. Bibliotheken und Archive im Besitz der Predigt. Die Angaben sind gegliedert nach den Trägern der Institutionen und bedeuten im einzelnen:

SB = staatliche Bibliotheken
- A Staats- und Stadtbibliothek Augsburg
- AM Staatliche Bibliothek (Provinzialbibliothek) Amberg
- BA Staatsbibliothek Bamberg
- M Bayerische Staatsbibliothek München
- R Staatliche Bibliothek Regensburg

UB = Universitätsbibliotheken
- A Augsburg
- EI Eichstätt
- M München

BB = Bischöfliche Bibliotheken
- FS Dombibliothek Freising
- M Bibliothek des Metropolitankapitels München
- R Bischöfliche Zentralbibliothek Regensburg

KL = Klosterbibliotheken

SO = Sonstige

7. Gelegentlich sind Hinweise zu Nachdrucken oder Sekundärliteratur ergänzt.

Bibliographie der Predigten zu den Jubiläen von Prälaten

ANDECHS
1. 1
Abt Maurus III. Braun (Goldene Profess 1737)

Khray Friedrich von CRSA, Dießen:

MAURUS | Das | Am Hohen Fest der Unbefleckten | Empfängnuß MARIAE | Unbeflecktes | Jubel-Opffer: | Auf offentlicher Cantzel vorgestellet: | Da der | Hochwürdige in GOtt Hoch-Edel-Gebohrne | HERR / HERR | MAURUS III. | Deß Hoch-Berühmten, Uralt-und Exempten | Stüffts / und Closters | Auf dem | Heil. Berg Andechs / | ORD. S. BENEDICTI | Würdigster Abbt / und regierender PRAELAT, | Als ein | Höchst-beglückter JUBILAEUS | Nach würcklich hinterlegten 50. Jährigen H. Ordens-Stand 1737. seine erste | drey H. Ordens-Gelübd an obgedachten Hohen Fest hoch-feyerlich erneueret / und die | anderte H. Profession mit all-geziemender Ehr, und Freuden-Gepräng öffentlich abgeleget. | In Hoher Gegenwart fünff benachbarten Hochwürdig-und | Gnädigen Herrn Herrn PRAELATen. | Von | Plurimùm Reverendo, Religiosissimo, ac Clarissimo | D. FRIDERICO à KHRAY, deß weit-berühmten / | Regulirten Collegiat-Stüffts Diessen Ord. S. Augustini Congr. Lateran. | Capitularn, und zur Zeit würdigisten Decano. | Mit Genehmhaltung der Oberen. | Augspurg / gedruckt bey Joseph Gruber / Cath. Buchdr.

2°; III Bll. + 13 SS.
IIr.-IIIv.: Widmung

***SB**: A, M (Volltextversion online)*

1. 2
Abt Maurus III. Braun (Jubelprimiz 1744)

[Koechl] Gilbert CRSA, Bernried:

Der | GOtt seinen HErren inniglich liebende, | Und hingegen | Von GOtt seinem HErren inniglich geliebte | SAMUEL | Das ist | Lob-und Ehren- | Predig | An der Jubel-jährigen Hohen Solennitet, | Als der | Hochwürdige in GOtt / Hoch Edel- | Gebohrne, und Gnädige Herr Herr | MAURUS III. | Des befreyten Stiffts und Closters Heil. Berg Andechs / | Ord. S. P. Benedicti in Ober-Bayren würdigist regierender Abbt | Das Unbefleckte Lamm | Durch die Anderte Heil. Primiz | GOtt dem Höchsten auf das feyerlichiste schlachtete / | Einem Zahl-reichen, Hochansehlichen Auditorio vorzutragen Hoch- | gnädig beliebet | Dem | Hochwürdigen Herren Gilberto, des breit und weit berühmten Stiffts und | Closters Bernried, Can. Reg. S. P. Aug. Würdigst regierenden Propsten. | Anno 1744. den 19. Aprill. | AUGSPURG, gedruckt bey Joseph Dominicus Gruber, Cathol. Buchdr.

2°; VIII Bll.
II-III: Widmung

***SB**: A*

BERNRIED
1. 3
Propst Benno Proske (Goldene Profess 1786)

Kaiser Stanislaus Aloys, Raisting:

Lob- | Ehre-und Sittenrede | auf | das hohe Fest des heiligen Vaters | Augustin | bey | der jubiläischen Profeß | des | hochwürdigen, hochwohlgebohrnen | Herrn, Herrn | Benno | des berühmt, und uralten Stiftes der regulier- | ten Chorherren der lateranensischen Congrega- | tion zu Bernried würdigsten Probstes &c. | Vorgetragen | von Stanisl. Aloys Kaiser, | der Gottesgelahrtheit Licentiaten, hochfürstl. Augsbur- | gisch- geistlichen Rath, des löblichen Landkapitels Weil- | heim Dechant, und Pfarrer zu Raisting. | Mit Erlaubniß der Obern. | Augsburg, | bey der Joseph-Wolffischen Buchhandlung, | 1786.

8°; 68 SS.

***SB**: M (Volltextversion online) – **UB**: M*

ENSDORF
1. 4
Abt Anselm Meiller (Goldene Profess 1747)

Miller Vinzenz OSB, Ensdorf:

Dreyfacher Tempel | GOTTES | In | Dem Hochwürdigen in GOTT / und | Hoch-Edlgebohrnen | Herrn / Herrn ANSELMO | Des Befreyten Ober-Pfältzi- | schen Stüffts und Closters Ensdorff | des Heiligen Benedicti Ordens | würdigisten | Abbten / | Da selber nach würcklich hinterlegten 50. jährigen | Ordens Stands Anno 1747. den 12. Novembris unter | dem Schutz Mariä an dessen Festag die andere Profession abgeleget / und die Erste in dem Hochberühmten / und Ge- | freyten Stüfft: und Closter Reichenbach Exemptae Con- | gregationis Benedictino-Bavaricae Anno 1697. Domi- | nica ante Festum S. Martini beschworne Ordens-Ge- | lübd feyerlich erneuert in Gegenwart vier Hochwürdigen / | und Gnädigen Herren Prälaten / dann anderen vilen | Geist-und Weltlichen Persohnen / und Clöster- | lichen Unterthanen | Jn | Einer Lob:Jubel:und Ehren-Red vorgestellet | Von | P. VINCENTIO MILLER ejusdem loci & Or- | dinis Professo. | Mit Genembhaltung der Obern. | AMBERG, druckts Johann Georg Koch, 1747.

2°; II Bll. + 22 SS.
Iv..-IIv.: Widmung | 16-20: Verzeichnis anlässlich der Feier im Kloster aufgehängter Porträts | 21f.: Festbeschreibung

***SB**: AM, M, R – **UB**: EI*

Lit.: *Schrott G.*, Gedruckte Kasualpredigten aus Ensdorf (Literarische Klosterkultur in der Oberpfalz. Festschrift zum 300. Geburtstag von P. Odilo Schreger OSB, hrsg. v. M. Knedlik/A. Wolfsteiner, Kallmünz 1997, 173–188) 182f.

1. 5
Abt Anselm Meiller (Jubelprimiz 1752)

[Herbst] Maurus Xaver OSB, Plankstetten:

Jubiläische Neue Maria, und Heimbsuchende | Mutter des HERRN / | Der | Hochwürdige in GOtt Hoch-Edlgebohrne | HERR / HERR | ANSELMUS | Des | Hoch-berühmten / und Befreyten Stiffts / und Clo- | sters Ensdorff Ord. Sanctissimi P. BENEDICTI Preyß- | würdigisten Abbten, und Glorreichen Jubiläischen | HERRN, HERRN | PRIMIZIANTEN, | An | Dem Hohen Fest der Heimbsuchung MARIAE | Anno 1752. den 2ten Julij, in einer Lehr- und Sinnreichen, nutzlichen | Betrachtung vor einer sehr Zahlreichen, sowohl Geist-als Hoch-Adeli- | chen, dann gemeiner Volcks-Menge | Vorgestellet, | Von | Dem Hochwürdigen in GOtt / Hoch-Edelgebohrnen | HERRN, HERRN | MAURO XAVERIO | ORDINIS SANCTISSIMI P. BENEDICTI | In dem Hoch-berühmten und uralten Stifft und Closter ad Duas Vir- | gines B. V. MARIAM in Coelum Assumptam, & S. Jo- | annem Evangelistam zu Blanckstätten Würdigisten | Abbten / | Dann | Hochfürstlichen Eychstättischen Geheimbten, auch Geistlichen | Rath, &c. | Mit Geheimhaltung [!] der Obern. | Sultzbach, gedruckt bey Joseph Kilian Galwitz, Churfürstl. Hof-Buchdruck. 1752.

2°; 28 SS.

***SB**: AM, R - **UB**: A, EI - **BB**: R*

Lit.: Schrott, Gedruckte Kasualpredigten (wie bei Predigt 1.4), 183f.

METTEN
1. 6
Abt Adalbert Tobiaschu (Goldene Profess 1766)

Lackner Johann Baptist OSB, Niederaltaich:

Lob und Dank Rede | auf | die feyerliche und jubelmässige | Erneuerung der heiligen | Ordensgelübden | Seiner Hochwürden und Gnaden | Des Hoch-

würdigen, Hochedelgebohrnen | HERRN / HERRN | Adelbertus I. | des Ordens unseres Heiligen Stifters / und Patriarchen | Benedictus in dem uralten kaiserlichen Stifte und Kloster Metten | ruhmwürdigst regierenden | Infelirten Abbtes | würdigesten Abbtes der heiligen Cassinenser Versammlung / unsers Hochwürdigen / Gnädigen Herrn Herrn und Vaters | Vorgetragen | Von dem Hochwürdigen / in GOtt Geistlichen / Hochedeln / Hoch- | gelehrtesten Herrn P. Joann Baptist Lackner, eben dessen heiligen Ordens, | in dem weltberühmtem Bairischen Urstifte und Kloster Niederaltaich rühm- | lichesten Mitgliede, und würdigestem Prior, des heiligen Stuhls | zu Rom Protonotarius &c. &c. | An dem höchstfeyerlichen Jubeltage den 19. Weinmonats 1766. | Straubing, gedruckt bey Cassian Betz.

2°; III Bll. + 13 SS.
IIr.-IIIr.: Widmung

***SB**: A, M (Volltextversion online) – **KL**: Niederaltaich, Ottobeuren*

Lit.: *Schrott G.*, „Seine Gedächtnuß wird allen Leuthen süß im Mund seyn wie Hönig…" Hinweise zu den Niederaltaicher Leichen- und Jubelpredigten (Die beiden Türme 33, 1997, 70–80) 76f.

2. Auflage Freising: Sebastian Mesmer

***SB**: A, M (Volltextversion online) – **KL**: Metten*

1. 7
Abt Adalbert Tobiaschu (Jubelprimiz 1768)

Paumann Emmeram OSB, Sankt Emmeram:

Lob und Dank Rede | auf die | Priesterliche Jubel Feyer | Seiner Hochwürden und Gnaden | des Hochwürdigen Hochedelgebohrnen | Herrn Herrn | Adalbertus I | des Ordens unseren heiligen Stifters und Patriarchen | Benedictus in dem uralten kaiserlichen Stifte und Kloster | Metten Unterlandes Baiern | ruhmwürdigst regierenden | Infelirten Abtes, | würdigesten Abtes der heiligen Cassinenser Versammlung, | wirklichen Jubel Professen, und Jubel Priesters | unseres Hochwürdigen Gnädigen Herrn Herrn und Vaters | vorgetragen | von dem Hochwürdigen in GOtt Geistlichen Hochedlen Hochgelehrtesten | Herrn P. Emmeram Paumann eben dieses heiligen Ordens in dem weltberühmten Hochfürst- | lichen Stifte des heiligen Emmeram zu Regenspurg würdigstem Mitgliede, d. Z. | desselben Hochfürstlichen Stiftes Ordinari Prediger und Stadt Pfarrer | an dem Hochfeyerlichen Jubel Tage den 11 Septembers im Jahre 1768. | in den offenen Druck gegeben | mit gnädigster Erlaubniß und Genehmhaltung eines Hochwürdigsten Ordinariats zu Regenspurg. | Straubing, gedruckt bey Caßian Betz.

2°; II Bll. + 14 SS.
II: Widmung

***KL**: Metten*

OBERALTEICH
1. 8
Abt Dominicus Berger (Goldene Profess 1751)

[Widmann] Heinrich OSB, Mallersdorf:

Der | Von GOTT gecrönte / und seinen GOTT | hinwider crönende | Hoche Priester | Nemlich | Der Hochwürdige Hoch-Edl-Gebohrne | HERR HERR | DOMINICUS | Des schon über das zehende Saeculum zehlenden exempten | Closters Ober-Altaich Ord. S. Benedicti | Würdigster Abbt | Und einer Chur-Bayrischen Benedictiner-Congregation | Vieljähriger Visitator &c. &c. | Bey den Hochen Festin seiner anderten Ordens-Profession | Auf offentlicher Cantzel | Jn Gegenwart vier Infulierter | Dann zweyer von denen bey den Actu Professionis Ihme in Pluviali | & Infula Assistierender Häupter | Vor einen Hochadelichen / Hochansehentlichen | und Volckreichen Auditorio | Den 24. Octobris am 21. Sonntag nach Pfingsten Anno 1751. | Jn dasigen Hochlöblichen GOttshauß | Vorgebildet | Jn dem Alt-Testamentischen hochen Priester JESU | einem Sohn des Josedec | Endlich auf widerhohltes Verlangen in Druck vorgestellt | Durch | Den Hochwürdigen / Hoch-Edl-Gebohrnen Herrn Herrn | HENRICUM würdigisten Abbten des Hochlöblichen und exempten | Stüfft, und Closters Mallerstorff, Ord. SS. Benedicti; dann einer Hoch- | löblichen Bayrischen Congregation sub invocatione Sanctorum Angelo- | rum Custodum Wohl-verordneten Herrn Herrn | Visitatoren &c. &c. | CUM LICENTIA SUPERIORUM. | STRAUBING, gedruckt bey Caßian Betz. 1752.

2°; 16 SS.

***SB**: A, AM, M (Volltextversion online) – **UB**: EI – **BB**: FS*

OSTERHOFEN
1. 9
Abt Paulus Wieninger (Goldene Profess 1763)

Wagner Joseph, Plattling:

Lob-und Ehren-Rede | über die | Dreyfache Ehren-Cron | Der | Grossen Tugend / Weißheit und Alters | Des | Hochwürdig in GOtt Hoch-Edl-Gebohrnen Herrn / | HERRN | PAULI | Des Hochlöbl. Welt-berühmten Stiffts und

Closter | Osterhoven Sacri Candidi ac Exempti Ord. Canon. | Praemonstrat. würdigsten | Abbten | Und der Churfürstl. Durchl. in Bayrn &c. Summi Capellani | und Elemosinarii perpetui | Dann der Hochlöbl. Stifft- und Clöstern Schlögl und St. Salvatorn | P. ABBATIS IMMEDIATI | Wie auch einer Hochlöbl. Landschafft in Bayrn Rendt-Ambts | Landshut verordneten Landsteuern. | Da | Hoch-Derselbe die Erstlinge seiner Funffzig Jährigen | PROFESS | An jährlicher Fest-Begängnuß des grossen Kirchen-Lehrers | H. AUGUSTINI | Das zweyte mahl wieder erneuerte den 28. Augusti 1763. | Verfasset und vorgetragen | Von JOSEPHO WAGNER, SS. Theologiae Licentiato des Löbl. | St. Joannis Baptistae Collegiat-Stiffts zu Vilshoven Canonico Capitulari | und der Zeit Pfarrern zu Plättling. | CUM LICENTIA SUPERIORUM. | Straubing, gedruckt bey Caßian Betz.

2°; 12 SS.

***SB**: M (Volltextversion online)*

POLLING
1. 10
Propst Albert Oswald (Jubelprimiz 1738)

[Gschwendtner] Corbinianus CRSA, Schlehdorf:

ALBERTUS | Der Hoch-beglückte |JUBILAEUS |ALTER PETRUS GLORIOSUS | Das ist: | ALBERTUS | Der | Hochwürdig-und Hochedle Herr / | Herr Probst | Des uralt-Hochlöbl. | Stift und Gottshauß Polling der | Regulierten Chor-Herren S. Augustini, | Der | Lateranensischen Congregation | Abbten / | Dann einer Löbl. Landschaft in Bayern Mit-Verordneter | Land-Steurer, Ss. Theologiae Doctor &c. | Als | Ein anderer glorreicher PETRUS | In einem dreyfachen Ehren-Stand | An seinem zweyten Jubel-und Freudenvollen | Primitz-Fest | An dem Hohen Fest-Tag | der HH. Apostel-Fürsten Petri und Pauli | Anno 1738. von offener Cantzel | Vorgestellet | Durch den Hochwürdig-Wohl-Edlen Herrn, Herrn CORBINIANUM, des | uralt-Hoch-Löbl. Stifts und Gottshaus Schlechdorff Canon. Regul. | S. Augustini Probsten und Lateranensischen Abbten, &c. | München / Gedruckt bey Joh. Jacob Vötter, Gem. Löbl. Landschaft und Stadt-Buchdr.

2°; 38 SS.

***SB**: M (Volltextversion online) – **UB**: EI – **BB**: FS*

1. 11
Propst Franz Töpsl (Jubelprimiz 1785)

[Mösmer] Ambrosius CRSA, Rottenbuch:

Rede | auf | die Jubelfeyer | als | der hochwürdige, wohlgebohrne | HERR HERR | Franciscus | des | löblichen Stifts, und Klosters der regulirten Chorher- | ren zum heil. Kreuz in Polling würdigster Probst, und late- | ranensischer Abbt, der hochlöblichen Landschaft in Oberbaiern verordneter | Kommissar, wieauch General-Direktor der kurfürstl. Lyzeen und Gym- | nasien, nach glorreich erlebten fünfzigjährigen Priesterthum Gott | dem Allmächtigen am 17ten Heumonats | das Jubel-Meßopfer | feyerlichst abgestattet. | Gehalten | von dem hochwürdigen in Gott, wohlgebohrnen | HERRN HERRN | Ambrosius | Probste und Erzdiakon | des benachbarten Stiftes u. Klosters | Raitenbuch. | Jm Jahre 1785. | Landsberg, gedruckt bey Joh. Friedrich Ott, burgerl. Buchdrucker.

2°, 20 SS.

***SB**: M (Volltextversion online) – **UB**: M – **BB**: FS, M*

Nachdruck: Die Literatur des 18. Jahrhunderts. Das Zeitalter der Aufklärung, hrsg. v. H. Pörnbacher (Bayerische Bibliothek 3) München 1990, 449ff. (Teilabdruck)

Lit.: van Dülmen R., Propst Franziskus Töpsl (1711–1796) und das Augustiner-Chorherrenstift Polling. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Aufklärung in Bayern, Kallmünz 1967, 191f.; Pörnbacher H., Parnassus Rottenbuchensis. Zur Pflege der schönen Literatur im Kloster Rottenbuch (Rottenbuch. Das Augustinerchorherrenstift im Ammergau, hrsg. v. dems., Weißenhorn ^{2}1980, 108–127) 119f.

PRÜFENING
1. 12
Abt Roman Kiefer (Jubelprimiz 1747)

Bader Veremund OSB, St. Emmeram:

Römisches | Priesterthum | ROMANI | Des | Grossen Priesters | Und Hohen Abbtens | Des | Berühmt-und Exempten Closter-Stiffts Prüfling / | In einer | Lob-und Ehren-Rede | Vorgestellt, | Als Hoch-Derselbe im Jahr 1747. am Fest-Tag | Des | Heil. GEORGII, Schützers | Bemeldten Closter-Stiffts, | Dem | Höchsten GOtt nach 50. Jahren seines Priesterthums | das Jubel-Opffer hat abgestattet / | Einem Zahlreichen, Adelichen, und Gelehrten Auditorio | Vorgetragen | Von P. VEREMUNDO BADER, Ord. S. Bened. des Fürstl. Reichs- | Stiffts zu St. Emmeram in Regenspurg Prediger. | Allda gedruckt bey Johann Baptist Lang, Hochfürstl. Bischöfl. Hoff- | Buchdrucker.

2°; 19 SS.

***SB**: AM, M (Volltextversion online), R – **UB**: EI*

Nachdruck: „Einer Hochansehnlichen Versammlung vorgetragen“. Festliche Gelegenheitspredigten aus dem Kloster Prüfening (Hg. Georg Schrott) (Religionsgeschichte der Frühen Neuzeit 8) Nordhausen 2009, 115–133.

Lit.: Schrott G., Prüfeninger Kasualpredigten des 17. und 18. Jahrhunderts (SMGB 115, 2004, 415–458) 433f.; „Einer Hochansehnlichen Versammlung vorgetragen“, 27f.

ROHR
1. 13
Abt Patritius Freiherr von Haydon (Jubelprimiz 1722)

Dirrheim Marquard SJ, Regensburg:

Letzte | Und eben darum | Beste Hand / | Welche zu Ausfertigung und gäntzlicher Ausmachung eines aller- | seits schönen | Meister-Stucks | Und vollkommnen | Tugend-Bilds | Angelegt hat | Der Hochwürdige und gnädige Herr / Herr | PATRITIUS, | Freyherr von Haydon / | Des Hochansehnlichen Collegiat-Stüffts der Regulirten Hoch- | würdigen Chor-Herren S. Augustini zu Rohr würdigster | Probst und Infulirter PRAELAT, | Dann auch | Lateranensischer Abbt / | Und gemeiner Hochlöblichen Landschafft Unter-Lands-Bayren | Verordneter | PRIMAS und SENIOR &c. &c. | Als nunmehro | Jubiläischer Priester / | Und das andermahl höchst-beglückter | PRIMITIANT. | Wie es in einer | Lob- und Ehren-Red | Den 25. October des 1722. Jahrs von der Cantzel erkläret | Anjetzo aber auf Begehren obbemeldtens Hochansehnlichen | Stüffts Rohr / | Mit Genehmhaltung der Oberen / | In offentlichem Druck hervor gegeben | P. Marquardus Dirrheim, der Gesellschafft JEsu Priester. | Gedruckt zu Stadt am Hoff bey Johann Frantz Hanck.

2°; 41 SS.

***SB**: A, M (Volltextversion online), R – **UB**: EI – **BB**: M*

ROTTENBUCH
1. 14
Abt Patritius Oswald (Jubelprimiz 1735)

Manhardt Anselm CRSA, Rottenbuch:

Glück- Ehr- und Glorreiches | Rottenbuech | In dem Glorreichen Ehren-Tag | Seines | Aller Ehren | Würdigisten Vatters, | Und | Jubel-Jährigen Herren | PRIMITIANTEN, | Des | Hochwürdig- Hoch- Edlgebohrnen in GOtt | Gnädigen HERRN HERRN | PATRITII | Hochgebietenden Herrn Herrn | Praelaten in Rottenbuech, | Gebohrnen | Ertz-Diacon, und Lateranensischen Abbten / | Herrn Herrn in Osterzell / und Müllhausen &c. &c. | Vorgestellt |

Von | Rev. D. P. ANSELMO MANHARDT, eben desselben Closters | Rottenbuech Can. Reg. Lat. Capit. p. t. Expos. in Hochen-Peissenberg. | Anno M. DCC. XXXV. | CUM PERMISSU SUPERIORUM. | München, gedruckt bey Johann Jacob Vötter, Gem. Löbl. Landschafft- und | Stadt-Buchdruckern.

2°; 35 SS.
3-6: Widmung

***SB**: M (Volltextversion online) – **UB**: A – **BB**: M – **KL**: Ottobeuren*

Nachdruck: Manhardt A., Ehren-reiche Sitten-Reden / Sitten-reiche Ehren-Reden / Das ist: Predigen Auf alle Vornehmste Fest-Täg des HERRN …,Augsburg 1739, 435–460.

***SB**: AM, M (Volltextversion online) – **UB**: M, EI – **BB**: FS*

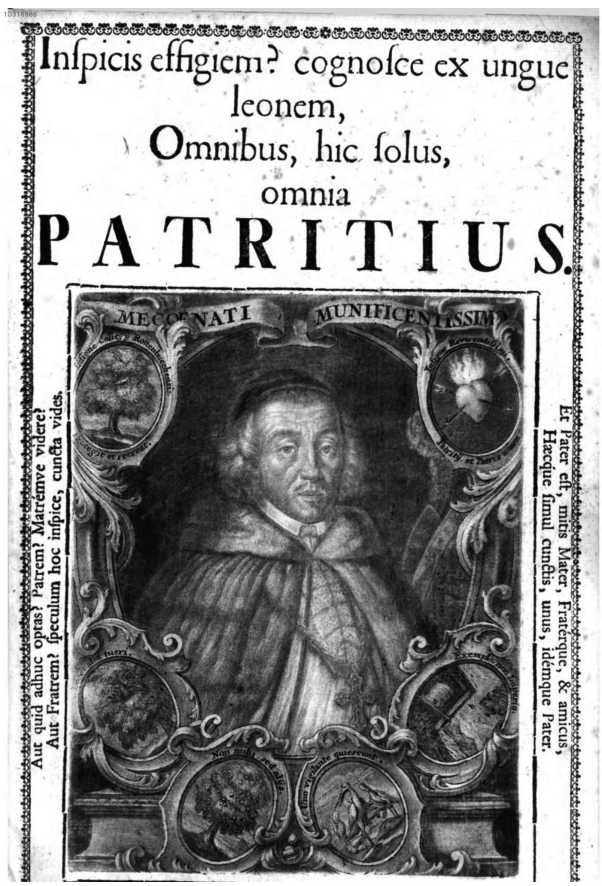


Abb.2: Porträt des Abtes Patritius Oswald von Rottenbuch aus dem Predigtdruck zu seiner Jubelprimiz 1735

1. 15
Propst Ambrosius Mösmer (Jubelprimiz 1797)

[Daisenberger] Johannes Nepomuk CRSA, Polling:

Rede | bey der | feyerlichen Jubel-Messe | des | hochwürdigen und wohlgebohrnen | HERRN HERRN | Ambrosius | Probst und Erzdiakon | an dem regulierten Chorstifte | zu | Raittenbuch. | Von | dem auch hochwürdig und wohlgebohrnen | HERRN HERRN | Johann Nepomuck | Probsten | des regulierten Chorstiftes | Polling. | Am 24 Herbstmonats | 1797. | Kaufbeuren, gedruckt bey Fr. Joseph Dorn.

2°; 21 SS.

***SB**: M (Volltextversion online) - **UB**: M - **BB**: FS, M*

SANKT EMMERAM
1. 16
Abt Coelestin Vogl (Jubelprimiz 1689)

Faber Heinrich OP, Regensburg:

Guter Hiert ¦ Oder ¦ Himmlisch-fruchtbare ¦ Jubel-Lilien / ¦ Das ist / ¦ Demütige Cantzel-Red ¦ An dem grossen ¦ Jubels-Fest-Tag ¦ Des Hochwürdigen in GOtt / Wohl-Edlen ¦ Herrn / Herrn ¦ COELESTINI, ¦ Des Kays. befreyten Reichs-Stiffts ¦ und Closters S. Emmerami in Regenspurg Abbten / ¦ Administratoris in Reichenbach / und der neuen sub titulo SS. ¦ Angelorum Custodum Bayrischen Benedictiner-Congregation ¦ Praesidis &c. &c. jetzt hoch-alt erlebten Jubel-Priesters / &c. ¦ Auff der Ehren-Cantzel obgedachtes hochlöblichen Emmeramischen Gotts-Hauß vorgestellt ¦ Von ¦ Fr. HENRICO FABER, der Zeit des Regenspurgeri- ¦ schen Closters ad S. Blasium Prediger Ordens Priore, und ¦ Sac. Theologiae Lectore. ¦ Im Jahr Christi 1689. den 24. April. ¦ Regenspurg / Gedruckt bey Joh. Egidi Raith / Bisch. Buchdr.

2°; XVII Bll.

***SB**: M – **UB**: EI, M*

SANKT NIKOLA
1. 17
Abt Joseph Griesmiller (Jubelprofeß 1735)

Kettemann Cherubinus OFM, Dingolfing:

Ein nach dem Ebenbild und | Gleichheit GOttes | Mächtig-Weiß-und Brinn- | Eyfriger Vorsteher | Jn dem Hochwürdig / in GOtt | Hoch-Edl-Gebohrnen Gnädigen | Herrn, Herrn | JOSEPH | Des Uralt-und berühmbten Collegiat-Stüfft | und Closters Can. Reg. S. Aug. zu St. NICOLA | Vor Passau | Infulirten Probsten, und Lateranensischen Abbten bey dessen | anderten Profession, oder Erneuerung der gewöhnlichen Heil. | Ordens-Gelübd nach glückseeligist-zuruck gelegten | Halben Jahr-Hundert, | An dem Hohen Fest-Tag des Heil. Ertz-Engel Michael, | den 29. Septemb. 1735. vor außgesetzten Hochwürdigisten | Gut in gemelten Herren-Stüfft | Vorgestellt. | Von P. R. P. Fr. CHERUBINO Kettemann, Ordens der Mün- | deren Brüdern S. Francisci der Strengeren Observanz Chur-Bayrischen | Provinz, und dermahlen Guardian zu Dinglfing. | Passau, gedruckt bey Gabriel Mangold, Hochfürstl. Hof-Buchdruckern, 1736.

4°; XIV Bll.

***SB**: M (Volltextversion online)*

SCHÄFTLARN
1. 18
Abt Hermann Josef Frey (1745; Goldene Profess)

Hinterloner Johannes à S. Facundus, OESA, München:

Der | gerechte und vollkommne NOE | in seinem Opffer. | Das ist: | Lob- und Ehern- | Predig | An der | Jubel-jährigen Hohen Solemnität / | Als der | Hochwürdige in GOtt / Hoch-Edl- | gebohrne Gnädige Herr / | HERR | HERMANNUS | Des befreyten Löbl. Stiffts und Closters Schöfftlarn | Ord. Can. Reg. Praemonstratensium | Würdigist regierender Abbt, | Dann Gemainer Löbl. Landschafft in Bayern Mit-Verordneter / | und Commissarius Ober-Lands | Seine anderte Heil. PROFESSION abgeleget, | Bey einem Zahlreichen / höchst-ansehnlichen Auditorio auf der Cantzel | erwehnten Closters vorgetragen | Von P. Joanne à S. Facundo Hinterloner, Ord. Erem. | S. P. Augustini Concionatore. | CUM PERMISSU SUPERIORUM. | München, gedruckt bey Johann Jacob Vötter, Hof- und Landschaffts-Buchdruckern, 1745.

2°; III Bll. + 19 SS.
IIr.-IIIr.: Widmung

***SB**: AM, M (Volltextversion online) – **BB**: M*

SCHLEHDORF
1. 19
Propst Bernhard Bogner (Wahljubiläum 1724)

Schlechten Augustinus von CRSA, Schlehdorf:

Der | Jn geheiligter Zeit | höchst-beglückte | BERNARDUS | Das ist: | Bflicht-schuldigiste Lob-vnd | Ehren-Red / den 2. Januarij lauf- | fenden Jahrs bey dem dritten | Jubel-Fest / | Und | Erfreulichen Gedächtnuß fünffzig- | Jährig-Probsteylicher | Regierung / |Deß | Hochwürdigen in GOtt / Hoch-Edl- | gebohrnen / Herrn / Herrn | BERNARDI, | Deß vralt hochlöblichen Stüffts Can. Reg. | S. Augustini in Schlechdorff / | Fünfftzig Jahr würdigist regierenden Herrn Praelatens / | Und | Lateranensischen Abbten / &c. | Jn Gegenwart eines Hoch-ansehenlichen Auditorij, vnnd vngemainer | Volcks Mänge gehorsambist vorgestellet | Durch | Den Hoch-Ehrwürdigen Herrn Augustinum à Schlechten, | Reguliert-Lateranensischen Chor-vnd Capitular-Herrn | obersagten Stüffts | CUM LICENTIA SUPERIORUM. | München / Getruckt bey Johann Lucas Straub / Anno 1724.

2°; II Bll. + 28 SS.
Iv.-IIv.: Widmung

***SB**: M (Volltextversion online) – **UB**: A – **BB**: FS, M – **KL**: Metten*

TEGERNSEE
1. 20
Abt Bernhard Wenzel (Jubelprimiz 1713)

Gross Bernhard OSB, Benediktbeuern:

Zweyfache | Von Silber / und Gold / | Mit Edelgestein wolbesetzte | Ehren-CRon: | Oder | Der von Christo zweymahl herrlich | gecrönte BERNARDUS, | Weiland | Hochwürdiger in GOtt Genädiger | Herr / Herr Abbt / deß Uhralten / hochansehlichen / | und Exempten Closter | Tegernsee | Ordinis S.^{mi} P. N. BENEDICTI | in Ober-Bayrn / | Bey dessen ander-ersten heiligen Meß- | Opffer / an dem Fest deß heiligen Abbt BER- | NARDI von Clarevall: | Vor einer hochen- und Volck- reichen Versamblung / | Zu schuldigisten Ehren auffgesetzzt: | Durch | Ad.^{m} R. R. P. BERNARDUM GROSS, Ordin. | S. Benedicti, deß Uhr-alten hochberühmten Stifft / und Exempten | Closter Benedictbeyrn in Ober-Bayrn PRIOREN. | Anno 1713. Den 20. Tag deß Monats Augusti. | Cum Licentia Superiorum. | München / | Gedruckt bey Mathias Riedl 1714.

2°; III Bll. + 29 SS.
Iv. –IIIv.: Widmung

***SB**: AM, M (Volltextversion online) – **UB**: A – **BB**: M – **KL**: Metten, Ottobeuren*

1. 21
Abt Gregor Plaichshirn (Goldene Profess 1753)

Zallwein Gregor OSB, Wessobrunn:

Höchst-beglückte | Schiff-Fahrt / | Und | Reicher Fisch-Zug | PETRI, | In dem Hochwürdigen / Hoch- | Edl-gebohrnen Herrn / Herrn | GREGORIO, | Des Uralt-Exempten Stüffts / und | Closters Tegernsee, Ordin. S. P. Benedicti, | Würdigisten Abbten / | In denen Chur-Bayrischen Landen Primate, | Dann | Einer Hoch-Lobl. Bayrischen Benedictiner-Congregation ehemaligen | Praeside Generali &c. &c. | An dem Hohen Ehren-Tag | Seiner Fünftzig-Jährigen heiligen Profession Sittlicher Weiß erneueret / | Und | In Gegenwart eines Höchst-Ansehnlichen | AUDITORII | Auf offentlicher Cantzel vorgetragen | Von | Plur. Reverend. Religiosiss. ac Clarissimo D. P. GREGORIO ZALLWEIN, | des Uralt / Weit-berühmten Stüffts / und Exempten Closters Wessobrunn / Ord. S. P. Bened. | Professo, J. U. D. und in einer Lobl. Universität zu Saltzburg Würdigisten Professore Ordinario SS. Canonum; | dann auch eines Hochwürdigisten des Heil. Römischen Reichs Fürsten / und Ertz- | Bischoffens zu Saltzburg Geistlichen Rath, &c. | Den 14. Octobris, Anno 1753. | Cum Licentia Superiorum. | Gedruckt allda in eben disem Closter Tegernsee.

2°; 14 SS.

***SB**: AM, R – **BB**: M*

1. 22
Abt Gregor Plaichshirn (1761; Jubelprimiz)

[Mittermayr] Ulrich OSB, Wessobrunn:

Wohl-verdiente | Drey-fache | Ehren-Cron / | Dem Hochwürdigen in GOtt / | Hoch-Edl-Gebohrnen | HERRN HERRN | GREGORIO, | Des Uralt-Exempten Stüfft-und Closters Tegernsee, | Ordinis S. P. Benedicti | Würdigisten Abbten / | Des | Hoch-Ansehnlichen Praelaten-Stands in Chur-Bayrischen Landen | PRIMATI, | Einer Hochlöbl. Exempten Bayrischen Benedictiner Congregation ehemahligen | PRAESIDI GENERALI &c. &c. | aufgesetzt / | Als | Hoch-Derselbe | An dem Hochen Fest-Tag des Heiligen Ertz-Engels Michaels | Sein zweytes | Heiliges Jubel-Meß-Opfer als 50-Jähriger Priester | Dem Allerhöchsten abgestattet / | Jn Gegenwart eines Hoch-Ansehnlichen Auditorii, | Von dem | Hochwürdigen / Hoch-Edl-Gebohrnen Herrn Herrn UDALRICO, | des Uralt-weit-berühmt-und Exempten Stüfft-und Closters | Wessobrunn / Ord. S. P. Benedicti, Würdigisten Abbten | Anno 1761. den 29. September. | Gedruckt zu Closter Tegernsee.

2°; 24 SS.

***SB**: M (Volltextversion online), R – **UB**: A, M – **BB**: FS, M*

WALDSASSEN
1. 23
Abt Wigand Deltsch (Goldene Profess 1776)

Pfaller Laurentius OSB, Ensdorf:

Rede | auf das | Hohe Jubel-Fest / | als | Der Hochwürdig, und Hochedl Gebohrne | HERR HERR | WIGANDUS | Des Uralt-und Berühmten Stifts und Klosters | Waldsassen / | Des Heil. und befreyten Cisterzienser Ordens | Würdigster Abt | Der Klöster Sedlitz, und Ossegg in Böheim: und | Brumbach in Francken | Pater Immediatus &c. | Seine in dem Jahre Christi 1725. den 4. Novemb. abgelegte | Heil. Ordens-Gelübde nach glücklich hinterlegten 50. Jahren | wiederum als Jubiläus | im Jahre 1775 erneuerte, aus seinem Abteylichen | Wappen-Schilde | Einer Hochansehnlich, und Volkreichen Versammlung | vorgetragen. Von dem Hochwürdig und Hochgelehrten Herrn | P. Laurentius Pfaller, | des Uralt und Berühmten Kloster Endsdorf | Würdigsten Prior. | Waldsassen, gedruckt bey Johann Martin Hölbling, 1776.

2°; VIII Bll.

***BB**: R*

Nachdruck: „Ein Thal des Seegens". Lesebuch zur Literatur des Klosters Waldsassen, hrsg. v. M. Knedlik/G. Schrott, Kallmünz 1998, 122–124 (Auszug)

Lit.: Schrott, Gedruckte Kasualpredigten (wie bei Predigt 1.4), 186f.; ders., „In gantz Oberen-Pfaltzer-Land Ist kein Heiligers Hauß bekannt". Die Waldsassener Predigtdrucke als Zeugnisse barocker Festkultur (Barockzeit zwischen Fichtelgebirge und Böhmerwald [vhs-Schriftenreihe zur Landes- und Volkskunde 8] Pressath 1996, 7–29) 19f.

WELTENBURG
1. 24
Abt Maurus Pächel (Goldene Profess und Jubelprimiz 1745)

[Widmann] Heinrich OSB, Mallersdorf:

Geistlicher | Ehren- | Oder | Prang-Wagen | Der Catholischen Kirchen | Mit Vier Wunder-Thieren bespannet / | Jn der anderten Primiz | Zugleich anderten Ordens-Profession | Des | Hochwürdigen Hoch-Edl-Gebohrnen | HERRN HERRN | MAURI PÄCHEL, | Des | Uralten exempten Closters Weltenburg | Resignierten Abbten / | 55. Jährigen Ordens-Professen / und 52.

jährigen Priesters: | Wie auch | Eines anderen allda Jubilaei Professi, und seine anderte Primiz | mit Jhm haltenden Geistlichen, | Nebst | Zweyen anderen dises Closters mehr dann 50. jährigen die | anderte Profession anheunt ablegenden | Ordens-Männern / | Vor einen Hochansehentlichen Auditorio | den 10. Oct. Anno 1745. | Als an den Kirchweyh-Fest den 18ten Sonntag nach Pfingsten | Vorgestellt, | Und auf widerholtes Verlangen in Druck gegeben | Von dem | Hochwürdigen Hoch-Edl-Gebohrnen Herrn | HERRN HENRICO, | Des Löbl. und Exempten Closters Mallerstorff ad S. Joan. Evang. | Ord. S. Bened. Abbaten, dann einer Bayrischen Benedictiner-Congregation | Visitatore extra Ordinario &c. | REGENSPURG | Gedruckt bey Johann Baptist Lang, Hochfürstl. Bichöffl. Hof-Buchdruckern. 1745

2°; 14 SS.

***SB**: M (Volltextversion online) – **KL**: Weltenburg – **SO**: Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg*

Lit.: Rieß O., Die Abtei Weltenburg zwischen Dreißigjährigem Krieg und Säkularisation (1626-1803) (BGBR 9) Regensburg 1975, 299.

WESSOBRUNN
1. 25
Abt Thassilo Boelzl (Jubelprofess 1738)

[Hoellerer] Lambertus OSB, Sankt Georgenberg-Fiecht (Tirol):

THASSILO | Der | Jn JESU dem Gecreuzigten | Glorreiche JUBILAEUS. | Das ist, | Ehren-Saul | Jn dem | Creutz Christi JEsu; | Als | Der Hochwürdige, Hoch-Edlgebohrne | HERR, HERR, | THASSILO I. | Des Hochberühmtuhralt- und befreyten Stifft und | Closters Wessobrunn Ord. S. P. Benedicti | würdigister Abbt und regierender | PRAELAT, | An dem Fest-Tag des Heil. Apostels Andreae seine anderte | Heilige PROFESSION | Hochfeyerlich abgeleget: | Vor einem zahlreichen hohen Auditorio aufgesetzet | Von | Dem Hochwürdigen in GOtt / Hoch-Edlgebohrnen | HERRN HERRN / | LAMBERTO | Würdigsten Abbten zu S. Georgen-Berg in Tyrol; Sr. Käyserl. Königl. | Cathol. Majestät &c. &c Der Gefürsteten Graffschafft Erb-Capellano, dann auch der | Preyß-würdigisten ertz-Bischöffl. Universität zu Saltzburg Assistenten &c. &c. | CUM APPROBATIONE SUPERIORUM. | AUGSPURG, | Gedruckt, bey Antoni Maximilian Heiß, Hochfürstlichen Bischöfflichen | Costantzischen Hof-Buchdruckern, 1739.

2°; 28 SS.
3–6: Widmung

***BB**: M*

1. 26
Abt Beda von Schalhammer (Jubelprofess 1753)

Zallwein Gregor OSB, Wessobrunn:

Dreymahl geseegnet- und heiliges | Und | In dem fünfzigsten Jubel-Jahr | dreymahl geheiligt-tausendes | Jubel-Jahr. | Bey zugleich einfallenden tausend-jährigen Saeculo, oder Jubel-Jahr | des uralt-exempten Stifts, und Closters Wessobrunn Ord. S. P. Benedicti, | und hochfeyerlichen Erneuerung der vor 50. Jahren abgelegten heiligen | Ordens-Profession | Des Hochwürdigen, Hoch-Edlgebohrnen Herrn Herrn | BEDAE | Besagten Stifts und Closters würdigsten Abbten, und einer Hochlöbl. | Bayerisch exempten Benedictiner-Congregation würcklichen Praesidis Generalis, | dann einer Hochfürstl. Ertzbischöfflichen Universität zu Saltzburg | Assistentis &c. &c. | An dem hohen Ehren-Tag | Seiner fünfzig-jährigen H. Profession, und zweyten Tag der angefangenen, | durch 8. Täg fürdauernden hochfeyerlichen Begängnuß des 1000. Saeculi, oder Jubel-Jahrs, | den 24. Septembris anno 1753. als an dem so genannten Fest Mariae de Mercede | auf ofentlicher Cantzel vorgetragen.

[Folgt Predigttext auf derselben Seite]

in:

Tausendmahl geseegnete Brünnen Wessonis. Das ist: Zweyfaches Danck-Jubel- Und Freuden-Fest des Uralt- und befreyten Closters Wessobrunn, … Augspurg 1754, 39–53

vorher/nachher Festbeschreibung (38/52f.)
Anschließend: „PIA VOTA CONVENTUS WESSOFONTANI…“ (54–56)

***SB**: A, AM, BA, M (Volltextversion online) – **UB**: A, M – **BB**: FS*

Lit.: Hemmerle J., Wessobrunn und seine geistige Stellung im 18. Jahrhundert (SMGB 64, 1952, 13–71) 53.

1. 27
Abt Beda von Schalhammer (Jubelprimiz 1758)

[Gerl] Petrus OSB, Prüfening:

Das | Neu-gewordene | Alterthum | In einer | Lob-und Ehren-Rede, | Da der | Hochwürdige, Hoch-Edelgebohrne | HERR, HERR | BEDA | J. U. Doctor | Des Hochlöblich-Uralt-und exempten | Closter-Stiffts | Wessobrunn Ord. S. P. Benedicti würdigister | Abbt: | Dann der befreyten Chur-Bayrischen Benedictiner-Congregation | Praeses Generalis &c. &c. | An dem 24ten Septembris als den 19. Sonntag nach | Pfingsten Anno 1758. | Sein zweytes heiliges Jubel-Meß-Opfer | hochfeyrlich abgehalten, | In Beyseyn 10. Infulierter

Häupteren, | dann einer Hochansehnlichen Versammlung | Vorgetragen | Von dem Hochwürdigen Hoch-Edelgebohrnen Herrn, Herrn | PETRO des berühmt-und exempten Stiffts und Closters | Prüffenning würdigisten Abbten. | CUM LICENTIA SUPERIORUM. | AUGSPURG, | Gedruckt und zu finden bey Franz Joseph Fetscher, Cathol. Buchdrucker.

2°; 21 SS.

***SB**: A, M (Volltextversion online), R – **UB**: A (Volltextversion online), M – **KL**: Ottobeuren*

Nachdruck: „Einer Hochansehnlichen Versammlung vorgetragen“ (wie bei Predigt 1.12), 135–154.

Lit.: Schrott, Prüfeninger Kasualpredigten (wie bei Predigt 1.12), 437ff.; „Einer Hochansehnlichen Versammlung vorgetragen“ (wie bei Predigt 1.12), 28ff.

Bibliographie der Predigten zu den Jubiläen von Privatreligiosen

BAUMBURG
2. 1
Theodonius Stumpf (Jubelprimiz 1749)

Generosus von Schärding OFMCap, Traunstein:

THAUMATURGUS | MAXIMUS | Der gröste | Wunder-Mann, | Und ein Wunder über alle Wunder. | Das ist: | Schuldigiste Lob-und Ehren-Predig,, | Als der | Hoch-Ehrwürdig-Geistlich-und Wohlgelehrte | HERR | THEODONIUS Stumpf | Des Hochlöblich-und berühmten Archi-Diaconal-Stiffts | der Regulirten Lateranensischen Chor-Herrn | in Baumburg | Capitularis, Senior, & p. t. Vicarius Parochialis ad S. | Joan. Bapt. zu Truchtlaching, Expositus in Poigen | An dem Hohen-Fest-Tag des H. Ruperti 24. Septembris im Jahre 1749. | Seine anderte Heilige PRIMIZ | Solenniter gehalten, | Abgelegt | Von P. F. Generoso Schärdingano, Capucineren, und p. t. | Guardiano in Traunstein. | CUM PERMISSU SUPERIORUM. | Burghausen, gedruckt bey Leopold Klatzinger, Churf. Reg. Buchd. 1750.
4°; 24 S.

***SB**: M (Volltextversion online) – **UB:** EI*

PRÜFENING
2. 2
Gregor Pez (Jubelprimiz 1798)

Kornmann Rupert OSB, Prüfening:

Die | Hand des Herrn. | Eine Predigt, | bey | Gelegenheit der fünfzigjährigen | Priesterthums-Feyer | des | würdigen Seniors von Prifling | Gregor Pez | gehalten | von | Titl. Herrn Rupert Kornmann, | Abte von Prifling. | Im Jahre 1798. | Regensburg, | gedruckt mit Rotermundt'schen Schriften | 1816.

4°; 32 S.

***UB**: EI – **BB:** FS, R – **KL:** Metten*

WEIHENSTEPHAN
2. 3
Aemilian Naißl (Jubelprofess 1743)

Naißl Aemilianus OSB, Weihenstephan:

Nutzlicher | Dencksprüch. | Das ist: | Andächtige und einfältige | Denck- und Danck-Predig / | Bey der | Anderen geistlichen Profession | In dem Closter / und GOttshauß | Weichen-Stephan, von dem fünffzig-jährigen Professen. | Patre ÆMILIANO Naißl | Selbsten abgelegt, | Am 20. Sonntag nach Pfingsten | Den 20. Octobr. Anno 1743. | Regenspurg gedruckt, und zu finden bey Joh. Baptist Lang, Hochfürstl. | Bischöfflichen Hof-Buchdrucker, 1743.

4°; 24 S.

***SB**: M – **UB**: M (Volltextversion online)*

Register

Personen
Hinweis: G = Gefeierter; P = Prediger

Bader, Veremund P 1.12
Baumann → Paumann
Berger, Dominikus G 1.8
Boelzl, Thassilo G 1.25
Bogner, Bernhard G 1.19
Braun, Maurus G 1.1, 1.2
Daisenberger, Johannes Nepomuk P 1.15
Deltsch, Wigand G 1.23
Dirrheim, Marquard P 1.13
Faber, Heinrich P 1.16
Frey, Hermann Josef G 1.18
Generosus von Schärding P 2.1
Gerl, Petrus 1.27
Griesmiller, Joseph G 1.17
Groß, Bernhard P 1.20
Haydon, Patritius von G 1.13
Herbst, Maurus Xaver P 1.5
Hinterloner, Johannes à S. Facundus P 1.18
Hoellerer, Lambertus P 1.25
Kaiser, Stanislaus Aloys P 1.3
Kettemann, Cherubinus P 1.17
Khray, Friedrich von P 1.1
Kiefer, Roman G 1.12
Koechl, Gilbert P 1.2
Kornmann, Rupert P 2.2
Lackner, Johann Baptist P 1.6
Manhardt, Anselm P 1.14
Meiller, Anselm G 1.4, 1.5
Miller, Vinzenz P 1.4
Mittermayr, Ulrich P 1.22
Mösmer, Ambrosius P 1.11; G 1.15
Naißl, Aemilian G u. P 2.3
Oswald, Albert G 1.10
Oswald, Patritius G 1.14
Pächel, Maurus G 1.24
Paumann, Emmeram P 1.7
Pez, Gregor G 2.1
Pfaller, Laurentius P 1.23
Plaichsirn, Gregor G 1.21, 1.22
Proske, Benno G 1.3
Schalhammer, Beda von G 1.26, 1.27
Schlechten, Augustin von P 1.19
Schwendtner, Korbinian P 1.10
Stumpf, Theodomius G 2.1
Tobiaschu, Adalbert G 1.6, 1.7
Töpsl, Franz G 1.11
Vogl, Coelestin G 1.16
Wagner, Joseph P 1.9
Wenzel, Bernhard G 1.20
Widmann, Heinrich P 1.8, 1.24
Wieninger, Paulus G 1.9
Zallwein, Gregor P 1.21, 1.26

Stifte

Andechs 1.1, 1.2
Baumburg 2.1
Benediktbeuern 1.20
Bernried 1.2, 1.3
Dießen 1.1
Ensdorf 1.4, 1.5, 1.22
Mallersdorf 1.8, 1.24
Metten 1.6
Niederaltaich 1.6
Oberalteich 1.8
Osterhofen 1.9
Polling 1.10, 1.11, 1.15
Plankstetten 1.5
Prüfening 1.12, 1.27, 2.2
Rohr 1.13
Rottenbuch 1.11, 1.14, 1.15
Sankt Emmeram 1.7, 1.12, 1.16
Sankt Georgenberg-Fiecht 1.25
Sankt Nikola 1.17
Schäftlarn 1.18
Schlehdorf 1.10, 1.19
Tegernsee 1.20, 1.21, 1.22
Waldsassen 1.23
Weihenstephan 2.3
Weltenburg 1.24
Wessobrunn 1.21, 1.22, 1.25, 1.26, 1.27

Drucker

Amberg
Koch, Johann Georg 1.4
Augsburg
Fetscher, Franz Joseph 1.27
Gruber, Joseph Dominik 1.1, 1.2, 1.26
Heiß, Anton Maximilian 1.25
Wolff, Joseph 1.3
Burghausen
Klatzinger, Leopold 2.1
Kaufbeuren
Dorn, Franz Joseph 1.15
Landsberg
Ott, Johann Friedrich 1.11
München
Riedl, Mathias 1.20
Straub, Johann Lukas 1.19
Vötter, Johann Jakob 1.10, 1.14, 1.18
Passau
Mangold, Gabriel 1.17
Regensburg
Lang, Johann Baptist 1.12, 1.24, 2.3
Raith, Johann Egid 1.16
Rotermundt, Johann Baptist 2.2
Tegernsee 1.21, 1.22
Stadtamhof
Hanck, Johann Franz 1.13
Straubing
Betz, Kassian 1.6, 1.7, 1.8, 1.9
Sulzbach
Galwitz, Joseph Kilian 1.5
Waldsassen
Hölbling, Johann Martin 1.23

Abbildungsnachweis

Abb. 1: Universitätsbibliothek München, 4 Hist. 2627: Predigt 1.16
Abb. 2: Bayerische Staatsbibliothek München, 2 Bavar. 558: Predigt 1.14

Für- und Vorsorgeeinrichtungen der Kartause, der Herrschaft und der Gemeinde Buxheim im Verbund mit anderen Reichsstiften

*von Martina Spies – Augsburg**

Vorwort

Die in den Klosterherrschaften für die Untertanen vor der Säkularisation vorhandenen Spar- und Kreditmöglichkeiten, Versorgungs- und Versicherungseinrichtungen sowie die Verwaltungsstrukturen (Grundbücher, Einbindung von Gemeindemitgliedern in Rechtsprechung und Gemeinde- und Verwaltungsarbeiten) können häufig nur über die Auflösungsunterlagen rekonstruiert werden. Oft ist die Quellenlage sehr dürftig. Viel Material wurde verstreut oder ist nicht erschlossen. Besonders die Untertanen betreffendes Zahlenmaterial wurde für nicht erhaltenswürdig befunden und vernichtet. Lag ein mehrmaliger Besitzerwechsel vor, wie im Falle Buxheim, dann waren die Archivalien noch mehr der Zerstreuung ausgesetzt. Unsere Kenntnis über das Klosterleben und den Klosterbetrieb in der Kartause Buxheim verdanken wir zum großen Teil Herrn Dr. Friedrich Stöhlker († Dezember 2007), der in einer äußerst gründlichen und umfangreichen Ausarbeitung der Nachwelt dieses Wissen erhalten hat. Nach der Bearbeitung der Quellen durch Dr. Stöhlker wurden die Unterlagen umsortiert und teilweise neu beschriftet. In meiner Arbeit habe ich in einigen Fällen die vorgefundenen Aufschriften der Mappen und zusätzlich die Quellenangaben nach Dr. Stöhlker zitiert.

Ausgeklammert hat Dr. Stöhlker die Vorgänge um die Feuerversicherung, die Waisenkasse und das Armenwesen. Wegen der unüberschaubaren Aktenmenge verschob er die Bearbeitung dieser Bereiche auf einen späteren Zeitpunkt. Da es dazu nicht mehr kam, erfolgt dies in der nachfolgenden Untersuchung.

Nach dem Ableben von Dr. Stöhlker kamen Archivalien, die er zur Bearbeitung hatte, nach Buxheim zurück. Teile davon wurden jedoch an das Stadtarchiv Memmingen weitergegeben. Diese neuen Quellen machten eine Ergänzung meiner Ausarbeitung von 2008 erforderlich. Ebenso brachten 2010 und

---

* Herrn Professor Dr. Pankraz Fried in Hochachtung gewidmet.

2011 aufgefundene Briefe aus dem Nachlaß von Dr. E. Tiefenthaler neue Erkenntnisse zu Prior Peter Lipburger, die Aufnahme in der Arbeit fanden.

Das wirtschaftsgeschichtliche Thema ‚Kloster und Gemeinde Buxheim' ist so facettenreich, daß immer wieder neue Einsichten und Ausblicke möglich sind.

Einleitung

Seit jeher sind die Menschen von Gefahren bedroht. Sei es der Verlust der Habe durch Feuer oder die Bedrohung ihrer Existenz durch finanzielle Mißgeschicke. Wichtig war deshalb für die Untertanen der Kartause Buxheim die Mitgliedschaft in einer Feuerversicherung und die Teilnahme an einer bankähnlichen Einrichtung, die Spar- und Kreditmöglichkeit bot in der Zeit vor der Auflösung der Kartause. Die Kartause offerierte als erstes der Klöster Bayerisch-Schwabens ihren Untertanen die Aufnahme in eine Feuerversicherung. Ebenso ermöglichte sie über die Waisenkasse den Zugang zum Kapitalmarkt. Die Struktur der Buxheimer Waisenkasse weicht von der umliegender Klosterwaisenkassen ab. Die ganz andere Konzeption verhalf dieser Kasse in abgeänderten Statuten zum Fortbestand bis ins 20. Jahrhundert. In den Armenstiftungen und der gemeindlichen Armenfürsorge setzte sich die Unterstützung Bedürftiger unter den neuen Obrigkeiten fort.

A. Fürsorgesysteme schwäbischer Kloster vor der Säkularisation

In Betrachtungen über bayerisch-schwäbische Klöster vor der Säkularisation 1802/03 taucht häufig die standardisierte Aussage auf: ‚Klöster' und Kirchen waren die ‚Sparkasse' bzw. ‚Bank'[1] der Untertanen. Es fehlt aber meist die Begriffsbestimmung sowie ein Hinweis auf Kapitalherkunft und Kapitalverwendung.

Das Wort ‚Kloster' erlaubt viele Deutungen: Ein christliches Kloster ist einmal das Anwesen, in dem gleichgeschlechtliche Personen nach einer Ordensregel, die zu Armut, Keuschheit und Gehorsam verpflichtet, zusammenleben. Sie bringen ihr Hab und Gut in die Ordensgemeinschaft ein und stellen ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten dienend unentgeltlich zur Verfügung. Sie verfügen über keinen Besitz und vererben somit nichts nach ihrem Ableben. Kloster ist auch der gesamte Klosterbetrieb. Im frühen Mittelalter förderten die Landesherren Klostergründungen zum Zweck der Rodung und Kultivierung des Landes. Zu ihrem Erhalt wurden diese mit Grundbesitz ausgestattet und immer wieder durch Schenkungen begünstigt. Kloster meint au-

1) Immler, Die Säkularisation der Reichsstifte in Ostschwaben, S. 61, und Weis, Montgelas 1759–1799, S. 411.

ßerdem die klösterliche Grundherrschaft über Land und Leute. Dies bedeutet Fürsorge für die Menschen und bei Bedarf Verteidigung der Herrschaft. Hierzu waren Gesetze und Normen sowie das Einfordern von Steuern und Abgaben unerläßlich.

In den Klosterbereichen und auch bei den Untertanen gewann die Geldwirtschaft im 18. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung. Die Naturalwirtschaft wurde im Wirtschaftskreislauf zunehmend hinderlicher. Zugang zu Geldinstituten hatten in dieser Zeit nur der Kaiser und der Adel über die Wiener Bank und Kaufleute über Handels- und Wechselbanken. Handwerker, Bauern, Taglöhner, Knechte und Mägde waren zur Geldleihe oder Kapitalanlage auf Privatpersonen oder ihre Obrigkeiten angewiesen.

In Augsburg taucht der Begriff *Spaar Cassa* in den *Fabric und Reserv= oder Spaar Cassa=Rechungen* von 1750–1751 beim Kollegialstift St. Moritz auf[2]. Hartnäckig hält sich die Aussage von der ersten Sparkassengründung durch die Reichsabtei Salem[3]. Tatsache ist: 1749 errichtete Abt Anselm II. eine Waisenkasse, wie es sie in anderen schwäbischen Abteien auch gab, 1815 wurde diese Kasse von der Markgräflich-Badischen Verwaltung übernommen. 1838 bereinigte die Verwaltung diese Kasse von allen Nicht-Waisengeldern. Daraufhin gründeten die Bürgermeister von Salem eine Spar- und Leihkasse, für die die beteiligten Gemeinden hafteten[4]. Diese Gründung lag durchaus im Zuge der Zeit.

Die erste Sparkasse auf deutschem Boden war die 1778 in Hamburg gegründete *Ersparungs-Kasse*[5]. Die frühen Sparkassen, die nach der Säkularisation entstanden, wurden für die ärmeren Volksschichten eingerichtet, um diesen die Möglichkeit zu geben, für Notzeiten, Krankheit und Alter vorzusorgen[6]. Eine Kreditvergabe der Sparkassen zur Erwirtschaftung des Zinses für die eingelegten Gelder war nicht beabsichtigt. Die Gelder wurden an den Staat weitergegeben, was sich als Fehlschluß der 1822 gegründeten Augsburger Sparkasse erwies, die die Einlagen bei der Staatsschuldentilgungskasse anlegte. Dies führte 1830 zum Niedergang dieser Sparkasse[7].

Der Geschäftsbereich von Banken war wesentlich weiter gefaßt als der der Sparkassen. Sie nahmen Gelder an und vergaben auch Kredite. Als Münz- und Handelsbanken traten sie in Aktion bei Münz- und Wechselgeschäften und operierten grenzüberschreitend. Das Kapital, mit dem Sparkassen arbeiteten, war Fremdkapital und nicht Eigenkapital.

Die bayerisch-schwäbischen Klöster ermöglichten bereits vor der Säkularisation ihren Untertanen mit folgenden Einrichtungen die Teilnahme am Geldverkehr innerhalb der Landesgrenzen.

---

2) StAA, Kollegialstift St. Moritz Augsburg, Kl Lit. 151–154.
3) Von Reden-Dohna, Die Reichsprälaten in Schwaben, S. 32.
4) Kloster und Staat, S. 110 f.
5) Stratmann, Erziehung zur Sparsamkeit, S. 42.
6) Spiethoff, Ungewollt zur Größe, S. 11 f.
7) Merz, Stadtsparkasse Augsburg, S. 61–67.

I. Waisenkassen

Der Weg zu den Waisenkassen führt über die Waisenrechnung bzw. ‚Pflegrechnung', die ab Beginn des 17. Jahrhunderts belegbar sind[8]. Die Waise bekam 2 ‚Trager' (Vormünder), die ihr Vermögen verzinslich anzulegen und zu verwalten hatten, wofür sie eine ‚Zehrung' erhielten. Dieses System muß nicht problemlos gewesen sein, so daß die Klöster dazu übergingen, einen ‚Waisenschrein' bzw. ‚Waysenkasten' einzurichten, in den die Waisengelder eingelegt und aus dem Kredite vergeben wurden. Dieser Schrein stand unter der Obhut der Kanzlei und der Oberaufsicht des Abtes. Nachdem vermehrt auch Spargelder von Nicht-Waisen angenommen wurden, entwickelten sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus dem Schrein die Waisenkassen mit Spar- und Kreditfunktion. Zu diesen Kassen hatten alle Untertanen Zugang und konnten dort selbst Kleinbeträge ansparen. Außerdem vergaben die Waisenkassen Kredite. Der Zins für die vergebenen Kredite lag in der Regel 1 % höher als der für die Spargelder. Die Spar- und Kreditfunktion ermöglichte es den Waisenkassen, die Verzinsung der Waisengelder zu gewährleisten. Bei der Auszahlung von Waisengeldern stellte die Waisenkasse jedoch Bedingungen, z.B. Alter, Verheiratung, Ergreifen eines Berufes usw. Zudem konnte bei Hofübernahme ein Bauer versprechen, für seine Geschwister regelmäßig Raten in die Waisenkasse einzuzahlen, die angespart und bei Standesveränderung ausbezahlt werden sollten[9]. Durch dieses Vorgehen tragen die Waisenkassen auch Versicherungscharakter. Der Schwerpunkt lag jedoch bei der Spar- und Kreditfunktion.

Die Waisenkassen der Klöster Ottobeuren (1685), Elchingen (1718), Ursberg (1725), Roggenburg (1736) und Wettenhausen (1742) arbeiteten alle nach dem gleichen System[10]. Sie nahmen Waisen- und Spargelder verzinslich an. Die Beträge wurden mit Namen, Ort, Anlagebedingungen usw. in ein Waisenkassenbuch bzw. ‚Rapular'[11] eingetragen. Die Kontoinhaber bekamen einen Schein, auf dem alle Daten vermerkt waren. Dieser Schein erfüllte die Funktion eines Sparbuches. Zum Jahresende oder an Lichtmeß fand die Zinszuschreibung statt. Die Kanzlei protokollierte vergebene Kredite. Häufig wurden diese auch als Hypothek auf ein Grundstück eingetragen. Die Verwaltung der Waisenkassen erfolgte in der Kanzlei der klösterlichen Herrschaft. Um die Sicherheit der Waisenkassen zu erhöhen, ernannten einige Klöster einen Konventualen als ‚Waisenherrn'[12].

---

8) AAO, BL 58 Buxheim, und StAA, Kloster Ottobeuren Kl Lit. 596.
9) StAA, Kloster Roggenburg, Kl Lit. 74, S. 67.
10) Die Jahreszahlen benennen das Jahr, in dem erstmals von einer Waisenkasse gesprochen wird.
11) PfA, Oberelchingen, ohne Signatur (alte Signatur 23).
12) StadtA, H 150 1/2, Bd. II, S. 319 (Elchingen).

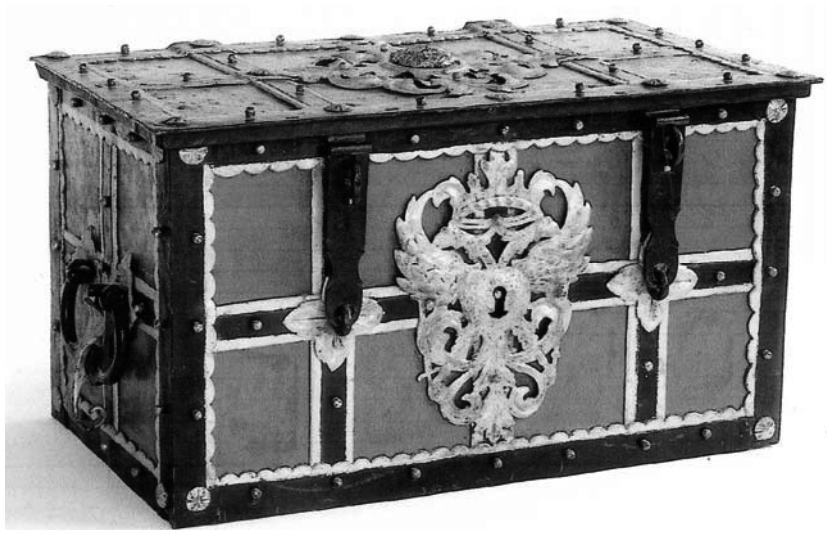


Abb. 1: Waisenkasten der Abtei Salem um 1750.
aus: Alte Klöster, neue Herren I, Ausstellungskatalog, S. 392.

II. Heiligengelder bzw. Kirchenfabriken

Außer bei den Waisenkassen konnten auch von den Heiligengeldern Kredite aufgenommen werden. Die Kassen dieser Gelder trugen mitunter die Bezeichnung ‚Kirchenfabrik' oder ‚Heiligenfabrik'.

Die Dorf- und Wallfahrtskirchen sowie die Bruderschaften unterstanden 2 Heiligenpflegern, die von der Obrigkeit aus den Untertanen bestimmt wurden. Diese Heiligenpfleger hatten die Gelder der Kirchen und Bruderschaften einzunehmen und zu verwalten. Aus den Überschüssen vergaben sie in Zusammenarbeit mit der Kanzlei Kredite, die für die ärmere Bevölkerung eine große Hilfe bedeuteten. Bei den Kirchenfabriken konnte keine Gelder angelegt werden. Sie waren ausschließlich Darlehenskassen.

III. Landschaftskassen

Ein Kapitalsammelbecken der klösterlichen Herrschaften waren die Landschaftskassen. Sie wurden häufig mit den Begriffen ‚Bank' oder ‚Sparkasse' belegt[13]. Da die ostschwäbischen Reichsabteien kein Heer zur Verteidigung ihrer Territorien zu unterhalten hatten, mußten sie sich an den Kosten des kaiserlichen Heeres beteiligen. Zur Finanzierung der Kriegskosten waren sie be-

13) BLICKLE, Landschaften im alten Reich, S. 116, und DERS., Bauer und Staat in Oberschwaben, S. 119.

rechtigt, von den Untertanen ‚Anlagen' einzufordern, die sie nach dem Grundbesitz berechneten. Diese Gelder verwaltete die Landschaftskasse. Aus dieser Kasse wurden auch Kosten für das Gemeinwohl (Polizei-, Schul- und Gesundheitswesen und Straßenbau) bestritten. In normalen Jahren erfolgte die Berechnung nach dem Umlageverfahren. In Kriegszeiten kam es bei Bedarf zu Nachforderungen. Die Einziehung, Umlage und Abrechnung wurde im Verbund mit der Bevölkerung durchgeführt. Die Verwaltung erfolgte in der Kanzlei, wo zeitweise ein eigener Landschaftsrechner agierte, der die Gelder abrechnete und weiterleitete. Oft reichte das Geld in der Landschaftskasse nicht zur Bezahlung der Kriegskosten aus. Um flüssig zu sein, bot die Herrschaft mitunter den Untertanen eine verzinsliche Geldanlage bei der Landschaftskasse an. Die Landschaftskassen vergaben auch Darlehen. Der Zweck war, über den höheren Zinssatz von Krediten den angebotenen Zins für Spargelder hereinzubekommen. Der Kapitalverkehr mit diesem Institut konnte problematisch sein, da die Landschaftskassen sehr oft in Geldnöten waren. In solchen Fällen standen die Steuerkasse oder die ‚herrschaftliche Kasse' für die Verbindlichkeiten gerade. Tauchten Probleme bei der Waisenkasse auf oder war die Landschaftskasse sehr in Nöten, kam ein Vermengen der Kassen zustande[14]. Nach Lösen der Schwierigkeiten arbeiteten die Kassen wieder eigenständig. Als „die bedeutendsten territorialen Finanzinstitutionen"[15] können die Landschaftskassen nicht bezeichnet werden. Das Problem dieser Kassen war der Staatsanspruch auf das Kapital und daher die Unsicherheit der Gelder.

Nicht bei allen ostschwäbischen Abteien lassen sich Landschaftskassen nachweisen. Für die Reichsabteien Wettenhausen und Elchingen gibt es keinen Hinweis auf eine solche Kasse. Dagegen besaßen Ursberg und Roggenburg eine Landschaftskasse, in die nur eingezahlt werden konnte, die aber keine Kredite an die Untertanen vergaben. Die Abtei Ottobeuren hingegen hatte eine Landschaftskasse, die sowohl Spargelder annahm als auch Kredite vergab. Die Spar- und Kredittätigkeit dieser Kasse blieb aber weit hinter den Waisenkassen zurück, die alle ostschwäbischen Reichsabteien – ausgenommen Irsee – eingerichtet hatten. Das Kloster Irsee hatte nur eine Landschaftskasse, über die alle Finanzaktivitäten der Untertanen abgewickelt wurden. Buxheim erstellte eine Landschaftsrechnung für 1805/06 und 1807. Ob sich unter der Herrschaft der Kartause eine Landschaft mit Landschaftskasse formierte, ist unbekannt.

Als die bedeutendsten Finanz-Institutionen sind die Waisenkassen einzustufen, und zwar ihrem Umfang nach und auch gemäß der freien Verfügbarkeit der Untertanen über diese Kapitalien. Die klösterlichen Obrigkeiten sahen beide Kassen als den Untertanen zugehörig an.

---

14) Spies, Zur Geschichte der Waisen- und Landschaftskassen ostschwäbischer Reichsstifte, S. 107–109.

15) Blickle – Blickle, Schwaben von 1268 bis 1803, S. 65.

Die Kapitalien der Waisenkasse, der Heiligenfabrik und der Landschaftskasse waren für die Klosterherrschaften Fremdkapital, für das sie sich zwar verantwortlich fühlten, das sie aber als Eigentum der Untertanen betrachteten. In die Verwaltungsarbeiten dieser Kassen waren die Untertanen involviert und hatten ein Mitspracherecht.

IV. Armen- und Almosenkassen, Siechenhauskassen

Diese Einrichtungen wurden von der klösterlichen Obrigkeit unterhalten und bezuschußt. Die Bevölkerung hatte keinen Einfluß auf die Verwendung dieser Gelder. Sie waren für besondere Notfälle gedacht und als Hilfsmaßnahmen für die Untertanen. Bei fast allen Abteien lassen sich Hilfskassen in verschiedener Ausformung nachweisen.

V. Sonstige Kassen

Neben den vorstehend beschriebenen Kassen gab es noch weitere Kassen, die außerhalb des Einflusses der Untertanen standen. Für diese Kassen tauchen verschiedene Begriffe auf. Es wird von der Steuerkasse, der hochherrschaftlichen Kasse, der Prioratskasse, der Stiftskasse oder der Abteikasse gesprochen. Die Überschüsse aus diesen Kassen waren das Eigenkapital der Abtei. Über die Kapitalverwendung entschieden Abt und Konventualen. Auch aus diesen Kassen wurde gelegentlich Geld an eine ausgewählte Klientel verliehen[16].

Die Einkünfte dieser Kassen stammten aus folgenden Quellen: Steuern und Gefälle der Großkellerei, welche für die Gesamtwirtschaftsrechnung verantwortlich war; Gülten und Zehnten, die das Kastenamt einzog (meist Naturalien); sonstige Einkünfte, die dem Kloster aus unterschiedlichen Aktivitäten zuflossen.

Es kann festgehalten werden, daß in allen ostschwäbischen Abteien die kleinen Leute bei einem Institut, für das das Kloster die Haftung übernahm, Spargelder verzinslich anlegen konnten. Ferner gab es verschiedene Kreditmöglichkeiten innerhalb des Herrschaftsgebietes. Darüber hinaus gewährte die Herrschaft Unterstützung in Notfällen. Diese für das wirtschaftliche Handeln der Bevölkerung wichtigen Faktoren entfielen nach der Säkularisation. Es vergingen rund 20 Jahre, bis die neuen Obrigkeiten wieder entsprechende Institutionen einrichteten.

---

16) IMMLER, Die Säkularisation der Reichsstifte in Ostschwaben, S. 62.
Bei den dort angegebenen Listen von Passiva und Aktiva des Klosters Ursberg handelt es sich ausschließlich um Spareinlagen und Kreditvergaben der Waisenkasse, also um Kapital der Untertanen und nicht des Klosters. Diese Listen wurden im September 1802 für die Säkularisationskommissäre erstellt.

Abb. 2: Kartause Buxheim.
aus: Prospekt der Gemeinde Buxheim 2007, Druck: Memminger Zeitung

B. Die Kartause Buxheim

I. Entstehung und Entwicklung

Durch Schenkung kam die Frühsiedlung von Buxheim um 950 an die Augsburger Domkirche. Erste Erwähnung findet dieser Vorgang um 1075 im Testament des Augsburger Bischofs Embrico (1063–1077), um 1100 erfolgte die Gründung eines inkorporierten Domstifts durch die Augsburger Chorherren. Am 4. Januar 1217 wird erstmals ein Propst genannt. Der Augsburger Domherr Heinrich von Ellerbach war der letzte Propst in Buxheim. Die sechs Stiftsherren verzichteten auf ihre Pfründen, als das Stift 1402 an die Kartäuser kam. Bei der Übergabe wurde die Exemption von der bischöflichen Gewalt festgelegt. Bereits 1399 hatte Propst Heinrich für den Besitz die niedere Gerichtsbarkeit erworben. Diese besaß die Kartause zusammen mit der Reichsstadt Memmingen, die der klösterlichen Herrschaft Schutz gewährte. Das Stift wurde vermutlich durch die Kartäuser aus Christgarten (Lkr. Donau-Ries) neu besiedelt, die es aber erst im Mai 1406 offiziell in Besitz nahmen und ihm den Haustitel ‚Domus Aulae Beatae Mariae' (Maria-Saal) verliehen. Am 4. August 1485 unterstellte Kaiser Friedrich III. (1440–1493) das Stift dem Schutz des Reiches[17].

17) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 33–36.

Ursprünglich umfaßte die Kartause nur 6 Zellen, später kamen weitere 18 hinzu. Buxheim entwickelte sich zum Musterkloster des Ordens im süddeutschen Raum. In den Wirren der Glaubensspaltung wurde das Kloster aufgehoben, jedoch 1548, nach dem Sieg der Katholischen Liga im Schmalkaldischen Krieg, wieder hergestellt[18]. Der Kaiser verlangte von der protestantischen Stadt Memmingen den Verzicht auf das Schutzrecht. Die Kartause unterstand nunmehr dem Hause Habsburg und erlangte die Reichsunmittelbarkeit, hatte aber keinen Sitz oder Stimme beim Reich oder Schwäbischen Kreis. Die Reichskartause besaß nun die vogtfreie Landeshoheit und damit die alleinige niedere Gerichtsbarkeit. Buxheim gewann zunehmend an Bedeutung. Den Kartäusern stand eine umfangreiche Bibliothek zur Verfügung. Zum Zeitpunkt der Säkularisation wird sie auf 50.000 Bände geschätzt[19]. Zwischen 1608–1623 war Herzog Wilhelm V. von Bayern viermal in Buxheim. Der Ort war ihm so lieb geworden, daß er überlegte, dort seinen Lebensabend zu verbringen.

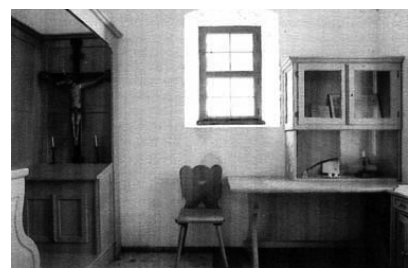


Abb. 3 und 4: Zelle Kartause Buxheim, Außen- und Innenansicht.
aus: HARDER-MERKELBACH, Buxheim, S. 40 f.

Im Dreißigjährigen Krieg, besonders in den Jahren 1632–1635 und 1647/48 hatte die Kartause mehrmals Plünderungen zu erleiden. Immer wieder mußten Prior und Konventualen vor der Kriegsfurie fliehen. Danach konnten sie sich fast 60 Jahre einer friedlichen Aufbauarbeit widmen, bis 1702 die kriegerischen Auseinandersetzungen infolge des Spanischen Erbfolgekrieges die Aktivitäten unterbrachen. Bayerische, französische und kaiserliche Truppen besetzten Buxheim und Memmingen. Die nachfolgende kriegsfreie Zeit in dieser Gegend des Reiches war eine Blütezeit für das Kloster. Eine rege Bautätigkeit setzte ein.

18) BACKMUND, Die kleineren Orden in Bayern, S. 60 f.
19) FAUST – STEUER, 600 Jahre Kartause Buxheim, S. 11.

1760 wurde der Kartause durch Kaiserin Maria Theresia die Hochgerichtsbarkeit übertragen[20]. 1765 bestätigte das Haus Habsburg der Kartause ihre Privilegien. Doch 1782, als alle Kartausen in den habsburgischen Erblanden durch Kaiser Joseph II. aufgehoben wurden, bangte auch Buxheim um seine Existenz. Das Kloster konnte sich dieser Bedrohung erwehren. Aber von den Folgen der Napoleonischen Kriege blieb die Kartause nicht verschont. Französische, kaiserliche und russische Soldaten tummelten sich zwischen 1796–1801 auf Buxheimer Territorium, das sie erst 1802 verließen. Dieser Krieg kostete das Kloster Kontributionen und die Abgabe von Silbergeräten. Das waren aber nicht die letzten Verluste. Am 26. Februar 1803 fiel das 700jährige Kloster der Säkularisation zum Opfer.

II. Herrschaftsgebiet der Kartause

Mit dem Erwerb von Stift, Dorf und Pfarrei Buxheim 1402 durch die Kartäuser kamen auch der Ortszehnt sowie Höfe und Güter von Westerhart (Pfarrei Buxheim)[21] an diesen Orden. Gleichzeitig erfolgte der Zukauf der Dörfer Hausen bei Ulm und Mindelaltheim (Lkr. Günzburg). Vom Bischof von Augsburg und dem Domkapitel erhielt die Neugründung 1403 die Pfarrkirchen von Mindelaltheim und Niederrieden[22]. Der Verkauf der Ortschaft Hausen ermöglichte 1409 den Kauf von zwei näher liegenden Höfen in Mohrenhausen (Lkr. Unterallgäu). 1410 veräußerte der Orden Mindelaltheim wieder[23]. 1439 gelangte durch Schenkung die Pfarrei Finningen bei Ulm an die Kartause. Durch den Erwerb des Dorfes mit Niedergericht und Landeshoheit für fl 11.000 fand dieser Besitz 1582 seine Abrundung. 1477 erstanden die Kartäuser den halben Groß- und Kleinzehnten der Pfarrei Amendingen (heute Stadtteil von Memmingen). 1642 kam die zweite Hälfte des Patronatsrechts hinzu. Das Dorf Beuren bei Neu-Ulm konnte 1674 erworben werden. Fl 41.000 zahlten die Kartäuser 1699 dem Chorherrenstift Rottenbuch für Schloß und Dorf Obenhausen. Nachdem sich die Kartause vom Spanischen Erbfolgekrieg wirtschaftlich erholt hatte, kaufte sie 1718 drei Höfe und zwei Sölden in Niederhausen (Lkr. Neu-Ulm) für fl 9.500. Buxheim war kapitalkräftig und daher bereits 1719 in der Lage, den Preis von fl 124.000 für das Dorf Pleß zu bezahlen. Der letzte Kauf fand im Juni 1764 statt. Burg und Dorf Neuhausen bei Finningen (heute Stadtteil von Neu-Ulm) gingen für fl 16.799 auf die Kartäuser über[24].

Außerdem hatte Buxheim noch Höfe und Güter in folgenden Orten: Albishofen (Lkr. Memmingen), Ebersbach (Lkr. Günzburg), Gannertshofen (Lkr. Illertissen), Memmingerberg und Moosmühle (beide Lkr. Unterallgäu), Olgishofen (Lkr. Unterallgäu). Alle vorstehend genannten Besitzungen blieben bis

20) Harder-Merkelbach, Buxheim, S. 3 f.
21) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 3, S. 364 f.
22) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 33 f.
23) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 1, S. 91 f.
24) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 35–43.

1803 beim Kloster. Bei der Aufhebung des Klosters wird das Herrschaftsgebiet auf eine Fläche von 0,50 Quadratmeilen[25] mit cirka 1.000 Einwohnern geschätzt[26]. Es dürften jedoch ca. 1.200 gewesen sein. In den Ortschaften Buxheim, Westerhart, Neuhausen, Obenhausen, Dietershofen, Beuren und Niederhausen lebten insgesamt 226 Familien in 212 Häusern[27]. Hinzuzuzählen sind noch die Bewohner der Einzelgehöfte. Im späten Mittelalter hatte Buxheim Liegenschaften in rd. 60 Orten[28]. Trotz Abstoßens von zu weit entfernten Gehöften, Mahden, Gärten usw. war es nicht gelungen, ein geschlossenes Territorium zu erhalten. 1513 lag der Radius des Buxheimer Einzugsgebietes bei ca. 120 km[29]. Diese Zersplitterung erschwerte die Verwaltung und bildete eine Herausforderung für die Klosterkanzlei.

Die verstreut liegenden Besitzungen zwangen die Herrschaftsverwaltung, ein Kataster anzulegen. Bereits 1705 ließ die Kartause Buxheim das Herrschaftsgebiet des Ortes Westerhart vermessen und trug die Daten in ein Grundbuch ein[30]. Bei Verkäufen, Hofübergaben, Tauschgeschäften und sonstigen Transaktionen, die Immobilien betrafen, sowie bei Kapitalaufnahmen wurde bei der Protokollierung die Eintragung ins Grundbuch mit der Angabe der Seitenzahl erwähnt. Es existieren auch Urbarien für den Ort Obenhausen[31]. Am 12. Mai 1758 erfolgte anläßlich einer Hofübergabe eine Eintragung in das Grundbuch von Obenhausen mit dem Vermerk: *in dem Grundbuch de ab 1721 fol. 521* [32]. Aus dem Jahr 1765 ist ein Grundbuch für das Dorf Finningen bei Ulm vorhanden, das der Geometer Joh. Leonhard Knoll aus Memmingen erstellte. Im Vorwort wird festgehalten: *dises Buch ist von dem Original abgezeichnet worden durch Sigismund Fey Camerdiener in Buxheim*. Das Grundbuch enthält sehr sauber und exakt gezeichnete bunte Lagepläne[33]. Auffallend ist die frühe Einführung der Kataster unter der Bezeichnung ‚Grundbuch' in Buxheim. Vom Fürststift Kempten ist seit 1738 die Einführung einer Landtafel (= Grundbuch) bekannt[34]. 1784 ließ die Reichsabtei Ottobeuren ihr Herrschaftsgebiet durch Stiftsökonom Pater Ulrich Schiegg vermessen – der nach 1803 das neue Bayern zu vermessen hatte – und ein Grundbuch, die ‚Landtafel', erstellen, in das alle gewährten Kredite und Lasten eingetragen wurden[35].

---

25) Bei Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 1, S. 87, wird 1 deutsche Meile mit 7,420 km angegeben.
26) Dotterweich, „Zur Erleichterung ihrer Finanzen …", S. 15; siehe auch Ders., Sparpfennige.
27) Stöhlker, Die Kartause Buxheim, in: Das Buxheimer Chorgestühl, S. 48.
28) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 3, S. 424.
29) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 3, S. 315.
30) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 8.
31) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 10 und 11.
32) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 19, S. 36.
33) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 9 (das Original befindet sich in der Abtei Ottobeuren).
34) StAA, Regierung 5128 (Beilage VII zum Jahresbericht 1813/14 des Illerkreises). Siehe hierzu auch Troll, Die Landtafel des Fürststifts Kempten.
35) Prinz, Pater Ulrich Schiegg, S. 188 ff.

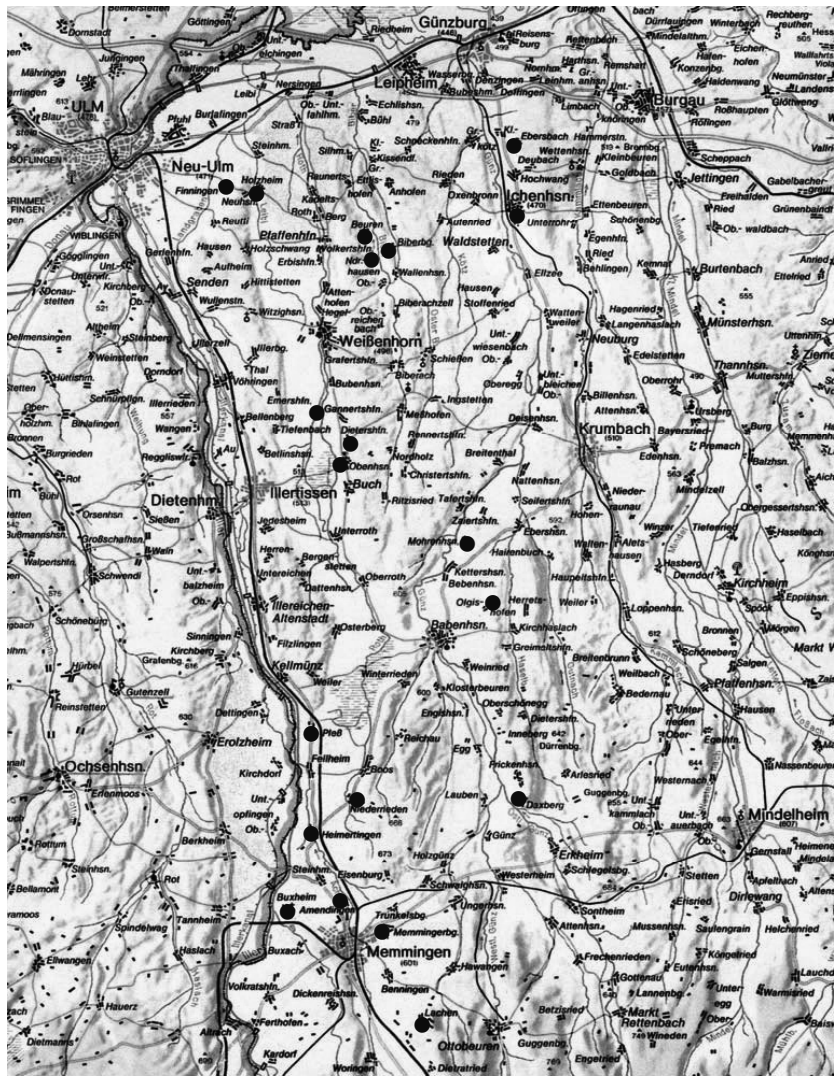


Abb. 5: Herrschaftsgebiet der Kartause.

Es waren unter anderem die Schulden bei der ‚Pupillenkasse' (= Waisenkasse), den ‚Lieben Heiligen' (= Pfarr- und Wallfahrtskirchen), den Bruderschaften oder bei der Landschaftskasse. Die Vermessung das Landes und das Anlegen von Grundbüchern wurde von der Regierung Montgelas nach 1803 zum

Zweck der Kenntnis über das neue Bayern mit seinen Landesgrenzen und als Grundlage für die Erhebung von Steuern fortgeführt.

III. Verwaltung des Herrschaftsgebietes

Entsprechend der Satzung lebten die Kartäuser als Eremiten in ihren Häuschen. Diese Lebensweise galt auch für den Prior. Politische und wirtschaftliche Aufgaben sollten ihn nicht belasten. Vielmehr sollte er diese an qualifizierte Brüder delegieren. Mit der Erhöhung Buxheims zur Reichskartause (1548) wurde der Prior Territorialherr. Dadurch war er trotz Zelleneinsamkeit gezwungen, sich intensiver um ökonomische Vorgänge zu kümmern. Die Verwaltung der diversen Stiftungen, der Ausbau der Kartause und die Sorge um den Lebensunterhalt der Mitbrüder nötigten den Prior bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts, auf dem Kapitalmarkt mit Zinsnehmen und -geben tätig zu werden. Das auf dem 5. Laterankonzil[36] 1517 wiederholte Zinsverbot belegt die Praxis der Kirchen und Klöster, denn die Einhaltung dieses Verbots war in den Hintergrund getreten. Um 1548 nahm die Kreditvergabe und damit die Zinseinnahme (meist 5 %) erheblich zu[37]. Die Entwicklung des Kapitalmarktes begann jedoch erst am Anfang des 18. Jahrhunderts.

Zwischen 1719 und 1720 wurden das Dorf Pleß und weitere kleinere Besitzungen erworben und einige Immobilien und Zehnten verkauft. Die nachfolgenden Einnahmen und Ausgaben zeigen den finanziellen Vorgang dieser Transaktionen auf:

Einnahmen	fl	Ausgaben	fl
Verkauf von Christgarten[38]	50.000	Ankauf von Pleß	124.000
Verkauf von verschiedenen Zehnten und Immobilien	54.100	Ankauf von verschiedenen kleineren Besitzungen	11.530
Rückzahlung von Kapital, das Memmingen aufgenommen hatte	14.000		
Kapitalaufnahme bei den Reichsrittern	15.000		
Insgesamt	133.000		135.530

36) Stöhlker, Die Kartause Buxheim, Folge 1, S. 110.

37) Stöhlker, Die Kartause Buxheim, Folge 1, S. 110. Stöhlker nimmt an, daß sich die Kartause „zu einem bedeutenden Geldinstitut“ entwickelte. Die plötzlich möglich gewordenen hohen Kreditvergaben beruhten auf den Entschädigungseinnahmen nach dem Schmalkaldischen Krieg und nicht auf der Intention zur Errichtung eines Geldinstitutes. Siehe hierzu auch Fleischmann, Die ostschwäbischen Reichsstifte, S. 261.

38) Das Kapital wurde für die Wiedererrichtung der Kartause Christgarten ausgegeben. Nachdem der Plan nicht verwirklicht werden konnte, kam das Geld wieder zurück.

Den Mehrausgaben von fl 2.530 standen die Überschüsse der Prioratsrechnungen der Jahre 1718 mit fl 5.774, 1719 fl 1.974 und 1720 fl 1.045 gegenüber.

1721 hatte die Kartause insgesamt rd. fl 19.000 an die Abtei Roggenburg, die Hofkammer Innsbruck, an den Grafen Fugger-Kirchberg, die Stadt Krumbach und kleinere Kreditnehmer verliehen. Durch diese Zinseinnahmen konnten die Zinsen für das 1719 beim Direktorium der Reichsritterschaft aufgenommene Kapital ausgeglichen werden. 1722 wurden diese Schulden wieder zurückbezahlt. Die Verkaufs- und Ankaufsvorgänge belegen die solide Geschäftsbasis. Buxheim hatte sich von den Kapitalumschichtungen schnell erholt. Bereits 1724/25 betrug der Prioratsüberschuß fl 11.750,24,- und erreichte einen Höhepunkt 1725/26 von fl 14.299,24,5, um sich in den nachfolgenden zwei Jahrzehnten zwischen durchschnittlich fl 6.000–7.000 jährlich einzupendeln[39].

Als Obrigkeit war das Kloster in der Pflicht, für die Herrschaftsverwaltung zu sorgen. Da es die niedere Gerichtsbarkeit und seit 1760 auch die hohe Gerichtsbarkeit inne hatte, war es für die Rechtsprechung zuständig. Es ernannte die 12 Richter aus den Gemeindemitgliedern – 1 Richter kam zusätzlich aus Morenhausen –, die Amänner, die Bürgermeister, die 4 Gemeindeführer, außerdem Hauptleute, Hirten, Wässerer, Heiligenpfleger, Totengräber usw. Insgesamt waren ca. 30 Personen aus der Untertanenschaft mit diesen Aufgaben betraut[40].

Auch die ‚Gemeindsrechnung' oblag vertrauten Personen aus der Untertanenschaft. Sie hatten die Steuern und Abgaben zu kassieren und an die übergeordnete Behörde in Ehingen abzuführen. Meist taten dies die Bürgermeister der Herrschaft. 1773 wurde bestimmt, die Arbeiten die jährliche Steuerschuld und Gemeindeeinkünfte betreffend sollten nicht mehr von diesen, sondern von einem Vertrauensmann der Herrschaft durchgeführt werden[41]. Im Juli jeden Jahres wurden die Zehntknechte für das Einsammeln des Zehnten aufgestellt, im November die Trescher bestimmt. 18 Personen wurden für diese Aufgabe verpflichtet, die auf 3 Tennen droschen. In Buxheim fällt die starke Einbindung der Untertanen in Verwaltungsaufgaben auf.

Die auf uns überkommenen Aufzeichnungen gewähren Einblicke in die Zwistigkeiten, die die Obrigkeit zu ahnden hatte. 1778 stellte sie einen Untertanen eine halbe Stunde in den ‚Spanischen Mantel', weil er seine Schwester arbeitsunfähig geschlagen hatte. Im Protokoll heißt es dazu: *Schläge haben niemal Recht*[42]. 1783 belegte man eine Frau mit einer Strafe von 1 fl und 18 kr an den Bader wegen Kindsmißhandlung[43]. 1773 mußte über Ehestreitigkeiten,

39) AOB, Prioren-Rechnungen 1718–1729, 1750/51. Die vorstehenden Zahlen wurden diesen Rechnungen entnommen. Die Prioren-Rechnungen befinden sich seit 2008 in Ottobeuren (vorher Pfarrarchiv Buxheim).
40) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 1, 3, 4, 5, 12, 20 und 21.
41) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 20, S. 184.
42) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 20, S. 440.
43) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 21, S. 245.

die zu einer Trennung führten, verhandelt werden[44]. 1781 beklagte sich eine geschiedene Frau über die Schulden ihres vormaligen Ehemannes, die ihr angelastet wurden. Sie durfte Regreß nehmen[45].

Obwohl die Kartause distanzierter zu den Verwaltungsaufgaben erscheint als die übrigen ostschwäbischen Klöster, konnte sie sich der Obsorge nicht entziehen. Die gefällten Urteile haben sehr humane Züge. Auch Neuerungen fanden Eingang in die Berichte. So 1784 die Stallfütterung, die von einigen Untertanen eingeführt wurde, und die auf die Nützlichkeitsbestrebungen in der Landwirtschaft durch Kurfürst Karl Theodor zurückgehen[46].

In den ‚Gemeindsabhören' von 1788 und 1790 für Beuren wird gefordert, die Kinder zwischen 6 und 12 Jahren in die Schule zu schicken. Arme Kinder mußten von der Gemeinde mit Schulbüchern versorgt werden[47].

Die Verwaltung in der Kanzlei lag in den Händen eines Amtmanns und seinem Personal. Die oberste Instanz waren der Prior und der Prokurator (Schaffner), der als oberster Verwalter der Klostergeistlichkeit auftrat. Diese führten mit der Gebäudebrand-Versicherung eine außerordentlich fortschrittliche Neuerung für das Herrschaftsgebiet ein.

IV. Gebäudebrand-Versicherung

Die vielen aus Holz gebauten und mit Schindeln gedeckten Häuser der Herrschaft waren der steten Gefahr der Vernichtung durch eine Feuersbrunst ausgesetzt. Doch nicht nur Holzbauten waren von der Feuergefahr bedroht, 1751 brannte das Schloß in Neuhausen ab, das die Kartause erst 1746 erworben hatte[48].

Am 19. März 1763 berichtete Prokurator Anselmus dem Prior von einem Brand in Pleß am 12. März 1763, der 6 Gebäude einäscherte. Er bat um Bauholz für die Geschädigten, das in Günz und Rieden vorrätig lag[49].

1763 wurde eine gedruckte, 32 Seiten umfassende Feuerbekämpfungsordnung an alle Haushalte in Buxheim verteilt[50]. Der obige Brand und die von Kaiserin Maria Theresia beabsichtige Gründung einer Feuerversicherung waren wohl Anlaß für diese Veröffentlichung. Am 13. Juli 1763 beschlossen die Vorderösterreichischen Stände, eine Immobilien-Brandversicherung ins Leben zu rufen. Es wurde sogleich die Registrierung und Einschätzung aller Gebäude angeordnet. Alle Gebäude mußten mit schwarzer Farbe numeriert werden. Der Sitz der Zwangsversicherungsanstalt befand sich in Ehingen/Donau. Die

44) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 20 und 165.
45) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 21, S. 98–100.
46) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 21, S. 257.
47) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 14.
48) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 226 f.
49) StAA, Kartause Buxheim, Kl Akt 12.
50) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 43.

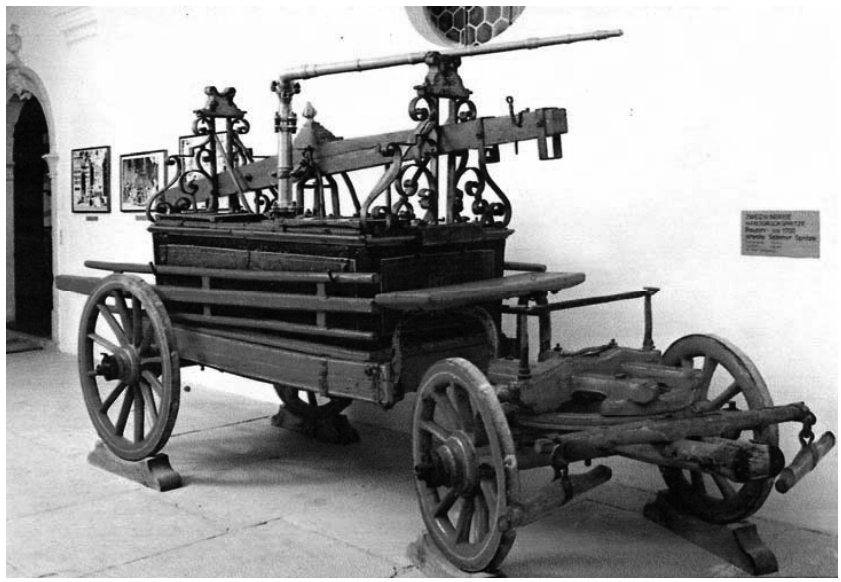


Abb. 6: Hochdruckspritze um 1700 (im Feuerwehrmuseum Salem)

‚Vorderösterreichische Brand-Assecurations-Societät' nahm am 1. Januar 1765 ihre Tätigkeit auf[51].

Wahrscheinlich waren ab diesem Zeitpunkt Gebäude der Herrschaft Buxheim dort gegen Feuer versichert. Damit war die Kartause vermutlich die erste ostschwäbische Klosterherrschaft, deren Untertanen gegen Feuerschäden versichert waren. Denn Versicherungsgründungen in Bayerisch-Schwaben durch Geistlichkeit und Klöster erfolgten erst 1786 durch die ‚Fürstlich=Augsburgische=Versicherungs= Anstalten' und 1787 durch die ‚Brandschadens=Versicherungs=Anstalten' von verschiedenen Reichsabteien in Schwaben. Dieser Gesellschaft traten folgende Klöster bei: Ochsenhausen, Elchingen, Kaisheim, Roggenburg, Wettenhausen, Neresheim, Gutenzell, Söflingen und Isny. Die Reichsabtei Ottobeuren gründete 1792 eine eigene Gesellschaft[52].

In der Dienstanweisung vom 21. November 1783 in der ‚Herrschaftlichen Verordnung' von Buxheim bekommt der Gerichtsvogt den Auftrag, die Gelder der Steuerrechnung und sonstige Abgaben, die nach Ehingen oder in die Landesfürstliche Kasse zu bezahlen sind, einzunehmen, zu entrichten und dann abzurechnen. Zu diesen Beiträgen zählen auch *die Füer Societät beyträge*[53]. Somit wäre die Herrschaft Buxheim bereits seit 18 Jahren Mitglied einer

51) Fleck, Die Anfänge der öffentlich-rechtlichen Brandversicherung, S. 113.
52) Spies, „Feuersnoth", S. 201–204.
53) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 21, A. 199.

Abb. 7: Lederner Löscheimer aus Garmisch-Partenkirchen, 19. Jh.
aus: Münchner Merkur 239 vom 15.10.2010, S. 12.

Immobilien-Feuerversicherung nach dem Umlageverfahren gewesen. Da die Kartause seit 1548 unter dem Schutz des Hauses Habsburg stand, mußte sie dieser Gesellschaft beitreten.

Um der Feuergefahr unmittelbar begegnen zu können, kaufte die Kartause 1778 eine kleine tragbare Feuerspritze für fl 100 bei Franz Kurz & Sohn in Reutlingen. Außerdem wurde im selben Jahr eine große Feuerspritze für fl 600 beim Feuerspritzenmeister Lazarus Hartmann in Waldsee bestellt. Fl 400 wurden gleich anbezahlt. Dem Priorat müssen Bedenken gekommen sein, denn am 14. November 1778 erfolgte eine Rückfrage an den Rat der Stadt Waldsee, ob der Meister auch in der Lage sei, eine funktionstüchtige Spritze zu erstellen. Worauf erwidert wurde, daß sich der Meister bemühen würde, das Werk zu vollenden[54]. Ob die Spritze tatsächlich angeschafft wurde, bleibt offen. Die Feuerlöschgeräte müssen den späteren Prior Peter Lipburger beeindruckt haben, denn 1809 empfiehlt er seinem Heimatort Andelsbuch eine tragbare Feuerspritze[55].

54) AOB, Mappe Polizeiordnung
55) Tiefenthaler, P. Peter (Josef) Lipburger O.Cart., S. 21.

In der ‚Gemeindsabhör' vom 12. November 1790 für den Ort Beuren wird unter Punkt 7 von der Gemeinde gefordert, Feuerleitern und Hacken anzuschaffen[56]. Regelmäßig wurden in den Orten Feuerstättenbesichtigungen durchgeführt[57]. Die Untertanen hatten in den Häuseren lederne Löscheimer bereitzustellen. Seit dem 15. Jahrhundert wurde dieses Material gebräuchlich, da es leichter war als Holz und Eisen.

Dem Interesse der Untertanen an Maßnahmen, die Entschädigung im Schadensfall gewährten, gibt die Tatsache Ausdruck, sich selbst um ausreichenden Versicherungsschutz zu kümmern. Aus den Schadenlisten der 1784 gegründeten ‚Reichs=Ritterschäftlich Canton Donauische Brandversicherung' geht die Mitgliedschaft von Bewohnern der buxheimischen Herrschaft hervor[58]. Es handelte sich um Leute des Ortes Neuhausen (Filialort der Pfarrei Finningen). Anläßlich der Bürgermeister- und Gerichtsmannwahl am 15. November 1791 bitten 3 Personen, die Einschätzsumme ihrer bei der ‚Reichs=Ritterschäftlichen' versicherten Gebäude erhöhen zu dürfen[59]. Ein undatiertes Anschlagverzeichnis besagt, daß 49 Gebäude in zur Herrschaft Buxheim gehörenden Orten mit einer Summe von insgesamt fl 45.175 bei dieser Gesellschaft versichert waren[60].

Seit März 1803 befand sich die Kartause unter der Herrschaft von Graf Maximilian von Ostein. Peter Lipburger fungierte für den neuen Herrn als Ökonomie-Direktor und als Prokurator für den noch existierenden Kartäuserkonvent. Als Inhaber dieser Positionen überwies er am 30. September 1805 aus der Waisenkasse für die Buxheimische ‚Privatfeuersocietät' den rückständigen Beitrag von fl 250,45,5 nach Ehingen[61]. Im ‚Pupillenkassenbuch' von 1806 verbucht er unter dem 31. Dezember 1806 die Kapitalheimzahlung durch die ‚Privatfeuergesellschaft' von fl 294,51,5 plus Zinszahlung von fl 61,26,3[62].

Die ‚Vorderösterreichische Brand=Assecurations=Societät' endete zum Jahresende 1807. Die ‚Reichs=Ritterschäftliche' wurde zum 30. Juni 1807 aufgelöst. Der Bestand der beiden Gesellschaften aus Bayerisch-Schwaben wurde auf die 1804 ins Leben gerufene ‚Feuer= und Brandschaden-Versicherungs= Anstalten für die Kurpfalzbaierische Provinz in Schwaben' überführt[63].

---

56) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 14.
57) StAA, Kl Lit. 5 Buxheim S. 314 und Kl Lit. 14 Buxheim.
58) FA Dillingen, 7a 10.25.
59) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 12, S. 36.
60) AOB, Mappe Buxheim Brandversicherung (Schachtel 11).
61) StATG, Bestand Kartause Ittingen, Akten Kartause Buxheim 7'42'555, S. 103.
62) StATG, Bestand Kartause Ittingen, Akten Kartause Buxheim 7'42'555, S. 101.
63) Spies, „Feuersnoth", S. 208 ff.

C. Spar- und Kreditmöglichkeiten im Herrschaftsgebiet der Kartause

Wie alle bayerisch-schwäbischen Klöster bot auch die Kartause Buxheim ihren Untertanen verschiedene Möglichkeiten, um am Kapitalmarkt teilzunehmen. Im Laufe der Zeit entwickelten sich aus folgenden Einrichtungen Spar- bzw. Kreditkassen ähnliche Unternehmen.

I. Heiligenpfleger und Heiligengelder

Als Eremiten standen die Kartäuser für die Pfarrseelsorge nicht zur Verfügung. Sie übertrugen dieses Amt auf Weltpriester, die Pfarrvikare, die in den Urkunden als ‚plebani' bezeichnet werden. Ende des 15. Jahrhunderts gab es für diese eine vertraglich vereinbarte Dienstbestallung. Darin wurden ihnen eine Pfarrwohnung im jeweiligen Dorf und Naturalien für ihren Unterhalt zugesichert[64].

Für die Verwaltung des Kirchengutes der Pfarrkirchen wurden eigene Heiligenpfleger bestellt. Die Kartause Buxheim verfaßte bereits am 16. Februar 1471 eine 10 Artikel umfassende Heiligenpfleger-Ordnung[65]. Die dort genannten Heiligenpfleger hatten sich nur vor dem Prokurator zu verantworten. Sie waren mit folgenden Aufgaben betraut[66]:

- Sich um die *hailigen Küw* zu kümmern. 1495 gehörten der Pfarrkirche 16 Kühe. Der Ertrag der Tiere diente zur Deckung des Wachsbedarfes usw.
- Die Sorge um den baulichen Zustand und die Ausstattung der Kirche (Altarschmuck, Kerzen usw.).
- Aufstellen des Wallfahrtsbildes an Ablaßtagen.
- Aufsicht über den Mesner. Bei schlechtem Benehmen des Mesners gegenüber dem Pfarrvikar durften sie diesen auch bestrafen.
- Ablegen der Jahresrechnung vor dem Prokurator. Zur Prüfung wurden der Pfarrvikar und andere für die Rechnungslegung zuständige Personen hinzugezogen.

In der Buxheimer Dorfgerichtsordnung von 1555[67] werden wiederum die Heiligenpfleger mit ihren Aufgaben, das Kirchengut zu verwalten und die Heiligenrechnung abzulegen, aufgeführt. Sie waren auch berechtigt, Gelder von Kirchenstrafen einzutreiben und anteilig für Öl, Kerzen, Kirchenschmuck und Instandhaltung der Kirche zu verwenden. Wurden die Strafen nicht bezahlt, konnten sie diese bei Gericht oder der Herrschaft einklagen. Der Herrschaft gegenüber hatten sie den Treueeid zu leisten. Im Protokoll vom 10. Juli 1587 über die Gemeindeordnung sollen die Heiligenpfleger Auskunft geben,

64) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 3, S. 316 f.
65) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 55.
66) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 3, S. 317 f.
67) Blickle, Die Dorfgerichtsordnung von Buxheim.

was in der Kirche an Ornamenten und Inventar vorhanden ist, *damit man Bescheid weiß*[68].

In den Statuten mit der Dienstverleihung, die in Buxheim, Westerhart und den übrigen Orten der Herrschaft verlesen wurden, sind in unregelmäßigen Abständen die Heiligenpfleger genannt. So in den Jahren 1620, 1636, 1642[69], 1693, 1697, 1700, 1702, 1707, 1712[70], 1721 und 1722[71]. Die Heiligenpfleger finden nicht immer Erwähnung in den Dienstanweisungen. Die Nennung erfolgt meist nur bei Personalveränderungen.

Die Heiligenpfleger verwalteten die Gelder der Ortskirchen und Bruderschaften. Durch die verschiedenen Einnahmequellen sammelten sich Überschüsse bei den Heiligenfabriken bzw. Kirchenfabriken, wie die Kapitalverwaltungen der Heiligengelder auch genannt wurden. Diese Gelder ließ die Obrigkeit nicht brach liegen, sondern sie vergab diese als Kredite an die Untertanen, was die protokollierten Kapitalaufnahmen belegen[72]. Die Kartause zog diese Gelder nie an sich. Ein Beweis dafür, daß sie diese Überschüsse als Fremdkapital, also den Untertanen gehörig, betrachtete. Diese Kredite zu einem Zins um 5 % stellten einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor für Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende des Herrschaftsgebietes dar. Die Heiligenfabriken waren Einrichtungen, die nur Gelder verliehen, aber keine verzinslichen Spargelder annahmen. Kredit- und Sparmöglichkeiten entfalteten sich überwiegend bei den klösterlichen Waisenkassen. Die Kreditvergabe aus Heiligengeldern war der Kartause Buxheim auch über andere Reichsklöster vertraut. So unter anderem durch das Augustinerchorherrenstift Rottenbuch.

Im Sommer 1697 erbat Prior Georgius Gottsauer der Kartause Buxheim vom Ordensgeneral die Erlaubnis zum Kauf von Dorf und Schloß Obenhausen, die im Besitz der Chorherren von Rottenbuch waren. Am 15. Dezember 1699 ging für fl 41.000 die Dorfherrschaft mit Patronatsrecht und Niedergericht in das Eigentum der Kartause über. Das Dorf bestand aus 11 Höfen und 46 Sölden. Außerdem gehörten dazu: 3 Sölden in Dietershofen, 1 Hof in Rennertshofen, 1 Erbgut in Ebersbach, 1 Lehengut in Hegelhofen, 4 Feldlehen in Waldstetten, ferner Feldlehen in Gannertshofen, Grafertshofen, Nordholz, Buch, Kettershausen und Illertissen[73].

Mit diesem Kauf kamen 63 Anwesen zur Herrschaft Buxheim. Bei der niedrig geschätzten Annahme von 5 Personen pro Haus hätte sich die Zahl der Untertanen um ca. 315 erhöht. Am 20. Juli 1697 legten 50 männliche Einwohner von Obenhausen letztmals den Untertaneneid vor dem Abt von Rottenbuch ab[74].

---

68) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 1, S. 22.
69) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 1, S. 245, 316 und 329.
70) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 4.
71) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 5.
72) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 17–22.
73) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1805/12, Neue Folge 1, S. 40, 187 und 192.
74) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 16.

Aus den Protokollen des Oberamts Obenhausen von 1657–1692[75] sowie 1697, 1698 und 1699[76] geht hervor, daß die verzinsliche Kapitalaufnahme beim Hl. Martin, der Pfarrkirche von Obenhausen, unter der Herrschaft von Stift Rottenbuch gängige Praxis war. Hingegen können vom Ort Buxheim und der Nachbarpfarrei Westerhart in den Aufzeichnungen keine Heiligengeldvergaben festgestellt werden. Hier wurden vereinzelt Gelder aus der Muttergottes-Bruderschaft vergeben[77].

In Obenhausen muß der Kapitalbedarf groß gewesen sein. Noch unter Rottenbucher Herrschaft reichte der Müller von Buch eine Schuldenklage beim Verwaltungsamt ein. Am 27. Januar 1698 bekannten sich 27 Obenhauser zu ihren Schulden von insgesamt rd. fl 465 und versprachen Zahlung[78].

Die Gemeinde Obenhausen bedrängten immer wieder Geldnöte. Im Sommer 1701 mußte sie fl 100 Waisengeld aufnehmen und im Februar 1705 lieh die Herrschaft Buxheim der Gemeinde fl 500. Beide Beträge wurden zur Begleichung von Quartierkosten benötigt. Am 15. Juli 1704 mußte sie abermals fl 150 vom Wirt Martin Schnizler zum Zinssatz von 7 ½ % ausleihen zur Begleichung der ‚Königl. französischen Sommerverpflegung'[79]. Im Dezember 1709 wurden wiederum Schuldner von Obenhausen vor den Amtsknecht zitiert. Der Müller Jakob Möld klagte rd. fl 565 ein, für die er keine Sicherheiten oder Hypothekeneintragungen hatte. Die 21 Schuldner mußten Sicherheiten und den Zahlungstermin nennen. Über die Verhandlung bekamen die betreffenden Untertanen ein Protokoll[80].

In den Aufzeichnungen bis zum Jahresende 1712 sind häufige Kapitalaufnahmen bei dem ‚lieben Heiligen' von Obenhausen, der Herrschaft, den Einwohnern untereinander und bei Geldgebern von anderen Orten festzustellen[81]. Für die Jahre 1713–1730 sind keine Hinweise auffindbar. Jedoch in den Protokollen von Obenhausen ab 1731 werden bei Hofübergaben häufig Schulden bei der Heiligenpfleg genannt[82]. Auch die Herrschaft verlieh mehrmals Kapital. 1743 sollte Obenhausen Mehl und Hafer innerhalb von 8 Tagen nach Breisach liefern. Wegen der beschwerlichen Lieferung wurde die Begleichung in Bezahlung des Gegenwertes von fl 496 an die Österreichische Kasse nach Ehingen bestimmt. Die Gemeinde konnte das Geld nicht so schnell aufbringen, deshalb streckte die Herrschaft vor unter der Bedingung, daß nach 4 Wochen zurückbezahlt oder mit Hilfe der Buxheimer Kanzlei ein anderer Kreditgeber gesucht werde[83].

---

75) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 15.
76) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 16.
77) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 18, S. 14.
78) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 16, S. 7.
79) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 16, S. 47, 58 und 68.
80) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 17, S. 21–24.
81) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 17.
82) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 18.
83) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 18, S. 205.

Eine Einnahmen- und Ausgabenaufstellung des Ortes Obenhausen von 1771 gibt Auskunft über die Heiligenkapitalien von 1762–1771 und nennt folgende Beträge[84]:

Jahr	Einnahmen (fl)	Ausgaben (fl)
1762	98,10,–	187,11,–
1763	64,40,–	530,16,–
1764	175,10,2	176,56,–
1765	113,33,5	337,--,7
1766	110,27,3	340,26,–
1767	132,31,4	253,29,4
1768	121,22,4	179,24,–
1769	149,43,–	209,50,–
1770	143,18,–	399,53,–
1771	155,42,–	213,40,–

Die Einnahmen sind teilweise auch Zinseinnahmen für verliehenes Kapital. 1763 stiegen die Ausgaben sprunghaft auf rd. fl 530 an (Vorjahr fl 187). Dies beruhte wohl auf vermehrter Kapitalvergabe, da im Jahr 1764 die Einnahmen um rd. fl 110 höher lagen, was vermutlich auch auf Zinseinnahmen zurückzuführen sein dürfte. 1764 waren Einnahmen und Ausgaben fast ausgeglichen. Bei einem Zinssatz von ca. 5 % ist davon auszugehen, daß rd. fl 2.000 Heiligengelder ausgeliehen waren. Dies deckt sich mit den diversen Protokollierungen.

17 Jahre gibt es keine Abrechnungshinweise der Heiligengelder mehr. Erst 1788 wird das Oberamt Buxheim als Abrechnungsstelle der Kirchenfabrik Obenhausen wieder greifbar mit dem Vermerk: *Zur Anlegung in öfftl. Fonds angeliefert worden sind* fl 500 Wiener Währung am 13. April 1788 bei der KK Universal Staatsschuldenkasse, Wien[85]. Heiligengelder wurden offensichtlich nicht nur an die Untertanen der Herrschaft vergeben. Hinweise über die Buchführung der Heiligengelder geben Abrechnungen von 1795–1797.

Für die Obenhausener Kirchenfabrik stellt sich die Abrechnung 1793/94 wie folgt dar[86]:

84) AAO, AB 409a.
85) AAO, AB 409a.
86) AAO, AB 409a.

		Einnahmen fl 1.284,48,2	Ausgaben fl 813,6,1
Zusammensetzung der Einnahmen:	fl		
Bargeld	533,14,1		
Zins zu 4 %	327,30,1		
zurückbezahltes Kapital	316,--,-		
unablösliche Zinsen	5,-3,4		
ausgelöste Güter	1,54,-		
von eigenen Kühen	3,41,-		
Auf- und Abfahrten	25,4		
Gültfrüchte	82,-2,4		
Opfer und Stiftungen	14,57,4		
	1.284,48,2		
Zusammensetzung der Ausgaben:			
Gestiftete Jahrtage und Besoldungen	176,47,-		
Kirchenparamenter und Kirchennotdurft	28,19,-		
Baumaterialien	213,13,-		
angelegte Kapitalien	50,--,-		
insgemein	193,30,-		
	813,-6,1		
Gegenüberstellung:			
barer Aktivrest	471,42,1		
von vorheriger Rechnung vorhanden	7.838,--,-		
./. 1793/94 abgelöst	316,--,-		
	7.572,--,-		
neu angelegt	50,--,-		
bestehendes Kapital	7.572,--,-		

Die Zinseinnahmen von fl 327,30,1 zu 4 % ergeben ein verliehenes Kapital von rd. fl 8.175.

Die Abrechnungen für die nachfolgenden Jahre zeigen verkürzt folgende Zahlen:

Jahr	Einnahmen fl	Ausgaben fl	Zinseinnahmen fl	Vergebene Kredite fl	wieder angelegt fl
1794/95	921,43,–	921,26,–	348,18,–	ca. 7.750	110
1795/96	1.650,34,6	1.506,31,–	369,31,4	ca. 7.260	1.200
1796/97	1.146,54,2	1.147,55,5	363,16,2	ca. 7.260	900

Unter den Ausgaben von fl 921,26,- für 1794/95 ist ein Posten von fl 29,29,- ‚Landesfürstliche Steuer' und ein Posten von fl 44,--,- ‚Freiwilliger Kriegsbeitrag'. In der Abrechnung vom 28. Februar 1795 befindet sich die Bemerkung, daß die Beamten gemäß allerhöchster Verordnung trachten werden, das Geld zu einem Zinssatz von 5 % zu vergeben. Am 14. November 1797 mahnt Burgau die ‚Stiftungs-Extracte' für 1796 innerhalb von 8 Tagen an[87]. Die Heiligengelder waren nicht mehr nur unter der Verwaltung der Heiligenpfleger und der Kartause Buxheim. Seit wann die kaiserliche Kontrolle einsetzte, ist nicht erkennbar.

Die starke Inanspruchnahme von Heiligengeldern für Untertanenkredite ist nur für Obenhausen dokumentiert. Mag sein, das beruht auf einem Herkommen unter der Herrschaft von Rottenbuch. Für den Ort Beuren sind Aufzeichnungen vorhanden, aber Schulden aus Heiligengeldern werden nur einmal erwähnt[88]. Ebenso findet sich nur je einmal die Vergabe von Geld der Heiligen von Rennertshofen und Gannertshofen. Der Ort Buxheim vergab vereinzelt Gelder aus der Rosenkranzbruderschaft und der Muttergottes-Bruderschaft[89].

II. Die Waisenkasse der Kartause und ihre Zeit (1608–1803)

Die Kleinkredite aus Heiligengeldern und Bruderschaften waren für die Einwohner eine willkommene Hilfe, aber die größte Bedeutung für das Wirtschaften der Leute besaß die Waisenkasse der Kartause. Für die Zeit von 1608–1634 ist ein Buch mit Pflegrechnungen der Kartause Buxheim auf uns überkommen[90]. In der sehr ordentlich geführten Buxheimer Pflegrechnung wird die Waise genannt, der Betrag, den die zwei namentlich genannten Tragväter verzinslich anzulegen hatten, und an wen das Kapital verliehen worden war. Es waren meist mehrere Kreditnehmer. Dann folgen eine genaue Zinsabrechnung und die Angabe, wer bei einer Abzahlung des Kredits das Waisengeld erneut verzinste.

Die Herrschaft Buxheim führte bereits 1642 ein Waisenbuch. Hans Schmid aus Amendingen nahm Bezug auf das im Waisenbuch eingetragene Kapital seiner Frau Ursula und monierte am 15. Juli 1642 den Zins von fl 30 Guthaben, den Kaspar Bauer schuldete[91].

87) AAO, AB 409a.
88) StAA, Kartause Buxheim Kl Lit. 14.
89) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 18, S. 14 und Kl Lit. 20, S. 125.
90) AAO, BL 58.
91) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 1, S. 331.

Nach dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) entwickelte sich in Buxheim aus der Pflegrechnung die Waisenkasse. Zins geben und nehmen war in den Klosterherrschaften üblich und auch in der Herrschaft Buxheim erwünscht. Am 15. November 1721 wurden Johann Schmid, genannt Pflug, aus Westerhart fl 85,54,2 übergeben, die für seinen Stiefsohn bei der Herrschaft lagen, mit dem Auftrag, das Geld *auf Zins anzulegen*[92]. Der Amann von Westerhart war Tragvater der Waisen von Hans Jörg Müller, deren Vermögen sich auf fl 106 belief. Auch er erhielt von der Kanzlei im März 1726 einen Tragschein mit der Auflage, nach einer Möglichkeit zu trachten, das Geld sicher auf Zins anzulegen[93]. Da den Tragern oft die Kontakte fehlten oder das anvertraute Kapital durch sie unsicher angelegt worden war, übernahm das Kloster im Laufe der Zeit die verzinsliche Vergabe der Waisengelder und garantierte darüber hinaus für die Sicherheit des Geldes und die ordentliche Verrechnung des Zinses. Der Oberamtmann Felix Melck bestätigte ein Guthaben von fl 552,09,- gemäß der Waisenrechnung vom 3.12.1731[94]. Das besagt, die Waisenkasse wurde in der Kanzlei vom Oberamtmann geführt. Die Waisenkasse war keine Gründung durch Gesetz und Satzung. Sie entwickelte sich vielmehr aus den Bedürfnissen und Gegebenheiten des Alltags.

Die Verwaltung der Waisenkasse Buxheim nahm nicht, wie sonst üblich, das Geld an, verzinste es und stellte das Kapital den Untertanen gegen Zins als Kredit zur Verfügung, sondern legte es bei Klöstern, Städten, Gemeinden, Landschaften und Privatpersonen innerhalb und außerhalb der Herrschaft oder dem Banco in Wien in den Zins. Die Waisenkasse der Kartause verstand sich als Agentur, die aufgrund integerer Geschäftsführung die Möglichkeit hatte, Kapitalien verzinslich unterzubringen.

Durch die verstreuten Besitzungen war die Buxheimer Waisenkasse dezentralisiert. Die Ämter der Orte verwalteten ihre Waisenkasse selbständig, hatten aber die Abrechnung mit der Kanzlei in Buxheim durchzuführen. In der Kanzlei der Kartause, die die Waisengelder verzinslich anlegte, wurde ebenfalls Buch über die Gelder geführt. Eigene ‚Waysenbüchlen' sind bekannt für Buxheim, Westerhart, Obenhausen, Finningen, Neuhausen und Auswärtige[95].

Von nachstehenden Außenstellen sind gesonderte Abrechnungen vorhanden:

a) Obenhausen

Von Obenhausen ist eine ‚Pupillen Tabelle' der Waisenkasse für das Jahr 1786 erhalten[96]. Diese Tabelle ist in die folgenden Rubriken gegliedert: Name des Mündels, Vormund, Aufenthaltsort/Erziehungsort, Vermögen, Rechnungsrichtigkeit, Anmerkungen. In die Tabelle sind 35 Waisen eingetragen.

92) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 5, S. 315 f.
93) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 5, S. 432.
94) StAA Kl Lit. 18 Buxheim, S. 1.
95) AAO AB 487/b 1, Nr. 89/90 Rückseite.
96) AAO, AB 420a.

Fast alle Waisen standen schon in Arbeit. 2 Kinder wurden als über 30 Jahre abwesend angegeben. Die Obrigkeit ließ sie über die Zeitung suchen. Ihr Vermögen betrug fl 97,2,1. Insgesamt war das anliegende Vermögen fl 4.522,39,1, davon fl 11,48,4 bar in der Kasse. Als Vormund der Personen wurde durchwegs das Waisenamt genannt. In der Abteilung ‚Rechnungsrichtigkeit' ist überall vermerkt: *richtig*.

Die früheste Kapitalanlage, die in dieser Waisenrechnung genannt wird, datiert von 1697 (Obenhausen wurde am 15. Dezember 1699 von der Kartause Buxheim gekauft). Buxheim übernahm also die in Obenhausen bereits übliche Anlage von Waisengeldern. Diese Geldanlage wurde im Beisein der beiden Waisenpfleger und Vormünder beschrieben.

Eine weitere frühe Obenhauser Waisenrechnung ist die für die beiden Mädchen Anna und Katharina Dempfl. Die Rechnung beginnt 1705 und endet 1715. Deren Gesamtvermögen beträgt fl 323,56,6[97]. Unter der Obhut der Waisenpfleger Christian Wagner und Jakob Plaicher war das Geld an 14 verschiedene private Kapitalnehmer verliehen worden.

In den Zinsberechnungen der Kanzlei für Waisengelder sind von 1745–1801 mehrere Kapitalanlagen aus Obenhausen enthalten[98].

b) Westerhart

Am 13. Januar 1700 wurde in Gegenwart des Priors und des Prokurators eine Waisenrechnung über die Waisengelder der Gemeinde Westerhart vorgenommen, die sich wie folgt darstellt:

Einnahmen Kapital plus Zinsen	fl	1.928,08,4
Ausgaben	fl	1.838,40,4
Überschuß	fl	89,28,-
Bar in der Kasse befanden sich	fl	9,02,-
Kontostand (Guthaben)	fl	98,30,-

Dieses Guthaben wurde an 8 Waisen bzw. deren Vormünder verteilt. Als Inventurkosten hatte das Oberamt fl 10,--,- berechnet[99].

Es wurde also kein Saldovortrag vorgenommen und auch nicht das Guthaben zur weiteren Verzinsung fortgeführt.

c) Finningen

Von der Waisenkasse des Ortes Finningen ist die Abrechnung des Kapitals von 6 Waisen vom 6. Februar 1711 über fl 307,39,6 erhalten[100]. In den Jahren 1759, 176l, 1769, 1770, 1772, 1780 bis 1801 ist die Verwaltung der örtlichen Waisenkasse nachweisbar. Die Kapitalien wurden verzinslich angelegt (um 4 %) und standen den Waisen bei Bedarf, meist bei Standesveränderung, zur Verfügung. Beim Auszug aus der Herrschaft erfolgte der damals übliche Abzug von

97) AAO, AB 420a.
98) AAO, AB 420b.
99) StAA, Kartause Buxheim, Kl Lit. 4, S. 592.
100) AAO, AB 324.

10 % vom Vermögen. Außerdem wurde ‚Tax' berechnet. Dieser Abzug schwankte zwischen fl 1,30 und ca. fl 2 (zu Ende des 18. Jahrhunderts) offensichtlich unabhängig von der Höhe des Vermögens.

Nachfolgend Abrechnungsbeispiele:

Joseph Strohmayer von Finningen hatte am 7. Dezember 1770 ein Vermögen von fl 549,06,- bei der Waisenkasse.

Die Kontenbewegungen waren wie folgt[101]:

Anfangskapital	fl	378,55,2
Zins	fl	170,10,6 (vermutlich war das Kapital bei 4 %
	fl	549,06,- Zins seit über 10 Jahren angelegt)
./. Von Stromayer abgehoben	fl	87,2,-
	fl	462,4,-
./. Tax	fl	1,30,-
Vermögen	fl.	460,34,-

Ein in Verona stationierter Soldat bat über seine Einheit um die Übersendung seines Geldes, das bei der Waisenkasse Finningen angelegt war. Dies wurde am 20. November 1780 erledigt.

Die Abrechnung lautet wie folgt[102]:

Vermögen und Zins	fl	157,30,-
./. Tax	fl	1,30,-
	fl	156,--,-
Herrschaftlicher Abzug	fl	15,39,-
Kapital	fl	140,21,-, das dem Boten übergeben wurde.

d) Pleß

Im Ort Pleß verwaltete die Waisenkasse ab 1749 die Hinterlassenschaft für die vier unmündigen Kinder des Anton Geßler. Der Hoferbe war verpflichtet, in Raten von insgesamt jährlich fl 70 das Guthaben der Geschwister in die Waisenkasse einzuzahlen. Aus dem angelegten Erbe wurden Beträge für Kleidung, Kost und ‚andere Notwendigkeiten' für die Kinder ausbezahlt. Die Waisenkasse kümmerte sich um die Verzinsung des Kapitals und die korrekte Verwendung zugunsten der Waisen[103].

Das Vermögen von fl 7.069,56,- der Waisen Keckeisen aus Pleß lag 1772 ebenfalls zur Verzinsung und Verwaltung bei der Waisenkasse Buxheim. Diese besorgte die Auszahlung von Unterhaltskosten sowie die Übergabe des Erbes bei der Verehelichung des Mädchens nach Boos[104].

101) AAO, AB 324.
102) AAO, AB 324.
103) AAO, AB 500 a.
104) AAO, AB 500 b.

e) Beuren

Die Bewohner des Ortes Beuren hatten 1803 fl 18.158,47,1 bei der Waisenkasse Buxheim angelegt. Für die Waisenkasse von Beuren war der Pfleger Aloys Purmann zuständig. Bei der Übernahme seines Dienstes 1789 hatte er eine Kaution von fl 1.000 gestellt, die er bei seinem Ausscheiden aus dem Dienst am 28. Dezember 1808 plus fl 40 Zins zurückerhielt. Aufgrund seiner Pensionierung mußte er sich ab 1809 aller Justiz- und Kammeralgeschäfte enthalten. Der vormalige Pfleger trat sein Wohnrecht im Schloß von Beuren sowie die ihm zugesagten Naturalien gegen fl 500 jährlich in bar ab. 1811 erkrankte der Pfleger Purmann und verstarb am 25. Juni 1811. Am 26. November 1811 übergab Graf Waldbott von Bassenheim der Waisenkasse Buxheim den Pensionsvertrag von Purmann zur Kenntnis, um *wegen dessen zur Waisenkasse haftenden Passiv Capital und starkem Zinsrückstandes ihre etwaig nötig scheinenden Maaßregeln eintreten lassen zu können*[105].

Das Kgl. bair. Landgericht Roggenburg setzte am 26. Oktober 1811 Buxheim von der Gant über das Vermögen des verstorbenen Purmann in Kenntnis und forderte, das noch vorhandene Vermögen in Roggenburg abzuliefern. Als Vermögen für den Zeitraum 1803–1807 werden fl 17.854,27,3 genannt, wovon fl 1.963,26,1 auf den Ort Neuhaus entfallen. Dann ist noch vermerkt: *sind 3.000 hinausgezogen worden*[106]. Das Guthaben der Waisenkassenmitglieder von Beuren betrug 1807 rd. fl 13.000[107].

Im Waisenkassenprotokoll vom 7. Dezember 1812 nimmt die Administration in den §§ 61 und 65 Bezug auf den Konkurs von Purmann[108]. Die Angelegenheit wurde dem Gerichtsadvokaten Schwinghammer in Krumbach zur Klage übergeben. Da dieser untätig war, ging der Fall zusammen mit einer anderen Sache an das Stadtgericht in Kempten.

III. Die Waisenkasse unter der Obhut der Buxheimer Prioren

Im 18. Jahrhundert standen der Kartause Buxheim wirtschaftlich versierte Prioren vor. Prior Leickard (1711–1721) war sehr aktiv auf dem Finanzsektor. Sein Nachfolger, Prior Georgius Stock (1721–1743), konnte durch Sparsamkeit und umsichtiges Wirtschaften den Bau von Pfarrkirche, Kreuzgang, Annakapelle und Marienkapelle in Angriff nehmen. Prior Hieronymus Krafft von Delmensingen (1743–1760) vervollkommnete die weltliche Verwaltung. Alle vorgenannten Prioren waren vor ihrer Wahl Prokuratoren und bekamen Einblick in die Verwaltung der Kartause und der Waisenkasse. Prior Hieronymus Pfeiffer (1760–1806) begleitete die Waisenkasse mit wohlwollendem Interesse[109].

---

105) StAA, Rentamt Buxheim 170.

106) StAA, Rentamt Buxheim 170. Es ist nicht angegeben, ob die Summen die Waisenkasse betreffen.

107) StAA, Rentamt Buxheim 170.

108) StAA, Rentamt Buxheim 88.

109) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 373, 199, 224 und 245.

Ein unter Prior Hieronymus Pfeiffer von Prokurator Anthelmus Beringer angelegtes ‚Weysenbuch' von 1774[110] gibt Auskunft über die Tätigkeit der Waisenkasse. Der Prokurator entstammte einer Zuckerbäckerfamilie aus Mindelheim. Sein Bruder war Pfarrer in Obenhausen. Pater Anthelmus wird wegen seines vorbildlich geführten Rechnungswesens als Bilanzfachmann gerühmt[111]. Er arbeitete 37 Jahre als Prokurator in Buxheim, und zwar von 1743–1771, und dann von 1773 bis zu seinem Tode. Von Oktober 1771 bis Februar 1773 war er Prior der Kartause Grünau, nahm aber im März 1773 seine Tätigkeit als Prokurator in Buxheim wieder auf. Er verstarb 80jährig am 30. Dezember 1782.

Prokurator Anthelmus legte das Waisenbuch 1773 an. Es enthält hauptsächlich Kapitalanlagen von Witwen und Waisen, aber auch von anderen Personen. Manchmal wurden die Berufe der Beteiligten angegeben. So sind folgende Berufe aufgeführt: Schuhmacher, Kalkbrenner, Nachtwächter, Holzwart, Söldner, Krankenwärter, Klosterbäck, Wagner, Köchin, Schulmeister, Pfarrer, Stallknecht, Amtsknecht, Hausmeisterin, Hausmeister, Metzger, Weinhändler und Kammerdiener. Die Aufzeichnungen geben Auskunft darüber, bei wem und zu welchen Bedingungen die Kartause das Geld angelegt hatte. Aus der Zinsrechung ist zu ersehen, daß der gesamte eingenommene Zins an die Anleger weitergereicht wurde. Die Angaben beziehen sich auf alle Orte des Herrschaftsgebietes. Auch die Zahlung der jährlichen ‚Ziehler', die für unmündige Kinder zur Begleichung ihres Erbes zu zahlen waren, fanden Eingang in das Buch und wurden kontrolliert. Am 2. Februar 1773 ist ein Guthaben von fl 141 plus fl 4,56,- Zins des ‚Waysen Stipendium zu Buxheim' eingetragen. Bei einigen meist kleineren Posten befindet sich mit Datum der Vermerk: Abgelöst durch Priorat.

Die größten Kredite aus der Buxheimer Waisenkasse wurden zwischen 1773 und 1785 an folgende Klöster und Spitäler vergeben:

		fl
Kloster Roth	1779–1781	15.000
	1782	9.000
	1783	3.000
Landschaft Roth		2.000
Kloster Ochsenhausen	1773–1774	10.200
	1782	12.000
Kloster Ottobeuren	1773	13.500
	1777	700
	1781	1.200
Kloster Gutenzell	1784/85	23.000

110) StAA, Rentamt Buxheim 152.
111) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 87.

Kloster Roggenburg	1775	3.000
Landschaft Roggenburg		1.860
Oberhospital Memmingen	1783–1785	12.000
Hospital Ulm	1773	1.800
Hospital Biberach	1782	1.500

Außer den vorstehend genannten waren zahlreiche Gemeinden und Privatpersonen Kreditnehmer.

Exakt dokumentiert ist die Zusammensetzung des vergebenen Kredits. Im Falle der fl 12.000 von Ochsenhausen aus dem Jahre 1782 waren es 67 namentlich genannte Beteiligte, die daraus ihren Zins von 3 ½ % erhielten.

Mit nur noch zwei Eintragungen in Jahr 1785 endet das Waisenkassenbuch. Für das Jahr 1785 hat sich eine äußerst ungewöhnliche Policey-Ordnung erhalten. Sie wurde am 1. März 1785 erlassen und in den 28 Paragraphen wird nur über die Plage durch Hunde und über Hundehaltung referiert. Es wird eine Hundesteuer von jährlich bis zu fl 4,30,- angeordnet, gestaffelt nach Gefährdung und Größe des Hundes. § 25 hält fest, daß die Strafe *dem neu angelegten Waysen Institut* gewidmet sein soll[112]. Möglicherweise sind die ‚Waisenstipendien' gemeint, da ab 1785 keine neue Waisenkasse festzustellen ist.

Für die Periode 1785–1794 ist kein Waisenbuch erhalten. Erst das unter dem Prokurator Peter Lipburger angelegte Waisenbuch von 1794 gibt Auskunft über den Fortgang der Waisenkasse[113].

Prokurator Peter amtierte als Nachfolger von Pater Anthelmus. Neben der Verwaltung der Kartause fiel in seine Zuständigkeit die Oberaufsicht über die Waisenkasse, die der Oberamtmann Carl von Kolb (1767–1791) führte. Das Betreuen der Bürgermeister und von Vertrauensleuten der Orte sowie der Waisenkassenaußenstellen in den verstreut liegenden Orten der Herrschaft der Kartause erforderte Reisetätigkeit von Oberamtmann und Prokurator.

Pater Peter kam am 30. Juni 1754 als zweiter von vier Söhnen der wohlhabenden Gast- und Landwirtseheleute Lipburger in Andelsbuch (Bregenzerwald/Vorarlberg) zur Welt. Erst besuchte er das Klostergymnasium in Immenstadt und kam dann an das Jesuitengymnasium in Augsburg. Dort studierte er Philosophie. Nach Aufhebung des Jesuitenordens und damit deren Schulen 1773 trat er 1774 in die Kartause Buxheim ein. Die Profeß legte er am 24. Juni 1775 ab. Die Priesterweihe empfing er wahrscheinlich in Augsburg. Primiz feierte er am 6. Oktober 1778[114]. Das unter Prokurator Peter angelegte Waisenbuch ist ebenfalls, wie das Buch von 1774, nach Orten gegliedert: Nach der Ortsangabe folgt die Institution (Kloster, Hospital, Stadt, Gemeinde, Landschaft oder Privatperson) sowie Kreditsumme und Zinssatz, der der Waisenkasse für den gewährten Kredit zu zahlen war. Dann werden die Personen (Waisen, sonstige Anleger, Bruderschaften usw.) mit den Summen, die sie bei

112) AOB, Mappe Polizeiordnung Kartause Buxheim.
113) AAO, BL 69.
114) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 386 f.

der Waisenkasse anliegen hatten, genannt. Ebenfalls aufgeführt sind der Zinssatz und die Zinssumme. Bei großer Stückelung eines Kredits konnten über 200 Waisenkassensparer daran zinsberechtigt sein. Im Waisenbuch ab 1784 werden Großkredite – außer Kloster Kaisheim – vermehrt an Landstände, Gemeinden, Städte und Privatpersonen vergeben. Es treten häufiger Kreditnehmer aus dem Bodenseegebiet auf.

So wurden fl 1.600 an Vorarlberger Bürger in Andelsbuch verliehen, und 1801 schuldete Jodok Maisburger aus Bezau/Vorarlberg noch rd. fl 10.000. Diese Posten fanden Bereinigung noch vor dem Ende der Kartause Buxheim 1803.

Neben den Waisenkassenbüchern sind noch 125 Einzelkonten von 1776–1803 von allen Orten des Herrschaftsgebietes erhalten[115]. Für jede Kapitalanlage wurde ein eigenes Doppelblatt mit den Personalien, dem Anlagebetrag und dem Anlagedatum angelegt. Auf der nächsten Seite unter ‚Ausweisung' folgen Angaben über Bedingung und an wen das Geld als Kredit ging. Dies konnten bis zu 18 verschiedene Stellen sein. Die Seite danach notiert den eingenommenen Zins bis auf den kleinsten Betrag und dessen Zuschreibung. Bei Rückzahlung wurde das Kapital unter ‚Einnahm' verbucht. Stand der Betrag weiter zur Disposition, konnte er an einen neuen Kreditnehmer vergeben werden. Dann folgte unter der Position ‚Ausgab' die Verbuchung des Betrages, ebenso bei Abhebungen oder Auszahlungen an eine Waise. Die vorhandenen Konten machen einen sehr sorgfältigen Eindruck. Diese Verwaltungsstruktur erforderte einen immensen Arbeitsaufwand. Außer den Kontenblättern gab es noch Listen der Kreditnehmer, ein Kassenbuch für Ein- und Ausgaben und Protokolle über jeden Geschäftsvorgang. Die Verwaltung der Waisenkasse in den Hauptorten der Herrschaft machte eine doppelte Erstellung der Verzeichnisse notwendig.

Die Zahl der jährlichen Kapitalanlagen bei der klösterlichen Waisenkasse verlief gemäß den einzelnen Konten wie folgt[116]:

Jahr der Anlage	Anzahl der Kapitalanlagen	
1776	1	Mit wenigen Ausnahmen waren die Anlagen von 1776–1791 Witwen- oder Waisengelder.
1777	1	
1778	2	
1779	1	
1780	1	
1781	–	

115) AAO, AB 487a/1, 487a/2, 487b/1, 487b/2. Unbekannt ist, ob es noch weitere Kontenblätter gab.

116) Es konnten nur die 125 Einzelkonten bewertet werden. Die Gesamtzahl der Kapitalanlagen war höher.

1782	3	
1783	2	
1784	2	
1785	1	
1786	1	
1787	7	
1788	5	
1789	2	
1790	9	
1791	–	
1792	6	Von 1792–1799 können ca. ⅔ der Anlagen Witwen oder Waisen zugeordnet werden.
1793	5	
1794	5	
1795	8	
1796	11	
1797	4	
1798	8	
1799	2	
1800	2	Die von 1800–1802/03 angelegten Gelder (einschließlich solcher ohne Datum) sind nur zu rd. ¼ Witwen- oder Waisenkapitalien.
1801	4	
1802	14	
1803	1	
ohne Datum	17	

Die Einzahlungen in die Waisenkasse von 1796 und 1802 waren vermutlich zum großen Teil Panikanlagen. Die Einzahlungen ohne Datum müssen 1802 erfolgt sein, da die Kartause für diese 1803 die erste Zinszuschreibung verbucht. Rd. fl 50.000 wurden zwischen 1801 und 1803 in der Waisenkasse angelegt. Die Leute wollten ihr Vermögen in Sicherheit wissen und glaubten, diese bei der Kartause zu finden.

Das Anlageverhalten der Bewohner des Herrschaftsgebietes gibt Auskunft über die bedrohlichen Lebensumstände Ende des 18. Jahrhunderts. Die Ereignisse der Französischen Revolution und infolge davon der Zugriff auf Kirchen und Klöster sowie die geistlichen und adeligen Flüchtlinge sorgten auch in der schwäbischen Bevölkerung für Unruhe. Die vermehrte Anlage bei der Waisenkasse 1790 (8 Einzahlungen sind Waisengelder) dürften daraus entstan-

den sein. Bei der Übernahme eines Anwesens wurde oft vermerkt, daß den verwaisten Geschwistern das Erbe bei der Waisenkasse anzulegen sei. Auch waren Trager verpflichtet, Waisengeld, das sie in Händen hatten, in diese Kasse einzuzahlen. Vermutlich drängten die unruhigen Zeiten zum Ordnen der Verhältnisse. Von den 11 Einzahlungen des Jahres 1796 können 7 Waisen zugeordnet werden.

1796 hielten sich französische und österreichische Truppen des 1. Koalitionskrieges im Gebiet von Buxheim auf. Prokurator Peter der Kartause brachte Wertgegenstände und Archivalien in die Kartause nach Ittingen im Thurgau/Schweiz in Sicherheit. 1798 wiederum kamen Prior und Prokurator von Ittingen mit Wertobjekten nach Buxheim, um diese vor der klosterfeindlichen Helvetischen Revolution zu bewahren. Im August 1799 befanden sich 10.000 Russen auf dem Durchzug im Buxheimer Gebiet und marschierten im November auf dem gleichen Weg wieder zurück. Der 2. Koalitionskrieg brachte 1800 Kämpfe französischer und österreichischer Truppen bei Buxheim – Hart – Eglsee und Umgebung.

Die Kriegsereignisse der Koalitionskriege belasteten die Kartause Buxheim und deren Verwaltung schwer. Zwischen Herbst 1796 und März 1799 hatte die Kartause fl 30.370 für Requisitionen zu bezahlen[117]. Zudem waren Flüchtlinge zu versorgen. Die 1798 geflüchteten Ordensleute aus Ittingen blieben bis 1802 in Buxheim. Insgesamt mußte die Kartause 1798 19 französische Flüchtlinge unterbringen und verpflegen[118]. Am 14. Juni 1798 schrieb Prokurator Peter Lipburger an den Buxheimer Oberamtmann von Frey nach Rastatt: *Wir befinden uns in einem nahen, sehr gefährlichen Sturm. Er kann uns bald ganz verschlingen, oder aufhören und wir sind gerettet*[119]. Äbte, Prioren, Prokuratoren und Klosterökonomen waren sich des Damoklesschwertes bewußt, das über ihnen schwebte. Am 31. Januar 1801 erkundigte sich der Prior von Ittingen beim Schaffner von Buxheim, welche ‚Veranstaltungen' getroffen werden sollten, falls die Säkularisation Platz greife.

Als das Ergebnis des Friedens von Lunéville (1801) bekannt wurde, das eine Entschädigung des Adels für den Verlust von linksrheinischen Gebieten durch Klostergut vorsah, setzte die Geistlichkeit alle Hoffnung auf das Kaiser-

---

117) StATG, 7'42'27 Kartause Buxheim.
Bei STÖHLKER, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 249 und S. 255, werden fl 300.000 Kriegskontributionen mit Bezug auf die Signatur StATG 7'42'1, Nr. 21 (f. 64 f.) angegeben. Auf meine Rückfrage nach dieser Signatur, die mir bei meinem Aufenthalt im Staatsarchiv Thurgau nicht vorgelegt wurde, kam am 29. Juni 2007 vom Staatsarchiv Thurgau folgende Antwort: „Stöhlker hat sich in seinem Nachweis vertan". Da für 1802 die geschätzte Jahreseinnahme der Kartause Buxheim nur fl 39.000 (= nicht Reingewinn) betrug (s. a. DOTTERWEICH, Sparpfennige, S. 1397), dürfte die Summe von fl 300.000 ein Irrtum sein. Die wesentlich größere Reichsabtei Ochsenhausen zahlte 1800 ca. fl 58.000 Kriegskontributionen; MAIER, Die Säkularisation der Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen, S. 425.

118) TUSCHER, Das Reichsstift Roggenburg, S. 168, Anm. 3.

119) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey.

haus in Wien. Am 11. Januar 1802 schrieb Abt Honorat von Ottobeuren an die Kartause: *Kaiserliche Majestät werden nicht zugeben* […] *daß das Reichsgotteshaus durch die Bosheit seiner Neider zu Grund gerichtet werde* […] *beharrliches Flehen zu dem allgütigen Gott*[120]. Pater Ulrich Schiegg, der Klosterökonom von Ottobeuren, schrieb am 5. Februar 1802 an seinen *Hochwürdiger Herr College, Theuerster Freund*, den Schaffner von Buxheim, und freut sich, daß Ittingen so gute Aussichten habe und hofft, daß die Vorsehung für Ottobeuren *ein leidliches Schicksal werde vorbereitet haben*[121]. Trotz aller unguten Vorzeichen wagten sie zu hoffen. Blieb doch die Kartause Buxheim 1782 von der Aufhebung aller Kartausen in den habsburgischen Erblanden durch Kaiser Joseph II. verschont.

Prior und Prokurator von Buxheim bevollmächtigten Oberamtmann von Frey im August 1802, mit Memmingen übereinzukommen, daß die Vertreter der Stadt auch die Kartause wegen Fortbestehens bei den Verhandlungen in Paris vertreten solle. Mit Erleichterung nahmen Kloster und Untertanen den Abzug der französischen Truppen aus dem Buxheimer Gebiet im Sommer 1802 zur Kenntnis. Die Ruhepause war kurz. Ohne jede Hoffnung berichtete Abt Paulus von Ottobeuren am 17. Oktober 1802 dem Schaffner von Buxheim über eine neue Resolution, die für ihn ein Fluch und ein Vernichtungsurteil ist. Er schließt mit den Worten: *Gott stehe seiner Kirche bey*[122].

Um den göttlichen Beistand betete nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch die Bevölkerung ihrer Herrschaftsgebiete, die Hab und Gut und ihr Leben in diesen unruhigen Zeiten bedroht sah und sich Hilfe von der Obrigkeit erhoffte. Jedoch gegen die Gewaltmaßnahmen der Aufklärung konnte auch der Kaiser nicht auftreten und so kam es am 18. November 1802 zur provisorischen und am 1. Dezember 1802 zur wirklichen Zivilbesitznahme der Kartause Buxheim durch eine Subdelegation des Herzogs von Württemberg und des Markgrafen von Baden[123]. Ungewiß war, wer der neue Herr in Buxheim werden würde. Es folgte eine Zeit des Bangens und Wartens. Am 14. Februar 1803 fiel die Reichskartause an den Reichsgrafen Karl Maximilian von Ostein. Da der Besitz größer war als der Verlust des Grafen, kam die Ortschaft Pleß an den Grafen von Sickingen. Ferner hatte von Ostein Zahlungen an andere Adelige zu leisten. Ein ehemaliger Klosteruntertan äußerte sich wie folgt zum Besitzerwechsel: *Daß das Kloster aufgegeben worden ist war niemand recht gewesen, man hat arg darüber gejammert*[124].

Die Klosterobrigkeiten waren stets bestrebt, die Verarmung ihrer Untertanen zu verhindern. Am Bettelstab durch die Lande ziehende Personen galt es durch Dienstleistungen und finanzielle Hilfsmaßnahmen zu vermeiden. Bei schlechter Ernte half der Klosterhof mit Saatgut aus, bei Bränden bekamen die

120) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7'42'27.
121) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7'42'27. Die Kartause Ittingen wurde 1848 aufgelöst.
122) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7'42'27.
123) Stöhlker, Die Kartause Buxheim, in: Das Buxheimer Chorgestühl, S. 43 f.
124) PAB, Erinnerungen des alten Pflug, Johannes Schlegel, Pfründner in Buxheim, Hs. Nr.: 56, aufgeschrieben ca. 1860 von seinem Sohn.

Geschädigten Holz aus dem Klosterwald, bei Krankheiten und Seuchen bei Mensch und Tier beriet und half die Klosterapotheke. Zur Abhilfe von Finanznöten gab es folgende Einrichtungen: Armenkasse, Siechenhausstiftung, Hungersnotkapitalien und Almosenkasse[125]. Die Institute der Klöster differierten, aber Hilfsmöglichkeiten waren vorhanden. Die überschaubare Zahl der Untertanen der Klosterherrschaften, die meist in unmittelbarer Nähe zum Kloster lebten, ermöglichte eine schnelle Hilfe.

Auch die Klosterherrschaft Buxheim bemühte sich, Not zu lindern und ein Verarmen der Bevölkerung zu verhindern. Über die Situation der ärmeren Bevölkerung vor der Säkularisation berichtet ein ehemaliger Pfründner wie folgt:

Der gnädige Herr ist freigebig gewesen, überhaupt haben alle unter den Kartäusern genug gehabt. Niemand durfte Mangel leiden, es gab keine Armen, alle konnten das Notwendigste erhalten. Ein Taglöhner hatte wenig Lohn an Geld gehabt, etwa 4 Kreuzer zur Arbeitszeit, dazu einen halben Laib Brot. Kinder konnten die Torsuppe holen. Die Taglöhner haben in der Gesindestube gegessen[126].

Die Zivilbesitznahme im Dezember 1802 griff noch nicht in die Lebensverhältnisse der 18 Mönche und 2 Donatbrüder ein. Der 81jährige Prior Hieronymus Pfeiffer leitete seit 42 Jahren die Ordensgemeinschaft. Den intellektuell und spirituell hochstehenden Prior behinderte seit 1792 eine Schüttellähmung, so daß er zur Unterschrift einen Stempel benutzte. Im September 1802 verschlechterte eine halbseitige Lähmung seinen Gesundheitszustand. Der 1783 ernannte Prokurator Peter wurde immer mehr eine unentbehrliche Stütze für ihn in der Führung des Priorats und des Oberamts. Ex-Jesuiten, die 1789 zu Besuch in der Kartause weilten, heben die freundliche und redliche Art von Prior und Prokurator hervor[127].

Die Herrschaftskanzlei führte seit 1791 Oberamtmann Joseph Bonaventura Frey von Freyenfels, der auch die Waisenkasse verwaltete. Zudem stand der Vater des Oberamtmanns als ‚Consulent' mit Archiv- und Registraturarbeiten im Dienst der Kartause[128].

Seit Sommer 1802 waren sich Prior, Prokurator und Oberamtmann über die bevorstehende Besitzergreifung im klaren. Der Oberamtmann ahnte die Gefahr für die von ihm geführte klösterliche Waisenkasse. Das Sagen über diese Kasse hatte der Prior, der auch für die Sicherheit der Einlagen bürgte, die Kontrolle oblag dem Prokurator, der ein gutes Verhältnis zum Oberamtmann hatte, was im Briefschluß mit *Ihr eigenster, ergebener Diener und Freund*[129] zum Ausdruck kommt.

---

125) Spies, Feuerversicherung, Waisen- und Kreditkassen, S. 58–60, 103, 138, 170 und 200.

126) PAB, Erinnerungen des alten Pflug, Johannes Schlegel, Pfründner in Buxheim, Hs.Nr.: 56, aufgeschrieben ca. 1860 von seinem Sohn.

127) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 245 ff.

128) StAA, Rentamt Buxheim 81.

129) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey.

Vor dem bevorstehenden Untergang der Kartause muß wohl der Oberamtmann gegenüber dem Prokurator bekannt haben, daß er die Buxheimer Waisenkasse für seine persönlichen Geldgeschäfte mißbraucht hatte.

Bei der Übernahme von Buxheim durch Graf Maximilian von Ostein erklärte der Prior am 26. Februar 1803 den Regierungsverzicht und entband die Untertanen vom Treueeid. Der Ordensverband durfte weiter bestehen. Die Aufnahme von Novizen untersagten die Aufklärer. Für den Prior bestimmte die neue Obrigkeit eine Pension von jährlich fl 3.800, für die Konventualen je fl 350 und für den Ordensbruder fl 100. Zusätzlich bekamen sie Naturalien. Prokurator Peter führte die Verhandlungen mit Graf Ostein und dessen Vertretung. Der Prokurator erhielt die Bestallung zum Renteneinnehmer und Ökonomie-Direktor der ehemaligen Kartause Buxheim. Seine Entlohnung für diese Tätigkeiten belief sich auf fl 2.000 jährlich[130]. Dem Ökonomie-Direktor unterstanden 21 Arbeitskräfte.

IV. Reichsgräflich von Osteinisches Oberwaysenpflegamt der Reichsgrafschaft Buxheim (1803–1810)

Die Waisenkasse Buxheim firmierte seit 1803 unter *Reichsgräflich= von Osteinische Oberwaysenpflegamt der Reichsgrafschaft Buxheim*. Zu der Vertretung des erkrankten Priors, den Aufgaben als Renteneinnehmer und Ökonomie-Direktor kam für Peter Lipburger noch die Korrektur der Verwerfungen in der Waisenkasse, verursacht durch die Eingriffe des Oberamtmanns. Für Familienmitglieder hatte der Oberamtmann folgende Sparkonten bei der Waisenkasse angelegt:

Joachim von Frey	Kontoeröffnung am 20. September 1794 Stand 1798 fl 507,49,7. Die letzte Zinszahlung von fl 25 kam am 1. September 1802 aus Wien.
Thaddäus von Frey	Kontoeröffnung 1796, Einlage fl 90 mit dem Vermerk: Von seinem Vater in Buxheim hinterlegt.
Alois von Frey	1796 fl 12 für ihn hinterlegt.
Maria von Frey	Derzeit in Wien, Kapitalstand am 26. Februar 1798 fl 469,19,7.

Am 2. Januar 1798 wurde ein Kapitalbrief in Höhe von fl 1.967,15,- übergeben mit der Aufteilung des Betrages auf folgende Personen:

Oberamtmann von Frey, Buxheim	fl	244,-8,5
Louis von Frey, Roth	fl	431,11,7
Jeannette von Frey, Wien	fl	431,44,7
Joachim von Frey, Dillingen	fl	440,15,7
Xaveria von Frey, Wien	fl	419,28,1[131]

130) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 386 ff.

131) Die Endsumme differiert etwas von der im Kapitalbrief. Über 1 Gulden werden zusätzlich als Bargeld genannt.

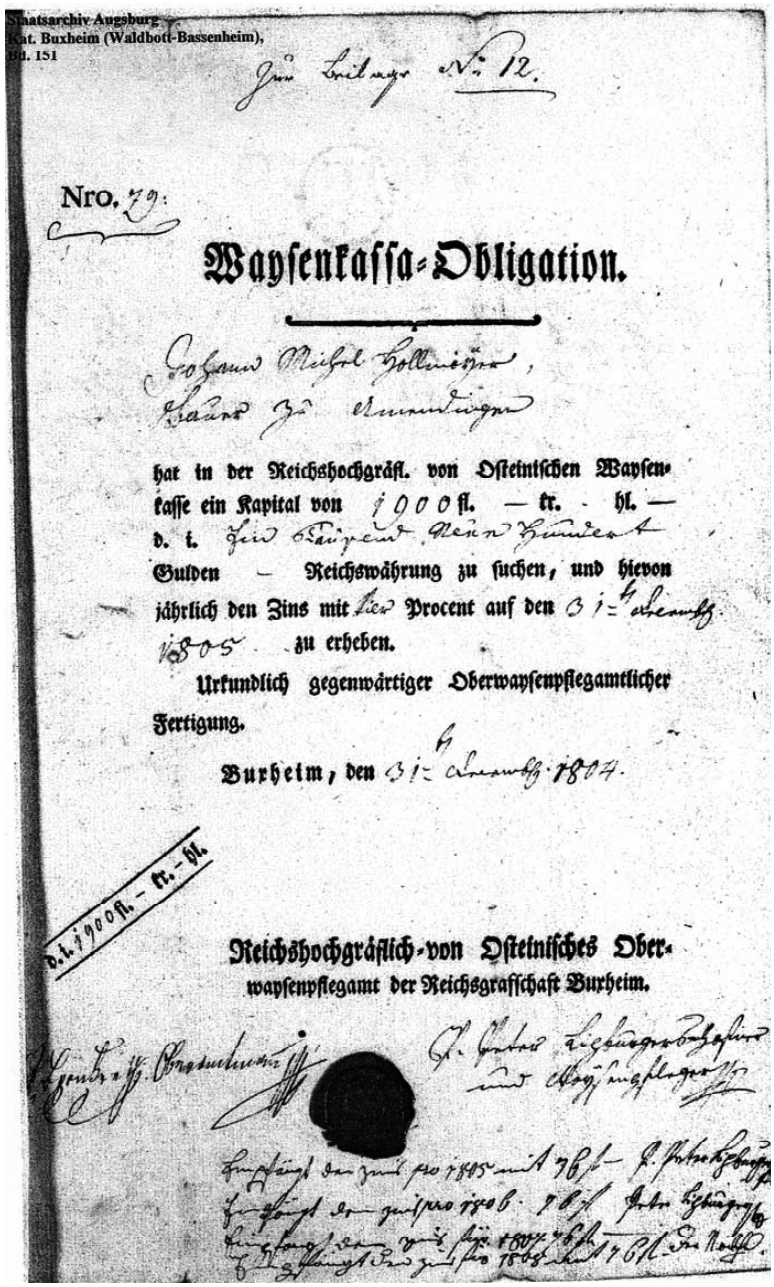


Abb. 8: Waisenkassen-Obligation, Vorderseite.
in: StAA Kartause Buxheim 151.

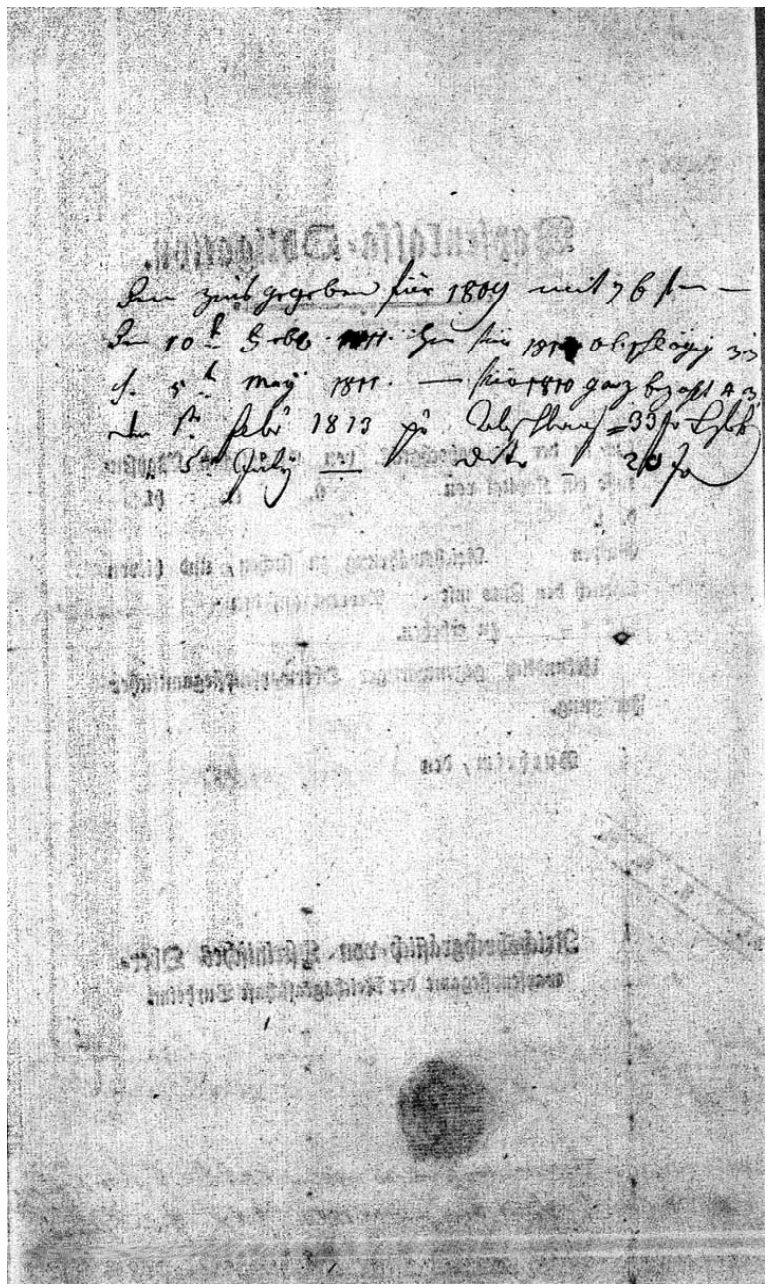


Abb. 9: Waisenkassen-Obligation, Rückseite.
in: StAA Kartause Buxheim 151.

Das Guthaben der Familienangehörigen von Frey bei der Waisenkasse Buxheim betrug ca. fl 3.100. Außer der Familie von Frey hatten um 1800 ca. 300 Personen Geld bei der Buxheimer Waisenkasse angelegt und waren daher vom weiteren Schicksal dieser Kasse betroffen.

Der Oberamtmann mußte nicht nur die Belastung durch die Waisenkassenverluste verkraften, sondern er bangte auch um sein großes Vermögen, das er beim ‚Haus Österreich' hatte[132]. Lipburger äußerte sich am 8. Dezember 1807 dazu: *Durch die Verzögerung der Erkenntnis, daß Sie insolvent seyen, brachten Sie mich ohne selbst ein Vortheil dabey zu haben, um die Zinssummen* […] *Wohin ist dieses Geld gekommen?* [133] Die Insolvenz beruhte u. a. darauf, daß in den schwierigen Kriegszeiten Forderungen des von Frey uneinbringlich waren. Noch 1817 bemühte sich Lipburger in Wien und beim König von Bayern um das Kapital des inzwischen verstorbenen Oberamtmanns der ehemaligen Kartause[134].

Lipburger bekennt, auch blindlings unterschrieben zu haben, weil er vom Talent, dem Fleiß und der Tüchtigkeit des Oberamtmanns überzeugt gewesen sei. Weiter heißt es: *Dieß ist nun freylich vorüber, wie Sie allzeit sagend – aber welche Hoffnung für die Zukunft* […] *Was wird aus mir und dem Convent werden, wenn die Fristenzahlungen an uns gefordert werden* […] *Ihre Familie, so wie unser armer Convent ist unwiderruflich verloren – mit Schand und Spott erloschen* [135].

Dann meint Lipburger, er werde die Geduld nicht verlieren *aber wohl den Verstand und den Glauben, daß es möglich seye, solche gewissenhaft, tiefgreifende Geschäfte so gleichgültig zu behandeln* […] *Die Vorsehung hat mich auf sonderbare Art an Sie gekettet*. Wäre ich *an einen fleißigen und fähigen Mann geraten, was hätte sich nicht alles in kurzer Zeit erledigen lassen*. Es ist ihm unbegreiflich, wie der Oberamtmann das Waisengeschäft *solcher Mißdeutungen und Planierungen aussetzen konnte* [136]. Er bekennt dem Oberamtmann *O' Mann, wie habe ich sie geliebt, und wie könnte ich sie noch lieben, wenn Sie wären, was Sie seyn könnten und sollten. Nun kommen wie beide durch ihre Lüderlichkeit um unsere schönsten Aussichten, und in einen Zustand, wo keiner dem anderen helfen kann und jeder den anderen verfluchen muß* [137].

Weder dem alten kranken Prior noch seinen Mitbrüdern konnte Pater Peter Lipburger sich erklären. Ein Ohr fand er beim Prior von Ittingen. Prior Carolus Ochsner, der 1798 auf der Flucht in Buxheim weilte, hatte Einsicht in die Verhältnisse dieser Kartause. Er war bereit, dem Prokurator in der finanziellen Not beizustehen. Um ein Stillhalten der Freyschen Gläubiger zu erreichen, widmete Lipburger Obligationen der regulären Buxheimer Waisenkasse auf

---

132) PAB, Vortrag des gräflich Waldbott Bassenheimischen Herrschaftsrichters Dr. Hellmuth in Sachen Beschädigungen des Schaffners, vorherigen Priors Peter Lipburger, S. 406. Sein unerreichbares Vermögen dürfte ca. 75.000 Gulden betragen haben.

133) AAO, BA Korrespondenz, Briefe vom 21. Oktober 1807 und 8. Dezember 1807.

134) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 434.

135) AAO, BA Korrespondenz, Brief vom 21. Oktober 1807.

136) AAO, BA Korrespondenz, Brief vom 15. April 1806.

137) AAO, BA Korrespondenz, Brief vom 15. April 1806.

diese Nebengeschäfte um. Bei den Transaktionen mit Ittingen floß momentan kein Bargeld. Es war vielmehr ein Umschichten von Schuldverschreibungen, für die die Kartause Ittingen bürgte. In den politisch und wirtschaftlich unruhigen Zeiten mußte das Dreiecksgeschäft: Umgeschriebene Obligationen – Kartause Ittingen – Waisenkasse Buxheim – geheim bleiben.

Eine exakte Angabe der Geldgeschäfte, die von Frey privat über die Waisenkasse Buxheim geführt hat, kann nicht gemacht werden. Nachfolgend einige Ungereimtheiten in der Waisenkasse:

Von Frey schuldete über die Waisenkasse dem Freiherrn Edmund von Lenz (aus der Familie seiner Frau), der als Pfarrer in Allensbach lebte, einen Betrag von fl 14.500. Über dieses Guthaben existiert eine Bestätigung vom 10. Juli 1802 mit der Stempelunterschrift von Prior Hieronymus mit folgendem Inhalt: *Daß der Freyherr Edmund von Lenz Pfarrer in Allenpach an dem Waysencapital bey der vaterständischen Landschaft in Arlberg a 20.000 fl einen Anteil von 14.500 fl habe, wovon der nächste Zins auf d. 1. July 1803 verfällt*[138].

Im Waisenkassenbuch ab 1794[139], das bis 1803 fortgeschrieben wurde, wird eine Kapitalschuld des Reichsstifts Kaisheim für von Buxheim angelegte Waisengelder von fl 43.000 genannt. Nach der Original-Aktivliste der Waisenkasse Buxheim von 1804[140] wurden aber nur fl 25.958,20 (= Kapital plus Zinsen), das heißt, nur für fl 25.000 Waisengelder zur Verzinsung nach Kaisheim weitergegeben. Hier klafft eine Kapitallücke von fl 18.000. Prokurator Lipburger bezifferte den für die Waisenkasse Buxheim durch das Vorgehen des Oberamtmanns entstandenen Verlust mit 36.000 Gulden[141].

Das Jahr 1803 brachte im Osteinischen Oberwaysenpflegamt personelle Veränderungen. Die Anstellung von Joseph Herbeck, Schwager des Oberamtmanns, im Oktober als Rentmeister befreite Lipburger vom Amt des Renteneinnehmers. Der Oberamtmann bat im Juli für seinen Vater um dessen Versetzung in den Ruhestand. Da dessen Sehvermögen abnähme und seine Hand zittrig werde, könne er die Archival- und Registraturarbeiten, die die neue Organisation erfordere, nicht mehr leisten. Er wäre bereit, die Aufgaben seines Vaters zu übernehmen. Ab 1. Oktober 1803 bekommt der ‚Consulent' eine lebenslängliche Pension von fl 300 jährlich mit der Auflage, wenn nötig, seinem Sohn und gelegentlich dem Pfleger in Beuren zu helfen. Nach seiner Pensionierung zog der Vater nach Memmingen, da in der großen Familie seines Sohnes in Buxheim kein Platz mehr für ihn war[142].

Der vormalige Kammerdiener der Kartause, nun Registrator Sigmund Fey beklagt sich am 10. Juni 1803 beim Grafen in einem vierseitigen Brief über den klösterlichen Mittagstisch. Er hätte Ekel gegen Fastenspeisen. Auch wolle er sich nicht den Klosterregeln fügen und fasten, wenn die Konventualen fasten.

138) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7'42'555, S. 102.
139) AAO, BL 69.
140) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7'42'555, S. 102.
141) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey (Brief vom 21. Oktober 1807).
142) StAA, Rentamt Buxheim 81.

Er bemängelt auch die unregelmäßigen Essenszeiten, die seiner Gesundheit nicht zuträglich seien. Er wolle das Essen nicht, sondern Naturalien[143].

Vom Jahresende 1803 existieren Listen (74 Seiten) über die Schulden der Waisenkasse. Darin wird angegeben, was die Waisenkassen an Interessenten in 1803 schuldete, die jährlich ihren Zins in Empfang nahmen. Es sind das fl 140.016,48,2 (Kapital und Zinsen)[144]. Der Zinssatz schwankt zwischen 4 % und 5 %, Durchschnitt 4,5 %. Die Waisenkasse schuldete somit zum 31. Dezember 1803 rd. fl 6.300 Zinsen an 286 Zinsberechtigte.

Auf Waisenkassenteilnehmer in folgenden Orten entfallen die nachstehenden Summen:

Buxheim	fl	38.747,36,1
Westerhart	fl	3.912,21,6
Pleß	fl	32.900,11,7
Obenhausen	fl	13.411,58,-
Dietershofen	fl	691,42,7
Beuren	fl	18.158,47,1
Neuhausen	fl	3.712,16,7
Auswärtige	fl	22.351,11,1
Bruderschaft unserer lieben Frau Buxheim	fl	925,8 ,3
Quatembermessenstiftung Westerhart	fl	275,22,1
Kirchenfabrik und Frühmeßstiftung Amendingen	fl	4.101,3 ,5
Verschiedene Posten insgesamt	fl	889,49,1

Außer den Spargeldern mit jährlicher Zinsrechnung lagen bei der Waisenkasse noch Kapitalien von Waisen, die erst bei Standesveränderung einschließlich Zinsen zur Auszahlung kamen. Darüber hinaus existierten Konten, auf die ‚Ziehler' in regelmäßigen Abständen einzubezahlen waren.

Für den Jahresabschluß 1804 sind umfangreiche Passivlisten mit 175 Konten erhalten. Da unter einem Konto mehrere Waisen einer Familie geführt wurden, waren etwa über 300 Personen Anspruchsberechtigte. Der höchste Anlagebetrag sind fl 14.500 von Baron von Lenz, Allensbach, dann fl 9.000 Balthasar Grambihler Kinder, fl 5.950 Franz Joh. Gropper, fl 4.040 Amendinger Frühmeßstiftung. Es folgen 29 Posten zwischen fl 3.977–fl 2.000 einschließlich und 39 zwischen fl 1.829 und fl 970. Ferner viele Beträge unter fl 1.000. Der niedrigste Betrag waren fl 5 für die Kinder von Joh. Widmann, Buxheim.

Die Schlußaddition der Passiv-Listen von 1804 zeigt folgende Zahlen[145]:

---

143) StAA, Rentamt Buxheim 81.

144) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7'42'555, S. 108 f.
Es hat sich ein schwer leserlicher Entwurf erhalten und eine Reinschrift durch Peter Lipburger. In einigen Punkten weichen die Zahlen der Listen voneinander ab, so daß die obigen Einzelpositionen um rd. fl 70 von der angegebenen Endsumme von fl 140.016,48,2 abweichen.

145) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7'42'555, S. 119.

	Kapital	Zins	Endsumme
Vortrag	240.046,22,–	7.586,17,–	247.632,39,–
Waisenstipendien Buxheim	4.346,--,–	2.401,26,1	6.747,26,1
Reservekasse	–	429,32,6	429,32,6
Rechner	6,-9,3	4.684,26,3	4.690,35,6
	244.398,31,3	15.101,40,2	259.500,13,5

Waisenstipendien waren als Schulgeld oder für sonstige Bedürfnisse armer Kinder bestimmt und bei der Waisenkasse angespart worden. Sie bestanden aus Überschüssen und Zuzahlungen der Kartause. Die Reservekasse war für Verluste durch die Waisenkasse gedacht. Die Position ‚Rechner' enthält das Zinsguthaben der Kartause bei der Waisenkasse.

Die Gesamt-Passiva der Waisenkasse betrug Ende 1804 fl 259.500,13,5. Dies war der Betrag, den die Kasse den Bezugsberechtigten schuldete. Dem standen die Posten der Aktiv-Listen für 1807 gegenüber, die nachfolgend nach Orten aufgelistet sind:

Amendingen	827,21,2
Arrlach	100,––,–
Attenhofen	944,19,6
Au	886,22,3
Ay	635,22,3
Babenhausen Fugger	4.611,18,–
Beuroth	866,45,5
Beuren an der Biber	5.010,51,2
Boos Fugger	2.306,10,1
Brandenburg	70,32,7
Bregenz Vorarlberger Landstände	22.500,––,–
Bubenhausen	213,28,–
Bubesheim	634,–3,2
Buch	6.938,33,1
Buxheim	4.606,37,3
Ebersbach	45,42,–
Eisenburg	212,19,7
Eppishausen	2.131,–6,6
Ettlishofen	1.586,36,–
Feldkirch	9.737,30,–
Fellheim	2.177,28,6
Filzingen	75,––,–
Finningen	217,–4,–
Ganertshofen	32,10,2

Grafertshofen	734,25,5
Großkötz	73,15,2
Gutenzell Kloster (Fürst Torring)	4.559,45,6
Hagelhofen	508,17,7
Heiligenberg Landschaft	1.792,––,–
Heimertingen	1.179,44,–
Hochwang	1.568,52,–
Hörenhausen	843,11,7
Hürbel	225,29,6
Illerbeuren	10,––,–
Illertissen	2.121,––,–
Illerzell	45,59,6
Immenstadt Stadt	6.225,––,–
Irsee Kloster	2.110,58,5
Kaisheim Kloster	25.958,20,–
Karletshofen	1.009,21,6
Kellmünz	4.432,42,6
Kippenhausen	103,58,–
Kirchberg	350,–2,3
Kreuth im Dietenheimischen	127,38,1
Kreith im Kronburgischen	1.342,50,6
Lengenfeld	2.300,––,–
Leutkirch Stadt	9.996,–2,6
Loppenhausen	2.600,––,–
Memmingen Stadt (Hospital)	7.529,19,1
Nattenhausen	3.422,30,–
Neuhausen	2.896,–8,5
Obenhausen	4.153,44,7
Oberkirchberg	1.106,40,–
Oberthätingen	626,40,–
Ochsenhausen Kloster (Fürst Metternich)	19.661,44,3
Oesch	2,456,32,–
Ottmannshofen	1.098,–6,6
Ottobeuren Kloster und Landschaft	8.755,–9,2
Pfaffenhofen	725,27,6
Rekliswyler Gemeinde	7.828,–1,7
Reichau	69,––,–
Roth	702,34,6
Senden	608,10,6
Sihlheim	16,–8,–

Theißenhausen	1.149,52,–
Trunkelsberg Gemeinde	1.423,39,2
Unterroth	2.130,––,–
Vadutz	775,–3,1
Volkartshofen	331,22,3
Wallerstein (Fürst)	5.477,46,5
Wangen Dorf	1.027,20,–
Wangen Stadt	8.171,31,5
Wasserberg	1.267,17,–
Wasserburg	4.819,–7,1
Weiler	784,––,–
Weinstetten	2.010,40,–
Westerhart	532,––,–
Wiblingen	200,40,–
Wien Kupferkammer (Wiener Banco)	6.442,21,5
Winterrieden	193,––,–
Wullenstetten	1.046,48,5
Wurzach Landschaft	3.683,35,1
Zeil (Fürst)	19.443,56,6
Insgesamt	259.500,13,5[146]

Die Zusammenstellung unterschrieben Oberamtmann von Frey und Prokurator Peter Lipburger.

Nach der Größenordnung der Kredite stellt sich die vorstehende Aktivliste von 1804 wie folgt dar[147]:

	Kapital + Zins (fl,kr,hl)
Kloster Kaisheim	25.958,20,--
Vorarlberger Landstände, Bregenz	22.500,––,–
Kloster Ochsenhausen, nunmehr Metternichsches Stift + Landschaft	19.661,44,1
Durchlaucht von Zeil	19.443,41,7
Stadt Leutkirch	9.996,–2,6
Feldkirch	9.757,30,–
Ottobeuren Kloster und Landschaft	8.755,–3,2
Stadt Wangen	8.171,31,5

146) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7’42’555, S. 120. Die Schreibweise der Orte wurde vom Original übernommen.
147) StATG, Akten der Kartause Buxheim 7’42’555, S. 120.

Gemeinde Recklisweiler	7.218,16,6
Kreuzherrenstift Memmingen	7.018,54,1
K.K. Kupferkammer Wien	6.442,21,5
Immenstadt Landschaft	6.225,––,–
Domänenkammer Wallerstein	5.477,46,5
Anton Eggert, Wasserburg	4.819,–7,1
Kloster Gutenzell, nunmehr Törring	4.559,45,6
Wurzach Landschaft	3.689,35,1
Zacharias Sauter, Nattenhausen	3.422,30,–
Fugger, Babenhausen	3.711,18,–
Loppenhausen	2.600,––,–
Johann Kuß, Oesch	2.456,32,–
Jos. Burkart, Lengenfeld	2.300,––,–
Aloys Betz, Eppishausen	2.131,–6,6
Nepomuk Eberle, Illertissen	2.121,––,–
Kloster Irsee	2.110,58,5
Fugger, Boos	2.091,–6,6
Sebastian Hohmann, Weinstetten	210,40,–
Heiligenberg Landschaft	1.792,––,–
Viktoria Geiger, Kellmünz	1.750,––,–
Christof Göppel, Beuren	1.568,––,–
Simon Bertele, Unterroth	1.416,10,–
Andreas Winzer, Fellheim	1.345,33,3
Georg Höbel, Kreith im Kronburgischen	1.342,50,6
Aloys Weber, Ettlishofen	1.204,24,–
Bernhard Deininger, Oberkirchberg	1.106,40,–
Jos. Herrmann, Ottmarshofen	1.098,–6,6
Hyazinth Streit, Hochwang	1.056,40,–
Xaver Linder, Wallenstetten	1.046,48,5
Obenhausen Gemeinde	1.036,29,–
Andreas Henle Dorf Wangen	1.027,20,–
Martin Frick, Kellmünz	1.000,––,–

Aufgeführt sind nur die Beträge bis 1.000 Gulden. Es wurde aber eine Vielzahl von Kleinkrediten vergeben, der kleinste Kreditbetrag waren 5 Gulden.

Die Passiva und Aktiva werden – ausgenommen der Zinsdifferenz der Passiva – ausgeglichen dargestellt. Das besagt, die angenommenen Waisengelder und sonstigen Kapitalien wurden sogleich in den Zins gelegt und als Kredite vergeben. Entsprechend der Aktivliste lagen fl 61.043 als Kredite bei Klöstern. Von fl 38.279 waren der Adel und die Wiener Kupferkammer die Schuldner.

Aufgrund der Wirren der Säkularisation waren fl 99.322 Kapital für die Waisenkasse 1804 nicht verfügbar. Auch die Zinsen daraus von rd. fl 4.000 flossen nicht. Dadurch war die Waisenkasse illiquid. Dies war nicht nur für die Kasse ruinös, sondern auch für die Volkswirtschaft der schwäbischen Gebiete. In kriegerischen Notzeiten blockierten die neuen Obrigkeiten mit ihren Maßnahmen die wirtschaftlichen Aktivitäten der Untertanen und trugen zur Verarmung der Bevölkerung bei.

1804 führten Prokurator Peter Lipburger und Oberamtmann von Frey die Waisenkasse gemeinschaftlich. Alle Vorgänge trugen sie in das ‚Wysencassa Konfernz-Protocoll' vom 28. September 1804–25. Juli 1805 ein. Jede Transaktion wurde unter einem eigenen Paragraphen behandelt. Unter § 3 notierte der Oberamtmann die Zahlung von fl 500 und fl 26,-2,4 aus der eigenen Tasche. In § 4 hält er die Zahlung einer Zinsrate von fl 8,05,- fest. Unter § 7 heißt es: *Herr Registrator Fey begehrt zur Bezahlung der Handwerksleute fl 200 aus der Waysencassa*. Dazu der Vermerk: *Da keine Gelder vorräthig sind und eine vierteljährige Aufkündigung statt haben sollte; so werden einsweilen auf den 13. Oct. 100 fl und auf den 12. November die anderen 100 fl zugesichert*, gez.: Peter Lipburger, Schaffner. Der Oberamtmann erkundigte sich am 4. Oktober 1804 (§ 8), wie es mit der Rückgabe der ausgelegten Gelder gehalten werden sollte. Antwort vom Schaffner: *Sollten dieselbe von den ersten eingehenden Gelder zurückbezahlt werden*. Unter § 10 wurden Joseph Würfel von seinem Kapital von fl 1.400 fl 200 ausbezahlt und dazu notiert: *wurde von Herrn P. Schaffner vorgeschossen*[148].

1804/05 war die Waisenkasse sehr in Bedrängnis. Die Leute kündigten ihre Einlagen und forderten den fälligen Zins. Gleichzeitig ging kaum Zinsgeld und vom ausgeliehenen Kapital fast gar nichts ein. Um die Lage stabil zu halten, wurde die Mehrzahl der kleinsten Zinsbeträge ausbezahlt und geringfügige Kapitalien zurückbezahlt. Kündigungen wurden entgegengenommen und Zahlung auf einen späteren Termin – meist Georgi oder Martini 1805 – versprochen. Für die eingelegten Kapitalien erhielten die Gläubiger neue Obligationen, oft mit einem etwas höheren Zinssatz als bisher. Das Protokoll führte meist der Schaffner. Die Gläubiger bestätigten die Vereinbarungen mit der Unterschrift im Protokoll. Die Waisenkasse war nicht flüssig, aber die Geschäftsleitung bemühte sich, das Gesicht zu wahren.

Im November 1804 bekam Registrator Fey einen Schuppen mit Grund in Buxheim, auf dem ihm ein Haus gebaut wurde; Baukosten fl 953,41,4. Vikar Romaldus Geiger der Kartäuser wandte sich deswegen an den Grafen. Die Kartäuser empfanden den Bau als Ruhestörung, da er zu nahe an den Gebäuden der Kartause geplant war. Der Einspruch fand kein Gehör[149]. Fey lebte um diese Zeit bei seiner 70jährigen verwitweten Mutter.

Zur Einordnung der Klosterwaisenkasse Buxheim eine Darstellung von bayerisch-schwäbischen Klosterkassen der Umgebung 1803/04[150].

---

148) Alle Zitate StATG, Akten der Kartause Buxheim 7'42'555, S. 102.
149) StAA, Rentamt Buxheim 81.
150) Zahlen aus: SPIES, Feuerversicherungen, Waisen- und Kreditkassen, S. 221.

Klosterherrschaft	Bevölkerung cirka	Passiv-Kapitalien cirka fl	Aktiv-Kapitalien cirka fl
Ottobeuren	10.100	270.000	302.000
Elchingen	4.500	250.000	225.000
Roggenburg	3.300	160.000	160.000
Wettenhausen	5.400	115.000	80.000
Ursberg	3.300	110.000	106.000
St. Ulrich u. Afra, Augsburg	5.000	10.500	–
	31.600	915.500	873.000
Buxheim	1.200	259.500	259.500
Insgesamt	32.800	1.175.000	1.032.500

In bezug zu den übrigen angeführten Klosterwaisenkassen sind die Summen der Buxheimer Waisenkasse enorm, hatte doch Buxheim kein abgerundetes Herrschaftsgebiet und höchstens 1.200 Personen Bevölkerung. Dennoch konnte die Waisenkasse als Reichsgräflich Osteinische Waisenkasse fortbestehen im Gegensatz zu den übrigen Klosterwaisenkassen im bayerisch gewordenen Schwaben, die 1802 sofort unter bayerisches Kuratel gestellt wurden. Der Prokurator Peter Lipburger dürfte die Brisanz der Lage erkannt haben. Da der kranke Prior kaum mehr handlungsfähig war, hatte er neben der Waisenrechnung auch Kenntnis von der Prioratsrechnung und von den internen und externen Vorgängen der Kartause. Durch seine umfangreiche Reisetätigkeit im zerstreut liegenden Herrschaftsgebiet entstanden viele Kontakte und er erfuhr mehr über das Weltgeschehen als seine Mitbrüder, die an ihre Zellen gebunden waren.

Die Auflösungsvorgänge der Waisenkassen der Nachbarklöster Ottobeuren, Roggenburg, Ursberg, Wettenhausen und Elchingen erklären die Aktivitäten und die Sorge von Prokurator Lipburger um seine Waisenkasse. Alle Waisenkassen dieser Klöster wurden bei Inbesitznahme beschlagnahmt. Zusammen mit den Klosterkassen und sonstigen Kassen wurde der Barbestand konfisziert. 1803 blieben sie meist noch unter der bisherigen Verwaltung. Als ab 1804 neue Rentmeister in den ehemaligen Klosterverwaltungen eingesetzt wurden, übernahmen diese die Waisenkassen. Die obrigkeitliche Anweisung war, die Schulden einzutreiben und Auszahlungen möglichst zu unterlassen. Die Bevölkerung war verständlicherweise beunruhigt und stürmte die Kassen.

Der Oberamtmann von Ursberg bemerkte am 9. April 1803 dazu: *Am Ende ist der Kassier noch groben Mißhandlungen ausgesetzt, wenn er nicht zahlen kann*[151]. Von den Verwaltern der ehemaligen Klosterkanzleien wurden immer wieder Listen und Berichte über die Kassen gefordert. Außerdem wurde dazu übergegangen, das bisherige Geschäftsjahr vom 1. Januar bzw. Lichtmeß auf den 1. Oktober festzusetzen. Dies stiftete Verwirrung und bedeutete eine Vermeh-

151) StAA, Kl Akt 36 Ursberg.

rung der Arbeitslast. Nicht alle Rentbeamten waren ehrlich und so kam es zu Veruntreuungen.

In Buxheim muß Graf Ostein mit den Leistungen des übernommenen Oberamtmanns unzufrieden gewesen sein, denn dieser antwortete am 11. Februar 1804 auf ein Schreiben des Grafen vom 11. Januar 1804. Er verteidigte sich mit der Klage über ‚untaugliche Subjekte', die ihm zur Seite stünden, und Behinderung durch Krankheit und Melancholie. Die Bücher für die Waisenkasse seien verlegt und deswegen die Arbeiten für die Kasse noch nicht beendet. Mit der Aussage, daß er zu Hause arbeite bis es finster werde, hebt er seine Arbeitsbereitschaft hervor und bittet gleichzeitig um die Gnade von Graf Ostein. Der Graf kündigte dessen ungeachtet am 21. Mai 1805 dem Oberamtmann von Frey über einen Notar den Dienst auf. Im Brief vom 12. Juni 1805 bittet von Frey Graf Ostein um Milde bezüglich seiner Entlassung. Er nennt seine 14jährige Dienstzeit, klagt über schlechte Arbeitsbedingungen und Räume. Er bittet, weiterhin seine bisherige Wohnung in Buxheim behalten zu dürfen oder das ‚Memmingerhaus' zu günstigen Bedingungen zu bekommen. Er schreibt: […] *Mit blutendem Herzen werde ich* […] *mein Amt verlassen.* Außerdem bittet er um eine Pension für seine Frau im Falle seines Ablebens[152]. Mit Schreiben vom 6. Juli 1805 gibt von Frey alle Unterlagen (Akten, Kopien usw.) an die Schaffnerei bzw. Oberamtmann Klinkart zurück. Er verspricht, über seine Amtszeit in Buxheim zu schweigen und das Wohl der Herrschaft Buxheim zu fördern. Er ersucht um eine vorübergehende Pension, bis er eine andere Stelle gefunden hat[153].

1805 übersiedelte der Oberamtmann nach Memmingen, von wo aus er noch bei der Waisenkasse mitarbeitete. Er war ein gebrochener Mann, der sich in die Passivität verkroch. Kontinuierlich drang Lipburger in ihn, in Sachen Waisenkasse endlich aktiv zu werden. In einem Brief ohne Datum, in dem er ihn mit ‚Freund' ansprach, führte der Prokurator aus: *Wir sollten wenigst die entdeckten Mängel suchen auf der Stelle gut zu machen, und hätten es längst thun sollen und können* […] *Da wir allweg in Culpa und mora sind, haben wir keine andere Wahl, als gute Worte zu geben* […] *Thun Sie nur was Sie wollen und können. Ich kann nichts als trauern und fürchten. Ich bin zwar auf alles gefaßt auch auf die wahrscheinlich kommende Entdeckung und Beschimpfungen, aber im entscheidenden Augenblick werd ich nicht Kräfte genug haben. Die Schuld tödet den Mann. Das Gewissen sagt mir zwar, daß es nicht meine Schuld seye. Denn ich thate gerade soviel ich konnte und mir möglich war, aber Ihre Schuld wird die Meinige, weil ich mit meinem Zutrauen und Mitwirkung an Ihrem Geldgeschäft Anlaß zur gegenwärtigen Verwirrung gegeben habe. – Gütigkeit sehe ich gern an Ihnen aber Indolenz, oder Gleichgültigkeit und Unthätigkeit wird uns beiden gewis theuer zu stehen kommen, und unserer Freundschaft ein klägliches Ende bringen.* Der Brief endet mit dem Satz: *Ich bin Ihr getreuer, aber unglücklicher Freund*[154].

---

152) PAB, ODW Betr. Oberamtmann von Frey, Fasc. XCIV 1.
153) PAB, ODW Betr. Oberamtmann von Frey, Fasc. XCIV 1.
154) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey.

Nach dem Weggang von Oberamtmann von Frey übernahm Joseph Emmerich Klinkart dessen Position. Dieser hatte das Kontrollrecht über die Waisenkasse. Lipburger fürchtete die Entdeckung der durch von Frey verursachten Unregelmäßigkeiten in der Waisenkasse. Er machte von Frey darauf aufmerksam, daß Klinkart fordere, daß die Eintragungen im Waisenbuch durch die Hand von von Frey vorgenommen würden[155]. Seit Mitte 1804 stammen die meisten Eintragungen in den Waisenkassenbüchern und Protokollen aus der Hand von Lipburger. Außerdem beklage sich Klinkart über die Interesselosigkeit des von Frey, *der tue als ginge ihm das alles nichts an*. Lipburger versuchte, den vormaligen Oberamtmann mit Güte, Milde und auch Strenge zur Komplettierung der Waisenkassenunterlagen zu bewegen. Dieser entschuldigte sein Verhalten mit Krankheit. In einem undatierten Aufsatz von Lipburger mit Anweisungen, wie die Geschäfte angegangen werden sollten, sagt dieser unter Punkt II: *Diese Sachen müssen einmal gründlich erledigt werden und ist keine Zeit mehr zu verlieren, indem bey der vorstehenden neuen Organisation, wenn die Herrschaften alle Gerichtsbarkeit verlieren, all diese Sachen in ganz andere – weiß Gott welche – Hände kommen müssen, wo dann jeder, der die Hände je darin hatte, nicht anderst als schlimm davon kommen wird, weil die Sachen gahr so lange anstünden. Ich mußte bisher damit schon Berge halten, um gewisse Lärmschlagereyen, die doch nichts genutzt hätten zu verhüten*[156].

In Punkt III fordert er von Frey auf, die Waisenkassenunterlagen endlich in Ordnung zu bringen. Er meint, es sei Einbildung, daß solche Arbeiten schwächen oder der Gesundheit schaden. Er selbst gönne sich keine Erholung oder ‚Recreation'. Täglich sei er, ausgenommen die Mittagsstunde, bis 5 Uhr abends mit Berufsarbeit beschäftigt und lebe auch noch. In einem Brief (ohne Datum) an von Frey meint Lipburger: *Wenn man in den vergangenen 3 Jahren die Sachen nicht hätte schleifen lassen, wäre viel geschehen*[157]. Trotz der Enttäuschung über die Geschäftsführung der Waisenkasse blieb Lipburger bei seinem freundschaftlichen Ton gegenüber von Frey. So gratulierte er ihm am 24. Juni 1803 zu seinem Geburtstag. Am 23. Oktober 1805 schickte er ihm 2 Fässer Kraut und teilte gleichzeitig mit, daß Klinkart die Bücher auf den neuesten Stand gebracht haben wolle. Von Frey muß aktiv geworden sein, denn im Brief vom 6. Dezember 1805 bestätigt ihm Lipburger die gute Aufnahme der Antwort durch Klinkart. Klinkart möchte den Fortgang der Arbeit in den Waisenkassenbüchern durch von Frey. Jedoch hielt der Arbeitseinsatz nicht an. Gemäß der Aktiva-Liste von 1804 betrug das Guthaben der Waisenkasse Buxheim beim Rentamt Ottobeuren fl 8.755,-9,2. Zur Anspruchsberechtigung mußte die Waisenkasse dem Rentamt Ottobeuren die entsprechende Obligation vorlegen. Dies war Aufgabe des Oberamtmanns auch nach dem Ausscheiden aus dem Dienst. Lipburger forderte von Frey mehrmals auf, diesbezüglich tätig zu werden. In einem Brief ohne Datum teilt er von Frey mit, daß Klinkart wütend

155) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey.
156) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey.
157) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey.

sei und eine Untersuchungskommission wünsche und ferner drohe, wegen der Waisenkasse und der Ottobeurer Obligationen an Graf Ostein zu schreiben. In einem weiteren undatierten Brief informiert er den Oberamtmann über den Besuch des Aktuars von Ottobeuren in Buxheim. Dieser reklamierte, daß von Frey wegen der Obligationen noch immer nicht in Ottobeuren gewesen sei. Lipburger meint, von Frey sei der einzige, der raten und helfen könne, wenn er nur wolle. Abermals in einem Brief ohne Datum mahnt er wieder und bemerkt, von Frey sei beleidigt, wenn er reklamiert. Lipburger schreibt: […] *Mit der Ottobeurer Obligation treiben sie es seit 18 Monaten* […], und es sei wieder nichts geschehen.[158]

Nachdem von Frey kaum mehr ansprechbar war, mühte sich Lipburger zusammen mit Klinkart um die Konsolidierung der Waisenkasse. Die vorgenommenen Obligationsumschreibungen machten die Buchführung unübersichtlich und verworren. Lipburger lebte in ständiger Angst, Klinkart könnte die außerordentlichen Eintragungen entdecken.

Ungewöhnlich ist die Eintragung im Waisenkassenprotokoll von 1804 des Guthabens für Sigmund Hartlieb aus Memmingen in Höhe fl 3.500. Hiervon erhält er fl 1.500 plus fl 99,35,2 Zins ausbezahlt. Für den Restbetrag bekommt er eine Obligation zu 5 % auf den 31. Dezember 1805[159]. Außerdem wird auf seinen Namen ein Guthaben von fl 13.950,57,- genannt. Von diesem *Pupillenkapital* bekam als *Partialzahlung des gräfl. Bassenh. Kapitals betreffend* Graf Waldbott von Bassenheim fl 4.000 am 24. Februar 1807[160].

Auch die Verbindung zu Joseph Anton Leoné dürfte außerhalb der Buxheimer Waisenkasse gestanden haben. Leoné schreibt am 27. Februar 1804 bezüglich 8 Obligationen, lautend auf die Reichsstadt Wangen, mit fl 8.000 Kapital und fl 1.200 Zins fällig zum 15. Januar 1804, *die mir zugehörig*, Wangen wolle ihn in bar und über die Fa. Kurz in Augsburg bezahlen. Er gibt noch Zeit bis 15. April, *wenn Sie* [von Frey] *mir Bedeckung verschaffen und sich Anheischig machen, die weiteren Zinsen zu zahlen*[161].

In freundschaftlicher Verbindung stand der Oberamtmann auch zu dem Memminger Kanzlei-Direktor von Lupin. Es muß geringfügige Geldgeschäfte gegeben haben. Von Lupin beendete im April 1802 die Arbeit als Kanzlei-Direktor und zog weg[162].

Der Umgang mit dem Guthaben in Vorarlberg war ebenfalls eine Transaktion außerhalb der Waisenkasse.

In der Aktivliste der Waisenkasse von 1804 erscheinen die Landstände Bregenz mit einem Betrag von fl 22.500. Davon wurden durch Obligation die

158) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey, Brief ohne Datum und vom 16. April 1806 (Signatur bei Stöhlker: ODW 24).

159) StATG, 7'42'555, S.107.

160) StATG, 7'42'555, S. 124. Diese Eintragung läßt zweifeln, denn Graf Waldbott von Bassenheim kam offiziell erst im November 1810 nach Buxheim.

161) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey.

162) AAO, BA Zwischen Memminger Kanzlei-Direktor von Lupin und Oberamtmann von Freyenfels.

Schulden bei Freiherrn von Lenz in Höhe von fl 14.500 plus Zinsen beglichen. Die Umleitung des Bregenzer Kapitals ging über die Kartause Ittingen, wozu ein Mittelsmann nötig war.

Die auftürmenden Probleme der Waisenkasse konnte der Prokurator der absterbenden Kartause Buxheim nicht ohne eine bewegliche neutrale Person bewerkstelligen. Einen solchen Helfer fand er in dem Stadtphysikus von Memmingen. Dr. von Erhart kannte Oberamtmann von Frey und kam als behandelnder Arzt des Priors oft in die Kartause. So konnte er unauffällig mit grenzüberschreitenden Aufgaben betraut werden. 1804/05 vermittelte er bei einer Obligation für Ittingen. 1805 wurde für Dr. von Erhart aus Memmingen im Waisenkassenprotokoll ein Guthaben von fl 4.000 bestätigt, für das bis zum 31.12.1804 fl 133,20,- Zinsen ausgeworfen waren[163]. Diese Obligation war 1795 ursprünglich auf die Benediktinerabtei Ochsenhausen ausgestellt worden. Dr. von Erhart gab die Obligation an die Kartause Ittingen weiter, auf der auf der Rückseite vermerkt ist: *Die Obligation wird Eigentum von Prior Karl, Ittingen, welcher mich darüber gänzlich befriedigt hat*; gezeichnet Memmingen mit Siegel 12. Februar 1806, Kgl. baier. Stadtphysikus Dr. Erhart[164]. Außerdem erhielt Ittingen noch eine Obligation über fl 6.000 und eine über fl 18.000. Zu den fl 18.000 bemerkte Lipburger, dieser Posten gehöre nicht in die Waisenkasse. Lipburger machte sich Sorgen, wie er die Schulden der Waisenkasse abtragen könne. In einem Schreiben an von Frey sagt er: *Mit welchem Vermögen kann ich für alles bürgen*[165]. Er sah keine Möglichkeit für einen Kapitalzugang. Guthaben, die im Umgriff der Montgelas'schen Reformen lagen, waren unerreichbar. Das bedeutete, daß die durch die Säkularisation bei den Nachbarklöstern konfiszierten Gelder keinen Zins brachten und zudem das Kapital außer Reichweite war. Auch das beim Adel anliegende Geld war aufgrund von deren unsicherer Existenz nicht einzutreiben. Die einzige Öffnung bildete das Guthaben bei den Vorarlberger Landständen in Bregenz. Bregenz gehörte zu Vorarlberg und unterstand bis Ende 1805 dem Kaiser in Wien, und außerdem war da die Nähe zu Ittingen.

1805, das Jahr des 3. Koalitionskrieges gegen Frankreich, brachte für die Waisenkasse keine Besserung. Kriegerische Truppen lähmten im Sommer/Herbst wieder einmal Handel und Wandel. Nach der verlorenen Schlacht bei Ulm lagen dort 25.000 gefangene Österreicher. Die Franzosen blieben als Besatzer im Land. Not und Seuchen bedrohten die Bevölkerung.

Im August 1805 trug Registrator Fey sich mit Heiratsabsichten. Rentmeister Herbeck adressierte deswegen ein Schreiben an den Grafen mit der Bitte um Ehekonsens. Die finanziellen Grundlagen wurden als gesichert angegeben, da die Ehekandidatin eine vermögende Partie sei, der Registrator eine Besoldung

163) StATG, Kartause Buxheim 7'42'555, S. 107.

164) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 411 ff.

165) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey (Brief ohne Datum).
Lipburger adressiert seine Briefe mit folgender Anschrift: *K. Ritterschäftlich Kanton Donauischer H.H. Distriktskommissär von Frey*.

von fl 600 erhalte und er zudem auf eine Unterstützung durch seine 3 geistlichen Brüder hoffen könne. Er bekam die Eheerlaubnis, aber es kam nicht zur Eheschließung. 1811 ersuchte er um nochmalige Bestätigung der Eheerlaubnis von 1805, um sie dem Kgl. bay. Commissariat vorlegen zu können, da er jetzt davon Gebrauch machen wolle[166].

Die Witwe von Lehrer Jakob Fey, Mutter des Registrators, hatte 1805 ein Guthaben von fl 983,48,- bei der Waisenkasse. Davon wurden in dem geldarmen Jahr 1805 folgende Beträge ausbezahlt:

fl	84,24	an Theresia Fey
fl	105,20	an Hansjörg Fey
fl	455,--	an Sigmund Fey (Registrator)
fl	644,44	

Es verblieb ein Rest von fl 339,04,-. Von diesem Betrag kamen noch fl 39,04,- zur Auszahlung. Über den Betrag von fl 300 stellte die Waisenkasse eine Obligation zu 4 % per 31.12.1805 aus[167]. Am 14. Juli 1807 wurden auch noch die restlichen fl 300 an Sigmund Fey, ‚Oberamtsregistrator', bezahlt[168]. Wenn man die leere Kasse und die Not der Waisenkasse bedenkt, ist das eine vorzügliche Behandlung.

Über den Stand der Waisenkasse gibt das ‚Pupillenkassabuch' (1. August 1805–31. Dezember 1805)[169] Auskunft. In diesem Buch sind Einnahmen und Ausgaben mit flüchtiger Schrift festgehalten. Die Beträge wurden nicht addiert und auch kein Saldo gezogen. Eine überschlägige Addition ergibt Einnahmen von rd. fl 2.300 und Ausgaben von rd. fl 2.600. Die höchsten Einnahmeposten sind fl 840 Zins von Obenhausen und fl 106,24,- Zins aus fl 2.260 Kapital der Landschaft Wurzach sowie fl 100, die Joseph Winkler aus Weißenhorn durch den Gerichtsvogt von Obenhausen für das unehliche Kind der Katharina Rau aus Obenhausen einlegen läßt. Ansonsten werden nur noch kleine Beträge einbezahlt. Eine größere Ausgabe sind fl 250,45,5 für die rückständigen Beiträge zur ‚Privatfeuersocietät' in Ehingen.

Am 2. Dezember 1805 verlor der 84jährige Prior Hieronymus das Bewußtsein. Es war der Tag der denkwürdigen ‚Dreikaiserschlacht' bei Austerlitz mit dem Sieg für Napoleon. Die ständigen Kriege belasteten die Bürger mit Kriegkosten. Für Buxheim kann eine Landschaftsrechnung festgehalten werden. Ob es zur Bildung einer organisierten Landschaft kam, ist unbekannt.

Gemäß der Buxheimer Landschaftsrechnung 1805/06[170] waren fl 13.315,26,4 an Kriegskosten aufzubringen. Die Einnahmen der Landschaftsrechnung setzten sich wie folgt zusammen:

166) StAA, Rentamt Buxheim 81.
167) StATG, Kartause Buxheim 7'42'555, S. 107.
168) StATG, Kartause Buxheim 7'42'555, S. 104.
169) StATG, Kartause Buxheim 7'42'555, S. 103.
170) StAA, Rentamt Buxheim 82.

Untertanen	fl	7.856,31,3
Herrschaft	fl	3.265,55,-
Verkauf von Naturalien	fl	482,40,-
Extra-Einnahm	fl	100,--,-
Vorschuß	fl	107,49,3
Insgesamt	fl	11.812,55,6

Den Mehrbetrag an Ausgaben in Höhe von 1.502,30,5 mußte das Rentamt vorschießen.

Das Landschaftskassa-Journal und -Manual für die Periode 1806/07[171] weist Einnahmen von fl 3.394,-3,5 aus, denen Ausgaben von fl 21.394,52,7 gegenüberstehen. Die Buxheimer Landschaftskasse scheint nur für die Begleichung von Kriegslasten Verwendung gefunden zu haben. Die Vergabe von Krediten aus dieser Kasse konnte nicht ermittelt werden.

Das schicksalhafte Jahr 1806 begann mit dem Tod von Prior Hieronymus Pfeiffer am 12. Januar 1806. Vor seinem Hinscheiden erlangte er nochmals seine Geisteskraft[172]. Der Konvent ersuchte Graf Ostein, die Wahl eines Nachfolgers zu erlauben. Ein Aspirant für das Amt war Prokurator Peter Lipburger. Vielerlei Gründe sprachen für ihn:

- Seit vielen Jahren war er die rechte Hand des behinderten Priors und vertraut mit allen Amtgeschäften der Kartause.
- Bereits im Mai 1803 bestimmte Graf Ostein und seine Verwaltung die Wahl von Prokurator Peter zum nächsten Prior im Falle des Ablebens von Prior Hieronymus.
- Der zur Wahl aus Ittingen angereiste Prior Carolus Ochsner versuchte, die Konventualen für die Wahl von Prokurator Peter zu gewinnen. Für ihn war es wichtig, die Kontinuität der Absprachen bezüglich der Waisenkassenobligationen zu erhalten.
- Für Pater Peter mag die Würde auch Bürde bedeutet haben. Eine Position, in der er die Waisenkasse zu einem guten Ende führen konnte, mag für ihn entscheidend gewesen sein.

Bei der Wahl am 11. März 1806 fielen 12 der 14 abgegebenen Stimmen auf Peter Lipburger. Er war nun Prior der Kartause und Ökonomie-Direktor der Herrschaft Buxheim mit einem Jahreslohn von fl 2.000[173].

Die Waisenkasse hatte zum neuen Jahr den Forderungen der neuen Bürokratie Folge zu leisten.

Mit der öffentlichen Ausschreibung vom 2. Januar 1806 der Staatsschuldentilgungskasse wurden alle Staatsschuldengläubiger der Kurbaierischen Provinz Schwaben aufgefordert, ihre Forderungen bei der Kommission ‚liquidieren' zu lassen[174]. Dies bedeutete, eine autorisierte Amtsperson hatte die Unter-

171) StAA, Rentamt Buxheim 82.
172) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 250 f.
173) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 387 ff.
174) StAA, SStiK Abt. A, Fasc. ½ (Schachtel 408).

lagen der Gläubiger vorzulegen, damit die Daten in die Staatsschuldentilgungslisten eingetragen und somit anerkannt werden konnten. Die Belege mußten vom zuständigen Landgericht oder Rentamt ausgefertigt sein. Es wurden Betrag, Name und sonstige Angaben unter einer Nummer in der Liquidationstabelle eingetragen. Erst dann galt der Posten als anerkannt und für richtig befunden. Für die Kartause Buxheim ließ der Gräflich Osteinische Oberamtmann Klinkart die Formalitäten durchführen.

Die Waisenkasse Buxheim hatte beim Kloster Irsee ab 31. Juli 1797 fl 8.000 zu 5 % anliegen. Diese Anlage wurde unter den Liquidations-Nr. 361 und 363 in der Tabelle im Passiv-Kapitalien-Buch 1804/05 der Staatsschuldentilgungskasse eingetragen. Das Zinsguthaben 1804 und 1805 aus dieser Summe in Höhe von fl 800 erachtete die Staatsschuldentilgungskasse als verfallen.

Die Kapitalanlageposten gingen verrechnungshalber an das Rentamt Kaufbeuren. Die Quittung für Buxheim unterschrieb Prior Peter Lipburger. Außerdem wurden unter der Nr. 348 nochmals fl 1.900 der Waisenkasse registriert[175].

Für das Geschäftsjahr führte der ‚Waysenpfleger' Peter Lipburger das ‚Pupillenkassabuch' (1.1.1806–31.12.1806)[176]. In diesem Jahr kam etwas Geld in die Kasse.

Einnahmen	fl	46.886,23,-
Ausgaben	fl	53.288,52,2
Mehrausgaben	fl	6.402,29,7

Da die Ausgaben höher waren, konnte keine Reserve gebildet werden. Es ist nicht bekannt, aus welchen Quellen die Gelder für die Mehrausgaben kamen. Rund fl 25.500 kamen durch ‚Auswechseln' in die Kasse. Es wurden Guthaben gegen Schulden verrechnet. Die Kreuzherren Memmingen zahlten fl 7.222,18,7 Kapital einschließlich Zinsen zum Jahresende 1806 zurück. Auch verschiedene Landschaften überwiesen Kapital und Zinsen. Über das Rentamt Neuburg kamen fl 1.250 Zinsen vom aufgenommen Kredit des Klosters Kaisheim. Ebenso gingen die von der Waisenkasse verauslagten Umlagen der ‚Privatfeuergesellschaft' ein. Trotz der aufsteigenden Entwicklung kann nicht übersehen werden, daß die Waisenkasse der Kontrolle der neuen Staatlichkeit unterlag.

Der selbstgekrönte Kaiser Napoleon glaubte, auch den bayerischen Kurfürsten krönen zu müssen, und machte 1806 Bayern zum Königreich. Im August 1806 endete das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Der nunmehrige bayerische König griff im September 1806 nach der Grafschaft Buxheim. Damit verlor Graf Ostein die Souveränität über die innegehabte Herrschaft Buxheim.

175) StAA, SStiK, Passiv-Capital Buch 1804/5 fol. 856 bis 1255 4/16, Nr. 39.
176) StATG, Akten der Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 101.

Landeskommissär Weininger[177] vom Kgl. bair. General Landescommissariat in Schwaben, Günzburg, erhielt den Auftrag, für den ordnungsgemäßen Übergang der Gefälle und Kapitalien der sequestrierten Gebiete an Bayern zu sorgen. Graf Ostein verlangte von der bayerischen Regierung die Aufhebung der durch Österreich erfolgten Beschlagnahme der im Burgauischen liegenden Gebiete. Er bekam zur Antwort, daß er das nicht verlangen könne. Wenn der Graf nachweisen könne, unter den eingezogenen Kapitalien befänden sich auch ‚Pupillengelder', so müsse er diese von der Behörde fordern, die sie eingezogen habe. Daraufhin schrieb Oberamtmann Klinkart am 1. November 1806 an die Landesdirektion in Ulm *wegen Consignation über die von Österreich sequestrierte und neuerdings liquidierte buxheimer Kapitalien* in Höhe von fl 66.953,30,- aus den Orten Dietershofen, Beuren, Niederhausen, Attenhofen, Buch, Babenhausen, Gannertshofen, Tafertshofen, Burgau, Bubesheim, Ettlishofen, Finningen, Großkötz, Högelhofen, Hochwang, Holzheim, Illerberg, Karletshofen, Kirchberg, Oberkirchberg, Obenhausen, Pfaffenhofen, Rannertshofen, Ritzenried, Roth bei Pfaffenhofen, Schnezenheim, Senden, Volkertshofen und Weißenhorn. Er bemerkte dazu, die Waisenkasse sei bei vielen Posten beteiligt, und die Einforderung der Beträge würde *sehr drücken*[178]. Er fügte noch eine Liste über die Guthaben der Waisenkasse bei den Stiften und Landschaften bei, die sich wie folgt darstellt:

Immenstadt Land	fl	6.000
Irsee Stift	fl	4.000
Irsee Stift	fl	4.000
Memmingen Kreuzherren	fl	9.000
Ottobeuren Stift	fl	3.000
Ottobeuren Landschaft	fl	8.000
Ottobeuren Landschaft	fl	6.000
	fl	40.000

Alle Kapitalien wurden zu 5 % verzinst. Bis auf die Obligation von Immenstadt liquidierte die Kommission alle Obligationen.

Pfleger Purmann von Beuren legte ein Verzeichnis über Außenstände von fl 1.580,44,3 für 1804–1806 vor. Der Ort Beuren blieb bei Buxheim und der Pfleger Purman wurde von den Pflichten und Verbindlichkeiten als bisheriger ‚Sequester-Beamter' des Burgauischen Ober- und Rentamts entbunden und dem Oberamtmann von Buxheim unterstellt.

Gegen Zurücklassung von fl 40.000 wurde die Sequester in November 1806 aufgehoben und dies öffentlich bekannt gemacht[179].

177) Spies, Feuerversicherung, Waisen- und Kreditkassen, S. 71–74. Weininger war seit 1788 Oberamtmann in Elchingen. Als Verfechter der Aufklärung hatte er wesentlichen Anteil an der Zerstörung der Abtei Elchingen.

178) StAA, Landesdirektion Ulm 140.

179) StAA, Landesdirektion Ulm 140.

Im Notjahr 1806 verstarben vier Buxheimer Konventualen. Seit 1785 waren in einem Jahr nicht mehr so viele Mönche heimgegangen. Die verbliebenen Mönche und die Bevölkerung litten unter der Kriegslast. Die Waisenkasse unter der Auszehrung der Kapitalbasis.

Als durch den Frieden von Preßburg am 26. Dezember 1805 Tirol und Vorarlberg bis 1814 zu Bayern kamen, waren die Schuldner der Waisenkasse aus diesen Gebieten keine Ausländer mehr.

Am 3. Mai 1807 richtete der Oberamtmann von Buxheim wieder ein Schreiben an das Kgl. bair. General-Landeskommissariat wegen Aufhebung der von Österreich verfügten Beschlagnahme der bei den Vorarlberger Landständen anliegenden Aktivkapitalien der Waisenkasse Buxheim. Dies waren die Kapitalien gemäß den Obligationen vom 24. April 1794 fl 8.000, vom 27. Juni 1796 fl 20.000 und vom 18. März 1799 fl 10.000, insgesamt fl 38.000. Hinzu kamen noch fl 5.000, die der Steuerkassier von Gehring aus Feldkirch der Waisenkasse Buxheim schuldete. Die Waisenkasse Buxheim bemühte den Bruder des Priors und einflußreiche Vorarlberger Persönlichkeiten, um an das dortige Waisenkapital zu kommen.

Im März 1806 meldeten sich Jakob Berlinger und Franz Xaver Lipburger beim Landamann und Rat Dr. Jakob Mosbrugger in Bezau/Bregenzerwald und wiesen sich als bestellte Einzieher des Stifts Buxheim aus. Sie vertraten die Interessen der Buxheimer Waisenkasse, die ein Guthaben von rd. fl 38.000 bei den Vorarlberger Ständen hatte. Dieses Guthaben wurde als beschlagnahmt betrachtet. Eine Zinszahlung daraus konnte so lange nicht bewilligt werden, bis nicht die Original-Obligationen das Kapital als Privatvermögen der Waisenkasse ausweisen[180].

Mit Schreiben vom 24. März 1807 bevollmächtigte die Hochgräflich Osteinische Waisenkasse Buxheim unter Prior Peter Lipburger als Waisenpfleger wiederum dessen Bruder, Franz Lipburger aus Andelsbuch (Vorarlberg), in der Landschaft des Inneren Bregenzerwaldes Buxheimer Waisengelder zu erledigen. Kaspar Nußbaumer aus Egg (Bregenzerwald) schuldete der Waisenkasse Buxheim fl 1.000, gestückelt in eine Obligation von fl 400 und fl 600. Diese Obligationen übergab Buxheim mit allen Rechten am 15. November 1806 an die Kartause in Ittingen. Am 20. März 1807 überließ Ittingen diese Papiere mit allen Rechten Franz Xaver Lipburger aus Andelsbuch als sein Eigentum, mit dem er nach Gefallen schalten und walten konnte. Die Übergabe wurde von Prior Karl der Kartause Ittingen unterzeichnet.[181]

Jodok Maisburger aus Bezau (Bregenzerwald) stand in konstanter Geschäftsbeziehung zur Buxheimer Waisenkasse. Er nahm größere Summen bei dieser Kasse auf und gab davon Kleinkredite weiter. Nach seinem Ableben lauten die Kapitalbriefe auf seine Witwe. Am 22. Juli 1805 lassen die *Leopold Maisburger sel. Erben* eine Liste mit Buxheimer Waisenkassen-Schuldverschrei-

180) VAL, Rep. 14–157, Nachlaß Jos. Lipburger 3/07/13.
181) VAL, Rep. 14–157, Nachlaß Jos. Lipburger 3/07/33.

bungen in Höhe von fl 12.045 bei der Kanzlei Bezau/Bregenzerwald bestätigen. Aus dieser Liste geht hervor, die Familie Maisburger hatte an 22 Kreditnehemr aus dieser Summe Kredite vergeben. Als Unterpfand wurden ihnen Grund und Boden sowie Immobilien verschrieben.[182]

Am 20. Juni 1807 informierte die Waisenkasse Buxheim die Vorarlberger Landschaft, daß Franz Anton Maisburger, Amtslandamann und Joseph Anton Ersatzlandamann vom Inneren Bregenzerwald sowie Franz Xaver Lipburger aus Andelsbuch die nachfolgenden Aktiv-Obligationen als ihr Eigentum in Händen haben und damit nach Belieben schalten und walten können[183]:

Jodok Albrecht, Bezau	fl	5.000
Kaspar Fink, Bezau	fl	1.000
Kaspar Albrecht, Schnepfau	fl	1.000
Joseph Schneider, Egg	fl	1.000
Adam Metzler, Egg	fl	1.000
Jakob Rittler	fl	600
	fl	9.600

Mit diesem Vorgehen gelang es der Waisenkasse, an einen Teil der Vorarlberger Guthaben zu kommen. Die Aufhebung der Beschlagnahme stand noch an.

Am 22. Oktober 1807 legte Oberamtmann Klinkart vor der Landeskommission einen Eid über folgenden Vorgang ab: Unter dem von der Württembergisch/Badischen Subdelegation im Jahre 1802 dem Grafen Ostein zugeschriebenen Kapital in Höhe von fl 176.000 war das Kapital von Bregenz über fl 38.000 und die fl 5.000 Guthaben bei von Gehring in Feldkirch. Dies sei Kapital der Waisenkasse Buxheim und Graf Ostein *auch gegenwärtig nicht zugehörig*[184]. Die Beschlagnahme über diese Kapitalien wurde aufgehoben.

Die Auseinandersetzung des Priors mit dem ehemaligen Oberamtmann setzte sich fort. Im Brief vom 21. August 1807 an von Frey klagte der Prior, von Frey habe insgesamt fl 2.431 kassiert und nicht in die Waisenkasse gegeben. Er schreibt: *Wie Sie dieses alles ansehen können, ohne zu zittern, oder wenigstens zu erröthen, ist mir unbegreiflich, als die Senkgrube, wohin all daß Geld und noch vielmehr verschwunden ist*[185].

Für den Zeitraum vom 1. Februar 1807 bis 31. Dezember 1808 gibt ein Waisenkassprotokoll[186] Auskunft über die einzelnen Geschäftsvorfälle, die offensichtlich alle vom Waisenpfleger Prior Peter Lipburger erledigt wurden. Im

182) VAL, Rep. 14–157, Nachlaß Jos. Lipburger 3/07/32.
183) VAL, Rep. 14–157, Nachlaß Jos. Lipburger 3/07/33.
184) StAA, Landesdirektion Ulm 140.
185) AAO, BA Pensionesverbindlichkeiten gegen die beiden Buxheimer Exkonventualen, ODW 335.
186) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 124.

Journal für die Periode vom 27. Februar 1807 bis einschließlich 1808 werden folgende Zahlen genannt[187]:

	Einnahmen		Ausgaben	
Kapital	fl	20.813,40,5	fl	33.797,11,-
Zinsen	fl	17.800,15,5	fl	18.278,41,4
Insgesamt	fl	38.613,56,2	fl	52.075,52,4

Es wurden fl 13.461,56,2 mehr ausgegeben als eingenommen. Das Journal weist keinen Übertrag aus der vorherigen Periode aus. Auffallend ist die hohe Rückzahlung an Kapitalien: rd. fl 13.000 mehr als eingenommen. Für die Waisenkasse war es eine lebhafte Geschäftsperiode. Es gingen vermehrt Gelder ein, Zinsen wurden entrichtet und offene Geschäftsfälle abgewickelt. Der Waisenpfleger war bemüht, möglichst viele Posten zu bereinigen. Besonders, da er den Beschluß des Bayerischen Generalkommissariats vom 20. Mai 1807 kannte, der ein Fortbestehen des Konvents nur bis zum Absterben zuließ und Neuaufnahmen verbot[188].

Zu der Situation der Klöster nach der Säkularisation äußerte sich der Prior wie folgt: *die Klöster aber, denen außer allem Zweifel die christkatholische Religion ihre Verbreitung und ihren Bestand bis auf diese Zeiten zu verdanken hat, liegen in Verachtung und Kummer. Es fehlt gegenwärtig mehr an Betenden als an Lehrenden, und diese können ohne jene nur wenig ausrichten. Man bekämpft den Aberglauben der Gläubigen und öffnet dem Unglauben Angel und Thür*[189].

Am 4. August 1808 um 5.45 Uhr verstarb der vormalige Buxheimer Oberamtmann Bonaventura Frey von Freyenfels in Memmingen […] *nach langwieriger und kost–spieliger Krankheit am Nerven Schlag* […], wie seine Witwe berichtet.[190] Der Oberamtmann hinterließ eine Frau und drei Kinder. Die Witwe Auguste, eine geborene Freyin von Lenz, trat wegen einer Pension an Graf Ostein heran. Sie stützte ihre Forderung auf den zwischen der Kartause – Prior Hieronymus – und Joseph Bonaventura von Frey Edler von Freyenfels, des H.K.K. Ritter, hochfürstlich kemptischer Hofrat, Kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf p.p. abgeschlossener Arbeitsvertrag vom 4. Mai 1799, in dem für den Todesfall eine jährlich Rente von fl 600 zugesagt wurde. Für die Zeit unter Graf Ostein erhält sie den Pensionsrückstand von fl 300 für die Periode vom 4. August 1808 bis 25. April 1809.[191]

Graf Ostein verpachtete im Herbst 1808 die Buxheimer Ökonomie. Damit hörte für Prior Peter die Verpflichtung als Ökonomie-Direktor auf. Die Konventualen erhielten neue Sustentationsverträge. Das Gehalt des Priors blieb mit fl 2.000 jährlich unverändert. Es wurde über die Einkünfte des Dorfes Pleß

187) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 104.
188) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 387.
189) Tiefenthaler, P. Peter (Josef) Lipburger O. Cart., S. 21, Brief vom 14. November 1824 Prior Peter an seinen Bruder Anton in Andelsbuch (Nachlaß Tiefenthaler).
190) PAB, ODW Oberamtmann von Frey, Fach XCIV, Fasc. 1.
191) PAB, ODW Oberamtmann fon Frey, Fach XCIV, Fasc. 1.

beglichen, das nun Graf Fugger Babenhausen gehörte. Die Konventualen erhielten jährlich je fl 440 sowie fl 120 die beiden Brüder. Alle bekamen zusätzlich Naturalien.

Als Ökonomie-Direktor hatte Lipburger seit 1805 den Weinhandel betrieben. 1808 nahm er zusammen mit Rentmeister Herbeck die Buxheimer Brauerei und Mühle in Pacht. Die Betriebe standen zur Disposition und beide wußten, die Waisenkassenschulden mußten abgetragen und auch die Familie des verstorbenen Oberamtmanns versorgt werden. Die Witwe von von Frey machte ihren Rentenanspruch im Februar 1810 beim Besitznachfolger der Kartause geltend. Dabei bemerkte sie, ihr Mann habe nach seinem Ausscheiden noch für Buxheim gearbeitet und sonst nirgends. Im Juli 1810 ersuchte sie ihren Schwager Joseph Herbeck, sich bei der Herrschaft für sie einzusetzen, was dieser sogleich tat. Nach dem Übergang der Herrschaft auf Graf Waldbott von Bassenheim am 5. November 1810 und Besitzergreifung am 23. November 1810 kümmerte sich die Herrschaftskanzlei unverzüglich um die Angelegenheit. Im Brief vom 31. Dezember 1810 an den *Rath* (von Blon) dankt Auguste von Frey diesem für seinen Besuch und schildert ihre finanzielle Situation. Sie brachte fl 25.000 mit in die Ehe. Beim Tod ihres Mannes waren davon nur noch fl 1.000 vorhanden. Ihr ältester Sohn sei derzeit in einer *Handlung* in St. Gallen beschäftigt. Er wäre begabt, aber ein Studium könne sie weder für ihn noch für die anderen Kinder finanzieren. Ihr Bruder, der Pfarrer von Gießen bei Schaffhausen, sei vor 8 Tagen verstorben. Dessen Hinterlassenschaft werde auf die Kirche, Arme und die fünf Geschwister aufgeteilt und so erwarte sie sich auch von ihrer Familie keine große Hilfe.[192] Die Witwe, die in Memmingen im Anwesen *Buchdruckerey Stock Nro. 128–137*[193] wohnte, brachte ihre Forderung intelligent und selbstbewußt vor. Ihre Briefe lassen eine gewisse Ehrfurcht erkennen, aber keine devote Form von Unterwürfigkeit.

Im Vertrag vom 1. Januar 1811, der vom ‚Rath' (von Blon), der Witwe Auguste von Frey und Joseph Frey-Freyenfels, Cunsulent (Vater von Bonaventura) unterzeichnet ist, werden die Rentenansprüche mit der Herrschaft von Graf Waldbott von Bassenheim geregelt. Ab 1. Januar 1811 erhält die Witwe jährlich fl 200 Pension und verzichtet dafür auf weitere Forderungen[194].

1809 mußte Bayern am Krieg gegen Österreich teilnehmen. Bayerische Beamte machten sich durch überzogene Bürokratie besonders in Tirol unbeliebt. Auch in den bayerischen Amtsstuben trieb der Zentralisierungswahn seinem Höhepunkt zu. In dieser Zeit verlor die Herrschaft Buxheim durch den Tod von Graf Maximilian von Ostein am 24. April 1809 ihren weltlichen Herrn, der den Kartäusern ein wohlwollender Patron gewesen war.

---

192) PAB, ODW Oberamtmann von Frey, Fach XCIV, Fasc. 1.

193) Stadtarchiv Memmingen, Phil. Jakob Karrer, Memmingisches Adreß- und Taschenbuch, Memmingen 1813.

194) PAB, ODW Oberamtmann von Frey, Fach XCIV, Fasz. 1.

Die Eintragungen aus dem Waisenamtsjournal ab Februar 1809 bis einschließlich Januar 1810[195] erfassen Einnahmen von fl 58.806,45,3 und Ausgaben von fl 50.748,49,4 2/3. Nach mehreren Abrechnungsperioden mit Minuszahlen weist die Waisenkasse erstmals einen Überschuß von rd. fl 8.057 aus.

Nach dem Ableben von Graf Ostein erhielt Major Verger 1809 Schloß und die Besitzungen in Obenhausen[196]. Ausgenommen davon waren das Patronatsrecht und 3 Sölden in Dietenhofen. Major Verger hatte an den Buxheimer Herrn fl 500 zu zahlen und fl 200 zur Sustentation des Priors[197]. Damit gehörte diese Waisenkasse nicht mehr zum Herrschaftsgebiet Buxheim. Zum 31. Dezember 1808 rechnete der Prior ab und beendete die Obenhausener Waisenkasse mit dem Bemerken: *Damit ist nun die Gemeind Obenhausen ihrer Schuldigkeit gegen die Waisenkasse völlig entlaßen, und damit an Joh. Martin Moll von Obenhausen übergegangen*[198].

V. Übernahme der Herrschaft und Waisenkasse Buxheim durch Graf Waldbott von Bassenheim

1. Auflösung des Konvents

Es dauerte 1 ½ Jahre bis Buxheim wieder einen Herren bekam. Am 5. November 1810 wurde Buxheim dem Grafen Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim zugesprochen. Am Fortbestand der Waisenkasse änderte sich nichts. Im Konvent jedoch zerbrach die Gemeinschaft. Es setzte ein Ichdenken ein. Der fortwährend mit Geldgeschäften befaßte Prior wurde den Mitbrüdern verdächtig, da diese annahmen, er verfolge seine persönlichen finanziellen Interessen.

Noch vor Besitzergreifung des Grafen Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim, dem Buxheim im Erbvergleich zugesprochen worden war, sandten die Konventualen Ende 1810 eine schriftliche Beschwerde über ihren Prior an den neuen Herrn. Sie öffneten sich, obwohl sie die Stellungnahme des neuen weltlichen Herrn zu den Klöstern nicht kannten: Sein Interesse ist der Besitz und nicht der Konvent; der ist belastende Dreingabe.

Die Konventualen beklagten sich über mangelnde Versorgung und Pflege in den für die Allgemeinheit schwierigen Kriegsjahren. Außerdem warfen sie dem Prior Betrug vor. Der Konventuale Aloys Stegmann hält ihm ferner vor, er dürfe nicht die ganze Pension und das, was er durch Kornhandel, Mühle,

---

195) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7’42’555, S. 104.

196) Dazu meinte der gräflich Waldbott-Bassenheimer Rat von Blon: *Es war nun im November 1810, daß ich von der Herrschaft Bassenheim Besitz nahm, auch war es umso nöthiger, damit nicht länger zu zögern, als während ihrem herrenlosen Zustand schon vieles zu Grunde gegangen, wie dann die Krone Bayern das lehenbare Dorf Obenhausen bereits schon widerrechtlich eingezogen, und an den General de Verger neuerdings vergeben hatte*; BWBZA, Familiengeschichte § 82.
Was war damals widerrechtlich und was war rechtlich?

197) StAA, Regierung 472.

198) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7’42’555, S. 124.

Bäckerei, Weinhandel und Waisenkasse[199] sich erworben habe, sich zu eigen machen. Er habe es in *die Societät einzuwerfen* und den Konvent zu befriedigen. Die Mitbrüder wollten Bezahlung[200]. Pater Aloys forderte den Prior auf, er solle eine vernünftige Aufstellung der Rechnung machen. Vernünftigen Vorstellungen würden sie vernünftig zu begegnen wissen. Im Oktober 1812 forderte P. Aloys für Lebensmittel fl 235,-5,-. Dieser Anspruch ging auf das Jahr 1808 zurück. Er setzte seiner Forderung hinzu, wenn Lipburger nicht in einer bestimmten Frist zahle oder Auskunft erteile, würden sie gerichtlich klagen[201].

Von den Jahren 1804 bis Ende 1808 liegen ordentliche Konventsrechnung vom Prior vor, die die Konventualen mit unterzeichneten[202]. Darin ist auch das Gehalt des Priors in Höhe von fl 2.000 genannt. Für die Jahre 1809 und 1810 hat der Prior ebenfalls Konventsrechnungen aufgemacht[203]. Diese haben keine Mitunterzeichner.

Im Entwurf eines Schreibens an Graf Friedrich Karl versuchte sich der Prior zu verteidigen. Er gibt an, wie er sich gefügt habe. Er habe den Mitbrüdern seine geräumige Wohnung sowie den Keller usw. überlassen. Am Schluß führt er aus: *Was die bitteren Ausdrücke gegen mich anbetrifft, glaube ich als ein vernünftiger Mann sie mit Stillschweigen übergehen zu müssen*[204].

Die formelle Besitzergreifung von Herrschaft und Kartause Buxheim erfolgte im Oktober 1810 durch die Amtsleute von Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim. Die tatsächliche Inbesitznahme durch den Grafen vollzog sich im Laufe des Jahres 1811.

Am 13. März 1811 fand eine Konventsbefragung durch den Grafen und seinen Rat Johann Georg von Blon statt. Von den elf Patres und einem Bruder stimmten nur zwei für Peter Lipburger. Aufgrund eines gräflichen Resolutums wurde der Prior am 15. März 1811 seines Amtes enthoben. Er behielt seinen Titel und bekam eine jährliche Pension von fl 1.400. Vorsteher des Konvents wurde Vikar Romaldus Geiger, der Küchenmeister Antonius Schweickart Prokurator. Ein Konventsausschuß aus Romuald Geiger und Aloys Stegmann verwaltete die Klosterkasse.

Unter dieser Zusammensetzung bestand der Konvent nur noch bis zum 23. April 1812. Graf Friedrich Karl beendete mit Zustimmung von 8 der 12 Konventualen das Klosterleben der Kartäuser von Buxheim[205]. Die Aufhebung wurde mit folgenden Worten begründet:

---

199) Der Anspruch auf die Waisenkasse bezeugt die geringe Kenntnis, die sie von dieser Kasse hatten. Auch die Nöte der Bevölkerung sind ihnen fremd.

200) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 100.

201) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 100. P. Aloys fiel in späteren Jahren bei Ämtern und Mitmenschen durch seine wenig angenehme Art auf. STÖHLKER, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 73.

202) AAO, BA Konventsrechnungen 1804–1808.

203) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 110–114.

204) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 100.

205) STÖHLKER, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 388.

Da die Gesetze des Staates mit Fortdauer der klösterlichen Institute unverträglich sind, das hiesige Konvent von dem Staate auch seit der allgemeinen Sekularupation als ein solches nicht mehr anerkannt wird, und selbst die Wünsche und Vorstellungen der PP. Exconventualen auf bedeutende Veränderungen in ihrer innwie Verfaßung und Pensions-Wesen abzielen, so wird anmit die Auflösung der hiesigen Kartäuser Convents förmlich ausgesprochen und in Hinsicht des Pensions-Wesens aber folgendes bestimmt[206].

Nach der Auflösung des Konvents ersuchten einige Ordensleute um die Erlaubnis zum Wegzug. Dem wurde stattgegeben. Die jüngeren Männer mußten zur Fortbildung an die Universität nach Landshut, um für die weltliche Seelsorge gerüstet zu sein. Nach dem Studium wies sie der Graf in Pfarrstellen ein. In Buxheim verlieben: Der ehemalige Prior Peter Lipburger, Senior Michael de Crignis, Schloßkaplan Antonius Schweickart, Bruder Johannes Baptista Reitter als herrschaftlicher Gärtner und der Konventuale Bruno Stadelmann. Dieser widersetzte sich der Auflösung und blieb in seiner Zelle. Wegen seiner ungewöhnlichen Lebensführung wollte ihn die neue Herrschaft zu seinem Vater in die Schweiz zurückschicken, was dieser ablehnte. Pater Johannes Baptista Herz wurde aus gesundheitlichen Gründen vom Studium und der Übernahme einer Pfarrstelle befreit. Er durfte weiterhin in seiner Zelle wohnen, wo er 1816 verstarb[207].

Mit seinen Kenntnissen um die Herrschaft und Waisenkasse Buxheim war Prior Peter Lipburger nun ein Mitglied der Gräflich Waldburg-Bassenheimischen Verwaltung. Der Übergang auf die Herrschaft von Graf Waldbott von Bassenheim erforderte eine Abrechnung der Waisenkasse.

Das Waisenamts-Journal vom 25. Februar 1810–15. Juli 1812[208] stellt die Schlußabrechnung der Osteinischen Waisenkasse durch Peter Lipburger dar. Es ist ein sehr sauberes und ordentlich erstelltes Journal. Die erste Eintragung datiert vom 8. Mai 1810 und die letzte vom 15. Juli 1812. Einschließlich Februar 1812 geben die Zahlen über folgende Einnahmen und Ausgaben Auskunft:

	Einnahmen		Ausgaben	
Kapital	fl	49.635,20,-	fl	47.030,57,-
Zinsen	fl	2.637,34,5	fl	16.229,39,1
Insgesamt	fl	62.272,54,3	fl	63.260,36,1

Die Mehrausgaben betrugen fl 997,41,6.

Es folgen noch 4 Seiten Verbuchungen von Geschäftsfällen, die aber dann wieder durchgestrichen wurden. Die Buchungen von März bis Juli 1812 scheinen Nachverrechnungen zu sein, die das Ergebnis vom Ende Februar 1812 nicht wesentlich verändern.

Bevor die Osteinische Waisenkasse in andere Hände kam, erledigte Peter Lipburger das Guthaben des Pfarrers von Lenz folgendermaßen: Pfarrer von

206) PAB, Einleitung zum Auflösungsvertrag vom 23. April 1812.
207) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 299.
208) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 105.

Lenz überträgt seine Obligation über fl 14.500 am 15. Oktober 1810 auf seinen Bruder, den pensionierten Kgl. bair. Hauptmann Baron Joseph von Lenz aus Überlingen. Dieser wiederum gibt die Obligation samt der Zinsforderung von fl 362,30 und fl 2.377,30 an Johann Sigmund Mayer (zum Schwanen) in Memmingen weiter, der den Empfang am 6. Juni 1811 quittiert[209]. Unter ‚Ausgaben' im Waisenkassen-Journal ist am 1. Juli 1811 an von Lenz, Allensbach, die Summe von fl 14.500 Kapital und fl 2.740 Zins eingetragen. Damit war das Guthaben von Lenz befriedigt[210].

In einem Brief an von Frey schreibt Lipburger bezüglich eines Bregenzer Kapitals von fl 10.000: Die Ittinger könnten nichts Besseres tun als dafür sein Lachner Kapital annehmen, das jetzt bei Herrn von Müller sei[211]. Sie würden durch das Lachnersche Kapital heimlich entschädigt[212].

Die Aufhebung der Jesuiten 1773, der Kartäuser 1782 in Österreich, die Flucht der Ittinger Ordensleute 1798 und die Säkularisation 1802/03 im heutigen Bayern brachten den Ordensleuten ins Bewußtsein, wie gefährdet ihre klösterliche Existenz war. Die unternehmerische Wesensart des Priors war möglicherweise mit ein Grund, daß er sein Privatgeld dem Zunftmeister Joseph Caspar Ruhstaller in Lachen übergab. Später (vermutlich um 1812) übertrug er sein Geld dem Obristen von Müller zur Verwaltung. Von Müller war der Bruder des Ittinger Coadjutors Benedictus Müller, dem späteren Prior Benedictus Müller (1818–1824) von Ittingen[213]. Damit stand Lipburgers Vermögen unter der Kontrolle der Kartause Ittingen. Über die Höhe des Vermögens ist nichts gesagt.

Die dezentrale Verwaltung der Buxheimer Kloster-Waisenkasse bereitete Schwierigkeiten bei der Abwicklung und der Übergabe der Kasse in weltliche Hände. Erschwerend kam hinzu, daß das Herrschaftsgebiet des Grafen von Ostein und seiner Nachfolger, der Grafen Waldbott von Bassenheim, nicht mehr deckungsgleich mit dem Klostergebiet war. In die Zuständigkeit des Grafen Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim fielen nur noch die Orte Buxheim, Westerhart, Beuren und Neuhausen.

Die Ortschaft Pleß unterstand erst Graf Ostein, dann Graf Sickingen und ging 1805 in den Besitz von Fürst Fugger Babenhausen über. Beim Übergang Sickingen/Fugger wurde mit der Liquidation der örtlichen Waisenkasse Pleß begonnen, diese jedoch nicht abgeschlossen. Es gab 68 Waisenkassenmitglieder und der Passivbetrag lautete auf fl 32.534,17,-. Anläßlich der Abwicklung 1806 wurde ein Schriftstück angefertigt, in dem die damaligen Verwalter Oberamtmann von Frey und Peter Lipburger ohne Summe oder durch Gegenzeichnung Sickingens bzw. Fuggers Verbindlichkeiten anerkannten. Oberamtmann von Frey war damals offiziell die oberste Instanz der Waisenkasse.

209) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 102.
210) StATG, Akten Kartause Buxheim, 7'42'555, S. 105.
211) AAO, BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura von Frey (Brief ohne Datum).
212) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 417.
213) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 386 und 392.

Abb. 10: Königl. Bayerische Stiftungs-Administration
aus: Bayern entsteht, S. 173.

Am 19. April 1811 endete die Waisenkasse Pleß. Die endgültige Auflösung lief nicht über den Oberamtmann Zwerger von Pleß, sondern über den Landrichter von Braunmühl vom Kgl. Landgericht Babenhausen. Von Braunmühl griff in scharfem Ton Lipburger an. Lipburger übergab für den Schuldbetrag Obligationen. Fl 1.000 waren aber noch unbefriedigt. Lipburger gab vor Gericht an, weder im Namen der Waisenkasse Buxheim noch im eigenen Namen zu handeln, sondern im Namen des verstorbenen Hofrats von Frey und dessen ‚relicten'. Er könne für einen Verstorbenen keine Schuld anerkennen, sei aber bereit, die noch offenen fl 1.000 in 3 Raten bis 1814 zu begleichen gegen Aushändigung des Schriftstücks von 1806. Als von Braunmühl[214] zögerte, will Lipburger Fürst Fugger als jetzigen Mediatherren anrufen. Daraufhin wurde ihm das Schriftstück ausgehändigt[215]. Lipburger bezahlte die fl 1.000 aus eigener Tasche. Das Verfahren wurde am 11. Juli 1812 abgeschlossen.

2. Behandlung der Klosterkassen durch die bayerische Regierung

Die Aufhebungskommissäre der Klöster beschlagnahmten 1803 die Kloster- und Waisenkassen. Der Barbestand wurde konfisziert. Die Waisenkassen ließen sie noch unter der bisherigen Verwaltung bestehen. Später ging diese teilweise auf die neu eingesetzten Rentmeister über.

Waisengelder, Kirchenstiftungen und Heiligenfabriken verwaltete der bayerische Staat unter ‚Stiftungswesen', das bis Ende 1806 den drei Ministerien

214) Ein Oberamtmann Johann Georg von Braunmühl mußte wegen Unregelmäßigkeiten in der Waisenkasse 1772 die Klosterverwaltung Wettenhausen verlassen und ging zum Kloster Wiblingen; s. a. SPIES, Feuerversicherung, Waisen- und Kreditkassen, S. 181–185.

215) StAA, Rentamt Buxheim 67.

Justiz, Polizei und Geistliche Angelegenheiten unterstand. 1807 kam die Verwaltung des Stiftungswesens an das Ministerium des Innern.

Die Devise war die Zentralisierung aller vorstehenden Einrichtungen. Im Juni/Juli 1810 begannen die Behörden mit der Auflösung der klösterlichen Waisenkassen von Ottobeuren, Roggenburg, Ursberg, Wettenhausen und Elchingen. Dieser Vorgang wurde im Herbst 1813 abgeschlossen. Ausstehende Gelder trieben die Beamten häufig mittels Zwangsmaßnahmen ein. Schulden von Waisenkassenmitgliedern der Klöster Elchingen, Roggenburg und Wettenhausen überließ das Ministerium Juden zur Einforderung. Guthaben von Waisenkassen überführte es auf die Staatsschuldentilgungskasse in Augsburg. Ein Anspruch auf Waisenkassengeld konnte nur über autorisierte Personen (Notar, Rechtsanwalt, Beamte und sonstige Amtspersonen) schriftlich abgewickelt werden. Manche Kapitalien kamen überhaupt nicht mehr zur Auszahlung. Damit gab es für die Bevölkerung von Bayerisch-Schwaben keine Institutionen für Spargelder und Kredite mehr.

Trotz der Auflösungstendenzen war es möglich, die Buxheimer Waisenkasse unter Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim fortzusetzen. Außerdem gelang es, in der Waisenkasse angelegtes Kapital von Kirchenstiftungen, ein besonderes Staatsinteresse, den Behörden vorzuenthalten[216].

3. Waldbott von Bassenheimische Instruktion von 1812

Mit Datum vom 12. Mai 1812 erließ der Graf die ‚Neueste Instruction der Buxheimer Waisencasse Verwaltung'[217]. Der Status vom Jahresende 1811 wurde als Grundlage der ‚Instruction' genommen. Das Ziel war die möglichst schnelle Auflösung der Waisenkasse ohne Schaden für die Herrschaft. Der Graf forderte die Ausscheidung der Waisengelder von Buxheim, Westerhart, Beuren und Neuhausen von der übrigen Masse. Ebenso die Trennung der Stiftungskapitalien (Heiligengelder, Frühmeßstiftungen usw.) von der Waisenkasse. Der Oberamtmann hatte darüber jährlich eine gesonderte Rechnung zu erstellen. Außerdem wollte die Herrschaft ständige Information über die Waisenkasse, damit sie sich vor Schaden schützen könne. Der allgemeine Geldmangel ist der Tenor der ‚Instruction'; deswegen die Forderung, alle Aktivkapitalien zu kündigen: wenn notwendig, *Execution* […] *und nicht auszusetzen, wenn es auch zur Vergantung des Schuldners kommen sollte*[218]. Bei Ganten waren eigene Sachverwalter am Ort zu bestellen, um Reisekosten zu sparen. Zur Erleichterung der Eintreibung durften größere Obligationen geteilt werden. Die Vormünder sollten Obligationen von Waisenkassenschuldnern zur eigenen Verwaltung bekommen. Ihnen wurde auferlegt, unter Aufsicht der zuständigen Gerichte die Gelder selbst einzutreiben. Lehnten die Vormünder dies ab, blieben die Forderungen bei der Waisenkasse bestehen, die erst dann Befriedigung fanden, wenn Mittel in der Kasse verfügbar waren. Bargeldzahlungen

216) Spies, Feuerversicherung, Waisen- und Kreditkassen, S. 98 ff., 163ff. und 197 ff.
217) StAA, Rentamt Buxheim 67.
218) StAA, Rentamt Buxheim 67.

Abb. 11: Reichskartause Buxheim um 1755, mit Pfeil angezeigt die Schaffnerei; Stich von Gabriel Weiß (Ausschnitt).

waren zu vermeiden. Daher erfolgte immer erst das Angebot von einem Austausch der Passiva/Aktiva. Auf prompter Zahlung der Passivzinsen wurde bestanden. Dazu durften nur Einnahmen aus Aktiv-Obligationen verwendet werden. In jedem Fall war erst der Tausch zu versuchen. Die Waisenkassen-Verwaltung sollte die Gläubiger warten lassen, bis sie vor dem Appellationsgericht klagten. Die Herrschaft genehmigte, daß Waisenkassa-Aktivkapitalien beim Rentamt zu Kapitalabzahlungen verwendet werden durften, auch Gelder aus der Kameralkasse. Bei einem vorteilhaften Geschäft erlaubte der Graf der Waisenkasse die Kapitalaufnahme zu 5 % Zins bei der Rentamtskasse. Generell waren der Waisenkasse jedoch Kapitalaufnahmen und die Annahme von Waisengeldern untersagt.

a) Verwaltung der Waisenkasse ab 1812

Als Verwalter der Waisenkasse wurden bestimmt: Oberamtmann Klinkart, P. Peter Lipburger, Rentmeister Herbeck und als Aktuar für die Schreibarbeiten Herr Sanens. Der Geschäftssitz war die ehemalige Schaffnerei. Dort wurden die Registratur und die Hauptkasse untergebracht. Jeder Verwalter erhielt einen Schlüssel zur Hauptkasse, in der auch die Obligationen lagen. Jedes Geschäft erforderte die Übereinstimmung der drei Verwalter. Wöchentlich am Montag war Waisenkassentag mit Parteiverkehr, an dem die Verwalter in der Waisenkassa-Kanzlei zu erscheinen hatten.

Der Graf legte die Formalitäten der Geschäftsführung (Registratur, Protokolle, Buchführung usw.) fest. Die Obrigkeit bestimmte ferner den Rechnungsabschluß zum 31. Dezember jeden Jahres. Die Herrschaft forderte außerdem die vierteljährliche Vorlage der Waisenkassenberichte.

Der Oberamtmann hatte die Korrespondenz zu führen und die Rechnung zu erstellen. Dem Prior und dem Rentmeister waren Kassaführung und die Verrechnung übertragen. Als Gehalt sollte jeder der drei Verwalter lebenslänglich 100 Gulden aus der Rentamtskasse bekommen, auch nach Auflösung der Waisenkasse.

b) Neuordnung der Waisenkasse

Am 25. Mai 1812 erfolgte bei der Zusammenkunft aller in der Waisenkassen-Verwaltung involvierten Personen die Übergabe sämtlicher Waisenkassenunterlagen und eine von Lipburger per 1. Januar 1812 erstellte ‚Stückrechnung' an den Oberamtmann Klinkart. Zudem übergab Rentmeister Herbeck die Akten zur Waisenstipendien-Stiftung per 15. April 1812 (§ 2). Daraufhin wurden die einzelnen Positionen durchgegangen und das Ergebnis der Besprechung im ‚Conferenz-Protocoll' festgehalten[219].

Zuvorderst wurde unter § 3 auf die Obligation von Sigmund Mayer-Schwanen, Memmingen, vom 15. April 1812 über fl 16.000 zu 5 % und weiteren fl 17.000 zu ebenfalls 5 % (insgesamt fl 33.000) eingegangen. Schwanen-Mayer verspricht, die Zinsen zu bezahlen und die Waisenkasse ist autorisiert, diese anzunehmen und zu verwenden.

In unterschiedlichen Abständen (ca. 1 Monat) registriert die Verwaltung die Geschäftsvorfälle im Konferenz-Protokoll.

Im Protokoll vom 8. Juni 1812 wird bestimmt, daß alle Aktiv-Kapitalien gekündigt werden sollen. Deswegen werden Kündigungsschreiben an folgende Stellen adressiert: Landgerichte Günzburg, Illertissen, Babenhausen, Roggenburg, Grönenbach; Mediatgericht Weißenhorn und die Württembergischen Oberämter Leutkirch und Wiblingen. Gleichzeitig sollte Lipburger eine Liste über die bei der Waisenkasse angelegten Gelder erstellen, die gekündigt wurden, damit der Verwaltung bekannt wird, was zu bezahlen ist (§§ 10 und 11).

Eine Vielzahl von Fällen wird im Protokoll angesprochen. Darunter die Schulden von Fürst Zeil mit fl 17.000 Kapital und fl 2.195,50,- Zinsen per 1811[220]. Der Fürst will die Schuld mit bayerischen Staatsobligationen begleichen (§§ 23 und 33), was die Waisenkasse nicht akzeptiert.

Die dem Oberamt Wiblingen aufgekündigten Kapitalien von fl 24.000 will dieses über die Staatsschuldentilgungskasse schleifen lassen. Die Waisenkasse nimmt dieses Vorgehen nicht an. Daraufhin schlägt Wiblingen die Beglei-

219) StAA, Rentamt Buxheim 88.

220) StAA, Rentamt Buxheim 88. Zur Erlangung des Fürstentitels hatte Graf Zeil 1803 fl 30.000 aufzubringen. Der ehemalige Kanzler Weckbecker von Ottobeuren lieh dem Grafen fl 25.000 zu 5 %; Rudolf Beck, Die Mediatisierung des Hauses Waldburg, S. 921.

Abb. 12: „Josef Vochezer Königl. Bayer. Landgerichts-Diener in Lengfried etct. den 3 December 1817, alt 67 Jahr", 1817 Weißenhorn, Heimatmuseum (2433)
aus: Bayern entsteht, S. 180.

Abb. 13: Uniform des Aktuars Rikkinger bei der königlichen Polizeidirektion München, München 1806, BayHStA (MA 70574)
aus: Bayern entsteht, S. 153.

chung in einer Frist von 20 Jahren vor. Die Waisenkasse Buxheim besteht auf einer Frist von 5 Jahren (§§ 24 und 50).

Unter § 32 wird das Guthaben bei der Zisterzienserabtei Kaisheim mit einem Betrag von über fl 25.000 genannt. Advokat Nar von Eichstätt hat die Original-Obligationen an die Staatsschuldentilgungskasse gesandt und um Vorschuß gebeten. Die Staatschulden-Liquidations-Commission für den ehemaligen Altmühlkreis bietet unverzinsliche Lotterie-Anlehen. Die Waisenkasse lehnt das Angebot ab und fordert Bargeld (§ 66).

Ein weiterer für die Waisenkasse belastender Fall ist der Konkurs von Pfleger Purmann von Beuren, dem dortigen Ortsverwalter der Waisenkasse. Die Angelegenheit wird Gerichtsadvokat Schinghammer von Grönenbach übergeben, der untätig bleibt (§ 65), daher wird das Stadtgericht Kempten hinzugezogen. Das Resümee des Konferenz-Protokolls von 1812: Von den gekündigten Aktiv-Kapitalien ist nichts eingegangen (§ 72).

Im personellen Bereich trat eine entscheidende Wende ein. Oberamtmann Klinkart beendete im Oktober 1812 seinen Dienst. Seinen Posten in der Verwaltung der Waisenkasse übernahm Herrschaftsrichter Sigmund Fey. Fey hatte seinen Dienst 1791 in der Kartause Buxheim als Kammerdiener angetreten. In dieser Position fertigte er exakt abgezeichnete wunderschöne Pläne des Dorfes Finningen[221]. Als der Prior von Ittingen 1796 flüchten mußte, stand er diesem beim Transport der Wertsachen bei. Unter der Herrschaft von Graf Ostein unterschrieb er im Januar 1807 als Oberamtsregistrator, im Januar 1808 als Actuar, im September 1809 als Registrator und im März 1810 als Oberamtsactuar in Beuren. Unter Graf Waldbott von Bassenheim unterzeichnete er im Dezember 1810 als Prov. Patrimonialrichter in Beuren, im April 1811 als Patrimonialrichter. 1814 und 1815 ist seinem Namen ‚Assessor' hinzugefügt[222]. Ab 1812 trat er auch als Herrschaftsrichter von Buxheim auf.

Nach den Plänen von Minister Montgelas sollte der Staat die volle Verfügungsgewalt über alle Ämter ausüben. Die Staatsdienerpragmatik vom 1. Januar 1805 bildete die rechtliche und finanzielle Gesetzesgrundlage für die Beamten. Ab 1809 hatten die zukünftigen Beamten die ‚Konkursprüfung' abzulegen. Seit 1812 bewertete die zentrale Prüfungskommission in München die Kandidaten[223].

Um als Herrschaftsrichter zu arbeiten, muß Fey die Prüfungstour durchlaufen haben. Das Aufrücken im Staatsdienst hing vom bewiesenen Diensteifer und der Treue der Staatsdiener ab. Zur Hervorhebung ihrer Bedeutung erhielten die Staatsdiener eine Uniform mit entsprechender Kopfbedeckung und, wenn erforderlich, einen Säbel[224]. Der Staat pensionierte Beamte entweder nach 40 Dienstjahren oder im Alter von 70 Jahren.

Mit dem Eintritt von Fey hatte Lipburger seine offizielle Verantwortung für die Waisenkasse abgegeben. Herbeck führte ab November 1812 den Titel ‚Waisenamts-Director'. Prior Peter Lipburger lebte von nun an als Privatmann in Buxheim. Zu seinem Hausstand gehörten zwei Diener (Johann Weiß und Michael Betz) und sein haltloser kranker Bruder Franz. Den Diener Michael Betz holte er mit seinem Bruder aus dem Bregenzer Wald zu sich.

Vermehrt klagten die Leute ihre Guthaben bei der Waisenkasse bei den Gerichten ein. In einem Fall erklärte Lipburger die schwierige Lage der Waisenkasse in einem Schreiben vom 30. November 1812 an das Appellationsgericht des Illerkreises in Memmingen. Voraus erwähnt er darin, daß er die Verantwortung für die Kasse vor 30 Tagen abgetreten habe. Er berichtet, Aktiva und Passiva betrage zum 23. November 1812 fl 172.596,02,3. Er erklärt, die meisten Waisenkassen seien auch Kreditkassen, sonst hätten sie die Waisengelder der Anleger nicht verzinsen können. Früher seien diese Kassen sicher gewesen und eine Wohltat für das Land. Nun jedoch nicht mehr, da angelegte Gelder

221) StAA , KlA Buxheim Nr. 9.
222) StAA, Adel Waldbott-Bassenheim 6 und 23.
223) SCHIMKE, Das Ansbacher Mémoire .., in: Bayern entsteht, S. 53 f.
224) Bayern entsteht, S. 180.

gekündigt würden und vergebene Kredite wegen Geldmangel verloren seien. Er listet die nachfolgenden Aktiven auf, die zu dieser Zeit beim Staat, bei Adel, Kommunen usw. uneinbringlich erschienen[225]:

Staat:	fl	35.450
Fürstliche Häuser:		
Oettingen-Wallerstein	fl	5.000
Fürst Fugger Babenhausen	fl	6.000
Fürst Zeil	fl	13.000
Fürst Metternich	fl	12.000
Graf Ribermont	fl	2.383
Kommunen:		
Leutkirch	fl	8.750
Ochsenhausen	fl	1.000
Wurzach	fl	4.000
Insgesamt	fl	88.038

Von diesen Kapitalien seien per 31. Dezember 1812 noch rund fl 18.000 Zins ausstehend. Auch Privatpersonen seien nicht flüssig. Viele Ganten stünden an – wie sollte da die Buxheimer Waisenkasse zahlungsfähig sein?

Der Winter 1812/13 brachte den Rückzug Napoleons aus Moskau. Der Rückmarsch der Großen Armee (600.000 Mann) war gesäumt von Toten. Das Jahr 1813 läutete den Abstieg Napoleons ein. Die Völkerschlacht bei Leipzig in Oktober 1813 erzwang seine Rückkehr nach Frankreich.

Die Waisenkassenverwaltung bemühte sich auch in diesem Kriegsjahr um die Bereinigung der Konten. Das Grundübel blieb bestehen: Es kam kein Bargeld herein. Die Waisenkasse wurde gezwungen, von der Staatschulden-Liquidations-Commission Lotterie-Lose anzunehmen[226]. Waisenkassenanleger klagten ihre Guthaben über Gerichte ein, die Kasse konnte aber nicht zahlen und bot Obligationen an. Andererseits beriet auch die Waisenkassenverwaltung, ob gegen säumige Kreditnehmer gerichtlich vorgegangen werden solle. Viele Vermittlungsaufgaben und die Erledigung von Problemfällen wurden dabei an Peter Lipburger delegiert.

Die Kgl. bai. Finanz-Direktion des Illerkreises in Kempten verlangte am 19. Mai 1813 vom Rentamt Ottobeuren Aufklärung über die rechtliche Natur der Waisenkasse Buxheim. Diese Anfrage leitete das Rentamt an die Waisenkasse Buxheim weiter.

Die Beantwortung dieser Anfrage erledigte Herrschaftsrichter Fey am 13. August 1813[227]. Er berichtet, er habe vergeblich nach Urkunden gesucht, aber keine Dokumente gefunden. Der letzte verstorbene Prior (Hieronymus) habe das Institut in den 1760er Jahren gegründet. Vorher lag die Besorgung der Waisengelder bei den Tragvätern. Den verstorbenen Prior schildert er als unei-

225) StAA, Rentamt Buxheim 67, Fasz. 38.
226) StAA, Rentamt Buxheim 88, § 1, 18, 44, 48.
227) StAA, Rentamt Buxheim 51.

gennützigen Mann, der die Waisenkasse so verwaltete, daß sich die Waisen glücklich schätzten, wenn ihr Geld von dieser Kasse verwaltet wurde. Durch die Annahme von Geld von wohlhabenden Untertanen und Auswärtigen und die Vergabe von Krediten habe die Waisenkasse ihren ursprünglichen Charakter verloren. Dies sei in den Jahren 1780–1790 geschehen. Derzeit habe die Waisenkasse einen Passivstand von fl 178.704,14,7 (Kapital + Zinsen) und einen Aktivstand von fl 178.686,16,7 (Kapital + Zinsen).

Auffallend ist die Beantwortung durch den Herrschaftsrichter Fey. Kannte doch niemand die Waisenkasse besser als Lipburger, der 37 Jahre Prokurator war. Er hatte diese Kasse 1783 von Prokurator Anthelmus Beringer übernommen. Sicher war Lipburger dem greisen Pater Anthelmus schon vorher zur Hand gegangen.

Alle Waisenkassen sahen es als ihre Aufgabe an, den Waisen Zinsen zu erwirtschaften, ergo gaben sie die Gelder als Kredite weiter. Indem Fey meinte, die Waisenkasse habe ab ca. 1780 ihre ursprüngliche Intention verloren, bezeugte er seine geringe Kenntnis von der Materie. Er legte diesen Umstand der Führung unter Lipburger zur Last.

An den Feldzügen gegen Napoleon nahm Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim als Gegner der Franzosen in den Jahren 1813 und 1814 teil.

1814, am 13. März, zogen die alliierten Truppen in Paris ein und besetzten die Stadt. Napoleon wurde zur Abdankung und zur Abreise auf die Insel Elba gezwungen.

In Buxheim fand am 30. März 1814 wegen einer Einquartierung keine Waisenkassen-Konferenz statt[228]. Die durch den Grafen 1813 angeordnete Ausgabe von Obligationen zur Bedienung von Guthaben bei der Waisenkasse mußte aufgrund der Einwände der Untertanen abgebrochen und verschoben werden bis wieder bessere Stimmung in der Bevölkerung herrsche. Die Kgl. General Commission begann mit der Untersuchung, ob die Waisenkasse *unter Categorie eine Privaten oder einer Gemeinde gehöre*[229]. Die Waisenkasse monierte ihr Guthaben bei Fürst Oettingen-Wallerstein und anderen Schuldnern. Der Waisenkasse war zur Kenntnis gekommen, daß mehrere Juden des Ortes Fellheim Waisenkassen-Passiv-Obligationen aufkauften, um sie gegen Aktiv-Obligationen einzutauschen. Aus diesem Grunde bestellte die Waisenkassenverwaltung 13 Untertanen, die bei der Waisenkasse Guthaben hatten, zur Rücksprache, um ihnen die Kompensation mit Waisenkassen-Schuldnern anzutragen. Zwei Kontoinhaber erschienen nicht. Von den neun Erschienenen akzeptieren nur zwei die Kompensation. Die übrigen Kontoinhaber wollten ihr Kapital bei der Waisenkasse lassen[230]. Der mangelnde Kapitalfluß gab keine Möglichkeit, die Waisenkasse ins Reine zu bringen.

Fürst Oettingen-Wallerstein hatte noch immer kein Geld und akzeptierte die Forderung der Waisenkasse nicht. Er war der Ansicht, die Begleichung sei

228) StAA, Rentamt Buxheim 88, § 75 ff.
229) StAA, Rentamt Buxheim 88, § 75 ff.
230) StAA, Rentamt Buxheim 51.

Sache des Souveräns. Die Zinsforderung der Waisenkassenmitglieder des Dorfes Pleß wollte die Waisenkassenverwaltung mit Aktiven von Fürst Fugger-Babenhausen bezahlen. Das Mediatgericht Weißenhorn als Verwalter des Fürsten bot dagegen Obligationen, die die Waisenkasse ablehnte. Prior Lipburger schlug eine Annahme vor und war bereit, den Betrag von seiner Forderung an die Waisenkasse abschreiben zu lassen. Wegen der Schulden von Kloster Ochsenhausen (jetzt Metternich) sollte mit Regierungsrat Schott mündlich verhandelt werden. Die Zinsrückstände aus den Schulden von Kloster Kaisheim wollte man anmahnen und mit Klage drohen[231]. Die Waisenkasse befand sich bezüglich des weiteren Vorgehens allgemein in Wartestellung.

Im Juli 1813 berichtete die Waisenkassenverwaltung von rd. fl 20.000 aufgekündigten Kapitalien, die sie wegen Bargeldmangels nicht befriedigen könne[232]. Daher regte der Graf an, den Tragvätern und Vormündern anstelle von Geld Obligationen anzubieten; also eine Abwicklung der Passiva über die Aktiva. Von den 20 angesprochenen Gläubigern wollten fünf ihr Guthaben weiter bei der Waisenkasse lassen, einer bat sich Bedenkzeit aus[233].

Die Waisenkasse nahm jetzt die ungeliebten Lotterie-Anleihen des Staates an. Am Ende des Jahres betrugen die ausstehenden Zinsen rd. fl 14.000[234]. Viele anstehende Geschäftsvorfälle wurden an den Waisenkassen-Administrator Peter Lipburger zur Erledigung delegiert.

Nach der ‚Waisen Cassa Rechnung' von 1813 waren die Löhne der Waisenkassenadministration jährlich wie folgt:

Rentmeister Herbeck	fl 150
Administrator Peter Lipburger	fl 100
Herrschaftsrichter Fey	fl 50[235]
Registrator Sanens	fl 25 (ab 1817)

1813 ist der Anfang vom Ende der Klosteranlage. Der Graf begann, die Gebäude in ein Schloß umzugestalten.

Nach dem Ende der Kriegshandlungen kamen die Leute 1815 vermehrt und forderten Zins und Kapital von der Waisenkasse. Diese bedrängte die Staatsschuldentilgungskasse über den Advokat Nar von Eichstätt, der für die Angelegenheiten des ehemaligen Klosters Kaisheim zuständig war. Nar regte an, die Waisenkassengläubiger sollten obrigkeitliche Zeugnisse über ihre Bedürftigkeit beibringen. Die Waisenkasse war hauptsächlich damit beschäftigt, diese Zeugnisse auszustellen. Sie bemerkt dazu: *Die Waisenkasse kann die Thränen der Waisen und Wittwen nicht trocknen*[236], und wenn die Verwaltung Geld hätte, könnte sie helfen. Den Notleidenden wurde geraten, selbst in München

231) StAA, Rentamt Buxheim 88.
232) StAA, Rentamt Buxheim 88, § 40.
233) StAA, Rentamt Buxheim 51.
234) StAA, Rentamt Buxheim 88, § 79.
235) StAA, Rentamt Buxheim 58.
236) StAA, Rentamt Buxheim 88, § 8.

anzufragen. Nach mehrmaligem Monieren kam im September 1815 vom Staat und von Fürst Zeil eine Zinszahlung. Die Waisenkasse war glücklich, die Bedürftigen zu befriedigen; jedoch nicht die von Württemberg, da Ochsenhausen noch nicht bezahlt hatte. Mit Ochsenhausen verhandelte der Rentmeister. Fürst Metternich bot Staatsobligationen an. Nach Rücksprache mit Graf Waldbott von Bassenheim nahm die Waisenkasse die unsicheren Obligationen an.

Aus der Versteigerung einer ‚Garnsiede' erhielten das Rentamt (für eine Hypothek) und die Waisenkasse 1815 Staatsobligationen, die das Rentamt nicht annehmen wollte. Um den Fall zum Abschluß zu bringen, war der Prior bereit, die Staatsobligationen dem Rentamt in Waisenkassenobligationen innerhalb eines Jahres einzutauschen, wenn sein Guthaben bei der Waisenkasse mit in die Abrechung einbezogen werde. Nach der Rücksprache mit dem Grafen wurde das Geschäft dementsprechend abgewickelt[237].

Für 1816 fehlt ein Protokoll. Aus dem Manual lassen sich folgende Zahlen ermitteln:

Noch ausstehende Summen[238]:

	Kapital	Zinsen
Kloster Kaisheim	fl 25.000	fl 416
Stadt Leutkirch	fl 8.750	fl 6.500
Mayer zum Schwanen, Memmingen	fl 33.000	fl 7.280
Fürst Metternich (Ochsenhausen)	fl 12.000	fl 2.687
Ottobeuren	fl 2.090	fl 145
Wurzach	fl 1.000	fl 450
Wurzach Landschaft	fl 1.350	fl 522
Fürst Zeil	fl 7.350	fl 515
	fl 90.540	fl 18.515

Ausstände der Waisenkasse Kapital plus Zinsen fl 109.055.

Schlußbilanz Rest

	Soll	Bar	Kompensation	Zins
	fl	fl	fl	fl
Einnahmen	139.176,46,1 2/5	3.074.16,1 2/5	2.916,04,2	133.186,25,6
Ausgaben	140.239,31,4	2.955,02,6	2.916,04,2	134.365,24,4

Um zu ihrem Geld zu kommen, klagten Gläubiger der Waisenkasse ihr Guthaben bei den Gerichten ein. So kündigte das Kgl. Appellationsgericht von Illertissen 1816 die fl 2.000 der Barbara Wanner von Mohrenhausen. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob die Waisenkasse privat oder öffentlich sei. Das Gericht ist der Ansicht, der Graf hafte, da er im Besitz der Güter der Kartause sei. Unverständlich bleibt dem Gericht, daß die Kartause nicht mehr existieren solle. Staatsobligationen würden von der Klägerin nicht akzeptiert. Sie wolle nicht warten, bis man sie aus *den auf Spekulation ausgeliehenen, und flüßig wer-*

237) StAA, Rentamt Buxheim 88, § 20.

238) StAA, Rentamt Buxheim 51 (die Zinsen wurden zu Guldenbeträgen aufgerundet).

denden Kapitalien befriedigen wird[239]. Von nun an würde ein Zins von 5 % verlangt. Im Antwortschreiben vom 20. September 1816 erklärte die Waisenkasse ihren öffentlichen Charakter, da die Gelder jetzt Staats-Kapital seien, und wehrt sich gegen den Vorwurf der Spekulation.

In vielen Fällen wurden die Gerichte bemüht. Auch die Waisenkasse versuchte, über Gerichtsklagen an ihr Geld zu kommen. Es setzte eine zunehmende Formalisierung und Bürokratisierung des Geschäftsverkehrs ein.

c) Staatliche Veränderungen bei Waisenkassen und Stiftungsvermögen 1816/17

Das Jahr 1816 und 1817 war für das junge Königreich Bayern eine Zeit der Bewährung. Nach entbehrungsreichen Kriegsjahren erhoffte sich die in dem neuen Staat zusammengefaßte Bevölkerung ein Ende der Notzeit. Der Sommer 1816 brachte jedoch viel Regen, Hagel und Unwetter und die Ernte fiel extrem schlecht aus. Infolge dessen stiegen die Getreidepreise. In keinem der deutschen Lande war die Regierung mit Hilfsmaßnahmen so langsam und ineffektiv wie in Bayern. König Max I., der das Ohr näher beim Volk hatte als die bürgerferne Regierung, griff ein mit dem Zukauf von Getreide. Es war seine Stunde, in der sich der sonst Regierungsgeschäften eher abstinente König als ‚Vater Max' profilieren konnte[240].

In Buxheim gab der Graf wegen der ‚Brodtheuerung' Anweisung, den Armen den Zins zu zahlen und nach Bedürftigkeit auch Kapital zu geben[241]. Allgemein befürchtete die Obrigkeit, den Ausbruch von Unruhen und Revolten. Um dem zu begegnen entsprach der König dem Verlangen der Bevölkerung und ließ Wallfahrten und Bittandachten wieder zu. Er selbst nahm am 30. April 1817 an einem katholischen Bittgottesdienst in der Hofkapelle teil. Die protestantische Königin betete in der evangelischen Hofkirche um Hilfe aus der Not[242].

Zu der Misere der Nahrungsmittelknappheit kam noch der Zusammenbruch mehrerer Banken, der Bankiers in den Freitod trieb. Es waren dies nicht Banken und Sparkassen für kleine Leute, sondern Institute, die den Staatskredit bedienten. Die Regierung hatte in den Kriegsjahren Anleihen ‚Lotterielose' ausgegeben, mit denen sie u. a. Armeelieferungen bezahlte. Durch das unüberlegte Eingreifen der Regierung fielen die Kurse der Papiere rapide, wodurch Bankhäuser, Kaufleute und Bürger beträchtliche Summen verloren. Die verfehlte Politik der bayerischen Regierung im Finanzbereich und während der Hungersnot im Land führte dazu, daß der erkrankte erste Minister Graf Montgelas nach erfolgreichen Jahren auf dem politischen Parkett am 2. Februar 1817 vom König die Entlassungsurkunde erhielt und damit von der Staatsbürde befreit wurde. Die Veränderungen in der bayerischen Regierung mach-

239) StAA, Rentamt Buxheim 67.
240) Müller, Hunger in Bayern 1816–1818, S. 225 und 229.
241) StAA, Rentamt Buxheim 84.
242) Müller, Hunger in Bayern 1816–1818, S. 58 f.

ten den Weg frei für eine neue Verfassung, die am 28. Mai 1818 proklamiert wurde.

In Buxheim muß es zwischen dem vormaligen Waisenkassen-Administrator Prior Peter Lipburger und Graf Waldbott von Bassenheim zu einer offenen Aussprache über die weitere Existenz der Waisenkasse gekommen sein. Prior Lipburger, der 1817/18 das Pachtverhältnis über die Buxheimer Mühle und Brauerei beendet hatte, dürfte frei und ohne Heimlichkeit alle seine Probleme und Sorgen wegen der Waisenkasse dem Grafen geoffenbart haben. Als gewiefter Verhandlungspartner muß er das Vertrauen des Grafen gefunden haben, besonders da es ihm gelang, die Altlasten aus der Affäre von Frey zu bereinigen. Jedenfalls konnte er trotz Querschlägen durch das Rentamt unter dem Schutz des Grafen seine interne Arbeit mit der Waisenkasse fortsetzen.

Die Notlage von 1816/17 brachte beim Thema ‚Armenfürsorge' ein Umdenken bei der Regierung. Mit der Säkularisation war die gesamte klösterliche und gemeindliche Armenfürsorge auf den bayerischen Staat übergegangen. Die Sozialeinrichtungen sowie die Waisenkassen fielen unter das Stiftungsvermögen, das ab 1807 in München zentralisiert und bürokratisiert wurde. Der Staat wollte Unterstützungen nur an Menschen vergeben, die nicht arbeiten konnten oder besonders bedürftig waren. Es wurden jeweils Bedarfsprüfungen angeordnet. Ihren Niederschlag fanden die Anweisungen in der Verordnung über die Armenpflege vom 2. Februar 1808[243].

Mit der kostspieligen Bürokratisierung und Zentralisierung hatte der Staat sich in finanziell schwierigen Zeiten überfordert, so daß ab 1811 die Zentralisierung der Armenfürsorge langsam wieder zurückgenommen wurde. Die durch Mißernten und Verwaltungsfehler verursachte Hungersnot in Bayern 1816/17 bewirkte weitere Maßnahmen. In der Verordnung vom 17. November 1816 wurde die Armenfürsorge wieder an die Stadt-, Markt- und Landgemeinden (Art. 1) zurückgegeben. Die Herrschafts- und Landgerichte hatten sich in einer gemeinsamen Bezirkspflege bei der Versorgung von Armen und Bedürftigen zu unterstützen (Art. 6). Alle in einem Pflegebezirk lebenden Untertanen hatten die Pflicht, in einer Solidargemeinschaft zur Linderung von Not beizutragen (Art. 7). Auf dem Land waren vor allem die Pfarrer und die Gemeindevorsteher zur Pflegschaft aufgefordert: Sie bildeten den Pflegschaftsrat, dessen Vorsitz die Pfarrer ausübten (Art. 11). Erwerbsunfähige Personen, die keiner besonderen Verpflegung bedurften, waren durch Almosen zu unterstützen (Art. 37). Finanziert werden sollten die Hilfsleistungen durch den Ertrag von Stiftungen, durch freiwillige Spenden und Sammlungen (Art. 61, 62). Sollte sich ein Defizit ergeben, war dieses durch Anleihen oder Gelder aus dem Gemeindesäckel auszugleichen (Art. 64)[244].

---

243) Weis, Montgelas, Bd. 2., S. 63.
244) Müller, Hunger in Bayern 1816–1818, S. 67–71; Regierungsblatt 1816, S. 779–816.

In der Verordnung über das Armenwesen wies der König auch auf die Bedeutung der Brand- und Hagelschadenversicherung sowie auf die Bildung von Sparkassen für Notzeiten, Krankheit und Alter hin[245].

Fast gleichzeitig mit der Verordnung über die Armenfürsorge wurde ein Bettleredikt erlassen. Durch das Verhängen von Strafen über Bettler und Landstreicher sollte die öffentliche Ordnung und Sicherheit gewährleistet werden. Polizeibehörden und Land- und Herrschaftsgerichte durften Strafen mit Arrest und Rutenstreichen aussprechen. In schweren Fällen war eine Einweisung in zu errichtende Zwangsarbeitshäuser vorgesehen. *Ausländer werden, soweit es ihre körperliche Beschaffenheit zuläßt, beim Eintritte in die Anstalt mit 18 bis 30 Streichen empfangen*. Wer Bettlern oder Landstreichern ein Almosen gab oder Unterkunft gewährte, wurde mit einer Geld- oder Arreststrafe belegt (Art. 10, 11). Die Bevölkerung durfte gegen ‚bewaffnetes Gesindel' mit Waffengewalt vorgehen (Art. 16)[246].

Graf Waldbott von Bassenheim erhielt Mitteilung von einem Schreiben vom 27. Januar 1817 des Kgl. bair. Appellationsgerichts des Illerkreis, Memmingen, das dem allerhöchsten Befehl zu folgen hatte. In dem Brief wird auf ein Rescript vom 19. August 1814 mit folgendem Inhalt Bezug genommen: Die Gelder der Waisenkasse Buxheim werden durch die Haftungsverbindlichkeit des Grafen als hinreichend gesichert erachtet. Da aber die General-Kommission des Illerkreises Bedenken wegen der Sicherheit habe, *so erteilen wir, um diese zu heben, und allen Gläubigern, welche bei der genannten Waisen, oder eigentlich Kreditkasse*[247] *zu Buxheim Gelder anlegen, die möglichste Sicherheit zu verschaffen, dem Appellations Gericht den Auftrag*[248]. Es wird vom Grafen verlangt, er solle für die Gelder und Schuldscheine der Waisenkasse die Haftung als Selbstschuldner übernehmen, und künftig habe der Graf von jedem ausgestellten Schuldschein dem Appellationsgericht Meldung zu machen.

Den Inhalt des Briefes teilte der Graf am 10. Februar 1817 von Aschaffenburg aus dem Rentamt mit mit dem Bemerken, daß er vermute, das Rentamt trenne allgemeine Kredite nicht von der Waisenkasse. Er wehrt sich gegen die Aufbürdung der Haftung für die Waisenkasse. Bei seiner Besitznahme von Buxheim habe er die Auflösung der Waisenkasse betrieben und das Verbot von Geldanleihen ausgegeben. Der Zweck der noch bestehenden Waisenkasse sei die Abwicklung von Aktiva und Passiva. Er geht dann auf die ungeklärte Frage ein, ob Kreditinstitute einen öffentlichen oder privaten Status hätten. Wie er wisse, habe 1815 Pater Prior von Buxheim eine lange Konferenz mit Stichaner[249] gehabt, dem Generalkommissär des Illerkreises: *ich jedoch nicht*

245) HAUF, Von der Armenkasse zum Universal-Kreditinstitut, S. 48.

246) MÜLLER, Hunger in Bayern 1816–1818, S. 67–71; Regierungsblatt 1816, S. 779 f. und 886 f.

247) Die irreführende Bezeichnung ‚Kreditkasse' für die Waisenkasse durch den Buxheimer Herrschaftsrichter führt bei den Ämtern und Gerichten zu einer fortwährenden Unklarheit über diese Institution.

248) StAA, Rentamt Buxheim 51.

249) Zu Stichaner ist zu bemerken: Er war von 1810–1813 Stadtkommissär von Augs-

weiß, was unter ihm hinter meinem Rücken abgehandelt worden ist, so ist gegenwärtiges Rescript den übrigen W.K. Administratoren nicht mitzutheilen, sondern von demselben allein zu erledigen[250]. Mit dieser Anweisung wollte der Graf die übrige Waisenkassenverwaltung ausgeschaltet wissen und verlangte Kontakt- und Stellungnahme allein von Lipburger. Zur Klärung bei Gericht wurde die Angelegenheit dem Advokaten Hohenegger übertragen.

Das Rentamt teilte dem Grafen am 31. Februar 1817 folgendes mit: Das Rescript vom 19. August 1814 sei ihnen unbekannt und in der Kanzlei nicht auffindbar. Es wird dann auf das Arrangement mit Prior Lipburger und die Guthaben bei Schwanen-Mayer eingegangen. Zudem gibt das Rentamt die Zusammenstellung der Passiven nach dem Waisenkassenbuch mit Stand 31. Dezember 1816 wie folgt an:

	Kapital fl	Zins fl
Waisen	22.365,55,–	3.530,35,–
Untertanen	23.534,17,5	3.395,35,3
Fremde	27.933,--,–	3.683,44,2
Insgesamt	73.833,12,5	10.609,54,5

Zur Deckung der Passiva werden folgende Aktiva genannt:[251]

	Kapital fl	Zins fl
Amendinger Stiftung	395,--,–	31,36,—
Rentamtsobligationen, darunter fl 25.000 Kaisheim	29.945,--,–	
Eisenburg Stiftungskapital	180,--,–	15,24,–
Stadt Leutkirch	8.750,--,–	6.496,02,6
Neuhausen	650,--,–	73,––,–
Ottmannshofen, Jos. Hermann	1.000,--,–	678,06,6
Ochsenhausen, Fürst Metternich	22.000,--,–	2.687,––,–
Ursberg	1.130,--,–	89,45,–
Fürst Wallerstein	5.000,--,–	3.227,46,5
Wurzach Fürst	2.350,--,–	972,32,4
Zeil	7.350,--,–	514,22,4
Waisenkassen-Administrator Peter Lipburger[251]	5.083,12,5	–
	73.833,12,5	15.403,23,2

burg und ein Gegner der Zentralbehörden. Gegen den Willen der Augsburger Bevölkerung ernannte ihn der König 1813 zum Generalkommissär des Illerkreises. Hier hatte er 1814 die Übergabe Vorarlbergs an Österreich und den Übergang Aschaffenburgs an den Bayerischen Staat zu regeln; s. a. Bayern entsteht, S. 137.

250) StAA, Rentamt Buxheim 51.

251) Prior Lipburger hatte der Waisenkasse fl 5.083,12,5 vorgestreckt.

Ein Briefentwurf von Herbeck in dieser Angelegenheit (ohne Datum) an das Appellationsgericht bringt folgendes zum Ausdruck[252]:

- Der Graf hat keine Erklärung zum Fortbestand der Waisenkasse gegeben, vielmehr bei Herrschaftsübernahme deren Auflösung angeordnet.
- Die Waisenkasse ist keine Kreditkasse des Grafen.
- 1812 war der Passivstand der Waisenkasse fl 155.908,25,-.
- Die Waisenkasse und die Kreditkasse (= ehemalige Prioratskasse) waren schon zur Zeit der Kartause zwei getrennte Kassen. Es hat nie eine Vermengung stattgefunden.
- Die Waisenkasse war eine selbständige Anstalt zum Wohle des Landes.
- Die Leute konnten ihr Spargeld anlegen. Obligationen waren damals noch unbekannt. Jeder konnte auf Verlangen sein Geld zurückbekommen, ohne Verwaltungskosten.
- Die Spargelder wurden in den Zins gelegt und waren mit Sicherheit nach Aufkündigung leicht zu erhalten.
- Bei der Übernahme durch den Grafen sah die Subdelegations-Commission die Waisenkasse als getrennte Kasse an. Andernfalls hätten die Passiven der Waisenkasse dem Domänenetat zugeordnet werden müssen, was nicht geschah. Der Graf erhielt als Entschädigung fl 176.000 aus Klosteraktiva.
- Durch die Souveränität von Buxheim wurden die Kredite aufgelöst. Die große Stockung von Bargeldzahlungen machte das Einholen der Kredite unmöglich. Die Notlage erforderte die Schleifung der Waisenkapitalien, wodurch der Waisenkassenbestand sich um die Hälfte verminderte. Die Waisenkasse hat seit 1812 keine Gelder und keine Obligationen vergeben. Der Graf bittet um 5 Jahre Zeit für die Abtragung der Angelegenheit.

d) Waisenkassen-Obligationen bei Schwanen-Mayer

Der Kaufmann Johann Sigmund Mayer (bzw. Mayr) lebte in Memmingen im Haus ‚Zum Schwanen', daher seine Nennung ‚Schwanen-Mayer'. Als Weinhändler reiste er viel und kannte zahlreiche Persönlichkeiten. Sein geschäftliches Engagement umfaßte auch Geldgeschäfte. Am 20. Mai 1802 kaufte er den Prämonstratensern des Klosters Rot an der Rot ihr Haus in Memmingen für fl 3.300 ab[253]. Oberamtmann von Frey und Prokurator Peter Lipburger der Kartause Buxheim kannten den Memminger Geschäftsmann über den Weinhandel und sonstige Geschäftsbeziehungen.

Die Verbindung des Prokurators zu seiner Vorarlberger Heimat war nie abgerissen. Über die Kaufleute seiner Verwandtschaft verfügte er über Kontakte zu Bregenz. Als es galt, den durch von Frey verursachten Schaden zu begleichen, bog er dazu das Bregenzer Guthaben der Buxheimer Waisenkasse via Kartause Ittingen um. Auch Obligationen des Klosters Ochsenhausen widmete er um, um die Schulden des Oberamtmanns möglichst schnell abzutragen,

252) StAA, Rentamt Buxheim 51.

253) Maier, Die Säkularisation der Prämonstratenser-Reichsabtei Rot an der Rot (1802–1803), S. 440.

denn alle Guthaben bei Nachbarklöstern waren vom bayerischen Staat konfisziert und daher unerreichbar. Auch der Adel verfügte aufgrund der Umwälzungen kaum über Kapital. Die Obligationen auf Ochsenhausen waren Guthaben bei der Landschaft. Landschaften hatten bis 1807 Bestand, daher war dieses Kapital bis dahin einforderbar. Der Prokurator/Prior konnte als Kartäuser auswärts kaum agieren. Für seine Aktionen brauchte er eine einflußreiche Person, die unauffällig auf Geschäftsreisen Geldgeschäfte erledigen konnte. Geldgeschäfte waren zu dieser Zeit Münzgeschäfte, Papiergeld war noch nicht im Gebrauch.

Schwanen-Mayer muß mit Bregenz und der Kartause in Ittingen in Verbindung getreten und in den Besitz der Buxheimer Obligationen gekommen sein, mit denen er das Vorarlberger Waisenkassenguthaben kassieren konnte. Unter dem 6. September 1809 sind im Waisenkassenjournal unter Einnahmen fl 18.000 Bregenzer-Kapital und fl 1.400 Zins verbucht[254]. Über die fl 18.000 besaß die Kartause in Ittingen eine Obligation von Buxheim[255]. Dies läßt sich in der Waisenkassenbuchführung aber nicht nachweisen, vermutlich war es ein Prioratsguthaben[256]. Mit den fl 18.000 beglich Schwanen-Mayer im Auftrag von Prior Peter Lipburger die Schulden in Höhe von fl 14.500 und die Zinsen mit fl 2.740 des vormaligen Oberamtmanns bei den Gebrüdern von Lenz.

Außerdem kassierte Schwanen-Mayer im Laufe der Zeit noch folgende Vorarlberger Guthaben für die Kartause Buxheim, die im Waisenkassenjournal eingetragen sind[257]:

6. Juni 1809	Zins	6.600 fl
6. September 1809	Zins	1.400 fl
1. Februar 1810	Zins	1.000 fl
24. Juni 1810	Zins	500 fl
30. September 1810	Zins	1.000 fl
1. Juli 1811	Kapital	20.000 fl
29. Februar 1812	Zins	1.000 fl
Insgesamt		31.500 fl

Bei Anrechnung einer Zinsschuld ergibt sich eine Schuld von Schwanen-Mayer von fl 33.000. Im Waisenkassenjournal erscheint der Posten fl 33.000 Schwanen-Mayer am 25. Mai 1812 sowohl unter Einnahmen als auch unter Ausgaben[258]. Es ist bilanzmäßig ein Durchlaufposten.

254) StATG, Kartause Buxheim 7'42'555, S. 106.
255) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 428.
256) Am 11. November 1796 hatte die Kartause Buxheim von der Kartause Ittingen ein Darlehen über 10.000 Gulden aufgenommen; s. a. AAO, BA Ittinger Kapital (STÖHLKER ODW 16 a, b und c).
257) StATG, Kartause Buxheim 7'42'555, S. 105 f.
258) StATG, Kartause Buxheim 7'42'555, S. 105 f.

Im Konferenz-Protokoll vom 15. April 1812 ist die Übergabe von 2 Aktiv-Obligationen mit fl 16.000 und fl 17.000 durch Schwanen-Mayer an Herbeck festgehalten. Schwanen-Mayer verspricht, den ab 15. April 1812 fällig werdenden Zins von 5 % zu bezahlen[259]. Die Kapital- und Zinsschuld wird fortlaufend bis 1818 in den Waisenkassenbüchern aufgeführt und berechnet. Bei den fl 33.000 und fl 10.578 Zins heißt es 1818: durch Kompensation erledigt[260]. Ferner wird in der Waisenkassenrechnung von 1818 vermerkt: *durch den Verkauf des Schwanen Mayerschen Passivums an Wendelin Mayer zu Memmingen p. 1. April 1818 zu 4 % Soll fl 19.907,56,-, Comp. fl 10.907,56,-*[261]. Schwanen-Mayer hat damit die Finanzangelegenheit auf seinen Sohn Wendelin übertragen und somit aus seinem eigenen Vermögen ausgeschieden. Schwanen-Mayer hatte in der Periode zwischen 1817–1819 beim Bankhaus Wohnlich & Froelich, Augsburg, fl 10.000 und beim Bankhaus Carli, Augsburg, fl 20.000 anliegen[262]. Inwieweit Schwanen-Mayer von dem Finanzskandal um die Lotterie-Anleihen betroffen war, ist unbekannt.

Am 12. März 1818 bevollmächtigte der Prior Waisenkassen-Direktor Herbeck, mit Schwanen-Mayer und dessen Sohn Wendelin die noch offenen Waisenkassengelder abzurechnen[263]. Das über Schwanen-Mayer abgewickelte Geschäft gehört zur Schuldensache von Oberamtmann von Frey.

e) Vertrag zwischen Graf Waldbott von Bassenheim und Prior Peter Lipburger vom 14. März 1818

Am 14. März 1818 kam es zwischen Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim und Prior Peter Lipburger zu einem Vertrag, der die Waisenkasse auf eine neue Basis stellte[264]. Gegen die Aushändigung von zwei in der Waisenkasse registrierten Obligationen des Schwanen-Mayer machte der Prior folgende Zugeständnisse:

- Er werde die Waisenstipendien von fl 10.907,56 (Kapital plus Zinsen) dem Rentamt übergeben,
- die Ittinger Obligation über fl 10.000 samt den fälligen Zinsen innerhalb von 4 Wochen beibringen;
- Begleichung einiger kleinerer Posten von rd. fl 3.000.
- Er werde seine Sustentation bis zum 1. Januar 1818 Graf Friedrich Karl gegenüber als vollständig empfangen bestätigen. (Fürst Fugger Babenhausen war mit den Sustentationszahlungen stets im Verzug. Möglicherweise handelte es sich um einen Betrag von rd. fl 10.000.)
- Er erklärte sich mit der Reduzierung seiner Bezüge von bisher fl 1.400 auf fl 600 einverstanden, wenn Pater Michael de Crignis, Pater Anton Sch-

259) StAA, Rentamt Buxheim 88.
260) StAA, Rentamt Buxheim 51, 58 und 152.
261) StAA, Rentamt Buxheim 51.
262) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 421.
263) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 465.
264) AAO, BA Pensionsverbindlichkeit gegen die Buxheimer Exkonventualen, ODW 335.

weickart und er die bisherigen Wohnungen behalten dürften so lange sie wollten. Wenn sie anderen Orts leben wollten, auch dort ihre Sustentation ‚verzehren können', ohne für die aufgegebene Wohnung einen Ersatz zu bekommen. Die Herrschaft die ehemaligen Klosterdiener Michael Betz und Anton Weiß akzeptiere.

Diese Vereinbarungen wurden verbindlich. Damit hatte der Prior die Waisenkasse von den Obligationen Schwanen-Mayers entlastet.

Für den Prior war es sicher nicht einfach gewesen, die Angelegenheit Schwanen-Mayer zu bereinigen. Zudem war er gesundheitlich angeschlagen. Eine verschleppte Erkältung zum Jahreswechsel 1817/18 verursachte hohes Fieber und fesselte ihn bis Mitte März 1818 ans Haus. Er war nicht mehr in der Lage, das Brevier zu beten oder in die Kirche zu gehen[265]. Anfang Juni 1818 reiste er zur Priorenwahl nach Ittingen und kehrte erst Ende Juli nach Buxheim zurück. Während seines Aufenthalts in der Schweiz weilte er auch zur Kur in Baden (Aargau) zur Rehabilitation seiner angeschlagenen Gesundheit.

In der Waisenkassenrechnung 1820 wird angegeben, Wendelin Mayer zahle die Beträge von fl 10.907,56 und Zinsen von fl 747,08,- und fl 345,25,- durch Kompensation[266]. Ob Prior Lipburger sich an der Kompensation beteiligte, ist unbekannt.

Schwanen-Mayer soll 1821 in ein ‚Schuldwesen' verfallen sein[267]. Am 16. Juli 1821 bestätigte der Prior, daß sämtliche von Frey'schen Obligationen befriedigt seien[268]. Herbeck bekam als Verwandter des ehemaligen Oberamtmanns den Auftrag zur ausschließlichen und endgültigen Abwicklung der Angelegenheit; Prior Peter Lipburger zog sich aus der Sache zurück. Am 13. Juli 1825 – Lipburger war bereits Prior in Ittingen – erhielt Herbeck von ihm nochmals Order, die Forderungsangelegenheiten mit Schwanen-Mayer zu erledigen. Er hätte dies noch gerne bei Lebzeiten ‚gestaltet', damit die Kartause Ittingen nach seinem Tode keine Probleme habe[269].

f) Klagen des Herrschaftsrichters gegen die Administration der Waisenkasse

Herrschaftsrichter Fey ging als Waisenkassen-Mitadministrator mit einer Beschwerde beim Grafen am 12. Dezember 1819 gegen Rentmeister Herbeck und Prior Peter Lipburger wegen der Waisenrechnung von 1818 vor. Vom Schreiber Sanens sei ihm der Waisenkassen-Rechnungsbericht von 1818 zur Unterschrift vorgelegt worden, den er aus folgenden Gründen nicht unterschreiben könne: Seit 2 Jahren werde die Waisenkassen-Instruktion nicht mehr

265) Brief vom 18. März 1818 Prior Peter an seinen Bruder Anton in Andelsbuch, in: Nachlaß Dr. Eberhard Tiefenthaler, im Besitz seines Sohnes Konstantin Tiefenthaler, A-6833 Weiler, Kopien bei Martina Spies.
266) StAA, Rentamt Buxheim 57.
267) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 421.
268) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 437.
269) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 466–470.

beachtet und er als Herrschaftsrichter *wie das 5. Rad am Wagen behandelt*[270]. Entgegen der Instruktion würden keine mündlichen Konferenzen abgehalten und auch keine Protokolle verfaßt. Lipburger habe Fälle ohne ihn erledigt. Er habe nichts über Einnahmen und Ausgaben erfahren. Das Manual und Journal lägen nicht mehr im Waisenkassenlokal, sondern beim Rentmeister. Er könne daher diese Unterlagen nicht mehr von Zeit zu Zeit kontrollieren. Es folgen Beschwerdepunkte zu einzelnen Fällen. Ausländische Gläubiger würden bevorzugt (dies waren Gläubiger der ehemaligen Herrschaft Buxheim, die an Württemberg gefallen sind), ferner würden Reiche und die Kirchenfabrik Obenhausen besser behandelt als die armen Buxheimer Einheimischen.

Am 19. Dezember 1819 ging Lipburger auf die Beschwerde ein. Es sei natürlich, daß die Leute mit Briefen und Geld auf ihn zukommen würden als dem älteren Waisenkassenverwalter. Die Waisenkasse habe kaum mehr Einnahmen. Die Ausgaben gingen dahin, wo die Gefahr von Strafverfahren drohe. Die Waisenkassenverwalter sprechen und korrespondieren miteinander. Er sei mit dem Gang der Geschäfte zufrieden, welche die Mitadministratoren einschlagen: *es ein leeres Phantom ist, was Eines der verehrlichen Mitglieder in dem Augenblicke beschäftigt*[271].

Graf Waldbott von Bassenheim antwortete der Waisenkassen-Administration am 20. Dezember 1819. Er nimmt einen Fall heraus, der befriedigt werden mußte, um eine Klage zu vermeiden. Es folgt die Anweisung, die Instruktion zu befolgen und den Herrschaftsrichter wieder teilnehmen zu lassen. Diesen tadelt er wegen der Beschwerde erst nach 2 Jahren.

Daraufhin adressierte *Herrschaftsrichter Fey als Administrator der Waisenkasse* am 3. Februar 1820 seine Beschwerde an den H. Director Rentmeister Herbeck und den Mitadministrator Herrn P. P. Lipburger. Er beschwert sich über mangelnde Protokollführung. Wegen Dringlichkeit würden Fälle ohne Protokoll erledigt, das sei nicht nötig gewesen. Er müsse auf die Instruktion bestehen. Der Verweis des Grafen wegen des zweijährigen Stillschweigens träfe ihn nicht, sondern diejenigen, die die Instruktion nicht befolgten.

Am 5. Februar 1820 wendete sich Herbeck an den Grafen. Wegen der Unterschriftsverweigerung von Fey würde er gerne mit dem Grafen alleine sprechen. Damit der Dienst nicht leide, hätten sie statt der Konferenz die Schriftform gewählt. Frage an Graf Waldbott von Bassenheim: Ob das möglich sei? Das Waisenkassenlokal sei im Winter für Konferenzen ungeeignet, da nicht heizbar. Am gleichen Tag erging ein Schreiben von Fey an Herbeck. Er fordert wieder die Befolgung der Instruktion. Demnach seien schriftliche Anträge als instruktionswidrig zu erachten.

Im Schreiben vom 20. Februar 1820 an den Grafen brachten Herbeck und Pater Lipburger das Problem Fey auf den Punkt: Fey isoliere sich und stelle dann Kollegen als Beklagte hin. Fey habe die Waisenkasse beim Grafen und an mehreren Orten in ein nachteiliges Licht gesetzt. Es sei kein Geld in der

270) StAA, Rentamt Buxheim 158.
271) StAA, Rentamt Buxheim 158.

Kasse, daher müsse man immer versuchen zu vermitteln und beruhigen. Zum Geschäft gehöre höhere Einsicht *als sie ein Geschäftsmann haben möchte, der unumwunden bekennt, bisher das fünfte Rad am Wagen gewesen zu seyn*. Es stimme nicht, daß die Kollegen Geschäfte ohne seine Unterschrift gemacht hätten. Fey habe oft in der Herrschaftskanzlei zu tun und komme erst am Ende der Verhandlung zur Unterschrift. Der Herrschaftsrichter sei *von einem bösen Dämon angesteckt*[272]. Er wüte gegen Kollegen in Gegenwart der kreditierenden Bauern *als läge ein Betrug in der Mitte*. Einmal wollte er sogar einen Bauern, der fl 1.000 bei der Waisenkasse hatte, protokollarisch von Gerichts wegen einvernehmen mit der Behauptung, daß dieser fl 2.000 bei der Waisenkasse angelegt habe. Fey benehme sich so ‚pöbelhaft', daß den 2 Mitadministratoren nichts übrig bleibe, entweder mit ihm zu raufen oder die Sitzung gleich aufzuheben, *wie dann auch letzteres wirklich geschehen ist*. Solche Auftritte habe Fey als Advokat vor den unzufriedenen Kreditoren *vom Zaun gerissen*[273] gegen seine Kollegen in Gegenwart der Parteien anläßlich der Konferenzen. Das war *eben kein Dienst*. Trotzdem hätten sie bei allen wichtigen Geschäften Konferenzen abgehalten bis Fey sie denunzierte und sich den Kollegen entgegenstellte. Daher werden sie in Zukunft die Schriftform wählen. Sie wollen auch kein Konferenzbuch mehr führen, sondern einzelne Protokolle. Ein einzelnes Protokoll sei bei Gericht leichter vorzulegen als ein ganzes Buch. Fey könne die Rechnungsbücher einsehen. Er sei jedoch nicht Rechner weder Prinzipal noch Kontrolleur. Rechner sei der Rentmeister. Es sei diesem nicht verboten, die Bücher zur Arbeit in das Rentamt zu nehmen. Die Instruktion sage nichts darüber, wo Geld verwahrt werden solle. Der Rechner müsse oft vermitteln, beruhigen und trösten, wenn kein Geld vorhanden sei. Pater Prior unterstütze oft mit Rat und Geldvorschuß und trage zur Beruhigung der Kreditoren bei: *Was tat Herr Herrschaftsrichter*[274]?

Es werden einige Geschäftsvorfälle erläutert. Einmal wurde an eine Person Geld gegeben, die keine Waise war, weswegen die Waisenkasse zur Auszahlung nicht verpflichtet war. Herbeck meinte, der Herrschaftsrichter handle nicht aus Bosheit, sondern aus Geschwätzigkeit *und vielleicht aus reiner zufälligen Aversion*[275]. Der Graf wird gebeten, Fey zu veranlassen, in Zukunft alle Grobheiten zu unterlassen. Fey solle nicht durch geschwätzige Ausstreuung seine Kollegen herabsetzen.

Mit Brief vom 9. Juni 1820 aus Aschaffenburg versuchte der Graf, die Sache zu beenden. Er könne die Lage aus der Distanz nicht beurteilen. Wenn ein Mitglied eine nähere Untersuchung wünsche, solle das auf dessen Kosten geschehen. Es solle nach wie vor die Instruktion eingehalten werden. Wenn einer die Unterschrift verweigere und auf Konferenz bestehe, könne dies nicht abgeschlagen werden. Dieser habe es sich dann selbst zuzuschreiben, wenn da-

272) StAA, Rentamt Buxheim 158.
273) StAA, Rentamt Buxheim 158.
274) StAA, Rentamt Buxheim 158.
275) StAA, Rentamt Buxheim 158.

durch die Arbeit erschwert werde und dies zur Verschwendung der Arbeitszeit führe.

g) Die Waisenkasse 1820–1830

Nach den verlustreichen Kriegsjahren und der Not- und Hungerzeit 1816/17 setzte in Bayern 1820/21 mit der neuen Regierung eine Periode der Konsolidierung ein. Die Bevölkerung durfte wieder ohne obrigkeitliche Genehmigung Gottesdienste und Andachten in beiden Konfessionen abhalten. In der Biedermeierzeit widmeten sich die ehedem leidgeprüften Bürger mehr dem privaten als dem öffentlichen Leben. In Buxheim rivalisierte die Beamtenschaft zwischen Domänenkanzlei und dem Rentamt der bayerischen Regierung. Seit 1820 unterschrieb Herrschaftsrichter Fey bei der Waisenkasse auch als ‚Rechnungsführer', gefolgt von Herbeck und Lipburger. Unter Fey ist ein Wechsel der Aktuare festzustellen. Auf Sanens folgten 1821 Rheinbeck, 1822 Durocher und 1825 Kolb als Aktuar.

In der Buxheimer Waisenrechnung von 1820 wird die Schuld von Leutkirch mit fl 8.246 und die von Fürst Waldburg-Zeil mit fl 4.981 festgehalten. Außerdem schuldete die Staatsschuldentilgungskasse der Waisenkasse fl 39.278. Davon fl 28.553 aus Orten, die an Württemberg übergingen[276]. In der Waisenrechnung sind neben den Waisenstipendien von fl 12.979 auch die Guthaben der folgenden Kirchen- und Wohltätigkeitsstiftungen verbucht[277]:

Amendingen Frühmeßstiftung und Kirchenfonds	fl	5.240
Kirchenfabrik Beuren	fl	1.250
Wohltätigkeitsstiftung Neuhaus	fl	792
Kirchenfabrik Obenhausen	fl	4.066
Stiftung Westerhart	fl	323

Diese Stiftungen wurden im Laufe der Zeit auf die Waisenkasse überführt.

Daß diese Heiligengelder und Wohltätigkeitsstiftungen nach 1802 bei den Kirchen und Gemeinden verbleiben konnten, ist begründet in der Adelsherrschaft in Buxheim und dem Fortbestand der Waisenkasse unter Prior Peter Lipburger nach 1810. Waren doch die Kirchenkapitalien begehrte Objekte der Säkularisation. Noch vor Auflösung der Waisenkassen konfiszierten die Beamten diese Gelder und ließen deren Grundlage, die dazugehörigen Kirchen, abbrechen, wenn sie es für rational erachteten.

Im Sommer 1821 hat Prior Lipburger alle Obligationen aus der Sache von Frey befriedigt und damit die Waisenkasse bereinigt[278].

Die großen Posten Leutkirch und Fürst Waldburg-Zeil sowie die Schuld der Staatsschuldentilgungskasse mit fl 22.397 waren auch im Jahr 1821 noch offen.

Daß Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim sowohl Prior Lipburger als auch den Kartäusern mit Wohlwollen begegnete, belegt die Überweisung

276) StAA, Rentamt Buxheim 57.
277) StAA, Rentamt Buxheim 57.
278) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 437.

Abb. 14: Kartause Ittingen, Thurgau (Schweiz).
aus: SPEICH – SCHLÄPFER, Kirchen und Klöster in der Schweiz, S. 291.

von fl 10.000 am 8. August 1822 an die Kartause Ittingen. Das war der Betrag für die Ittingen gehörende Obligation, die Prior Lipburger am 14. März 1818 ausgehändigt hatte. Das Geld ließ er über ein Frankfurter Handelshaus wie folgt übermitteln:

fl	10.000	Kapital
fl	700	Zins für 21 Monate zu 4 %
fl	10.700	an Kartause Ittingen
fl	155	Überweisungskosten, die der Graf übernimmt[279].

1822 mußte sich die Waisenkasse weiterhin mit der Einforderung von Guthaben, insbesondere bei der Staatsschuldentilgungskasse, herumschlagen und zudem mit der Abwicklung der Waisenkassenkonten in den nun zur Krone Württembergs gehörenden Orten. Die Schulden von Leutkirch waren 1822 noch immer nicht beglichen[280]. Ansonsten setzte sich bei der Waisenkasse die langsame Reduzierung der Aktiva und Passiva fort. Herbeck führte unter Herrschaftsrichter Fey die Waisenkasse. Prior Lipburger hielt sich offiziell im Hintergrund. Aus der Abwicklung von Waisenkassengeschäften (Belege, Quittungen und

279) AAO, BA Ittinger Kapital (STÖHLKER ODW 16a, b und c).
280) StAA, Rentamt Buxheim 57.

sonstige Aufzeichnungen) ist aber seine nach wie vor aktive Mitarbeit zu erkennen. Für das Geschäftsjahr 1823 fehlen Manual und Waisenkassenrechnung.

Zwei Todesfälle führten 1824 zu Veränderungen in der Herrschaft Buxheim. Am 19. Oktober 1824 verstarb Gräfin Isabella, die Mutter von Graf Friedrich Karl. Mit ihrem Ableben trat ihre testamentarische Verfügung, der ‚Isabellen-Fonds' in Kraft.

In der Kartause Ittingen verschied am 4. September 1824 Prior Benedictus Müller. Mit ihm stand Peter Lipburger in ständigem Kontakt. Nach der Information per Eilboten reiste dieser sofort nach Ittingen, wo er zum Wahlpräsidenten bestimmt wurde. Den 70jährigen ehemaligen Buxheimer Prior wählten die Ittinger Kartäuser zu ihrem Prior. Wenngleich Lipburger seit 1811 nicht mehr in einer Kartäuser-Gemeinschaft lebte, behandelte ihn der Orden nach wie vor als regierenden Prior, den man zum Generalkapitel in die Grande Chartreuse einlud.

Nach Mitte Oktober kehrte der neu gewählte Prior von Ittingen nach Buxheim zurück, um seinen und seines Bruders Wegzug in die Wege zu leiten. Seine Verwandten in Andelsbuch bat er, den kranken Bruder abzuholen und zu übernehmen. Zum 1. November 1824 wollte er wieder in Ittingen sein und sein Amt antreten. Außer seinem persönlichen Hausstand nahm er Eigentum der ehemaligen Kartause mit (sakrale Gegenstände, Paramente, Rosenkränze, Bücher, Tabakdosen usw.). Zum späteren Vorwurf, er habe die von der Schwester von Pater Michael de Crignis dem Kloster geschenkte Handbibliothek mitgenommen[281], meinte Rechtsanwalt Dr. Hellmuth: Die Bücher wurden dem Kloster geschenkt und nicht dem bayerischen Staat[282]. Nachdem Herrschaftsrichter Fey die fehlende obrigkeitliche Lizenz für die Ausfuhr der Lipburger Habe reklamierte, erteilte der Graf sofort die Auswanderungs- und Ausfuhrerlaubnis in die Schweiz. Der Prior von Ittingen bedankte sich mit Brief vom 15. Dezember 1824 beim Grafen für die Hilfe beim Wegzug mit dem Versprechen der täglichen Fürbitte. In einer Korrespondenz Ende des Jahres 1824 dankte der Prior dem Grafen auch noch für die weitere Gewährung seiner Bezüge aus Buxheim[283].

Bei der Abreise nach Ittingen erhielt Herbeck von Prior Peter Lipburger eine Vollmacht mit Datum vom 12. Dezember 1824, mit der er berechtigt war, *ihn in allen Angelegenheiten, welche im Königreiche Baiern vorkommen sollen, zu vertreten*[284]. Außerdem gab der Prior Rentmeister Herbeck fl 12.000 von seinem Guthaben bei Fürst Fugger Babenhausen. Des weiteren vereinbarte er mit der Standesherrschaft am 15. Dezember 1824 die Reduzierung seiner jährli-

281) Stöhlker, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 340 und 389; Faust – Prusinovsky, Die Buxheimer Sammlung der Abtei Ottobeuren, S. 125, Anm. 24.

282) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 492.

283) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (Stöhlker ODW Fasc. 335).

284) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 531.

chen Bezüge von bisher fl 600 auf fl 480 zugunsten seiner beiden in Buxheim verbliebenen Diener[285].

In 1824 beglich Leutkirch die Schulden. Ferner reduzierte sich die Schuld der Staatsschuldentilgungskasse auf fl 614. Vermutlich hat sich der Prior vor seinem Weggang bemüht, diese Posten zu bereinigen. 1825 bezahlte auch Fürst Waldburg-Zeil seine Schulden. Dadurch war ein Bargeldeingang von fl 8.455 zu verzeichnen. Fl 2.455 wurden mittels Kompensation abgewickelt[286]. Die Bilanz der Waisenkasse unterzeichnete nur der Rentbeamte Herbeck.

1825 kam es in Bayern zum Regierungswechsel. Der plötzliche Tod von König Max I. am 12./13. Oktober 1825 machte seinen 29jährigen Sohn zum neuen Regenten Bayerns. Tief betroffen ließ König Ludwig I. auf der silbernen Urne, in der das Herz des Monarchen in Altötting beigesetzt wird, eingravieren: *Das beste Herz*[287]. Mit der Regentschaft von Ludwig I. begann für die Bevölkerung, trotz einer stürmischen Regierung, eine friedvolle Zeit des Aufbaus und der Entwicklung. Auch eine Rückbesinnung auf die zahlreichen kostenlosen Dienstleistungen der Orden setzte ein.

1826 hatten die Kirchen- und Wohltätigkeitsstiftungen sowie die Waisenstipendien ein Guthaben von fl 21.422 bei der Waisenkasse. Auf reine Waisengelder entfiel eine Summe von fl 20.561[288]. Im März 1826 gab der Prior von Ittingen das Stiftungskapital von fl 1.895,46,- als Spende für die Bedürftigen von Buxheim und Westerhart frei, daraus entstand die Lipburger Armenstiftung. Dieser Posten ging in die Waisenkassenrechnung per 1827 mit fl 1.462 Kapital und fl 705,27,3 Zinsen, insgesamt fl 2.165,3 ein. 1827 hören die Kontenausgleichungen via Kompensationen in der Waisenkasse auf. In diesem Jahr waren bei der Waisenkasse fl 23.829 Stiftungsgelder und von privat fl 18.804 angelegt. An Forderungen sind noch fl 40.511 offen[289].

1828 war Herbeck nach der Pensionierung von Herrschaftsrichter Fey zum 1. November 1828 der alleinige Verwalter und Rechnungsführer der Waisenkasse. Über Herrschaftsrichter Sigmund Fey, der seit 1791 im Dienst der Herrschaft Buxheim stand, bemerkte der ‚Domänen Kanzlei Direktor und Rath' des Grafen Waldbott von Bassenheim, Johann Georg von Blon (genannt Blum), in seiner Familiengeschichte, die er 81jährig 1845 verfaßte, folgendes: *Im Jahre 1828 wurde der Herrschaftsrichter Fey, der sich fortwährend widerspenstig gegen seine Herrschaft benommen, mit seinem Actuar Kolb entlassen, ersterer pensionirt, und ihre Stellen mit dem Doctor Juris Clemens Hellmuth und dem Johann Fleckenstein als Actuar remplaiirt.*[290]

---

285) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (Stöhlker ODW Fasc. 335).
286) StAA, Rentamt Buxheim 57 und 66.
287) Corti, Ludwig I. von Bayern, S. 152 f.
288) StAA, Rentamt Buxheim 151.
289) StAA, Rentamt Buxheim 57 und 151.
290) BWBZA, I. Haus- und Familiensachen, § 125. Von Blon schreibt darin die Geschichte der Grafen Waldbott von Bassenheim auf. Besonders zugetan ist er Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim und seiner Mutter Isabella. Die Aufzeichnungen dienen auch zur Selbstdarstellung. Kritisch und mit wenig Wohlwollen behan-

Der neue Herrschaftsrichter Dr. Clemens Hellmuth war ein Mann der Gründergeneration. Überall im Lande lassen sich Instituts- und Sparkassengründungen, die als nützliche und wohltätige Einrichtungen für die arbeitende Bevölkerung angesehen wurden, feststellen. Besonders in König Ludwig I. von Bayern (1825–1848) fanden diese Institute einen Förderer. So errichtete der Magistrat der Stadt Augsburg 1822 eine Sparkasse. Es folgten Sparkassengründungen in Memmingen 1824, Kaufbeuren 1825, Donauwörth 1825, Kempten 1826 und im Landgerichtsbezirk Göggingen 1826[291].

Als Herrschaftsrichter unterstand Dr. Hellmuth auch die Waisenkasse Buxheim. In der Waisenkassenrechnung befand sich 1828 u. a. der Posten ‚Waisenstipendien' in Höhe von fl 10.907,56,- In der Passivliste von 1804 werden die Waisenstipendien mit einem Kapital von fl 4.346 und fl 2.410,26,1 Zins (= gesamt fl 6.747,26,1) ausgewiesen[292]. Zur Zeit der Kartause flossen in die Waisenstipendien Gebühren, Strafen, Taxen und Spenden. Daraus bestritt das Kloster Schul- und Lehrgeld für arme Kinder.

1828 erstellte die Waisenkassenverwaltung die letzte Waisenrechnung. Es war ein Jahr der Neuorientierung in der Verwaltung von Buxheim aufgrund der Verrentung von Herrschaftsrichter Fey und die darauf folgende Übernahme durch Herrschaftsrichter Dr. C. Hellmuth. Die Schlußbilanz der Waisenkasse weist ein Guthaben von fl 41.496 und Schulden von fl 41.561 aus. Diese Summe teilt sich auf in Guthaben der Stiftungen von fl 22.859 und von Privaten fl 18.702[293]. Das Guthaben der Staatsschuldentilgungskasse beträgt nur mehr rd. fl 237. Über die Kapitalien, die die Waisenkasse den Anlegern zwischen 1812–1828 schuldete, gibt die nachstehende Liste Auskunft.

Entwicklung der Passiven (Guthaben bei der Waisenkasse) zwischen 1812 und 1828 (Zahlenangaben jeweils zum Beginn und zum Ende des Jahres) [294]:

1812	fl	189.644	fl	160.985
1813	fl	162.316	fl	143.786
1814	fl	144.491	fl	127.160
1815	fl	128.135	fl	112.437
1816	fl	113.226	fl	111.664
1817	fl	111.864	fl	108.456
1818	fl	120.446	fl	78.235
1819	fl	79.763	fl	65.525
1820	fl	65.525	fl	60.245

---

delte er die während seiner Amtszeit in der Verwaltung von Buxheim tätigen Personen.

291) Intelligensblatt Nr. 21 des Königl Bayerischen Oberdonaukreises, 24. Mai 1830, S. 684 f.

292) PAB, Fach XII, Fasz 6, S. 1–14.

293) StAA, Rentamt Buxheim 151. Die genannten Zahlen enthalten Kapitalien plus Zinsen.

294) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (Stöhlker ODW Fasc. 335). Das ist keine bilanzierte, sondern eine ad hoc aufgestellte Liste. Endzahlen eines Jahres stimmen nicht mit den Anfangszahlen des darauffolgenden Jahres überein.

1821	fl	60.245	fl	48.589
1822	fl	49.154	fl	46.414
1823	fl	48.495	fl	41.491
1824	fl	43.337	fl	38.977
1825	fl	39.517	fl	37.562
1826	fl	38.711	fl	37.850
1827	fl	39.632	fl	37.519
1828	fl	38.054	fl	36.626

Gräflich Waldbott Bassenheimische Waisenkassen-Verwaltung, gez. Herbeck.

Auszug aus den Bilanzen der Waisenkasse von 1820–1828[295]

Jahr	Einnahmen fl	Ausgaben fl	Mehrausgaben bzw. Mehreinnahmen fl
1820	68.099	68.548	449 Mehrausgaben
1821	54.653	55.984	1.331 Mehrausgaben
1822	52.877	55.852	975 Mehrausgaben
1823	unbekannt		
1824	43.072	42.950	122 Mehreinnahmen
1825	36.204	41.546	5.342 Mehrausgaben
1826	41.521	41.983	462 Mehrausgaben
1827	42.602	42.641	59 Mehrausgaben
1828	41.496	41.562	66 Mehrausgaben

Bei den Mehrausgaben bzw. Mehreinnahmen handelte es sich nicht um Leistungen in barer Münze, sondern um Umschreibungen und Umbuchungen bedingt durch Gebietsverluste, den Einzug von Guthaben durch die Staatsschuldentilgungskasse und die Kompensationen der Waisenkassenmitglieder untereinander aufgrund von Bargeldmangel. Die Leistung der klösterlichen Waisenkasse beruhte auf dem Vertrauen in das Verzinsungs- und Rückzahlungsversprechen. Dem Vertrauensanspruch versuchte die Waisenkassenadministration auch nach der Säkularisation, trotz der hinzugekommenen neuerlichen Belastung durch den letzten klösterlichen Oberamtmann, zu entsprechen. Die Maßnahmen der neuen bayerischen Regierung und der Staatsschuldentilgungskasse standen konträr zu diesem Bemühen. So wie sich der Administrator der Waisenkasse mit dem Generalkommissär F. J. W. von Stichaner wegen seiner Waisenkasse in Verbindung setzte, hatte er auch Kontakte zur Staatsschuldentilgungskasse in Augsburg[296]. Schließlich gelang es, die Waisen-

295) StAA, Rentamt Buxheim 58, 57, 66, 151 (die Zahlen wurden ohne Kreuzer und Heller dargestellt).

296) Über die Kontakte zu den übergeordneten Stellen fehlen noch exakte Hinweise. Bekannt ist jedoch, daß Prior Peter Lipburger sich persönlich bei den staatlichen Be-

kasse und Heiligen- und Stiftungsgelder in gesitteter Manier auf neue Institutionen zu überführen.

Im Januar 1831 kam es in Buxheim zu einer Zusammenkunft unter Leitung des Herrschaftsrichters Dr. Hellmuth. Anwesend waren: Aktuar Fleckenstein, Rentbeamter Herbeck, Gemeindevorsteher Martin Wegerle und Gemeindebevollmächtigter Johann Riedmüller. Im Protokoll vom 4. Januar 1831 wird die Auflösung der Buxheimer Waisenkasse per 30. September 1830 bestimmt[297]. Die Standesherrschaft befiehlt, die in der Waisenkasse befindlichen Kirchenstiftungen auf eine gesonderte Rechnung zu nehmen. Es erfolgt die Ernennung von Herbeck zum provisorischen Stiftungsrechner per 1. Oktober 1830. Das Guthaben der Waisenstipendien und das Geschenk des Grafen in Höhe von fl 2.000, insgesamt fl 17.314,38,5, wird der neugegründeten Waisenstipendien-Stiftung übergeben. Gleichzeitig erfolgt die Überschreibung der Waisenkassenobligationen auf die Waisenstipendien-Stiftung. Herrschaftsrichter Dr. Hellmuth nimmt die Position eines Stiftungs-Administrators ein.

Damit endet die Buxheimer Waisenkasse und mündet in die Waisenstipendien-Stiftung. Als Administrator setzt Dr. Hellmuth die Arbeit des langjährigen Waisenkassenherrn Prior Peter Lipburger und von Rentmeister Herbeck fort.

h) Waisenherr Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim

Die Waisenkasse Buxheim hätte als einzige klösterliche Waisenkasse die Säkularisation in Bayerisch-Schwaben nicht überleben können, wenn sie nicht mit Zustimmung von Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim angenommen und mitgetragen worden wäre. Daher einige Worte zu Graf Friedrich Karl.

Der Graf erblickte am 10. April 1779 das Licht der Welt. Zum Jurastudium und Studium der Philosophie weilte er in Heidelberg. Dann folgte der Besuch der Forstschule in Dillenburg. Die Studienreise führte ihn nach Frankreich. Er lebte als bekennender Katholik. Sein Vater Johann Maria Rudolph verstarb 1805. 1809 vermählte er sich mit Freifräulein Charlotte von Wambold zu Umstatt. 1810 wurde Erbgraf Karl, 1817 Tochter Isabella und 1820 Sohn Hugo Philipp geboren.

Die Abrundung und der Ausgleich seiner Besitzungen verursachten eine extensive Reisetätigkeit. Es gelang ihm, seinen Besitz zu stabilisieren, Schulden abzutragen und geordnete Besitz- und Finanzverhältnisse zu schaffen. Die Buxheimer Beamtenschaft erforderte Führungsqualitäten vom Grafen[298]. Außerdem war es nicht einfach, einige der noch verbliebenen Kartäuser zum obrigkeitlich geforderten Studium zur Befähigung für den Pfarrdienst und zur

---

hörden für die Waisenkasse einsetzte. Die Verbindungen und Beziehungen dieses Mannes sind nicht publik, aber deswegen nicht zu unterschätzen.

297) StAA, Rentamt Buxheim 66.

298) BWBZA, Aufzeichnungen der Familiengeschichte durch Joh. Georg von Blon, 1845, § 123–125. Ob die dort angegebenen Widerspenstigkeiten des Herrschaftsrichters gegen den Grafen zutreffen, konnte nicht ermittelt werden.

Übernahme einer Pfarrstelle zu bewegen[299]. Der Lebensentwurf der Kartäuser war ein anderer, als ihn die Obrigkeit vorschrieb. Der Graf hielt sich oft nur kurzfristig zwischen Reisen in Buxheim auf. Das Verhältnis Graf/Prior war trotz der Waisenkassenprobleme getragen von gegenseitiger Wertschätzung und Achtung. Der Prior stand unter dem Schutz des Grafen.

Zu seiner Mutter hatte der Graf ein herzliches Verhältnis. Seit 1824 war er in die Tätigkeit der Ständeversammlung in München eingebunden. 1825 erfolgte der Umzug des gesamten Haushalts nach München.

Graf Friedrich Karl stand als ‚Franzosenfeind' in der Gunst des bayerischen Kronprinzen Ludwig. Als der Graf sich gegen die antifeudale Politik des Prinzen wandte, vereitelte dieser 1825 bei seinem Vater König Max I. die Ernennung von Graf Waldbott von Bassenheim zum 2. Präsidenten der Ersten Kammer der Regierung. 1828 erteilte König Ludwig I. dem Grafen bei einem Treffen auf einem Hofball Hofverbot. Durch die Vermittlung von Fürst Wrede nahm er dieses nach drei Tagen aber wieder zurück[300].

1829 war ein Schicksalsjahr für die gräfliche Familie. Im Sommer 1829 verstarb Erbgraf Karl in Ungarn, wo er als Soldat Dienst tat[301]. Zu den üblichen Reisen kamen noch Kuraufenthalte des Grafen wegen seiner angeschlagenen Gesundheit hinzu.

Als es im März 1829 als Nachfolgeinstitut der Waisenkasse zur Errichtung des Waisenstipendien-Fonds kam, widmete der Graf diesem eine Spende von fl 2.000.

Nach kurzer Krankheit verstarb Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim 51jährig am 6. Mai 1830 in München. Seine letzte Ruhestätte fand er in der Familiengruft in Buxheim.

Zwar ermöglichte der Graf die Fortführung der ehemals klösterlichen Waisenkasse, so war doch Prior Peter Lipburger der Vater und die Seele dieser Kasse, deretwegen er manche Schmach und Anfechtung ertragen mußte.

4. Waisenkassen-Administrator Prior Peter Lipburger

a) Vorwürfe nach dem Tod von Graf Friedrich Karl

Nach dem Tod von Graf Friedrich Karl am 6. Mai 1830, der den unmündigen Erbgrafen Hugo Philipp hinterließ, übernahm eine Vormundschaft die

---

299) Pater Bruno Stadelmann verweigerte sich und blieb bis zu seinem Lebensende (1827) in seiner Zelle wohnen. Pater Hieronymus Back nahm das Studium erst nach mehrmaliger Mahnung und nach Androhung der Pensionskürzung auf. Er verließ seine Pfarrstelle und wohnte 1825 wieder in seiner Buxheimer Zelle. Pater Aloysius Stegmann konnte sich nach verzögertem Studium erst 1816 zur Konkursprüfung nach Androhung der Kürzung der Zahlungen entschließen. Auf seinen Patronatspfarreien gab es Schwierigkeiten. Auch er kehrte wieder nach Buxheim in seine Zelle zurück, wo er 1860 als Schloßkaplan von Buxheim verstarb; STÖHLKER, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 152 f., 221–223 und 71–73.

300) GOLLWITZER, Ludwig I. von Bayern, S. 227 und 383 f.; KRAUSS-MEYL, Das ‚Enfant terrible' des Königshauses, S. 321.

301) BWBZA, Aufzeichnungen von Blon, Supplementa II, § 19.

Geschäfte in Buxheim. Als Vormünder agierten die gräfliche Witwe Charlotte, Fürst Karl von Oettingen Wallerstein und Ignaz Albert von Riegg, Bischof von Augsburg. Die Vormundschaft leitete Rat Schott. Unter dem verstorbenen Grafen hatte Schott als Repräsentant in Prozessen im Rhein-Main-Gebiet gearbeitet, er besaß das Vertrauen von Gräfin Charlotte[302].

Aus einem Brief vom 3. Mai 1831 des Rentmeisters Herbeck an den gräflichen Direktor Major Schott geht hervor, daß Schott angeordnet hatte, keine Pensionen mehr an Prior Peter Lipburger und Antonius Schweickart nach Ittingen zu senden. In einem Aufsatz vom 28. April 1831 über Lipburger äußert sich Schott: *Lipp. und seine Consorten das Mobiliar, Vermögen und Capitalien von Buxheim im Betrag von mehreren Hunderttausenden in die Karthause Ittingen verbracht habe, so daß der schändlichste Undank die Zurücknahme der Begünstigung rechtfertigen wird*. Er verlangt, die Vormundschaft solle die Pension von Lipburger und Schweickart sistieren[303].

Mit Prior Peter Lipburger übersiedelte 1824 in die Kartause Ittingen Pater Antonius Schweickart, der Sakristan und Kustos der Klosterkirche von Buxheim. Aufgrund der Übersiedlung reduzierten sich seine Bezüge auf fl 400. Als Ordensmann in einer Kommunität wäre Pater Antonius nicht mehr bezugsberechtigt gewesen, der verstorbene Graf beließ es dennoch bei der Pensionszusage. Die Vormundschaftsverwaltung von Buxheim stellte ab 21. April 1831 die Zahlungen für Pater Antonius ein, da sie auf einem persönlichem Versprechen des verblichenen Grafen beruhten. Die Kartause Ittingen teilte diese Ansicht nicht und es kam zu einem Gerichtsverfahren, das am 4. März 1836 Ittingen gewann, das sich aber bezüglich der Zahlungen mit Buxheim verglich[304].

Es blieb nicht alleine bei dem Vorgehen gegen Pater Antonius. Mit dem Ableben des Grafen Friedrich Karl begann auch der Affront der Buxheimer Beamtenschaft gegen den Ittinger Prior Peter Lipburger und den Buxheimer Rentmeister Herbeck, der sich nach dem Tod von Lipburger am 13. September 1831 auf die vermeintlichen Erben des Priors und die Kartause Ittingen ausweitete.

Zu den Erbschaften, die bei den Angehörigen von Prior Peter vermutet wurden, ist folgendes zu bemerken: Am 2. November 1828 verstarb der ledige Bruder Franz von Prior Peter in Andelsbuch, der Eigentum hinterließ. Die Erben waren Nachkommen von Bruder Anton, Kaspar und Josef Lipburger aus Andelsbuch, die Nachkommen von Bruder Johann, die Kinder Willam in Au (Bregenzerwald) und Prior Peter Lipburger, Ittingen.

Nach der weltlichen Gesetzgebung wäre auf Prior Peter Lipburger ein Erbe von rd. fl 3.600 entfallen. Da es wegen des Erbes zu Zwistigkeiten kam, hat sich Prior Peter eingeschaltet. Er legte eine Erberklärung vom 15. August 1829

302) BWBZA, Johann Georg von Blon, Familiengeschichte, Supplementa No. II, § 4, 6 und 8.
303) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (STÖHLKER ODW Fasc. 335).
304) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (STÖHLKER ODW Fasc. 335).

mit folgendem Inhalt vor, die das Amtsgericht von Frauenfeld/Schweiz beglaubigte:

Wegen der Streitereien fühle er sich verpflichtet, sich einzumischen, um einen Prozeß zu vermeiden. Er wolle eine gütliche Einigung. Er betont nochmals, die Erben sind die Nachkommen von seinen Brüdern Anton und Johann. Zu seinem Vertreter in der Erbschaftssache ernennt er Johann Berlinger von Egg (Bregenzerwald), der bevollmächtigt ist, für ihn zu handeln.

Prior Peter bemerkt, seine Verfügung könne schon deswegen nicht beanstandet werden, da er noch immer in gleichen Standesverhältnissen lebe wie in Buxheim/Bayern und daher kein Eigentum besitzen und erwerben noch nach Belieben verwenden oder darüber verfügen könne. Somit hat der Prior das Erbe nie angetreten und es fiel an die Familie zurück. Dies ist auch seinem am 18. Juli 1829 verfaßten Testament zu entnehmen, das als *Declaration* bezeichnet wird und als Urkunde mit Sigel versehen ist[305].

Seit Ende des Jahres 1828 befand sich der ehemalige Herrschaftsrichter von Buxheim, Fey, in Pension. Trotz des Ruhestandes kreisten seine Gedanken ständig um die Buxheimer Verwaltung. 1831 verfaßte er einen Bericht mit 226 Seiten mit Anklagen gegen Lipburger und Herbeck wegen Bereicherung und Unterschlagung von Kapital über die Waisenkassenverwaltung[306]. Er klagte Lipburger an, fl 130.324,36,- aus der Priorats- und Waisenkasse unterschlagen zu haben, und behauptete, die Prioratskasse habe alle Verluste der Waisenkasse gedeckt und Zugriff auf diese Kasse gehabt. Fey wirft das Aktivvermögen der Waisen- und der Prioratskasse zusammen und kommt auf Gesamtaktiva von fl 305.324,36,-. Lipburger habe bei der Säkularisation nur fl 175.000 Aktivkapital des Priorats angegeben, also habe er um die fl 130.324,36,- betrogen[307]. Insgesamt errechnet Fey in seinem Bericht einen Betrag von fl 519.658,26,1, den der Prior unterschlagen haben soll.

Fey befaßte sich auch noch eingehend mit dem, was Lipburger seinen Mitbrüdern vorenthalten habe. Am 1. Juni 1831 berichtete er auf 36 Seiten zum gleichen Thema an die Vormundschaftsverwaltung[308]. In der Vormundschaftskanzlei arbeitete der Sekretär Schauber. Auch er verfaßte am 13. Juli 1831 eine Anklageschrift gegen Herbeck und Prior Peter Lipburger. Er stützte sich auf

---

305) LAV, Rep. 14–157 Nachlaß Jos. Lipburger, 3/07/34, 3/07/36 und 1/02/23.

306) AAO, BA Allgemeine Vorträge des Herrschaftsrichters Fey über die Peter Lipburgische Beschädigungen (STÖHLKER ODW Fasc. VIII). Stöhlker entnimmt alle Anklagen gegen Lipburger ungewichtet aus diesen Bericht; s. a. Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, S. 396, Anm. 62.

307) Anmerkungen zu den Feststellungen von Fey:
Fey übersieht 1., daß die Waisenkasse ein selbständiges Unternehmen war, 2. die Prioratskasse nur unterstützend eingriff, 3. die Waisenkasse nach der Säkularisation fortbestand, 4. die Schulden der Waisenkasse später gesondert bei der Staatsschuldentilgungskasse registriert wurden. Auch von der neuen Obrigkeit wurde Waisen- und Prioratskasse separat behandelt.

308) AAO, BA Allgemeine Vorträge des Herrschaftsrichters Fey über die Peter Lipburgische Beschädigungen (STÖHLKER ODW Fasc. VIII).

die Akten der Kanzlei, da er den Prior nicht persönlich kenne. Schauber führt an, nach ‚öffentlichen Stimmen' habe Lipburger 400.000–500.000 Gulden unterschlagen. Lipburger und Herbeck hätten als Pächter die Mühle und Bäckerei bis zum Beginn des Jahres 1818 betrieben. Herbeck habe eine leidenschaftliche Geldliebe[309].

Domänen-Direktor von Blon, der im Laufe des Jahres 1831 wegen einer Auseinandersetzung mit der gräflichen Witwe und aufgrund seines Alters um die Versetzung in den Ruhestand gebeten hatte[310], mischte sich ebenfalls in die Angelegenheit Lipburger/Herbeck/Waisenkasse ein. Er adressierte seinen umfangreichen Bericht mit Datum vom 22. Juli 1831 an den Vormundschaftsverwalter Schott in München[311]. Von Blon spricht von Individuen und Handlungen, die die Ursache vieler Verfolgungen und Intrigen gegen ihn seien. Es geht wieder um die Waisenkasse, Prioratskasse und die Kreditkasse von Oberamtmann von Frey. Angeblich waren die Waisenkassenstipendien zwischen 1804 und 1811 nirgends aufgeführt. Dann geht es um die Wegnahme von Kelchen, Meßgewändern, Gemälden, Büchern, Urkunden, Dokumenten usw. Lipburger habe mehrere Zentner englisches Zinn entwendet. Von Blon muß aber zugestehen, daß Lipburger seinen Mitarbeitern gegenüber großzügig war. Der ehemalige Oberamtmann Klinkart habe Lipburger wie eine ‚melkende Kuh' behandelt. Ferner geht es um Herbeck, den böhmischen Lehrersohn, der listig und verschlagen sei. Herbeck besitze ein großes Vermögen und habe der Herrschaft gute Dienste geleistet. Er war der Diener zweier Herren, neigte aber mehr Lipburger zu. Herbeck habe den *Mammon der Ungerechtigkeit aus unserem Bereich in ein fremdes Land überziehen lassen*[312].

Der pensionierte Domänen-Direktor von Blon verfaßte am 2. April 1834 noch einmal einen ‚Vortrag', den er an die Waldbott-Bassenheimische Vormundschaftsverwaltung nach München schickte. In diesem Bericht geht er explizit auf den Vertrag zwischen Graf Friedrich Karl und Prior Lipburger vom 14. März 1818 ein. In seinen Ausführungen ist er der Ansicht, Lipburger *war unwürdig der Gnaden der hohen Herren*[313].

b) Abmachungen von Herrschaftsrichter Fey und Pfarrer Frick mit Schwanen-Mayer

Nach der Abfassung seiner umfangreichen Berichte und der Reise nach Ittingen in Sachen ‚Nachlaß Prior Peter Lipburger' setzte sich Fey mit Schwa-

309) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (STÖHLKER ODW Fasc. 335).
310) BWBZA. Johann von Blon Familiengeschichte, Supplementa II, § 4, 6, 8, 22. In der Familiengeschichte spricht von Blon nicht besonders gut über Major Schott.
311) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (STÖHLKER ODW Fasc. 335).
312) Der Domänen-Direktor Dr. Prand beurteilte 1841 bei seiner Anstellung die Personen und das Personal in Buxheim. Zu von Blon schreibt er: *Am gefährlichsten und bösartigsten ist Blum; wäre dieser nicht ein alter Diener des Hauses, ich wurde schon um der Ruhe willen dessen Entfernung von Buxheim beantragt haben*; StAA, Adel, Waldbott-Bassenheim, Schachtel 391.
313) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (STÖHLKER ODW Fasc. 335).

nen-Mayer (bzw. Mayr) in Memmingen in Verbindung. Fey schloss am 18. Juni 1831 ein Abkommen mit Schwanen-Mayer folgenden Inhalts[314]:

1. Sie wurden durch Lipburger in Schaden versetzt und haben Ansprüche geltend zu machen. Zur Bekräftigung der Sache gehen sie gemeinschaftlich vor.
2. Man wird sich gegenseitig mit Mitteilungen, Dokumenten usw. unterstützen.
3. Sie teilen den Gewinn gemeinschaftlich. An einem Verlust muß Mayr nicht teilnehmen.
4. Die rechtlichen Entschädigungsansprüche, die der im Ruhestand befindliche Herrschaftsrichter hat, berühren die Übereinkunft nicht.
5. Das Abkommen diene dem Herrschaftsrichter zur Bestärkung von bereits entdeckten gewaltigen Täuschungen und Unterschlagungen des Peter Lipburger. Zur Verfolgung des Zieles bedarf es der Originaldokumente, die im Besitz von Mayr sind.
6. Wenn eine außergerichtliche Verfolgung der Sache nicht möglich sei, bleiben sie gute Freunde. Keiner werde zu etwas gezwungen. Man wolle keinen Prozeß.
7. Den Partnern stehe es jedoch frei, den Rechtsweg zu gehen. Man wolle sich dabei gegenseitig unterstützen.
8. Der Herrschaftsrichter will versuchen, die Ansprüche von Mayr zu realisieren.

gez.: Fey gez.: Mayr[315]

Im November 1831 adressierte Mayr vom Schwanen an den Nachfolger von Prior Lipburger in Ittingen einen Brief von 30 Seiten. Er erklärt, er sei krank geworden, daher würde eine Reise nach Ittingen vereitelt. Mayr fordert Geld aus dem Nachlaß Lipburger und von Herbeck und fragt, ob Rentmeister Herbeck der Erbe des Vermögens von Prior Lipburger sei *oder kann er statutenmäßig der Erbe des Buxheimer Ordensvermögens seyn*? Er nennt den Million Gulden Schaden, den er erlitten habe. Der Brief ist bald fordernd, bald unterwürfig. Es sind die Forderungen und Anklagen, wie sie von Fey kontinuierlich vorgebracht wurden. Mayr spricht von Schulden, die Lipburger habe, nennt eine Summe von fl 190.000 ohne einen Nachweis. Er meint, der Tod eines Ordensmitglieds hebe die Bezahlung seiner Schulden nicht auf, daher müsse Ittingen die Schulden bezahlen. Er droht *antwordend als Freund oder Feind finden möchten – diese Wahl ist noch offen, mir liegt es aber auch daran, das eine oder andere zu wissen und dieses werde ich wahrscheinlich in bälde finden*. Er habe keine längere Geduld mehr[316].

Nach dem Empfang der Post von Schwanen-Mayer schreibt der Verwalter Bornhauser des Gotteshauses Ittingen am 17. November 1831 an Rentmeister

314) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (Stöhlker ODW 15).
315) Der Name Mayer wird verschieden buchstabiert.
316) AAO, BA Unterhandlung des Schwanen Mayers mit Ittingen (Stöhlker Fasz. XI 13).

Herbeck in Buxheim. In Ittingen seien die von Schwanen-Mayer aufgeworfenen Themen unbekannt. Eine angemahnte Forderung aus dem Jahre 1818 ruft Verwunderung hervor. Der verstorbene Prior habe nie über die Angelegenheit gesprochen. Ein Besuch von Mayer in Ittingen sei unerwünscht[317].

Am 20. Dezember 1831 geht wieder ein Brief von Mayr an die Kartause Ittingen. Die Ausführungen umfassen 102 Seiten. Es werden wiederum die gleichen Anschuldigungen erhoben. Täuschung, Unterschlagung, Waisenkassen-Bücher verheimlicht, gewaltige Beschädigungen. In dem Brief wird eine Anklage an die andere gereiht und kein Beweis erbracht. Er behauptet, Ittingen sei gesetzlicher Erbe von Lipburger, daher mache er die Forderung von seinem Freund geltend und wünsche möglichst baldige Rückäußerung. Die Ausführungen sind wirr und werden auch durch ständige Wiederholung Anklagen und Forderungen nicht konkret. Die devote und dann drohende Haltung ist der konträre Tenor des Schreibens[318].

Schwanen-Mayer ist in der ersten Hälfte des Jahres 1832 verstorben. Nach seinem Tod kam es zu einer erneuten Übereinkunft mit seiner Witwe am 26. Juni 1832. In dieser erfolgt die Bestätigung des Vertrages vom 18. Juni 1831 und zusätzlich wird noch angegeben, man bewahre gegenseitiges strengstes Stillschweigen, egal, ob bei gutem oder schlechtem Ausgang. Die Abmachung unterzeichneten die Witwe Felicitas Mayr, geb. Falkh, Herrschaftsrichter Fey und Pfarrer Frick[319].

Zusätzlich entstand am 10. Oktober 1832 ein weiterer Vertrag zwischen Pfarrer Frick und Ferdinand Mayr, der in Vertretung seiner Mutter auftrat, über die von Babenhausen[320] zu erlangenden Gelder, die wie folgt verteilt werden sollten: Die drei Exkonventualen erhalten von jeden 1.000 Gulden 500 Gulden. Die andere Hälfte teilen sich Fey und Felicitas Mayr in folgendem Verhältnis: Fey bekommt 300 Gulden, Mayr 200 Gulden. Die früheren Vereinbarungen bleiben bestehen[321]. Da Herrschaftsrichter Fey im September 1833 verstarb, kam es nicht mehr zur Realisierung des dubiosen Vorhabens.

Am 11. Juli 1835 beendete Rechtsanwalt Dr. Hellmuth seine Untersuchung der Anklage gegen Prior Peter Lipburger wegen Bereicherung und Unterschlagung mit einem Freispruch des Angeklagten. Mutter und Sohn Mayr zogen daraufhin am 18. Juli 1835 ihre Erklärung vom 26. Juni und 10. Oktober 1832 zurück. Beide verzichteten auf alles und traten aus dem Konsortium aus[322].

---

317) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (Stöhlker ODW 15).
318) AAO, BA Unterhandlung des Schwanen Mayers mit Ittingen (Stöhlker Fasz. 13). Stil und Inhalt der Briefe von Schwanen-Mayer sind identisch mit den Niederschriften von Fey.
319) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (Stöhlker ODW 15).
320) Prior Lipburger bekam seine Pension aus dem Dorf Pleß über Fugger-Babenhausen.
321) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (Stöhlker ODW 15).
322) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (Stöhlker ODW 15).

c) Forderungen der Exkonventualen

Über den angeblichen Verlust der drei Exkonventualen verfaßte Fey 1832[323] einen 98seitigen Vortrag mit dem Thema: *Die Beweise der Buxheimischen Conventualen der ehemaligen Kartause Buxheim gegen die Cartause Ittingen in der Schweitz wegen Herausgabe ihres eigenthümlichen nach Ittingen deponierten Vermögens von der Cartaus Buxheim*[324]. Es werden Ersparnisse, Geld aus der Waisenkasse, Einkünfte aus der Verpachtung von Mühle und Brauerei, dem Weinhandel, Einkünfte Lipburgers aus seiner Pension und sonstigen Tätigkeiten aufgeführt. Außerdem werden die Wegnahme von sakralen Gegenständen, Paramenten, Büchern, Mobiliar usw. angegeben. Auch der Abtransport von angeblich 56 Kisten an Gütern beim Wegzug nach Ittingen findet Erwähnung[325].

Mit Datum vom 20. Januar 1832 erteilten die Buxheimer Exkonventualen Benedikt Frick, Alois Stegmann und Hieronymus Back dem ehemaligen Herrschaftsrichter von Buxheim, Sigmund Fey, eine Generalvollmacht für die Erlangung der Erbschaft von Prior Peter Lipburger. Fey wird berechtigt, diese im Inland und Ausland zu vertreten und alle Rechtsmittel in Anspruch zu nehmen[326].

Prior Laurentius Bérard der Kartause Ittingen antwortete Pfarrer Benedikt Frick am 14. April 1832 auf seinen Brief vom 27. März 1832 wie folgt[327]: *Mit schmerzlichem Gefühl ergreif ich die Feder um Ihr Schreiben vom 27. März zu beantworten, das den Karakter und die Handlungsweise meines sel. Vorfahrers, dem ich mit meinen Mitbrüdern die größte Verehrung und volles Zutrauen bis an sein Lebensende ununterbrochen widmete, im grellsten Contrast mit seinen bei uns an den Tag gelegten Gesinungen und Handlungen darstellt* […] *Priester des Altars sollen nicht miteinander streiten, bemerken Sie in Ihrer Zuschrift und damit stimme ich mit Ihnen vollkommen überein. Aber verüblen Sie es mir nicht, wenn ich Ihnen nicht verhehle gerad in der Form, nach welcher Sie Ihr Begehren an uns anbringen ließen, eine auffallende abweisung davon wahrzunehmen.* […] *Ein von Ihnen u. den Mit Capitularen Bevollmächtigter erscheint mit einem anderen Streitlustigen, der nicht weniger als 189.000 von uns ersetzt haben will* und mit Prozeß drohe wegen Betrug und Unterschlagung. Es wurde behauptet, das Hausvermögen von Buxheim sei in Ittingen deponiert. Der Prior erklärt, er fände hierüber nichts in den Akten und verlangt Beweise. Er spricht seine Verwunderung über die Forderung nach dem Tod von Lipburger aus und fragt, warum sie nicht während der 20 Jahre an Lipburger herangetreten seien, die er mit ihnen in Buxheim lebte. Was Lip-

323) Das exakte Datum verdeckt ein Tintenklecks.

324) AAO, BA Vortrag des Herrschaftsrichters Fey, die Ansprüche der Exconventualen an das Kloster Ittingen betreffend (STÖHLKER Fasc. IX).

325) Nach Angaben des Herrschaftsgerichts wären es 35 bis 40 Kisten gewesen. Bei Fey werden es 56 Kisten.
STÖHLKER, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 389, erwähnt 35–40 Kisten (6. Absatz) und 56 Kisten (8. Absatz).

326) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch, Landgericht Bezau in Österr. (STÖHLKER ODW 15).

327) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch, Landgericht Bezau in Österr. (STÖHLKER ODW 15).

burger mitbrachte, sei nicht heimlich gewesen. Sie sollten das Ausfuhrregister beim Hallamt in Memmingen einsehen, das darüber Aufschluß gäbe. Was Lipburger mitbrachte, habe das nicht aufgewogen, was er in Ittingen Hilfsbedürftigen verabreichte. Er stelle dem ehemaligen Mitbruder weitere Schritte frei.

Sigmund Fey war im Frühjahr 1832 mit einem Begleiter nach Ittingen gereist, um die Ansprüche der Exkonventualen von Buxheim vorzutragen.

Pfarrer Frick hat am 19. und 25. April wieder nach Ittingen geschrieben. Im Schreiben vom 25. April muß er um eine Unterstützung von fl 6.000 für sich und seine Mitbrüder gebeten haben, was der Prior von Ittingen in seinem Schreiben vom 16. Mai ablehnt[328].

Im Sommer 1832 folgen weitere Schreiben von Frick an den Prior Laurentius[329]. Am 29. August 1832 antwortete Prior Laurentius Frick, er lasse sich nicht auf Forderungen ein, sehe weiteren Erörterungen entgegen und werde sich zu verteidigen wissen. Nachdem sich Frick wieder an den Prior von Ittingen wandte, antwortete ihm dieser am 15. September 1832, die Kartause Ittingen habe nichts unrecht erworben. Er sehe dem Beweis des Gegenteils entgegen und betrachte den Briefwechsel für beendet.

Pfarrer Frick litt unter Versorgungsängsten. Schon 1823 machte er eine Eingabe wegen der Erhöhung seiner Bezüge. Er vermutete einen Fehler in der Berechnung, weswegen sich seine Steuer erhöhe. Die Kanzlei antwortete ihm am 1. September 1823, was der Herr Pfarrer *zu ständiger oder unständiger Einnahmen, zu personal Zulage oder pfärrlichem Gehalt anrechnen und zum Behuf der Steuer angeben oder verschweigen will, davon hat die Patronatsgesellschaft keine Notiz zu nehmen, sie dürfen aber als wirkliche Einnahmen nicht außer Berechnung bleiben, wenn von Bestimmung des pfärrlichen Einkommens unter dem Patronatsherrn und dem Pfarrer die Rede ist*[330]. Dem Pfarrer wird erklärt, er bekäme ohnehin mehr als im Vertrag von 1811 vereinbart. Da er jedoch die Bibliothek betreue, bekomme er hierfür ein jährliches Honorar von fl 50 aus der Generalkasse. Auf dem Schreiben vom 1. September 1823 machte Frick folgenden Vermerk: *Wer rumsehen will, wie ungeneignet der Herr Reverent Blum geschrieben, wie inconsequent derselbe spricht, der muß die buxheimer Pfarrfassionen, die Verträge zwischen der Herrschaft kennen, muß durch Erfahrung gelernt haben, wie mißgünstig dieser Mann gegen die Geistlichkeit sich beweißt*[331].

Prior Laurentius antwortete Pfarrer Frick am 23. November 1833 auf dessen Schreiben vom 30. Oktober 1833 und teilte mit, weder könne er noch sei er befugt, eine Urkunde auszustellen, die Auskunft über die Einnahmen aus Buxheim von Prior Peter gebe[332]. Der Prior disponierte über sein ausländisches Vermögen ohne Verbindung zur Kartause.

---

328) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (Stöhlker ODW 15).

329) Die Briefentwürfe von Frick sind oft über 10 Seiten und enthalten Wiederholungen und Anklagen. Einige Entwürfe tragen die Handschrift von Fey.

330) PAB, Fach I, Fasz. 2, Blatt 2.

331) PAB, Fach I, Fasz. 2, Blatt 2.

332) AAO, BA Unterhandlung der Exkonventualen mit Ittingen (Stöhlker ODW Fasc. X 52–63).

Nach dem Tod des pensionierten Herrschaftsrichters Fey schlossen dessen Witwe und Pfarrer Frick am 7. Dezember 1833 einen Vertrag, der folgendes zum Gegenstand hat[333]: Die Witwe erklärt sich damit einverstanden, an dem Gewinn aus dem Prozeß gegen Herbeck mit ein Fünftel nach Abzug der Unkosten beteiligt zu werden und im Falle eines Mißerfolges nur ein Fünftel der Kosten zu tragen;

gez.: Frick, gez.: *Adelhit Fey Wiwett*.

Pfarrer Frick hatte beim Gericht in Memmingen ein Verfahren gegen Herbeck eingeleitet wegen der fl 12.000, die Prior Lipburger diesem beim Weggang schenkte.

d) Bericht und Urteil Dr. Hellmuth vom 11. Juli 1835

Als Nachfolger von Herrschaftsrichter Fey hatte Dr. Hellmuth 1829 aus dem vorhandenen Waisenstipendien-Kapital der Buxheimer Waisenkasse die ‚Waisenstipendien-Stiftung' installiert. Pfarrer Frick fand in der Wohnung des verstorbenen Fey Dokumente und Unterlagen, von denen er annahm, daß diese über die angeblichen Unterschlagungen und Umtriebe von Prior Lipburger Aufschluß geben könnten. Dieses Material übergab er Dr. Hellmuth mit dem Auftrag zu prüfen, ob sich daraus ein Anspruch der Exkonventualen herleiten ließe. Auch ehemalige Buxheimer Klosteruntertanen traten mit Forderungen auf. Die informierte Waldbott-Bassenheimische Verwaltung nahm eine abwartende Haltung in der Angelegenheit ein.

Am 10. August 1834 kam es zwischen den drei Exkonventualen (Benedikt Frick, Aloys Stegmann und Hieronymus Back) und dem Rechtsanwalt Dr. Clemens Hellmuth zu dem nachstehenden Vertrag zwecks Durchsetzung der Ansprüche in der Causa ‚Prior Peter Lipburger':

- Bei erfolgreicher Durchsetzung des Falles sollte ein Fünftel des Erfolges als Stiftung an die Buxheimer Kirche gehen.
- Die Vormundschaft Waldbott-Bassenheim wurde darüber verständigt und sei mit dem Vorhaben einverstanden.
- Dr. Hellmuth hat das Recht auf Einsicht in alle Unterlagen. Die 3 Exkonventualen unterstützen ihn bei der Arbeit.
- Dr. Hellmuth will mit Rat und Tat behilflich sein. Im Falle eines Erfolges bekommt er die Hälfte als Honorar.
  Hierzu wird folgendes Beispiel angegeben:

Erfolg	fl 3.000
davon	fl 1.000 an die Kirche
	fl 2.000 an die Exkonventualen
davon	fl 1.000 an Dr. Hellmuth

- Ausgenommen vom Verfahren sind die fl 12.000, über die derzeit im Prozeß gegen Rentmeister Herbeck gestritten wird.

Es geht hier um die fl 100 jährliche Bezüge für die Arbeit mit der Waisenkasse.

333) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (STÖHLKER ODW 15).

– Von den Kosten des Verfahrens will Dr. Hellmuth als Teilnehmer ein Drittel tragen[334].

Daraufhin verfaßte Dr. Hellmuth den 560 Seiten umfassenden *Vortrag des gräflich Waldbott-Bassenheimischen Herrschaftsrichters Dr. Hellmuth in Sach Beschädigungen des Schaffners, vorherigen Priors Peter Lipburger*, den er am 11. Juli 1835 abschloss[335]. Dr. Hellmuth sichtete und bewertete das umfangreiche Material. Er bezog sich in seinen Ausführungen auf Dokumente und Anlagen, die sich jetzt nicht mehr bei seinem Bericht befinden. Als Jurist ging er gründlich, nüchtern und sachlich vor.

In seiner Abhandlung will sich Dr. Hellmuth *insbesondere über die Elaboraten des Herrschaftsrichters Fey* äußern. Er findet, die Schriftstücke von Fey seien alle in gleicher Manier und gleichem Geist geschrieben. Fey wiederholt sich immer wieder. Dr. Hellmuth würdigt den Fleiß des Herrschaftsrichters und die Tatsache, daß er die Personen kannte, erkennt aber die schlechte Darstellung in *der er* [Fey] *freilich oft den Boden verlor*[336]. […] *Er hat aber mehr mit einem verbitterten Herzen als mit hellem Verstande geschrieben und indem er im Allgemeinen mehr seinen Absichten als die Mittel hiezu zu Rathe geholt, hielt er im besonderen die Aufgabe für zu leicht, Jemanden einen Betrug anzubinden. So wurde er persönlich und verwegen, und schadete auch jenem Glauben den er verdiente, so wie der Anerkennung, die ihm sonst vielleicht für seine Bestrebungen geworden wäre. Herrschaftsrichter Fey schrieb viel aus seinem Gedächtnisse und seinem Vorstellungsvermögen, wenig oder doch selten richtig aus dem Gesichtspunkte des positiven Rechtes. Sein Kriegsgeschrei ist häufig mit Beweisen, nur wie mit einem plänkelnden Kleingewehrfeuer unterstützt, das ohne bedeutende Wirkung bleiben mußte*. Deswegen hat Dr. Hellmuth fast kein Material von Fey benutzt. Er will einen anderen Weg gehen und sich die Sicht nicht durch die vorliegenden Arbeiten verstellen lassen. Die Arbeiten von Fey liegen jedoch alle zur Überprüfung vor.

Dr. Hellmuth sieht seine Aufgabe darin, die Peter Lipburger aufgebürdete Behauptung, *daß er als Verwalter fremden Vermögens Haupturheber von Beschädigung gewesen sey*[337], zu prüfen. Der Jurist ist der Ansicht *Wer nämlich Jemanden eine Beschädigung aufrechnen will muß zwei Größen kennen, nämlich das ‚Soll' und ‚Ist' was geschehen oder gegeben werden sollte, und was geschehen und gegeben worden ist*. Es sind zwei unbekannte Größen zu betrachten, um festzustellen, ob genug für den Vorwurf einer Beschädigung vorliege. Dr. Hellmuth stellt fest, daß ihm nicht genügend Material zur Verfügung stehe, er will aber trotzdem eine Rekonstruktion anstreben[338].

Im Versuch, den Vermögensstand der Waisenkasse bei der Säkularisation wiederzugeben, sieht Dr. Hellmuth den Hauptgegenstand der Arbeit[339]. Sein Problem besteht darin, das Vermögen der Kartause und der Waisenkasse

334) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (Stöhlker ODW 15).
335) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth.
336) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 39–42.
337) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 10 ff.
338) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 44 ff.
339) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 47.

auseinanderzuhalten. Hier rätselt er immer wieder. Die Verwirrung beruht auf den Zahlen in den Unterlagen von Fey, in denen die Summen von Prioratsund Waisenkasse addiert werden. Er bescheinigte aber der Waisenkasse vor der Säkularisation eine mit Sorgfalt geführte Buchführung und die Weitergabe von vereinnahmten Zinsen aus Waisenkassenkapitalien an die berechtigten Personen. Außerdem stellte er fest, die Waisenkasse verlangte nichts für die Administration, sondern gab ‚Vortheile' an die Angehörigen der Herrschaft weiter. Die Verluste aus der Waisenkasse trug die Kartause[340]. Bei der Führung der Waisenkasse nach 1802/03 erkennt er vermehrt Unregelmäßigkeiten, deren endgültige Klärung ihm verschlossen bleibt.

Zu den angeblichen ‚Beschädigungen' bei der Verwertung von Vorräten und Gefällen durch Lipburger in seiner Funktion als Ökonomie-Direktor unter Graf Ostein kann Dr. Hellmuth bei seiner Untersuchung keine Unregelmäßigkeiten feststellen. Er spricht Lipburger von diesem Vorwurf frei[341].

Bezüglich der Forderungen der Konventualen verfaßte er ein *Gutachten über das Interesse der Exconventualen an den gemachten Recherchen*[342] und nimmt zu folgenden Punkten Stellung: Klosterkapitalien, Rückstände bei der Säkularisation, Klostermobilien und Konventersparnisse. Zu Klosterkapitalien und Rückständen bei der Säkularisation meint er, die Konventualen hätten bei der Klosteraufhebung dem Verlust der Güter gegen die Zusage einer Sustentation zugestimmt. Ferner verweist er auf den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803. Er stellt ihnen frei, wegen Erhöhung ihrer Bezüge auf dem Gnadenwege nachzusuchen.

Den Forderungen auf die Koventersparnisse begegnet er mit dem Hinweis auf Nummer 12 des Auflösungsvertrages vom 23. April 1812, in dem die Exkonventualen *Zum besten einer zu errichtenden Wittwenkasse*[343] auf die zusammengeschmolzenen Kapitalien Verzicht geleistet hätten. Schlußendlich gibt er den drei Exkonventualen den Rat, auf die Verfolgung ihrer Interessen keinen Wert mehr zu legen.

In einem Aufsatz vom Juni 1831 behauptet Fey, Prior Lipburger habe die Herrschaft beschädigt, und zwar durch Mitnahme von Büchern im Werte von fl 11.500 und von Mobilien und Naturalien in einem Betrag von ca. fl 50.000[344]. Deswegen hatte Fey bereits in der Kartause Ittingen schriftlich und mündlich erfolglos Forderungen angemeldet, für die er keine Beweise liefern konnte. Dr. Hellmuth untersucht die Angelegenheit und stellt fest, daß die Herrschaft vermutlich mit den Vorgängen beim Abzug von Lipburger einverstanden war. Er könne jetzt nicht mehr prüfen, ob der Graf nicht Verzicht auf die Sachen geleistet habe. Er sieht kein Verschulden bei Lipburger und damit sei die Sache erledigt.

---

340) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 137, 157 und 162–165.
341) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 499.
342) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 549 ff.
343) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 559 ff.
344) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 285–287.

Zu den Aussagen von Herrschaftsrichter Fey bemerkt Dr. Hellmuth, daß sie *mehr in eine Plauderstube als in eine pflichtmäßige Relation gehören*; zudem findet er seine Aussagen *schillernd* und *unthümlich*[345].

Dr. Hellmuth erkennt viele Unstimmigkeiten in der Führung der Waisenkasse unter Lipburger. Für eine Verurteilung fehlen ihm stichhaltige Beweise. Er ist ein Mann des Vergleichs und fällt sein Urteil am 11. Juli 1835 im Zweifel für den Angeklagten. Daher spricht er den verstorbenen ehemaligen Prior Peter Lipburger der Kartause Buxheim vom Verdacht der Veruntreuung, der Unterschlagung und der unrechtmäßigen Bereicherung frei.

Am 9. April 1834 hatte Dr. Hellmuth eine Liste über Waisenkassen-Unterlagen, die er von Pfarrer Frick bekam, unterschrieben und nach getaner Arbeit an das Gräflich Waldbott-Bassenheimische Herrschaftsgericht in München zur Aufbewahrung weitergegeben[346].

e) Fortgesetzte Forderungen der Exkonventualen

Nach dem Urteil von Dr. Hellmuth im Juli 1835 setzte Pfarrer Frick sein Lamentieren fort. In seinem Brief vom 2. Dezember 1836 an die Vormundschaft sagt er: *Der Arbeiter ist seines Lohnes werth*, für ihn aber bleibe diese Regel außer Anwendung.

Er will Holz und mehr Unterhalt für seine ‚Leibesbedürfnisse' wegen Altersschwäche und fordert eine jährliche Zulage von fl 100. Weiter führt er aus, wenn die gräfliche Vormundschaft den Prozeß gegen die Erben und Teilhaber des verstorbenen Prior Lipburger nicht einleiten wolle, so solle *sie sich hierüber erklären*, damit er und die 2 Exkonventualen nach Rückgabe der Aktenstücke die Sache einklagen könnten. Er wolle dies nicht ohne Kenntnis der Herrschaft machen und bittet um die in München liegenden Unterlagen, um streiten zu können.

Am 2. September 1837 adressierte Pfarrer Frick ein Schreiben an die Waldbott-Bassenheim Vormundschaft und deren Domdekan[347]. Schon vor 3 Jahren habe er einen Antrag gestellt, aber keine Antwort erhalten. Nun möchte er die Vormundschaft überzeugen, wie ungerecht Lipburger die Konventualen behandelt und betrogen habe. Die Vormundschaft sollte seine unglückliche Lage erkennen.

Zu den üblichen Beschuldigungen gegen Lipburger kommt nun hinzu, daß der Graf die Betrügereien erkannt habe und sich durch eine Geldzahlung von Lipburger besänftigen ließ. Zu Lebzeiten von Lipburger hätten sie keine Beweise gehabt und konnten daher nicht gegen diesen vorgehen. Die Beweisunterlagen, die später in ihre Hände kamen, habe ihnen Dr. Hellmuth 1834 abgelockt, um einen Bericht zu erstellen. 1835 übergab dieser die Unterlagen der

345) PAB, Vortrag Dr. Hellmuth, S. 365 f.
346) AAO, BA Verzeichnis der Schriften und Akten des Priors Lipburger (STÖHLKER ODW 11).
347) AAO, BA Verzeichnis der Schriften und Akten des Priors Lipburger (STÖHLKER ODW 11).

Vormundschaft. Pfarrer Frick will nun die Unterlagen, die er als sein Eigentum ansieht, zurück, um *frey offen ehrenhaft mit gerichtlicher Klage auftreten zu können*. Wenn er Erfolg habe, werde er weiter machen. Er habe bereits fl 300 ausgelegt. Er führt noch aus, die Standesherrschaft habe Geld durch den Reichsdeputationshauptschluß und Lipburger bekommen, während die Exkonventualen leer ausgingen.

Vom Königlich bayerischen Kreis- und Stadtgericht in Memmingen erhielt Pfarrer Frick eine Abschrift eines Schreibens vom 18. August 1838 des Landgerichts Bezau/Österreich, in dem folgendes festgehalten wurde:

1. Nach dortigem Recht seien die gesetzlichen Erben des Peter Lipburger Kaspar und Joseph Lipburger aus Andelsbuch, Söhne des verstorbenen Anton Lipburger, Andelsbuch.
2. Die minderjährige Maria Anna Isabella und Ferdinand Miller von Au, Kinder von Maria Barbara, geborene Lipburger.

Lipburger hatte vor Eintritt in die Kartause seine ökonomischen Verhältnisse in Ordnung gebracht. Die Verfügung war der Kartause Ittingen nicht bekannt. Lipburger habe nur ‚Effecten'[348] und Bücher hinterlassen, über die er keine Anordnungen getroffen habe. Diese Dinge wurden bei Eintritt in die Kartause deren Eigentum. Mit den angeführten Erben kam es zu keiner Erbschaft. Diese wollten auch keine Ansprüche stellen[349].

Pfarrer Frick trat am 22. Juli 1839 abermals fordernd an die Ittinger Kartäuser heran. Der dortige Prior antwortete darauf am 24. Juli 1839, die Kartause habe außer der Pension für Lipburger nichts bekommen. Die Kartause habe durch diesen Prior mehr Schaden als Nutzen erlitten, da er sehr freigiebig und gütig gegenüber Bedürftigen war. Dann stellt er die wiederholte Frage, warum sie die Angelegenheit nicht geklärt hätten, solange Prior Peter in Buxheim gewesen sei.

Mit Datum vom 12. Dezember 1840 verfaßte Pfarrer Frick einen Aufsatz mit dem Titel: *Beschwerdeführung gegen den verstorbenen Prior Lipburger resp. gegen die Erben, in dem sie ungerechtes Geld empfangen*, den er an die gräfliche Vormundschaft richtet[350]. Darin spricht er von der Periode von 1803–1811. Er nennt Einnahmen von fl 119.979,11,- und Ausgaben fl 44.327,21,-, die Ersparnis daraus fl 75.651,50,-. Die noch lebenden Kartäuser haben ein Guthaben von fl 17.457,06,-. Die Verwandten von Lipburger haben fl 6.000 geerbt und Rentmeister Herbeck bekam fl 12.000 geschenkt.

Nach Frick hätte die Kartause zum Zeitpunkt der Säkularisation eine halbe Million Aktivkapitalien besessen. Davon habe Lipburger nur ein Viertel ausgehändigt und sich den Rest allein vorbehalten. Es müsse auch viel Bargeld vorhanden gewesen sein, aber Lipburger habe nur fl 1.500 angegeben, den größten Teil des Bargeldes und die Pretiosen nahm er mit. Frick meint: *Ein*

348) Mit ‚Effecten' sind Sachen gemeint.

349) AAO, BA Verzeichnis der Schriften und Akten des Priors Lipburger (Stöhlker, ODW 11).

350) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (Stöhlker ODW 15).

tüchtiger Advocat könnte hoffentlich die unverschämten Erben zum Bekenntniß der Wahrheit und zur Herausbezahlung an uns noch drei Mitglieder zwingen. Der Advokat solle wohl belohnt werden[351]. Er spricht von den fl 12.000, die Lipburger angeblich am 30. März 1825 Rentmeister Herbeck schenkte und meint dazu: *Der Prozeß war in erster Instanz bei dem Stadtgericht Memmingen für mich günstig, in zweiter Instanz zu Neuburg ungünstig, nun erwarte ich vor dem Oberappellationsgericht das Endresultat*[352]. Dann führt er aus, wenn ein Münchner Advokat diesen langwährenden Prozeß, dessen Akten in München zur Einsicht liegen, für ihn erfolgreich führe, *so soll er den halben Theil des Gewinstes gekommen*[353].

f) Rechtsgutachten und Freispruch vom 25. Februar 1842

In dem von zwei Juristen erstellten Rechtsgutachten mit Datum, München, den 25. Februar 1842, wird zu den folgenden Unterschlagungsvorwürfen gegen Lipburger Stellung genommen[354]:

1. Unterschlagung von Waisenkapital und Unterlagen sowie Vernichtung derselben.
2. Diebstahl von Pretiosen, Bücher usw.
3. Abreise von Buxheim mit 56 Kisten.
4. Betrug der Mitbrüder beim Betrieb der Klostermühle und beim Weinhandel.
5. Lipburger sei mit ‚ungeheuerem' Vermögen von Buxheim weggegangen.
6. Er habe sich den Pensionsvertrag vom 24. Mai 1803 erschlichen.
7. Oberamtmann von Frey war Mitwisser der Unterschlagungen und ging mit einem Vermögen von fl 60.000 in Pension.
8. Rentmeister Herbeck war eingeweiht, hat an den Betrügereien partizipiert und seine Anstellung als Mitverwalter der Waisenkasse dazu benutzt.
9. Der Patrimonialrichter von Boos und Oberamtmann Klinkart waren Mitwisser und Helfer.

Zu den Anklagepunkten bemerken die Juristen, daß keiner Behauptungen ein richtiger Beweis folge. Alle Angaben beruhen auf Vermutungen. Die Rechtsanwälte zogen zur Beurteilung des Falles das Gutachten von Dr. Hellmuth von 1835 heran. Sie befinden, Dr. Hellmuth sei den richtigen Weg gegangen. Die Unterlagen seien nicht für einen Zivilprozeß geeignet, da sie nicht genügend Beweiskraft hätten. Außerdem sei eine Klage gegen die Erben wenig erfolgreich, da Lipburger kein Vermögen in Bayern hatte. Zudem habe sich Lipburger als Waisenpfleger ausgewiesen und 1812 vom Grafen neue Instruktionen und jährlich fl 100 lebenslänglich für die Administration der Waisenkasse erhalten.

---

351) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (STÖHLKER ODW 15).
352) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (STÖHLKER ODW 15).
353) AAO, BA Betreff der Erben des Lipburger von Andelsbuch (STÖHLKER ODW 15).
354) AAO, BA Pensionsverbindlichkeit gegen die Exkonventualen Lipburger und Schweikart (STÖHLKER Nr. 9 und 2457).

Die Juristen sahen in der Instruktion des Grafen von 1812 bezüglich der Waisenkasse ein Einverständnis. Das gleiche gelte für den Vertrag über die Waisenkasse vom 14. März 1818, geschlossen zwischen dem Grafen und dem Waisenkassen-Administrator Peter Lipburger. Beide Verträge bestätigen das Einverständnis des Grafen und seien als Vergleich anzusehen. Da sich beide Parteien verglichen hätten, sei ein Betrug nicht ersichtlich. Die Anklagepunkte vom ehemaligen Domänen-Direktor von Blon bieten ebenfalls nicht genügend Beweise für eine Verurteilung. Zu der Frage der Beteiligung von Herbeck sind die Anwälte der Ansicht, aufgrund des Vergleiches könne gegen Herbeck nicht vorgegangen werden. Auch die Mitnahme der Sachen beim Weggang von Lipburger nach Ittingen sei im Einverständnis des Grafen erfolgt und biete daher keinen Anhaltspunkt für eine Klage. Es könne in einem Zivilprozeß nichts erreicht werden, da juristisch eine Beschädigung nicht nachweisbar ist.

Daraufhin forderte die Vormundschaft die hinterlassenen Papiere von Herrschaftsrichter Fey von Buxheim an. Dr. Hellmuth gab die Unterlagen nach München ab und fertigte darüber ein Übergabeprotokoll mit Datum vom 12. Mai 1841. Darin wird Pfarrer Benedikt Frick das Recht auf Einsichtnahme eingeräumt.

Die Vormundschaft gab nun ein Rechtsgutachten zur Prüfung der Möglichkeit der Erbansprüche in Auftrag. In dem 90seitigen Gutachten sprechen die beiden Juristen Prior Peter Lipburger vom Verdacht des Betruges und der Unterschlagung frei. Eine Klage gegen die angeblichen ausländischen Erben des Priors erachten sie als nicht aussichtsreich.

Damit waren die 3 Exkonventualen mit ihren Forderungen gescheitert. Das irdische Leben von Pfarrer Benedikt Frick endete am 2. Dezember 1844. Pfarrer Hieronymus Back verschied in seiner Patronatspfarrei Winterrieden am 9. März 1849. Ein Nachruf, verfaßt im 20. Jahrhundert, beschreibt ihn wie folgt:

„Er war ein sehr frommer Priester und wahrer Ordensmann, starb aber bald heilig, wie er gelebt; denn er, den niemand in seinem Leben lachen sah, lächelte in der Todesstunde nach oben, streckte seine Hände dorthin aus und verschied […] Er war sehr gelehrt, schweigsam, aber dabei so ängstlichen Gewissens, daß er nie eine Seelsorgerstelle annahm, oder den Beichtstuhl frequentierte, obwohl er alle Fakultäten hatte. Von Person war er klein, hager, blaß wie eine Leiche, was ihm bei seinen grauen, starken Haaren ein sehr ehrwürdiges Aussehen gab. Von Jugend an fast immer krank, wenigstens fast immer leidend, und nie gesund; dabei war er aber der Kräuter kundig und verschrieb sich die Medikamente immer selber und ließ die Rezepte den Doktor und Hofrat in Babenhausen lesen, der selten etwas zu korrigieren fand. In Winterrieden ist für seine Seelenruhe eine Jahresmesse gestiftet.“[355]

Aloys Stegmann verstarb als freisignierter Pfarrer von Gannertshofen und Schloßkaplan von Buxheim am 20. April 1860 mit 84 Jahren. Bei seinem Lebensende war er fast erblindet.

---

355) Rödle, Aus dem Leben des Pater Hieronymus Back.

Durch die Eingriffe der weltlichen Mächte bekam die Lebensgestaltung der drei Exkonventualen eine von ihnen nicht gewünschte Richtung. Obwohl die Ordensgeistlichen zum Aussterben bestimmt waren, blieben sie ihren Gelübden treu. Ein Leben außerhalb der einmal erwählten Gemeinschaft führen zu müssen, stellte hohe Anforderungen an sie und machte sie wehrlos gegenüber dem zunehmenden Materialismus und der beginnenden deutschen Streitkultur.

g) Anmerkung zu den Anklagen

Anläßlich der Enteignung der Kartause Buxheim gab Prokurator Peter Lipburger das Prioratsvermögen mit fl 176.000 und den Kassenbestand mit fl 1.500 an[356]. Die Waisenkasse blieb ungenannt, da sie nicht der Kartause gehörte und zudem fortbestand. Das Geständnis des Oberamtmanns von Frey über den Mißbrauch der Waisenkasse bedeutete eine zusätzliche Belastung zu den von der Obrigkeit eingezogenen und an Klöster verliehenen Waisenkassen-Kapitalien.

Der Eigentümer der Besitzungen der Kartause bestimmte den Prokurator zum Ökonomie-Direktor und Renteneinnehmer. Es gelang dem Prokurator im Oktober 1803, das Amt des Renteneinnehmers an Joseph Herbeck, den Schwager des Oberamtmanns, abzugeben. Durch seine großen finanziellen Verluste war der Oberamtmann nur mehr bedingt einsatzfähig. Prokurator Peter bemühte sich zu allervorderst, die Waisenkasse von den durch den Oberamtmann verursachten Belastungen zu befreien. Dies geschah in Zusammenarbeit mit der Kartause Ittingen und dem Rentmeister Herbeck. Als 1808 die Klosterbetriebe zur Verpachtung anstanden, übernahm er zusammen mit Herbeck die Mühle, das Brauhaus und zudem betrieben sie den Weinhandel. Dies geschah, um Geld für die Verluste zu erwirtschaften und die Familie des 1808 verstorbenen Oberamtmanns zu unterstützen.

Nachdem Buxheim einem anderen Herrn zugesprochen worden war, kam es zu einem neuen Vertrag zwischen dem Eigentümer und den Konventualen am 15. März 1811. Darin stellte es der Graf den Konventualen frei zu gehen. In § 30 heißt es, dem Prior[357] stehe es frei, ob er die über Fürst Fugger bezahlte Pension oder sonstige Einnahmen in die Gemeinschaft einbringe oder sich trenne. Die Konventualen hätten die Pflicht, dem Prior mit gehöriger Achtung zu begegnen. Somit war der Prior nicht mehr an die Gemeinschaft gebunden und konnte fortan als Privatmann leben.

Bis 1810 fertigte der Prior die Konventsabrechnungen, nachfolgend dargestellt die Abrechnung für das Jahr 1810[358]:

---

356) Bei einem Zahlenvergleich mit Vorjahren dürften die Angaben im Kriegsjahr 1803 den Tatsachen entsprochen haben.

357) Der Prokurator Peter Lipburger war seit dem 11. Februar 1806 Prior der Gemeinschaft.

358) StATG, Kartause Buxheim 7’42’555, S. 114.

Einnahmen:		
Für Prior	fl	1.400
für 11 Convent. à 440	fl	4.840
für 2 Donatbrüder	fl	240
für Chirurg und Dienerschaft	fl	280
Insgesamt	fl	6.760
Einnahmen 1810[359]	fl	15.198,56,2
Ausgaben	fl	13.365,52,4
	fl	1.833,03,6

Hiervon stehen aus bey H. Fürsten Babenhausen	fl	*1.000*
beim Pfarrer von Buxheim 1809 + 1810	fl	126,31,-
Ausstand insgesamt	fl	1.126,31,-
In der Kasse am 27. Mai 1811	fl	833,32,6

Von den Exkonventualen im nachhinein aufgemachte Rechnung der Einnahmen des Priors, die er nach ihrer Ansicht für das Jahr 1810 der Konventkasse schuldete[360]:

Einnahmen aus:		
Weinhandel	fl	2.000,––,–
Waisenkasse	fl	200,––,–
Fugger Babenhausen	fl	3.289,32,–
Fugger Babenhausen	fl	642,––,–
Brauhaus	fl	1.089,––,–
Mühle	fl	1.907,18,–
Passiv Receß	fl	274,49,–
Insgesamt	fl	9.402,39,–

Die Konventualen forderten Anteile an Bezügen, die auf persönlichen Dienstleistungen des Priors beruhten, und zudem Geld aus der Waisenkasse.

Lipburger mußte die zunehmende Uneinbringlichkeit von ausstehenden Waisenkassenguthaben erkennen. Dazu kam die Zerschlagung des ehemaligen Herrschaftsgebietes und damit auch des Geschäftsbereichs der Waisenkasse. Der größte Teil des Geldes war für Jahrzehnte bei der Staatsschuldentilgungskasse eingefroren, die Waisenkassengläubiger forderten aber ihr angelegtes Geld zurück. Die Regierung forcierte die Auflösung der Waisenkassen, deren Bedeutung für die Bevölkerung sie nicht erkannte. Peter Lipburger konnte die Buxheimer Waisenkasse der Obrigkeit entziehen.

Sein persönliches Vermögen, das er dem Bruder des Priors von Ittingen anvertraut hatte, gab er frei zur Bereinigung von Waisenkassenschulden. Auch

359) Zu der Einnahme wurden die verkauften Naturalien hinzugezählt.
360) AAO, BA Pension Lipburger und Schweikart (Stöhlker ODW 12).

die Kartause Ittingen war eingebunden in die Finanzprobleme der Buxheimer Waisenkasse.

Der Memminger Kaufmann Schwanen-Mayer hatte Obligationen der Waisenkasse übernommen und schuldete dieser. Als durch den verantwortungslosen Umgang des Finanzministers Graf Montgelas mit den Lotterielosen (Staatsanleihen) der Serie E bis M Volksvermögen vernichtet wurde und es zum Untergang von verschiedenen Banken kam, geriet Schwanen-Mayer in Konkurs. Dieses Ereignis war für Prior Lipburger und seine Waisenkasse eine Katastrophe und kostete ihm physische Kraft. Er öffnete sich dem Grafen und es kam zum Vertrag von 14. März 1818. In diesem Vertrag quittierte der Prior vollständig seine Pension bis zum 1. Januar 1818, auch für noch ausstehende Zahlungen. Er akzeptierte eine Reduzierung seiner Pension von bisher fl 1.400 auf fl 600 bis zum Lebensende[361], bezahlte fl 4.000 bar und übergab eine auf die Kartause Ittingen lautende Obligation über fl 10.000[362]. Dafür wurden ihm die Staatspapiere über fl 10.907,56,- der Waisenstipendien ausgehändigt sowie die Schuldscheine des Schwanen-Mayer über fl 33.000. Diese Angelegenheit hatte nun der Prior zu bereinigen. Der Grund für den Vertrag war, daß Lipburger die Waisenstipendien zur Bezahlung von Waisenkassenschulden ausgegeben hatte. Ferner behielt er ein Anlehen über fl 25.000, das die Kartause seit 1. Mai 1798 beim Haus Österreich hatte und 1808 zurückbezahlt wurde, und beglich damit Waisenkassenschulden[363].

Neben seinen Tätigkeiten kümmerte sich der Prior noch um das Fortkommen der Witwe des verstorbenen Oberamtmanns und von deren Kindern, was ihm die übelsten Nachreden für einen Geistlichen von seiten der Buxheimer Beamtenschaft einbrachte. Auch den Besuch von Gasthäusern belegten sie mit unschöner Nachrede. Prior Peter war kein Wirtshausgeher. Wenn er ein Gasthaus aufsuchte, dann in Begleitung seines kranken Bruders, um diesem einen Gefallen zu tun.

Die zahlreiche, in Buxheim nicht ausgelastete Beamtenschaft beobachtete die Aktivitäten des beim Grafen in hohem Ansehen stehenden Priors mit Argusaugen. Ihr Urteil über ihn beruhte auf Unkenntnis. Sie fanden es nie der Mühe wert zu überlegen, ob auch die Witwen und Waisen zu ihrem Geld aus der Waisenkasse kamen oder wie der Zins für die Einlagen erwirtschaftet werden sollte. Das Urteil durch Unkenntnis ist nicht nur Sache der Zeitgenossen, auch die Nachwelt verfällt diesem Mangel[364].

---

361) Bis zum Lebensende bedeutete der Verzicht mit Zins von 4 % und Zinseszinsen einen Betrag von rd. fl 15.000.

362) 1822 überwies Graf Friedrich Karl der Kartause Ittingen fl 10.000.

363) Mit dem lebenslänglichen teilweisen Pensionsverzicht und der Obligation von fl 10.000 der Kartause Buxheim war diese Schuld erledigt.

364) STÖHLKER, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12, Neue Folge 1, S. 389, Anm. 62, und S. 390.

Stöhlker spricht an zwei Stellen von kaum „überschaubaren" Aktenstücken, die er noch nicht bearbeitet hat. Dennoch beurteilt er den Prior. Seine Stellungnahme beruht fast ausschließlich auf den Ausführungen des Herrschaftsrichters Fey. Stöhlker

Am Buxheimer Herrschaftsrichter ist zu erkennen, mit welch geringen juristischen Kenntnissen damals die Möglichkeit zum Aufstieg zum Herrschaftsrichter bestand. Das konnte auch die Staatsdienerpragmatik vom 1. Januar 1805 nicht ändern. Durch diese wird vermittelt, es könnten sofort loyale, fähige und geprüfte Beamte kreiert werden. Tatsächlich mußte bei dem großen Bedarf an Beamten, bedingt durch die verstärkte Bürokratisierung, auf viele wenig geeignete Personen zurückgegriffen werden. Zudem gab es sehr viele Personen, die von der neuen Regierung nur das Beste erwarteten und glaubten, aufgrund der brüchigen Parolen der Französischen Revolution mithelfen zu müssen, Kirche und Geistlichkeit auszulöschen. Es war eine Zeit der gesellschaftlichen Umschichtung. Der Aufstieg der städtischen Bürger und Beamten, der Abstieg der in die Städte abwandernden Knechte und Mägde als Fabrikarbeiter sowie der auf der Scholle verbliebenen Kleinbauern brachten soziale Probleme mit sich.

Durch die volkswirtschaftliche Kapitalumschichtung stieg die Klage- und Prozeßflut enorm an. Waisenkassenmitglieder konnten nicht mehr direkt zur Kasse gehen und ihr Geld holen. Dies ging nur noch auf schriftlichem Weg über eine Amtsperson. Häufig kamen sie nur, wenn überhaupt, auf dem Klageweg zu ihren Guthaben bei den Waisenkassen, das nun bei der Staatsschuldentilgungskasse lag.

Unbestreitbar ist die Mitnahme von liturgischen Gegenständen, Rosenkränzen, Büchern, Hausrat und vom Prior Peter Lipburger genutzten Mobilien nach Ittingen im Einverständnis mit dem Grafen. Das waren aber Gegenstände, die allgemein zur Vernichtung preisgegeben worden waren. Die Obrigkeit ließ die ältesten Kirchen abreißen, fast jedes Feldkreuz fiel der Axt zum Opfer, Kelche und sakrale Gegenstände landeten im Schmelzofen für den Kriegsdienst, Bücher und Klostermobilien und -immobilien wurden zur Versteigerung freigegeben. Dies forderte der Zeitgeist des Rationalismus und der Aufklärung. Bei der Kriegführung haben diese Begriffe keine Bedeutung.

Prior Lipburger besaß ein Guthaben von fl 12.000 rückständige Pension bei Fürst Fugger Babenhausen. Bei seinem Weggang von Buxheim gab er diesen Betrag Rentmeister Herbeck. 1826 sandte er diesem noch einmal fl 1.895,46,4 für die Buxheimer Wohltätigkeitsstiftung. Das waren Summen, die er nicht für sich selbst verwendete oder der Kartause Ittingen überließ.

Der Buxheimer Domänen-Direktor von Blon arbeitete sparsam und fleißig für seinen Herrn. Er war ein getreuer Diener und hatte kein Unrechtbewußtsein gegenüber den Kartäusern. Bei Graf Friedrich Karl Waldbott von Bassenheim läßt seine Milde und sein Entgegenkommen gegenüber dem Prior erkennen, daß er wohl wußte, von welchen Gütern seine Familie profitierte.

Der Prior in Ittingen überlebte den Grafen um mehr als ein Jahr. In seinem letzten Brief vom 25. Juni 1831 an seine Angehörigen diktierte er dem Diener:

---

geht weder auf das Urteil des Dr. Hellmuth vom 18. Juli 1835 noch auf das Rechtsgutachten vom 25. Februar 1842 ein, in der Prior Peter Lipburger vom Vorwurf der Unterschlagung und Bereicherung frei gesprochen wird.

Ich muß Euch am Schluß recht empfehlen, mäßig, gerecht und freundschaftlich zu handeln, damit das Geschehene gesegnet seye[365]. Dies war seine Devise, und er hat sie gelebt in Ittingen und auch unter schwierigsten Umständen in Buxheim.

Die Verfolgung des Priors und die Anklagen gegen ihn durch die Buxheimer Beamtenschaft und die Exkonventualen über den Tod hinaus, die das ‚Haben' bestimmte, geben Zeugnis von dem neuen Weltgeist.

D. Fürsorgeeinrichtungen

I. Isabellen-Fonds

Graf Franz Emmerich von Waldbott hatte 1714 in seinem Testament als Hausgesetz und ‚ewige Norm' für alle Nachkommen die Unteilbarkeit des beweglichen und unbeweglichen Besitzes verfügt. Auf den vom Vater bestimmten Sohn sollte der gesamte Besitz übergehen. Für die übrigen Söhne war ein willkürliches Deputat ausgemacht, während die Töchter mit einer erträglichen ‚Dos' abgefunden *und von allen übrigen ausgeschlossen seyn sollen*[366].

Der Tod von Gräfin Isabella Felicitas Barbara Waldbott von Bassenheim am 19. Oktober 1824 brachte eine Änderung des Erbvermächtnisses zugunsten der gräflichen Töchter. Sie setzte in ihrem Testament ihren einzigen Sohn Graf Friedrich Karl zum Universalerben ein, bestimmte aber in seinem Einverständnis, daß von ihrer Verlassenschaft von 31.000 Gulden fl 30.000 in eine Stiftung für die Töchter des gräflichen Hauses eingebracht werden sollten; fl 1.000 waren für die Dienerschaft bestimmt.

Sie legte im Testament folgende Bedingungen fest[367]:

1. Die Administration obliegt dem Chef des gräflichen Hauses.
2. Die jährlichen Zinsen aus dem Stiftungsvermögen erhält die älteste Tochter lebenslänglich.
3. Nach deren Ableben fallen die Zinsen an die Stiftung zurück, wo sie wieder zu kapitalisieren sind, bis die jeweils älteste Tochter mit 19 Jahren stiftungsberechtigt ist.
4. Wenn der Fonds anwächst, steht es dem Chef des Hauses zu, mehrere seiner Töchter an den Zinsen teilhaben zu lassen.

Die Verwaltung der Stiftung wurde dem Buxheimer Domänen-Direktor von Blon übertragen, der die Stiftung ‚Isabellen-Fonds' nannte. In den Genuß der Stiftung konnte als erste ihre einzige Enkelin Isabella kommen, die beim Tod der Großmutter 7 Jahre alt war.

---

365) TIEFENTHALER, P. Peter (Josef) Lipburger O. Cart., S. 22.

366) BWBZA, Johann Georg von Blon, Familiengeschichte der Grafen Waldbott von Bassenheim, verfaßt 1845, § 33.

367) BWBZA, Johann Georg von Blon, Familiengeschichte der Grafen Waldbott von Bassenheim, verfaßt 1845, § 117.

Beim Ableben des Grafen Friedrich Karl im Jahre 1830 betrug das Stiftungsvermögen fl 40.361,42,1[368]. Nach dem Tode des Grafen ging der 66jährige Buxheimer Domänen-Direktor, der die Stiftung verwaltete, 1831 in den Ruhestand. Die gräfliche Witwe Charlotte ließ alle die Stiftung betreffenden Unterlagen an ihren Wohnsitz in München bringen. Nach ihrer Wiederverheiratung mit dem bayerischen Offizier Freiherrn von Brandenstein endete ihre Mitvormundschaft über ihre Kinder Isabella und Hugo Philipp. Direktor Schott, der die Verwaltung der Vormundschaft unter sich hatte, erklärte, daß die Zinsen aus dem Stiftungskapital in Höhe von fl 1.500 jährlich seit 1830 an die Witwe des Grafen gingen. Diese hatte einen großen Geldbedarf: Sie lieh sich Geld von ihren Untergebenen, Herrschaftsrichter Fey und Rentmeister Herbeck, aus[369]. In seinen Ausführungen von 1833 bezichtigte Schott den verstorbenen Grafen, die Stiftungskapitalien unterschlagen und verschleudert zu haben. Die Literalien zu der Stiftung sollen vernichtet worden sein. Nach Rückfragen der Vormundschaft über die Angelegenheit beim ehemaligen Domänen-Direktor von Blon wurde der Fonds der Stiftung von der Vormundschaft mit fl 40.000 wiederhergestellt und der Zins von 5 % daraus in Höhe von fl 2.000 der Komteß Isabella 1835 bei ihrer Vermählung mit dem Grafen von Lerchenfeld-Köfering im Ehevertrag zugesprochen[370]. Gräfin Isabella übernahm die Verwaltung des Isabellen-Fonds bis zu ihrem Tode am 28. September 1889. Ihre Erben bestimmten Fürstin Marie zu Oettingen-Wallerstein als berechtigte Nachfolgerin zur Betreuung des Fonds. Sie übernahm den Fonds am 20. März 1890 mit folgendem Bestand[371]:

I.	Hypotheken und Ewiggeldkapitalien		
	Hypothek Haus Gabelsbergerstr. 5, München	Mark	26.000,–
	Hypothek Haus Bahnhofplatz 7, München	Mark	30.000,–
II.	Wertpapiere	Mark	10.956,50
III.	Bargeld	Mark	1.614,94
Insgesamt		Mark	68.571,14

Aus dem Fonds erhielt die Buxheimer Kasse bis einschließlich 1899 folgende Beträge:

	Mark
1890	2.346,34
1891	2.665,–
1892	2.695,–
1893	2.685,–
1894	2.685,–
1895	2.525,–

368) StAA, Rentamt Buxheim 51, Vormundschaft § 27.
369) BWBZA, von Blon, Familiengeschichte, Supplementa No. II, § 2.
370) BWBZA, von Blon, Familiengeschichte, Supplementa No. II, § 20.
371) PAB Gräflich Bassenheimische Domänenverwaltung – Kontoauszüge und Stiftungsrechnungen, Darlehensbewilligungen.

1896	2.385,–
1897	2.365,–
1898	2.380,–
1899	2.380,–

Die Gelder standen den Töchtern der Grafenfamilie Waldbott von Bassenheim zur Verfügung.

Mit dem Fonds erwirtschaftete die Verwaltung in den Jahren 1900–1902 nachstehende Zinsen[372]:

1900	Zins aus Ewiggeld	900,–	insgesamt
	Zins aus Wertpapieren	400,–	= 1.300,–
1901	Zins aus Ewiggeld	900,–	
	Zins aus Wertpapieren	450,–	= 1.350,–
1902	Zins aus Ewiggeld	900,–	
	Zins aus Wertpapieren	440,–	= 1.340,–

Diese Zinsen gingen ebenfalls an die Buxheimer Kasse. Weitere Zahlen und Angaben zum Isabellen-Fonds fehlen.

Über den Isabellen-Fonds fanden adelige Damen Hilfe. Für Bedürftige der Gemeinde Buxheim/Westerhart fehlten Hilfseinrichtungen.

Aufgrund der königlichen Verordnung vom November 1816 lag die Zuständigkeit für die Armenfürsorge bei den Gemeinden. Diese sollten die Hilfsbedürftigen mittels Spenden, Stiftungen, Sammlungen, Anleihen und Gelder aus dem Gemeindesäckel unterstützen. Daß der Gemeindesäckel in Buxheim nicht gut gefüllt war, belegen die Abrechnungen, die der Gemeindevorsteher zusammen mit dem Pfarrer als ausführende Organe zu erstellen hatten. 1821/22 arbeitete Johann Weiß bis 1828 als Armenpfleger und Gemeindevorsteher für die Gemeinde Buxheim/Westerhart. Die Armenpflegschaftsrechnung 1821/22 weist folgende Beträge aus[373]:

Einnahmen	fl	64,48,–
Ausgaben	fl	13,27,–
Bestand	fl	51,21,–

Außer dem Isabellen-Fonds unterstützte eine 1811 von Gräfin von Hatzfeld gegründete Stiftung mit einer jährlichen Summe von fl 500 zwei adelige bedürftige Damen. Nach dem Tode der Stifterin 1821 sollte die Benennung der Damen durch die Familie des Grafen Waldbott-Bassenheim erfolgen[374].

372) BA-B-AK, Schwarzes Buch, Isabellenfond.
373) PAB, Armenpflegschaftsrechnung.
374) BA-B-AK, Stiftungen Buxheim.

II. Lipburger Armenstiftung

Aus seiner 50jährigen Zeit in Buxheim war Prior Peter Lipburger die Notlage der Buxheimer Armenfürsorge bekannt, als er von der Kartause Ittingen aus mit Schreiben vom 1. März 1826 an Rentmeister Herbeck einen Betrag von fl 1.895,45,– zum Zwecke der Wohlfahrt dem Ort Buxheim vermachte. Es sei ihm einerlei, ob als Schul- oder Armenfonds, darüber solle die Herrschaft entscheiden. Der Stifter bittet Herbeck, der Herrschaft die betreffenden Papiere zu übergeben.

Mit Brief vom 10. August 1827 bedankte sich der Prior beim Grafen für dessen Schreiben vom 7. Juli 1827[375]. Lipburger erwähnt darin seine Spende von fl 90 für den Buxheimer Schulhausbau und eine weitere von fl 139 für die Armen von Buxheim und Westerhart. Seine Stiftung vom März 1826 bestimmt er für Schul- und Lehrgeld von armen Kindern und für arme kranke Personen der Orte Buxheim und Westerhart. Der Herrschaft überläßt er die Verwaltung sowie die Verteilung des Zinsertrages aus dem Kapital. Über die Vorschlaglisten wollte er jedoch zeitlebens selbst disponieren.

In einer Mitteilung vom 3. November 1827 an die Waisenkassen-Administration bezieht sich Graf Waldbott von Bassenheim auf die beiden Schreiben von Prior Peter Lipburger und überträgt die Verwaltung des Fonds der Waisenkassen-Administration. Die Zahlungen sollten aber getrennt von der Waisenkasse durchgeführt werden. Er will jährlich einmal über die Stiftung informiert werden. Der Graf bestimmt den Namen der Neugründung mit: ‚Lipburgische Armenstiftung' zur Ehre des Stifters[376].

Die Stiftung wurde von den Orten dankbar angenommen und am 9. April 1827 erteilen die Gemeindevorstände die örtliche Genehmigung[377]. Das Kreis-Kuratel erteilte die Genehmigung am 11. August 1830.

Aus dem Vorstehenden ergeben sich Statuten für den Fonds folgenden Inhalts[378]:

– Die Aufsicht über die Verwaltung und Verteilung der jährlichen Zinsüberschüsse liegt bei der gräflichen Herrschaft.
– Der Stifter hat die lebenslange Disposition über die Verwendung der Rentenüberschüsse. Ihm werden durch die Gemeindevorstände von Buxheim und Westerhart jene Personen genannt, die Anspruch auf Unterstützung haben und zur Genehmigung in Vorschlag gebracht. Nach seinem Tod tritt die gräfliche Standesherrschaft an seine Stelle.
– Die Rechnung beginnt am 1. März 1826.

Am 13. September 1831 verstarb der Stifter in Ittingen. Die Kompetenz über die Stiftung ging ab diesem Zeitpunkt auf die Buxheimer Standesherrschaft bzw. auf die gräfliche Vormundschaft über. Die Vormundschaft stand der Lipburger Stiftung, die das Buxheimer Rentamt verwaltete, kritisch gegenüber.

375) PAB, Fach XII, Fasz. 7.
376) StAA, Rentamt Buxheim, Waisenrechnung 1827.
377) PAB, Fach XII, Fasz. 8.
378) PAB, Fach XII, Fasz. 7, 2 und 3. Von den Statuten sind nur 3 Paragraphen bekannt.

Wenn die Vormundschaft von München aus, wo sie ihren Sitz hatte, über diese Stiftung korrespondierte, buchstabierte sie grundsätzlich falsch mit *Lippurger*.

1836 kam es mit dem Rentamt zu Streitereien über die Zuständigkeit. Die Vormundschaft behauptete, die Mittel wurden nicht für den Stiftungszweck verwendet, sondern den Armen entzogen[379].

Gemäß der Satzung erhielten auch arme kranke Personen Beihilfen. Aus diesen Grunde wurde am 6. März 1837 beschlossen, allen armen kranken Dienstboten, Gesellen und Lehrlingen unentgeltliche ärztliche Hilfe und Arznei zu gewähren. Dazu verpflichtete der Lokal-Armenpflegschaftsrat den Kgl. Kreis- und Stadtphysikus von Memmingen, Dr. von Wachter, jeden Freitag ab 15 Uhr beim Bader von Buxheim die gehfähigen Patienten zu empfangen und sich zu den bettlägrigen ins Haus zu begeben. Ferner konnten arme Kranke in dringenden Fällen kostenlos Bader Goll in Buxheim aufsuchen bzw. kommen lassen. Diese Dienste sollten nur für arme Menschen unentgeltlich sein. Aus dieser Einrichtung konnten aber auch vermögende Leute gegen Bezahlung Nutzen ziehen. Aus diesem Grunde wurde der Gemeindevorsteher beauftragt, von Haus zu Haus zu gehen und die Bekanntgabe des ärztlichen Dienstes unterschreiben zu lassen[380].

Im Sommer 1846 ging die ärztliche Dienstleistung auf Dr. Baumann aus Memmingen über[381]. Da Dr. Baumann längere Zeit wegen Krankheit seinen Dienst nur noch eingeschränkt ausfüllen konnte, übernahm 1873 Dr. von Hoesle aus Memmingen die Betreuung der Patienten der Lipburger Armenpflege[382].

Das Vermögen der Lipburger Armenstiftung hatte in den Jahren 1833–1863 einen durchschnittlichen Bestand von fl 1.500. In der Regel wurden jährlich fl 40 an Arme verteilt[383]. Der Pfarrer verteilte die Gelder gegen Unterschrift an die Bedürftigen. 1848 bekamen 13 Personen Unterstützung. Fünf unterzeichneten nur mit drei Kreuzen. 1854 erhielten aus den fl 40 sechzehn Witwen und arme Taglöhner einen Zuschuß zum Lebensunterhalt. Für das Rechnungsjahr 1850/51 weist die Stiftung ein Kapital von fl 1.409,37,1 aus[384]. Ab 1851/52 unterschreibt Rentmeister Herbeck nicht mehr die Papiere der Lipburger Armenstiftung; Herbeck war seit November 1803 im Dienst gewesen.

1855 erklärte die Standesherrschaft sich nicht mehr bereit, die Lipburger Stiftung unentgeltlich zu verwalten. Im Dezember 1878 behauptete der gräfliche Rat, Dillinger, das Vermögen der Lipburger Armenstiftung habe 1829 nur fl 884,47,6 betragen[385].

---

379) PAB, Fach XII, Fasz. 7, Die Lippurgische Stiftung betreffend.
380) PAB, Fach XII, Fasz. 6,16.
381) PAB, Fach XII, Fasz. 6,23.
382) PAB, Fach XII, Fasz. 6,35.
383) PAB, Fach XII, Fasz. 7,13.
384) PAB, Fach XII, Fasz. 7,8.
385) PAB, Fach XIII, Fasz. 8.

Die Turbulenzen um die Insolvenz des Grafen 1882/83 ergriffen auch die Lipburger Stiftung, so daß diese in die Obhut der gemeindlichen Armenfürsorge mußte.

Im Januar 1888 kam der ‚Vereinigte Ausschuß' der Lipburger Armenstiftung und der Waisenstipendien-Stiftung zur Beratung zusammen. Das Hauptproblem waren die erheblich angestiegenen Arztkosten und die Zweckentfremdung der Waisenstipendien. Es wurde festgehalten, daß Krankenkosten nur aus der Lipburger Armenstiftung für die Gemeinden Buxheim und Westerhart zu bezahlen seien. Nach dem Stiftungszweck der Waisenstipendien-Stiftung war diese für das Schulgeld und die Unterstützung von Waisen und armen Kindern zuständig. Generell betonte der Ausschuß, die Bestellung eines Hausarztes und die Übernahme von Medikamentenrechnungen seien nicht Zweck der genannten Stiftung. Der ärztliche Dienst würde ausgenützt und nicht nur von Armen in Anspruch genommen. Die Kassen würden ausgebeutet, indem die Leute zu mehreren Ärzten gingen und diese auch bei Kleinigkeiten konsultierten. Daher wurde per 1. Januar 1888 beschlossen:

Von den Stiftungen werden keine Medikamentenrechnungen mehr übernommen. Arme Angehörige von bezugsberechtigten Gemeinden können deswegen einen Antrag stellen. Gesuche werden aber nur berücksichtigt, wenn andere Ansprüche befriedigt und noch Mittel vorhanden sind. Der Armenarzt ist verpflichtet, jede Inanspruchnahme der Lokalarmenpflege anzuzeigen. Den Apothekern teilte der Ausschuß mit, daß keine Medikamentenrechnungen mehr übernommen würden. In Notfällen, wenn eine Genehmigung für die Bezahlung nicht eingeholt werden könne, müsse dies innerhalb von 40 Stunden dem Armenpflegschaftsrat gemeldet und die Genehmigung eingeholt werden[386].

Die neuen Bestimmungen des Buxheimer Armenpflegschaftsrates sind im Zusammenhang mit den Sozialversicherungsgesetzen unter Bismarck zu sehen. Am 15. Juni 1883 wurde die gesetzliche Krankenversicherung eingeführt, die nur Arbeiter und kleine Angestellte, aber nicht deren Familienmitglieder versicherte[387]. Die nicht versicherten Familienangehörigen belasteten nach wie vor die gemeindlichen Armenstiftungen.

1888 betrug der Kapitalbestand 4.408,57 Mark. Von der Verwaltung wurde darauf gedrungen, das Kapital verzinslich anzulegen. Sehr wenig ist bekannt, wo die Gelder in den Vorjahren angelegt waren.

Im Jahr 1888 war das Kapital wie folgt investiert[388]:

Eisenbahnanlehen vom 1. Juli 1885	1.400,--	Mark
Bay. Hypotheken- und Wechselbank zu 3 ½ und 4 %	1.600,--	Mark
Südd. Bodencreditbank zu 4 %	1.100,--	Mark
Hypotheken an Privatpersonen	308,57	Mark
Insgesamt	4.408,57	Mark

386) PAB, Fach XII, Fasz. 8,1–3.

387) KOCH, Von der Zunftlade zum rationellen Großbetrieb, S. 40–42; ORSCHEID – DREES (Hg.), Versicherungsstatistik Deutschland 1750–1985, . 40.

388) PAB, Fach XII, Fasz. 8.

Mit der Kapitalanlage gegen Zins verfolgt die Lipburger Armenstiftung die gleiche Strategie wie die klösterliche Waisenkasse, die ebenfalls über verzinsliche Kapitalvergaben versuchte, den schuldigen Waisenkassenzins aufzubringen, was spitzfindige Beamte nach der Säkularisation als Vergehen anprangerten.

Die lückenhaften Quellen ergeben über das Vermögen der Lipburger Armenstiftung folgendes Bild[389]:

	Vermögen
	fl
1826	1.895,46,–
1832/33	1.050,––,–
1851/52	1.409,37,1
1853	1.452,73,–
1854	1.441,23,3
1855	1.463,48,3
1857/58	1.512,29,3
1858/59	1.533,35,3
1862/63	1.563,44,1
1863/64	1.610,9,1
	Mark
1878	2.085,71
1888	4.408,57
1905	4.448,61
1916	1.738,61
1917	1.841,36
1918	1.870,51
1919	1.873,47
1920	1.876,54
1922	1.879,41
1923	23.000.196.879
1929	1.797,53
1931	1.336,66

III. Waisenstipendien

Die Übertragung der Armenpflege auf die Gemeinden führte in Buxheim zur Gründung einer weiteren Armenstiftung, die der Herrschaftsrichter organisierte.

Für die beabsichtige Gründung holte Dr. Hellmuth die Zustimmung von Prior Peter Lipburger, den ehemaligen Konventualen und der Herrschaft ein.

389) Die Zahlen liegen nicht für alle Jahre vor.

Die Konventualen gaben ihm das Plazet nicht[390]. Dennoch entwarf er aufgrund der Entschließung vom 23. März 1829
- des Bürgermeisters von Memmingen,
- des Special-Commissärs von Buxheim,
- der Erklärung des Gemeindeausschusses und
- der Erklärung von Graf Waldbott von Bassenheim als Standes- und Grundherren von Buxheim

seine 12 Paragraphen umfassenden Statuten für die Gründung.

Die Oberkuratel-Behörde für das neue Institut ist die ‚Königliche Regierung des Oberdonaukreises, Kammer des Innern' unter den Präsidenten Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein.

1. Die Statuten der Waisenstipendien-Stiftung von 1829[391]

In § 1 der Gründungsurkunde von 14. August 1829 wird auf die Verwaltung der Waisenkasse unter dem Reichsprior eingegangen. Es wird festgehalten, das darin enthaltene Waisenstipendium als eine Anstalt zur Unterstützung armer Waisen sei noch keine voll ausgebildete Stiftung gewesen. Deswegen werde nunmehr dieses Vermögen von der Waisenkasse ausgeschieden und unter eine selbständige Verwaltung gebracht unter Vorbehalt der näheren Bestimmung des Geschäftsgebietes.

§ 2 behandelt das Fundierungsvermögen von fl 14.174,03,6 unter Vorbehalt der Veränderungen, die sich durch Zinsausfälle oder -ausschreibungen ergeben könnten. Wenn sich die von der Herrschaft beabsichtigte Auflösung der Waisenkasse und damit die Ausscheidung des Waisenstipendiums verzögern sollte, dann richte sich der Bestand danach, wie er zum 1. Oktober 1829, dem Beginn des Etatjahres 1829/30, errechnet werde.

§ 3 besagt, die Herrschaft habe erklärt, die Stiftung könne nicht zur Dekkung von evtl. noch auftretenden Waisenkassenschulden herangezogen werden.

§ 4 bestimmt, daß das Waisenstiftungsvermögen *in gehörigen und gesetzlich versicherten Schuldbriefen ausgewiesen und nach dem Loose bestimmt* werden soll, wenn nicht die Genußberechtigten oder die Vertreter der Waisenkasse darüber besonders bestimmen. Keinesfalls haftet die Stiftung für Aktivkapitalien (Schulden).

Nach § 5 steht der Standesherrschaft das Recht zu, den Verwalter für die Waisenstipendien-Stiftung zu benennen, für dessen Tätigkeit sie auch verantwortlich ist.

In § 6 wird von dem Verwalter eine jährliche spezifizierte Rechnungslegung gefordert, in die dem Gemeindeausschuß von Buxheim als Armenpflegschaftsrat Einsicht zu gewähren und die der Herrschaft zur *Abhör und Revision* vorzulegen ist. Ferner wird die Vorlage bei der Kgl. Kreisregierung als Oberkuratel zur Super-Revision und endgültigen Verabschiedung bestimmt.

---

390) PAB, Aufzeichnungen von Dr. Hellmuth vom 11. Juli 1835, S. 508.
391) PAB, Fach XII, Fasz. 6, 1.

§ 7 behandelt die Vergütung für die Stiftungsverwaltung von höchstens 4 % der eingehobenen Renten, wie sie in § II der ‚allerhöchsten Bestimmung' von 10. März 1820 festgesetzt wurde.

§ 8 benennt den Zweck der Stiftung, und zwar eine jährliche Unterstützung für arme Waisen des berechtigten Bezirks zur Bestreitung des Schul- und Lehrgeldes, der Kost und Kleidung bis sie sich selbst ihren Unterhalt verdienen können. Wenn keine Waisen in dem Bezirk leben, können auch Kinder armer noch lebender Eltern Unterstützung bekommen. Ein Zinsüberschuß soll zur Mehrung des Kapitals wieder angelegt werden.

Nach § 9 erhalten außer armen Waisen der Gemeinden Buxheim und Westerhart auch Waisen der Bediensteten der Herrschaft Beihilfen aus der Stiftung.

§ 10 besagt, die jährlichen Unterstützungen werden nach den von den Gemeindeausschüssen von Buxheim als Armenpflegschaftsrat zu fertigenden Vorschlaglisten von der Herrschaft vergeben.

In § 11 wird dem Antrag der Gemeinde Buxheim, einen Teil des Waisen-Stipendiums zur Tilgung der Gemeindekriegsschuld zu verwenden, nicht stattgegeben.

Der § 12 geht auf die Forderung der Gemeinden Beuren und Neuhausen ein, auch in den Genuß der Stiftung zu kommen. Dieser Punkt wird ausgesetzt bis das Resultat der Verhandlungen mit der Herrschaft, den Gemeinden Buxheim und Westerhart unter Hinzuziehung des Bürgermeisters von Wachter von Memmingen vorliegt. Der Vollzug des Vorstehenden wird dadurch nicht gehemmt. Der einzige Vorbehalt ist der vom Grafen versprochene Zuschuß zur Dotation der Waisenstiftung um das *Weitere nach Maßgabe dieser Resultate zu verfürgen*.

Über das Gesuch zur Aufnahme von Beuren und Neuhausen wurde am 2. Juli 1829 vor dem Herrschaftsgericht des Grafen Waldbott von Bassenheim verhandelt. Anwesend waren von Beuren der Patrimonialrichter Schamberg, der Aktuar Wieland und der Ortsvorsteher. Neuhausen vertraten Michael Stärk und der Ortsvorsteher Anton Megele.

Sie begründeten ihre Bitte um Teilnahme an den Grafen wie folgt: Ihre Gemeinden hätten zu dem Fonds ebenso viel beigetragen wie die Gemeinden Buxheim und Westerhart. Sie könnten zwar keine Beträge nennen, aber das Gründungskapital setze sich aus den Überschüssen der Waisenkasse, aus Strafen und Gebühren zusammen, zu denen auch ihre Gemeinden beitrugen. Sie hätten sich bisher nicht gemeldet, da sie annahmen, daß die Wohltaten der Stiftung auch ihnen zukommen würden.

Am 5. September 1829 kamen der Herrschaftsrichter Dr. Hellmuth, der Aktuar Fleckenstein, der Rentbeamte Herbeck als Waisenkassen-Administrator, Pfarrer Benedikt Frick, der Bürgermeister von Wachter aus Memmingen, der Gemeindeausschuß und die ganze Gemeinde zur Beratung über die Angelegenheit zusammen. Der Gemeindeausschuß zeigte sich mit den Paragraphen 1–11 voll einverstanden. Die in § 12 geforderte Teilnahme von Beuren und Neuhausen wurde jedoch in Abrede gestellt. Da aber aus Billigkeit und im

Sinne des ursprünglichen Gründers des Waisenstipendiums eine Teilnahme dieser Gemeinden *gelegen zu seyn scheint*, werde diesen Gemeinden auf dem Wege des Vergleichs der Zugang ermöglicht[392].

Den Gemeinden Beuren und Neuhausen wurde freiwillig gemeinsam ein Drittel *der jährlichen Rente des Stiftungskapitals zugestanden*. Dieses Drittel berechnete sich nach den reinen Einnahmen abzüglich der Kosten für die Administration. Bedingung für die Zusage war, daß der Graf die versprochenen fl 2.000 einschließlich der laufenden und ausständigen Zinsen der Stiftung vermache, wie er bereits bekundete. Das Verhältnis zwei zu eins war für die Administration nur bindend, wenn in einem 10jährigen Durchschnitt dieses Verhältnis erhalten blieb.

Das Protokoll unterzeichneten der Bürgermeister von Memmingen, der Waisenkassen-Administrator, der Pfarrer von Buxheim, der Gemeindevorsteher, der Gemeindepfleger sowie die 37 Gemeindemitglieder[393].

Die Gemeinde Buxheim verfügte nunmehr über die 1826 vom ehemaligen Prior initiierte ‚Lipburger Armenstiftung' und die durch den Herrschaftsrichter Dr. Hellmuth 1829 ins Leben gerufene ‚Waisenstipendien-Stiftung' für die gemeindliche Armen- und Waisenpflege. Die Stiftung ‚Waisenstipendien' stand unter der Obhut von Dr. Hellmuth. Unter Graf Friedrich Karl betreute er ab März 1829 diese Stiftung. Durch den plötzlichen Tod des Grafen im Mai 1830 ging die Zuständigkeit der Verwaltung auf die gräfliche Vormundschaft über.

2. Rechnungen der Waisenstipendien-Stiftung

Die ‚Erste Waisen Stipendiums Rechnung vom 4. Januar 1831 bis 30. September 1831' weist ein Kapital von fl 17.314,38,5 aus, das sich wie folgt zusammensetzt[394]:

Waisenstipendien-Kapital aus der Waisenkasse	fl	13.803,––,–
Spende von Graf Waldbott von Bassenheim	fl	2.100,––,–
Zinsen	fl	1.218,05,5
Bargeld	fl	193,33,–
Insgesamt	fl	17.314,38,5

53 Obligationen mit einem Gesamtbetrag von fl 15.903 gehen in die Rechnungslegung ein. 1829 vergab die Stiftung Kredite im Betrag von fl 1.020 und stellte darüber Papiere aus. Die Obligationen über fl 14.883 stammen aus der vormaligen Waisenkasse und reichen zurück bis zum Jahr 1786.

In den ersten 9 Monaten der Rechnungslegung nahm die Stiftung fl 1.339,54,1 Zinsen bei einem Zinssatz von 5 % ein. Für den Stiftungszweck verteilte sie fl 57,4,-. Am 1. Oktober 1832 betrug der Kapitalbestand fl 16.433 und in der Kasse befanden sich fl 421,48,7 Bargeld. In der darauffolgenden

392) PAB, Fach XII, Fasz. 6, 1.
393) PAB, Fach XII, Fasz. 6, 2.
394) StAA, Rentamt Buxheim 66.

Jahresbilanz vom 1. Oktober 1831 bis 30. September 1832 gehen fl 1.895.01,1 an Zinsen ein. Fl 439,54 bekamen 69 Hilfsbedürftige, die meisten Schüler erhielten fl 1,36,- Schulgeld. Der Lehrer und die Vormünder unterschrieben die Quittungen.

Die Waisenstipendien-Stiftung stellte für vergebene Hypotheken Hypothekenbriefe aus[395]. Da sich inzwischen Sparkassen etabliert hatten, war die Bedienung von Sparern in Buxheim nicht mehr vorrangig. Für die Stiftung bildete die Erwirtschaftung von Zins aus dem Stiftungskapital die Grundlage für die Gewährung von Unterstützung für Waisen, Kinder und Schulkinder der Gemeinde.

An einzeln vorhandenen Rechnungsabschlüssen läßt sich die Entwicklung der Waisenstipendien-Stiftung festhalten.

Im Geschäftsjahr 1837/38[396] betrug das

Vermögen	fl	19.235,––,–
Einnahmen	fl	5.261,18,2
Ausgaben	fl	5.030,20,1
Überschuß	fl	230,58,2

An Hilfebedürftige wurden verteilt:

Buxheim	fl	451,57,–
Beuren	fl	114,42,–
Neuhausen	fl	100,24,–
gesamt	fl	697,03,–

Geschäftsjahr 1842/43[397]

Vermögen	fl	18.725,55,1
Einnahmen	fl	2.706,29,4
Ausgaben	fl	1.017,02,–
Überschuß	fl	1.689,27,4

An Hilfsbedürftige:

Buxheim	fl	384,50,–
Beuren	fl	90,16,–
Neuhausen	fl	95,04,–
gesamt	fl	570,10,5

In dem Betrag von fl 384,50,- für Buxheim sind fl 45 an Dr. von Wachter für die Behandlung Kranker und fl 51,12,- an den Lehrer für arme Schulkinder enthalten. Nach einer Aufstellung aus dem Jahre 1845 wurden in der Zeit von 1830/31 bis 1844/45 folgende Unterstützungen gewährt[398]:

395) StAA, Rentamt Buxheim 66.
396) StAA, Rentamt Buxheim 152.
397) StAA, Rentamt Buxheim 151.
398) StAA, Rentamt Buxheim 57 (Kreuzer und Heller wurden weggelassen).

Jahr	fl
1830/31	57
1831/32	439
1832/33	44
1833/34	1.002
1834/35	797
1835/36	831
1836/37	811
1837/38	697
1838/39	665
1839/40	647
1840/41	717
1841/42	703
1842/43	570
1843/44	712
1844/45	593
Insgesamt	9.289

davon	fl	5.883	Buxheim
	fl	1.828	Beuren
	fl	1.577	Neuhausen

Es wurden der Domänenkanzlei jeweils Vorschlaglisten mit Schulzeugnissen bzw. Lehrverträgen vorgelegt.

Für 1848/49 sind in der Buchführung Einnahmen von	fl	1.076,44,6
und		
Ausgaben von	fl	642,44,4
notiert.		
Ergibt einen Überschuß von	fl	434,04,-

Am 19. Dezember 1848 informierte das Rentamt die Domänenkanzlei vom Übergang der Gerichtsbarkeit der Waisenstipendien auf den bayerischen Staat.

Für 1850 wird gesagt, der Waisenstipendium-Bestand erlaube eine Ausleihung von fl 500 zu 5 %. Außerdem wird der Stipendien-Administration das Recht zugestanden, Kapital an Privatpersonen und die Staatsschuldentilgungskasse zu verleihen[399].

Für das Geschäftsjahr der Waisenstipendien 1860/61 liegt ein Journal vor. Daraus läßt sich der Vermögenstand nicht ermitteln.

Die Einnahmen betrugen	fl	3.053
die Ausgaben	fl	2.097
Überschuß	fl	955

399) StAA, Rentamt Buxheim 84.

Der größte Ausgabeposten sind fl 1.320 für den Kauf von Staatsobligationen. An Unterstützung wurde gewährt:

Armenpflegschaft Buxheim	fl 350
Lehrgeld für Alois Schauber	fl 100
Lehrgeld für Alb. Fleckenstein	fl 250
Unterstützung Beuren	fl 100
Unterstützung Neuhausen	fl 100
gesamt	fl 700[400]

Für die Etatjahre 1857, 1861/62 und 1862/63 liegen nur Berechnungen für den Ort Neuhausen vor, die kein Gesamtbild ergeben[401].

1880 bezahlte die Waisenstipendien-Stiftung Mark 877,49 und 1881 Mark 859,94 Schulgeld an Kinder.

Das verhältnismäßig große Vermögen dieser Stiftung ließ die Begehrlichkeit des Grafen nicht ruhen, so daß er 1882 zum Verzicht auf die Verwaltung gedrängt werden mußte. Fortan verwaltete die Gemeinde Buxheim die Stiftung, vertreten durch die Gemeindeausschüsse und den Armenpflegschaftsrat. Das Vermögen der Waisen-Stipendien belief sich 1888 auf 31.385,73 Mark.

Der Armenpflegschaftsrat hatte dieses Kapital bei folgenden Institutionen angelegt:

Staat-Grundrentenablösungskasse zu 4 %	Mark	6.857,16
Eisenbahnanlehen zu 4 %	Mark	4.000,––
Hypotheken- und Wechselbank zu 3 ½–4 %	Mark	3.500,––
Süddeutsche Bodencreditbank zu 4 %	Mark	600,––
Hypotheken an Privatpersonen zu 4 %	Mark	16.428,57.

IV. Verwaltung der Armenstiftungen

1. Armenfürsorge der Gemeinde

Zusammenschlüsse mit religiösem Hintergrund, die Hilfsmaßnahmen in Notfällen boten, gab es bei vielen Gotteshäusern. Für Buxheim ist neben der Waisenkasse eine Rosenkranzbruderschaft ab 1633 nachweisbar, die 1831/32 einen Kapitalstock von fl 636 ausweist[402]. Diese Einrichtungen verloren nach der Säkularisation an Bedeutung und erwiesen sich als unzureichend in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die Notleidenden der Gemeinde Buxheim.

Nach der Gründung der Lipburger Armenstiftung 1826 und der Waisenstipendienstiftung 1829 nahm auch die gemeindliche Armenfürsorge ihre Tätigkeit auf.

Am 25. Jui 1829 übergab der Gemeindevorsteher Johann Weiß an Pfarrer Benedikt (Anton) Frick die Armenrechnung für die Orte Buxheim und Westerhart.

---

400) StAA, Rentamt Buxheim 152. Der Vater von Alois Schauber arbeitete beim Grafen.
401) StAA, Rentamt Buxheim 84.
402) PAB, Fach XII, Fasz. 8.

An diesem Tag betrug der Kassenstand

fl	6,14,–	
fl	11,--,–	Guthaben bei Kleinhenz (ausgeliehenes Geld)
fl	6,58,–	aus der *Hundsvisitation 1828/29*
fl	25,12,–	

Bargeld in der Kasse fl 13,12,–. Diesen Abschluß bestätigte der Graf am 4. Juni 1829. Pfarrer Frick machte ab 1829 die Buchführung der *Local Armenrechnung*, die am 15. Oktober 1829 wie folgt lautet:

Einnahmen	fl	22,50,½
Ausgaben	fl	14,12,—
Kassenbestand	fl	8,38,½

Unterzeichnet haben: Anton Benedikt Frick, Pfarrer
Joh. Weiß, Gemeindevorstand
Martin Musch, Gemeindepfleger
Joh. Gg. Ruf, Vorsteher
Johannes Riedmüller, Bevollmächtigter
Jos. Halder, Bevollmächtigter
Simon Mayer, Bevollmächtigter[403]

Der ehemalige Kartäuser Benedictus Frick tat ab 1814 Dienst als Pfarrkurat in der Buxheimer Patronatspfarrei Beuren. 1819 bewarb er sich um die vakante Pfarrei Buxheim und wurde angenommen. Von 1820 bis zu seinem Tode am 2. Dezember 1844 lebte er als Pfarrer in Buxheim.

Nach dem Ableben des Grafen legte der Pfarrer am 30. Oktober 1830 einen Bericht vor, in dem er der Hoffnung Ausdruck gibt, daß Buxheim ein Gemeinde-Armen-Fonds eingerichtet werde. Auf die bereits existierenden Armenstiftungen nimmt er nicht Bezug. Den Ausführungen liegt eine Liste von Lehrer Fey bei, in der der jährliche durchschnittliche Schulgeldbetrag mit fl 179,7,10 von 1821–1831 errechnet wird. Unter Punkt 3 wird vorgeschlagen, der Gemeindediener solle mit der ‚Armenbüx' von Haus zu Haus gehen und freiwillige Geldgaben einsammeln. Dieses Geld werde in Anwesenheit des Pfarrers dann im Fonds hinterlegt. Dann wird ausgeführt, die gräfliche Waisenstipendien-Administration möge dem wiederholten Gesuch, die Schulkinder aus dem Waisenstipendien-Fonds zu zahlen, zustimmen[404].

Die Gemeinde Buxheim hatte kein Geld für die Unterstützung Notleidender und war daher auf Zuschüsse aus den Stiftungen angewiesen. Hierzu war der Armenrat bzw. Pfarrer verpflichtet, der Standesherrschaft eine Vorschlagliste vorzulegen. Dieses reichte Pfarrer Frick erstmals 1830 ein.

Für das Jahr 1831 bemerkt die Gemeinde, sie habe kein Vermögen, sondern noch Schulden aus den Kriegsjahren und bittet um Unterstützung aus den

403) PAB, Fach XI, Fasz. 2,5.
404) PAB, Fach XII, Fasz. 6,3.

Waisenstipendien. Dies wird abgelehnt. Die Verwaltung fordert getrennte Vorschlaglisten für die beiden Stiftungen. Am 14. Dezember 1832 führt Dr. Hellmuth mit Aktuar Fleckenstein die Revision der *Local-Armen-Fonds-Rechnung* und der von Pfarrer Frick erstellten Vorschlaglisten für die Geldvergabe durch. Aus dem Fonds wurden auch Leichkosten für verarmte Gemeindemitglieder bestritten. Die Revision bemängelte die Vergabe von Schulgeld und kritisierte Formalitäten. Ferner verlangte sie, daß des Schreibens unkundige Personen die Belege mit Handzeichen zu signieren hätten. Die von Pfarrer Frick erstellte Buchführung ist korrekt. Nur sind seine Niederschriften keine Schönschreibarbeiten. In den folgenden Jahren wird die Lokal-Armenfürsorge nach diesem System verwaltet und kontrolliert. Pfarrer Frick engagierte sich weiterhin für die Armen der Gemeinde. Da die in seine Zuständigkeit fallende Lokal-Armenpfleg mit sehr geringem Kapital ausgestattet war, mußte er bei der Lipburger Armenstiftung und den Waisenstipendien um einen Zuschuß nachsuchen. 1834 mahnt die Vormundschaft die verspätete Einreichung der Vorschlaglisten an. Pfarrer Frick bemüht sich, Mittel für die Armen der Gemeinde zu bekommen. Da aus den Waisenstipendien nur Schulgeld für arme Waisen fließt, stellt er bei der Vormundschaft den Antrag, den Stiftungszweck dieser Satzung dahingehend zu ändern, daß auch sonstige Ortsarme aus dieser Stiftung Hilfe bekämen. Dies lehnt die Vormundschaft am 27. Januar 1834 ab mit dem Bemerken, sie sei nicht berechtigt, die Satzung zu ändern[405].

Gemäß der Vorschlaglisten 1835/36 vergab die Lokal-Armenfürsorge 24mal Almosen. Genannt werden 48 Kinder armer Eltern, für die ein Bedarf von fl 403 bestand. Über die Höhe der tatsächlich verteilten Gelder ist nichts notiert. Für 1836 weist die Liste 42 arme Kinder aus[406]. Wegen der Notlage verfaßt Pfarrer Frick am 2. Mai 1836 ein Gesuch um Kapitalaufstockung. Für das Abrechnungsjahr 1836/37 beklagt die Gemeinde zusätzliche Ausgaben von fl 1.000 für Schäden verursacht durch die reißende Iller.

Für 1837 gibt eine Liste über Beiträge Auskunft, die Dienstboten, Gesellen und Lehrlinge der Pfarrei Buxheim monatlich für den Lokal-Armenfonds zu leisten hatten. Der Beitrag für Knechte, Gesellen und Mägde betrug 4 Kreuzer, für Feiertagsschüler 1 Kreuzer. Die Jahreseinnahme belief sich auf fl 69,40,–.

Die Abrechnung 1837/38 gibt Aufschluß über die Zusammensetzung der Einkommen der Lokal-Armenpflege:

Gemeindekasse	fl	55,––,–
von Dienstboten	fl	69,40,–
aus Lipburger Armenstiftung	fl	40,––,–
Überschuß aus Vorjahr	fl	20,25,4
Zinsen	fl	1,15,–
	fl	186,20,4

405) PAB, Armenpflege Gemeinde Buxheim, Fach XII, Fasz. 6.
406) PAB, Fach XII, Fasz. 4.

dem standen Ausgaben gegenüber von	fl	175,59,–
Activ-Rest am 15. Oktober 1838	fl	10,21,4
Activ-Rest am Jahresende 1838	fl	58,56,5/8

Bei der Beurteilung der Armut ließ Pfarrer Frick nicht immer Neutralität walten. Als Streitgenosse des verstorbenen Herrschaftsrichters gibt er in der Vorschlagliste 1837/38 dessen 13jährige Tochter Carolina Fey (geb. 3. Oktober 1824) als Waise an und bittet um einen Zuschuß. Er bemerkt, sie bekäme von der Vormundschaft aus dem Vermögen ihrer Eltern jährlich fl 167. Diese Summe läge mit fl 29 pro Jahr unter ihren Bedürfnissen. Daher verlangt er einen Zuschuß von fl 38. Weiter führt er aus, daß Carolina seit einem Jahr die Schule der Englischen Fräulein in Mindelheim besuche[407]. Der Herrschaftsrichter war zeitlebens bemüht, seinen Besitz zu mehren und hinterließ die Tochter sicher nicht verarmt.

In der Liste 1838/39 führt die Gemeinde 17 Fürsorgefälle an. Es sind kinderreiche Familien, für die um Unterhalt sowie Schul- und Lehrgeld und Beihilfe zu Arztkosten gebeten wird. 1839/40 wird besonders um Linderung der Notlage von neun mutterlosen minderjährigen Kindern ersucht. Zur Abhilfe benötigt die gemeindliche Armenfürsorge fl 173,50,-. Insgesamt ist der Bedarf der Ortsarmen fl 329,14,-.

Über die Zuständigkeiten der Armenfürsorgeeinrichtungen kam es immer wieder zu Differenzen. Einerseits war da die kapitalkräftigere Waisenstipendienstiftung, vertreten durch Dr. Hellmuth von der Herrschaftskanzlei, und andererseits die kapitalschwächere Lipburger Armenstiftung unter Führung von Rentmeister Herbeck sowie die gemeindliche Armenfürsorge unter dem Vorsitz von Pfarrer Frick mit dem Armenpflegschaftsrat.

Pfarrer Frick hat wiederholt vergeblich die Waisenstipendien-Stiftung um einen Zuschuß angegangen. Im Frühjahr 1840 eskalierten die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Parteien. In einem Schreiben vom 30. März 1840 an Pfarrer Frick bemerkt Dr. Hellmuth, daß Gesuche um Zuschuß aus Waisenstipendien entweder vom Gemeindeausschuß allein oder in Verbindung mit der Armenpflege gestellt werden sollten. Ansonsten würden Gesuche wegen Formmangel (Vorschrift der gräflichen Vormundschaft) zurückgehen. Dieses Mal würde die Eingabe noch einmal vorgelegt. Er weist ferner darauf hin, daß nach § 17 der Geschäfts-Regulation für Landgemeinden die Berichtsform einzuhalten und die Anschrift ‚Gräfliches Herrschaftsgericht' laute und der Unterzeichnung das Wort ‚gehorsam' vorzusetzen und die Hochachtungsformel wegzulassen sei. Pfarrer Frick antwortet darauf und bezieht sich auf die §§ 9, 49 und 54 der Armenweseninstruktion aus München vom 24. Dezember 1833. Für ihn ist der Armenpflegschaftsrat eine selbständig ‚constituierte Behörde', die sich nicht mit der Gemeindeverwaltung in Verbindung setzen müsse und daher für Berichte, Besuche usw. keine besonderen Beschlüsse des Gemeinde-

407) PAB, Vorschlagliste 1837/38 vom 24. September 1837 und Nachtrag für das Rechnungsjahr 1837/38.

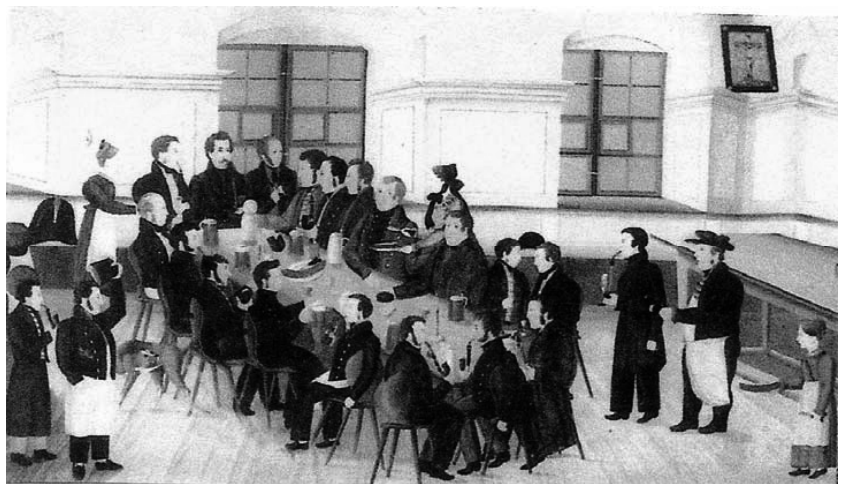


Abb. 15: Gemeindeversammlung im 19. Jahrhundert (Städtisches Museum Memmingen).

ausschusses benötige. Er trete nicht in persönlichen Angelegenheiten auf und müsse daher das *animose Ansinnen eines gräflichen Herrschaftsgerichtes* zurückweisen. Die allerhöchste Entschließung beabsichtige nicht, *daß ein Pfarrer wie ein Schulbub behandelt werde*[408]. Mit Schreiben vom 9. April 1840 gibt Dr. Hellmuth Pfarrer Frick seinen Brief vom 8. April 1840, in dem sich dieser auf das Gemeindeedikt bezieht, mit folgenden Bemerkungen zurück: Die Lokalarmenpflege sei eine kommunale Behörde und keine königliche und stehe auf der gleichen Stufe wie der Gemeindeausschuß und sei daher der betreffenden Kuratel sowie der Distrikts-Polizei untergeordnet. Er stellte es ihm frei, sich bei der königlichen Regierung zu beschweren, *die ungehörige Schreibart, in welcher der Herr Pfarrer seine Ansicht geltend machen*, hält er nicht für gerechtfertigt[409].

Am 9. Mai 1840 schreibt Pfarrer Frick wieder in der Angelegenheit an den Herrschaftsrichter. Er meint: *fühlt man sich der Würde, und dem Ansehen eines in amtlicher Stellung als Vorstand handelnder Pfarrer schuldig, noch zu folgender Erklärung*. Er glaubt sich übergangen, weil ein vom Lehrer gefertigter Beschluß der Armenpflegschaftsräte ihm vom Lehrer nur noch zur Unterschrift vorgelegt wurde. Er fühlt sich verletzt, wenn er als in ‚amtlichen Verhältnissen Handelnder' ein ‚Müssen' hinnehmen solle, wo es ihm doch nach § 165 als Pfarrer frei

408) PAB, Fach XII, Fasz. 6, 18.
409) PAB, Fach XII, Fasz. 6, 19.

stehe, Beschlüsse der Mitglieder selbst schriftlich anzufertigen oder sich des Lehrers als Schreibers zu bedienen[410].

Die Animosität zwischen Pfarrer Frick und Dr. Hellmuth beruhte auf mehreren Ursachen.

Für die Gründung der Waisenstipendien-Stiftung, die auf Vermögen aus der ehemaligen Buxheimer Waisenkasse, basierte, verweigerten die drei Ex-Konventualen Dr. Hellmuth die Zustimmung. Um die Stiftung zu ermöglichen, mußte Dr. Hellmuth mit Prior Peter in Ittingen in Verbindung treten. Der Prior befürwortete das Vorhaben. Nach dem Tod von Prior Peter Lipburger bekam Dr. Hellmuth den Aufstand von Herrschaftsrichter Fey und den drei Ex-Konventualen wegen der vermeintlichen Hinterlassenschaft des Priors mit. Nach dem Ableben von Herrschaftsrichter Fey 1833 brachten ihm die Ex-Konventualen aufgefundene Unterlagen über Prior Peter, die ihren Betrugsverdacht bestätigten und ihre Forderungen stützen sollten. Nach genauer Prüfung kam Dr. Hellmuth in einem umfangreichen Bericht 1835 zu dem Schluß, daß weder ein Betrug vorliege noch ein Anspruch auf eine nicht existierende Erbschaft bestehe.

Nachdem 1841 Dr. Hellmuth von Graf Hugo in die Ökonomieverwaltung beordert wurde und ihm nicht mehr unmittelbar die Waisenstipendien-Stiftung unterstand, glätteten sich die Wochen zwischen Pfarrer Frick und ihm.

1841 endete die Vormundschaft und Graf Hugo Philipp von Waldbott-Bassenheim trat die Standesherrschaft und somit auch die Verwaltung der Armenstiftung an. In die Kanzleien kamen neue Leute, aber zunächst änderte sich für das Armenwesen wenig. Pfarrer Frick reichte wie bisher die Vorschlaglisten getrennt nach Waisen, Kinder armer Eltern und Schulkinder ein. Die Liste 1842/43 weist folgende Summen aus[411]:

Waisen	fl	228,--,-
Kinder armer Eltern	fl	118,51,-
Schulkinder	fl	51,12,-
gesamt	fl	398,03,-

Die Vorschlagliste 1843/44 unterzeichnete noch Pfarrer Frick. Nach dem Tod von Pfarrer Frick 1844 zeichnet Pfarrvikar Grotz für den Armenrat. Es gibt keine getrennten Listen mehr. Die Empfänger werden als anempfohlene *Individuen* bezeichnet.

1845 mußte Lehrer Fey der Domänenkanzlei die Vorschlaglisten mit Schulzeugnissen bzw. Lehrverträgen vorlegen. Der Ass. Dir. Sanens schreibt am 14. Dezember 1845 bezüglich der Waisenstipendien, es sei schwer verständlich, daß sich die Domänenkanzlei so sehr mit den verhältnismäßig kleinen Summen beschäftige[412].

---

410) PAB, Fach XII, Fasz. 6, 18 und 19.
Hierzu ist zu bemerken, der Pfarrer hat eine schwer leserliche, der Lehrer hingegen eine ausgesprochen schöne Handschrift.

411) PAB, Armenpflege Pfarrgemeinde Buxheim, 1825–1867, Fach XII, Fasz. 4.

412) StAA, Rentamt Buxheim 57.

Nach der Übernahme der Herrschaft setzte Graf Hugo Dr. Alois Prand aus Mammendorf, seinen Freund und Pferdeliebhaber wie er, als Domänen-Direktor ein[413]. Als Rechtsberater stand ihm Herr Hoefer zur Seite. Im Januar 1849 ging Hoefer als kgl. Landgerichtsverweser nach Türkheim. Nach ihm kam Johann Baptist Dillinger in die Kanzlei. Ihm wurde die Verwaltung der Armenstiftungen übertragen.

1850 bestand der Lokal-Armenfonds nur aus fl 97,45 und steigerte sich auf fl 200,23,1 im Rechnungsjahr 1851/52. Für 1853 fehlen Zahlen. In diesem Jahr litt die Gemeinde unter Hochwasserschäden. Der König genehmigte deswegen eine öffentliche Kollekte.

Dr. Hellmuth verließ zum 1. März 1853 Buxheim und ging an das Ober-Appellationsgericht nach München. Er blieb mit Graf Hugo in Verbindung, den er in Familienangelegenheiten beriet. Graf Hugo Philipp wiederum half ihm 1872 bei der Durchsetzung seiner Rentenansprüche[414].

Für das Geschäftsjahr 1852/53 unterzeichnet Herr Weizenbeck als Direktor der Domänen-Kanzlei die Papiere der Armenstiftung. Dr. Prand tritt nicht mehr in Erscheinung. Mit dem Ausscheiden von Dr. Hellmuth und Herbeck (1851/52) fehlte die Aufsicht der ‚Gründerväter' über die Armenstiftungen. Die Verwaltung und der Zugriff auf die Gelder lag nun bei der Standesherrschaft. Der Graf fühlte sich berechtigt, die von der Lokal-Armenpflege eingereichten Vorschlaglisten in seinem Interesse abzuändern.

2. Zugriff des Grafen Hugo Philipp auf das Armenwesen

Die Armenstiftungen litten in der Folgezeit vermehrt unter dem Zugriff der gräflichen Administration. Bereits im Geschäftsjahr 1854/55 reklamierte der Armenpflegschaftsrat das eigenmächtige Eingreifen der Stiftungsverwaltung in die Vorschlaglisten, da diese für nicht bedürftige Kinder der gräflichen Bediensteten Lehrgeld genehmigte, so zum Beispiel für den Sohn vom gräflichen Holzwart. Pfarrer Ste. Marie setzt sich zur Wehr gegen das Vorgehen[415].

1856 funkgierte Pfarrer Eggenberger als Vorstand des Armenpflegschaftsrates. In dieser Position schreibt er am 20. November 1856 an die königliche Regierung von Schwaben und Neuburg, Kammer des Innern. Er beklagt sich über die Einmischung des Grafen, der handle, als ob er der Stifter sei und daher über die Vergabe bestimmen könne. Die Regierung solle die Übergriffe abstellen. Mit Schreiben vom 22. Oktober 1857 der Regierung wird dem Pfarrer als Lokal-Armenpflegschaftsrat das Recht auf Einspruch zugestanden[416]. Die Auseinandersetzungen schwelten weiter. Der Graf setzte seinen Zugriff auf das Geld der Armenstiftungen fort.

Ein eklatanter Fall ist die Angelegenheit Fleckenstein. Fleckenstein war 1841 Kassier der Domänenkanzlei, später Rentmeister und Aktuar. Flecken-

413) StAA, Adel Vormundschaft Waldbott-Bassenheim, Schachtel 391.
414) StAA, Adel Vormundschaft Waldbott-Bassenheim, Schachtel 390.
415) PAB, Fach XI, Fasz. 4.
416) PAB, Fach XII, Fasz. 6, 30–32.

stein muß 1847/48 verstorben sein, denn 1848 zog die Witwe mit ihren Kindern nach München. Nach der Vorschlagliste 1856/57 bekamen zwei Söhne Fleckenstein einen Zuschuß zum Lehrgeld. Die Mutter konnte über eine Pension von jährlich fl 240 plus fl 30 für die Kinder verfügen. Auch 1859/60 bekommen die Buben einen Zuschuß. Hierzu wird in der Vorschlagliste ausgeführt: Fleckensteins haben nicht um einen Zuschuß gebeten, obwohl sie sich für bedürftig halten. 1862/63 ist in der Liste Albert Fleckenstein, München, mit fl 50 für Lehre aufgeführt. Der Armenpflegschaftsrat reklamiert in diesem Fall das mangelnde Heimatrecht. Es erhielten weitere gräfliche Bedienstete Unterstützung aus der Armenstiftung wie unter anderem die Witwe des Försters, der Sohn vom Gerichtsdiener, der Sohn des verstorbenen Schloßverwalters, der Sohn vom Revierförster (laut Liste von 1866/67)[417].

Für diese Zuwendungen für seine Bediensteten mußte der Graf nicht auf sein Vermögen zurückgreifen, das er ohnehin bereits verschwendet hatte.

Das angesammelte Vermögen des Lokal-Armenfonds 1844–1899[418]:

1844/45	fl	64,56,4
1845/46	fl	95,23,-
1846/47	fl	128,24,5
1847/48	fl	88,13,-
1848/49	fl	87,13,-
1849/50	fl	97,45,-
1851/52	fl	200,23,1
1854/55	fl	735,47,-
1855/56	fl	718,06,3
1856/57	fl	749,36,1
1857/58	fl	749,29,1
1858/59	fl	743,33,-
1859/60	fl	755,34,1
1860/61	fl	755,45,2
1861/62	fl	757,06,5
1862/63	fl	757,19,5
1856/66	fl	793,25,4
1866/67	fl	861,32,2
1892	Mark	1.696,93
1893	Mark	1.698,03
1894	Mark	1.699,17
1895	Mark	1.700,36
1896	Mark	1.711,54
1898	Mark	1.658,43
1899	Mark	1.704,89

417) PAP, Armenpflege Pfarrgemeinde Buxheim 1825–1867, Fach XII, Fasz. 4.
418) Die Zahlen liegen nicht für alle Jahre vor.

Aus der vorstehenden Aufstellung über das Vermögen des Lokal-Armenfonds ist erkennbar, die Gemeinde konnte einen Kapitalstock aufbauen. Zudem hatte die politische Gemeinde aus eigenen Mitteln gemäß dem Gesetz vom 29. April 1869 über öffentliche Armen- und Krankenpflege Art. 10, Abs. II, für die Armenpflege aufzukommen und darauf zu achten, daß diese nicht auf die *Buxheimer Wohltätigkeit überwälzt werde*[419].

Die Schulden des Grafen waren die Ursache, daß er sich an den Armengeldern vergriff. Im Juni 1867 findet eine Vorbesprechung über seine Gantsache statt. 1869 hatte der Graf einen Schuldenberg von fl 90.000 angehäuft. Er verbrachte die meiste Zeit in der Schweiz, in Luzern[420]. In der Domänenkanzlei kümmerte sich der ihm ergebene Dillinger um die Vorschlaglisten der Armenstiftungen.

Nach dem gewonnenen Krieg 1870/71 gegen Frankreich verlor Bayern seine Souveränität und der preußische Kaiser übernahm die Führung des 1871 gegründeten Deutschen Reiches. Die wirtschaftliche Entwicklung und die Stellung Deutschlands hatte die Vereinheitlichung der Währung zur Folge, die jedoch erst ab 1876 mit der Einführung der Mark, die den Gulden ablöste, als gemeinsame Währung für das ganze Reich griff. Die Verwaltungen in Buxheim waren ab 1876 gezwungen, mit anderen Recheneinheiten zu arbeiten[421].

In der Kanzlei arbeitete noch immer der Domänenverwalter Dillinger. 1875 ernannte ihn der Graf zum Direktor der Domänenkanzlei. In dieser Position unterstand ihm die Verwaltung der Buxheimer Armenstiftung[422].

Dillinger verstirbt am 17. November 1881. Unter seiner Ägide kam es 1881 zu Verlusten bei den Armenstiftungen, für die der Graf einzustehen hatte. Wegen dieser Defizite kamen der Gemeindeverwaltung Bedenken, ob der Ausgleich durch die Standesherrschaft möglich sei und sie bedrängte den Grafen, auf die Verwaltung der Stiftungen zu verzichten, denn dann wäre er von der Haftung entbunden. Die Schulden des Grafen bei der Süddeutschen Bodenkreditbank betrugen in diesem Jahr 493.486,– Mark[423].

Aufgrund der Rechnungsstellung 1881 für die vier gräflich Waldbott-Bassenheimischen Stiftungen führte die kgl. Regierung von Schwaben und Neuburg, Augsburg, am 27. März 1882 das Liquiditätsverfahren durch. Im Bericht vom 2. Januar 1883 teilt die Regierung dem kgl. Bezirksamt in Memmingen, das für Buxheim zuständig ist, das folgende Ergebnis mit:

Defizit	Mark	12.097,96
Gerichtskosten	Mark	390,85
Insgesamt	Mark	12.488,11
Davon bezahlt	Mark	12.165,96
Restschuld	Mark	322,16

419) PAB, Fach XII, Fasz. 8, 4ff.
420) StAA, Nachlaß Hugo Waldbott von Bassenheim, Schachtel 392.
421) 1 Bayerischer Gulden = 1876 1,7143 Mark.
422) PAB, Fach XII, Fasz. 8
423) StAA, Waldbott Bassenheim Nachlaß, Schachtel 392.

Die Regierung wollte von weiteren Schritten Abstand halten, wenn das Bezirksamt in Memmingen die Begleichung der Restschuld verfolge.

Zu der Restschuld von	Mark	322,16
addierte das Bezirksamt noch eine Zinsschuld von	Mark	28,68
	Mark	350,84
./. Beschlagnahme	Mark	260,–
Schuld an das Bezirksamt	Mark	90,84[424]

In der Erklärung vom 4. April 1882 verzichtete der Graf auf die Verwaltung der folgenden Stiftungen:

– Frühmeßstiftung Amendingen
– Lipburger Armenstiftung Buxheim
– Waisenstipendienstiftung Buxheim
– Wohltätigkeitsstiftung Neuhausen und Beuren

Die Frühmeßstiftung Amendingen ging an die Kirchenverwaltung Amendingen. Die Lipburger Armenstiftung und die Waisenstipendien-Stiftung übernahm die Buxheimer Gemeindeverwaltung. Die Wohltätigkeitsstiftungen von Beuren und Neuhausen kamen in die Obhut dieser Gemeinden.

Gleichzeitig kam es am 10. April 1882 zu einer Aufteilung des Vermögens auf die drei Gemeinden. Beuren und Neuhausen erhielten je Mark 4.000, der Rest ging an Buxheim. Die drei Gemeinden verwalteten die Wohltätigkeitsstiftungen jeweils selbständig. Der Teil der Buxheimer Stiftung unterstand von nun an dem Bezirksamt Memmingen als oberster Behörde. Nach dem Verzicht auf die Verwaltung hatte der Graf das Recht, die vorgelegten Vorschlaglisten zu genehmigen und das Recht der Einsicht in die Jahresrechnung. Aus dem Bestätigungsrecht ergab sich, daß er die Bewilligung zur Unterstützung von Armen geben, aber Vorschlaglisten nicht einseitig abändern könne. Wenn das Einverständnis zwischen dem Stiftungsrat und dem Grafen vorliege, könne die Unterstützung gewährt werden[425]. Der Armenpflegschaftsrat bemühte sich, die Gelder ehrlich zu verwalten. Er hatte eine eigene Kasse mit doppeltem Verschluß. Einen Schlüssel hatte der Vorstand, den zweiten der Armenpfleger. In der Kasse befanden sich außer Bargeld auch Obligationen und Wertpapiere.[426]

1883 stand Graf Hugo Philipp Waldbott von Bassenheim vor der Insolvenz und mußte zur Abwendung des Verfahrens die ehemalige Klosterbibliothek und das Chorgestühl der Kartäuserkirche verkaufen.[427]

Trotz der auferlegten Beschränkungen traktierte der Graf die Armenstiftungen weiterhin. Der Armenpflegschaftsrat nahm es jahrelang stillschweigend und murrend hin. 1888 bestimmte Bezirksamtmann Rösch, die Stiftungen

424) PAB, Verzeichnis der Hypothekenbriefe.
425) PAB, Fach XII, Fasz. 8, 10.
426) PAB, Fach XII, Fasz. 8, 1–4.
427) Faust – Prusinovsky, Die Buxheimer Sammlung der Abtei Ottobeuren.

müssten unter besondere Obhut. Jedoch 1894 eskalierte die Angelegenheit erneut. Die Armenpflegschaft widersetzte sich den Eingriffen des Grafen. Daraufhin reichte Rechtsanwalt Seyfried von Memmingen im Auftrag des Grafen Beschwerde gegen die Armenpflegschaft Buxheim ein mit folgenden Reklamationen, da die Stiftung 1893 das Recht des Grafen beeinträchtigt habe. Er forderte:

– Die Armenpflegschaft solle das Recht des Grafen anerkennen und
– die Auszahlung für 1893 vornehmen, wie es der Graf wünsche.
– Die Armenpflegschaft habe sämtliche Kosten zu erstatten und ferner eine Erklärung abzugeben, daß der Graf das Recht zum Eingriff habe.

Darauf erwiderte die Armenpflegschaft, sie bestreite nicht das Recht des Grafen, sondern die Art und Weise. Der Graf gehe willkürlich und ohne Kontakt zum Armenpflegschaftsrat vor[428].

Das Bezirksamt Memmingen gab in der Erwiderung generell der Armenpflegschaft Recht. Es stellte fest, daß der Graf aufgrund seines Bestätigungsrechts die Bewilligung zu einer Unterstützung abgeben, aber sie nicht einseitig abändern könne. Es müsse Einverständnis zwischen Rat und Graf vorliegen. Der Rat dürfe auch nicht zahlen, wenn der Graf nicht einverstanden sei. Das Bezirksamt versuchte, zwischen den Parteien zu vermitteln. Es sah aber keine Begründung für das freie Verwaltungsrecht, das der Rechtsanwalt des Grafen forderte. Was die Wohltätigkeitszahlungen für 1893 betraf, hatte die Aufsichtsbehörde zu entscheiden. Wenn keine Einigung möglich sei, werde die Entscheidung ausgesetzt. Der Graf hatte die Kosten für den Rechtsstreit in Höhe von 2 Mark zu tragen. Beschwerde gegen den Beschluß vom 29. August 1894 des Bezirksamts Memmingen konnte bei der Königlichen Regierung von Schwaben, Kammer des Innern, innerhalb von 14 Tagen eingelegt werden[429].

Über das Bezirksamt Memmingen legte die Armenpflegschaft dem Grafen die Vorschlaglisten für 1893 mit der Aufforderung vor, er solle seinen Bescheid innerhalb von 8 Tagen abgeben, ansonsten würden die Vorschlaglisten als stillschweigend genehmigt erachtet. Der Graf erwiderte darauf, es bestehe keine stillschweigende Erklärung, wenn er überhaupt nichts gesagt habe. Er teilte mit, die Genehmigung der Vorschlaglisten erfolge so lange nicht, bis über die eingelegte Beschwerde auf den Beschluß des Bezirksamts Memmingen durch die Regierung von Schwaben entschieden sei.

Der Graf wollte keine vergleichende Lösung und strebte ein Verfahren bei der Regierung von Schwaben an. Die Königliche Regierung von Schwaben und Neuburg, Kammer des Innern, Augsburg, hob am 17. Juni 1895 im Namen Seiner Majestät des Königs von Bayern den Beschluß vom 29. August 1894 des Bezirksamts von Memmingen auf und erkannte dem inzwischen verstorbenen Grafen Hugo Philipp Waldbott von Bassenheim das ausschließliche

428) PAB, Fach XII, Fasz. 8, 8–10.
429) PAB, Fach XII.

Recht auf Verleihung der Renten aus der Waisenstiftung Buxheim an. Die Gemeinde Buxheim hatte die Kosten des Verfahrens von 25 Mark zu tragen[430].

3. Die Armenfürsorge unter den Grafen Friedrich Ludwig und Ludwig Waldbott von Bassenheim

Von 1882 bis 1900 blieb die Verwaltung der Armenstiftungen bei der Gemeindeverwaltung Buxheim. Die 1882 von Graf Hugo verfolgte Verzichtserklärung auf die Verwaltung basierte auf dem Edikt vom 26. Mai 1818 über die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, demgemäß ihm die Verwaltung der vier Stiftungen zugestanden worden war. Da Graf Hugo nur für seine Person den Verzicht geleistet hatte, forderte Graf Friedrich Ludwig Waldbott von Bassenheim, sein Sohn und Nachfolger, das Verwaltungsrecht für seine Person wieder ein. Am 10. Juli 1898 bekundete Graf Friedrich Ludwig dem Bezirksamt in Memmingen seine Bereitschaft, die Verwaltung der Buxheimer Armenstiftungen zu übernehmen. Die Gemeindeverwaltung Buxheim sollte zu einer Erklärungsabgabe veranlaßt werden, daß sie das Recht des Grafen, die Verwaltung zu übernehmen, anerkenne und ihm den Stiftungsfonds und die Unterlagen nach Ablauf des Rechnungsjahres 1898 herauszugeben bereit sei. Die Gemeindeverwaltung Buxheim beschloß am 2. Oktober 1898, dem Grafen die Verwaltung zu überlassen. Die Unterlagen und das Vermögen der Stiftungen ging am 23. Oktober 1899 an den Grafen, was sie in der Sitzung vom 28. Oktober 1899 protokollierten. Die Unterlagen der Peter Lipburger-Stiftung händigten sie erst am 12. Mai 1902 aus[431].

Graf Friedrich Ludwig übernahm 1895 einen verschuldeten Besitz. Er bemühte sich, die finanzielle Lage zu verbessern. Eine schwierige Aufgabe, hatte er doch eine große Familie mit zehn Kindern zu versorgen. Unter ihm kam es zu keinen gravierenden Eingriffen in das Stiftungswesen. Als sein Sohn Graf Ludwig 1910 die Standesherrschaft antrat, war der Besitz immer noch mit Schulden belastet. Auch Graf Ludwig Waldbott von Bassenheim wurde der Schuldenlast nicht herr. Im Kriegsjahr 1915 betrug die Bankschuld bei der Bayerischen Handelsbank in München 456.564,16 Mark. Er mußte aus der […] *Standesherrschaft und Allod Schloß* […][432] Besitz verkaufen. Der bayerische Staat kaufte Wald für 560.000 Mark. Insgesamt betrug der Erlös 1.264.392,– Mark. Nach Abzug der Schulden verblieben ihm 867.753,67 Mark. Mit diesem Verkauf endete seine Bestimmung über die Armenstiftungen, deren Verwaltung ohnehin bei der Gemeinde lag. Außerdem schufen die politischen Umwälzungen nach Kriegsende 1918 für den Adel veränderte Strukturen.

4. Fortbestand der Buxheimer Armenfürsorge im 20. Jahrhundert

Die Buxheimer Wohltätigkeitsstiftungen konnten trotz allem unter den bayerischen Königen Ludwig I., Maximilian II., Ludwig II., Prinzregent Luitpold

430) PAB, Fach XII.
431) BA-B-AK (Bassenheimarchiv, 1 Stiftungen).
432) PAB, Buxheim, Fach I, Fasz. 3.

Abb. 16: Papiergeld vom Jahr 1923 [433]

und König Ludwig III. bestehen. Sie setzten sich im 20. Jahrhundert fort und überdauerten zwei Weltkriege, Inflation und Währungsumstellung.

Im 20. Jahrhundert wechselte die Bezeichnung für die Armenkasse mehrmals. Die Titulierungen lesen sich wie folgt: 1913 Armenkasse, 1917 Ortsarmenverband, 1928 Ortsfürsorge der Gemeinde Buxheim und 1930 Ortsfürsorgeverband Buxheim.

Die Inflation 1923/24 wirkte sich auch auf die Armenkasse aus. Pfarrer M. Martin und Armenkassenverwalter Heigele notierten zu Beginn der Jahresabrechnung unter Einnahmen 196.876 Mark. Unter Position 16 werden am 18. November 1923 Leichkosten mit 5.000.000.000 Mark angegeben. Unter Position 17 kommen 18 Millionen Lustbarkeitssteuer zur Anrechnung, die in die Armenkasse einfließen. Insgesamt endet die Abrechnung mit Einnahmen von 23.000.196.879,– Mark. Am Schluß sind die Zahlen wieder überschaubar mit:

Einnahmen	Mark	141,10	
Ausgaben	Mark	6,89	
	Mark	134,21	Mehreinnahmen, die an die politische Gemeinderechnung 1923/24 gehen[434].

433) Original bei Martina Spies.
434) PAB, Verzeichnis der Hypothekenbriefe.

Das Vermögen der gemeindlichen Armenfürsorge weist im 20. Jahrhundert folgende Zahlen aus[435]:

1902	Mark	1.709,97
1908	Mark	1.719,69
1911	Mark	1.726,21
1916	Mark	1.738,61
1917	Mark	1.841,56
1918	Mark	1.870,51
1919	Mark	1.873,47
1920	Mark	1.876,54

Zur Deckung des Defizits der Armenkasse leistete die Gemeinde jährlich einen Zuschuß. Die nachfolgenden Zahlen belegen dies für die Zeit von 1914–1933[436]:

1914	Zuschuß	Mark	1.522,–
1917	Zuschuß	Mark	786,68
1919	Zuschuß	Mark	1.568,51
1929	Zuschuß	Mark	1.179,40
1930	Zuschuß	Mark	1.283,76
1932	Zuschuß	Mark	867,–
1933	Zuschuß	Mark	787,55

1933 besaß die Lipburger Armenstiftung bei der Memminger Filiale der Bayerischen Vereinsbank ein Depot mit einem Saldo zum 31. Dezember von RM 29,–. 1935/36 weist unter dem Gemeindekassier Heimele das Depot folgende Kapitalanlagen aus:

Deutsche Anleihen	RM	375,--	
Pfandbrief der Vereinsbank zu 4 ½ %	RM	100,--	
Sparbuch bei der Distrikt-Sparkasse Ottobeuren	RM	7,50	
	RM	482,50	
Einnahmen für diese Anlagen	RM	44,05	Bonus
Ausgaben	RM	2,78	Spesen und Depotgebühr
Guthaben	RM	41,25	

Vom Guthaben der Stiftungen zahlte die Gemeinde Buxheim 1937 RM 210 an Gemeindemitglieder aus. Darüber liegen 20 Quittungen vor.

Die Abrechnungen über das Depot setzten sich bis 1940 fort. Die einzige Abweichung ist, daß die Belege bis 1938 mit ‚Hochachtungsvoll' beendet wurden und ab 1939 mit ‚Heil Hitler', gez. Stiftungskassier Mayer. 1940 erfolgte

435) Die Zahlen liegen nicht für alle Jahre vor.
436) Die Zahlen liegen nicht für alle Jahre vor.

aufgrund einer Gesetzesänderung für Wertpapiere von entliehenen Stiftungen und Kassen die erzwungene Umschreibung der Papiere auf die Bayerische Hypotheken und Wechselbank.

Die Gemeinde Buxheim führte in den Kriegsjahren bis 1945 ein Kassentagebuch, das 1945 einen Gewinn von RM 2,40 und 1945 einen Verlust von RM 1,00 ausweist. Nach 1948 lag das Depot der Stiftungen wieder bei der Bayerischen Vereinsbank. Zum August 1948 wurde dieses Depot neu geordnet. Es waren Wertpapiere in Höhe von RM 750 vorhanden. Für die verzinsten Pfandbriefe wurde ein Nennwert von Goldmark 2.600 und RM 1.100 angegeben. Außerdem hatten die Stiftungen zinslose Hypotheken im Nennwert von Goldmark 100 und RM 1.800 vergeben.

Am 31. März 1951 richtete das Landratsamt Memmingen an die Gemeinde Buxheim eine Anfrage wegen Zusammenlegung der beiden Stiftungen. Der Vermögenswert der Lipburger Armenstiftung wird mit RM 475 (= Kurswert RM 103,50) errechnet. Die Waisenstipendien-Stiftung weist mit Stand vom 1. Mai 1945 ein Vermögen mit dem Nominalwert von RM 4.712,50 (= Kurswert RM 3.208,50) sowie ein zusätzliches Bankguthaben von RM 396,50 aus, was ein Vermögen im Mai 1945 in Höhe von RM 3.605 ergibt.

Die Gemeinde Buxheim war mit der Zusammenlegung der Stiftungen einverstanden, wünschte aber keine Auflösung. Bei der Zusammenlegung 1951 beträgt der Kurswert der Wertpapiere DM 286,75, der Barbestand ist DM 43,00. Die Verwaltung der Stiftung blieb bei der Gemeinde.

1954 kam es unter Bürgermeister Knobloch von Buxheim zur Einlösung der Pfandbriefe und somit zur Auflösung der Vermögensanlagen und dem Ende der Buxheimer Armenstiftungen. Es waren dies 3 Pfandbriefe mit einem Nennwert von Goldmark 500 und 2 Pfandbriefe mit einem Nennwert von RM 400. Der DM-Wert der Anlagen belief sich auf DM 113,61.

Unbekannt ist, wie die zinslosen Hypotheken weiter behandelt wurden. Diese liefen bereits seit 1838, 1889, 1897 und 1900[437]. Es handelt sich um die nachstehenden Hypothekenbriefe:

- Zoller über fl 120 vom 20. Dezember 1838,
- Ferdinand Fey über 1.200 Mark vom 10. Dezember 1889,
- Wilhelmine Saal über 1.000 Mark vom 2. März 1897,
- Heigele über 1.200 Mark vom 18. Juli 1900.

Damit endete eine Einrichtung, die rund 235 Jahre Bestand hatte und der Bevölkerung diente. Diese langwährende Tradition konnten andere Reichsstifte nicht aufweisen. Mit der von oben diktierten erzwungenen Auflösung aller klösterlichen Waisenkassen und Sozialeinrichtungen 1813 entstand eine Notlage, die der König mit der Verordnung vom November 1816 über die Armenfürsorge zu kompensieren versuchte. Auch die vom König geforderte Errichtung von Sparkassen, die keine Kredite gewährten, entsprachen nicht den Bedürfnisse der Leute.

---

437) PAB, Die Zahlen wurden den Konten über die Stiftungen entnommen.

Die Buxheimer Waisenkasse verdankt zum Teil den langen Fortbestand der Übernahme in die Adelsherrschaft. Die Übergabe wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der Kartäuser Prior trotz aller widrigen Umstände diese Kasse am Leben gehalten, gerettet und fortgeführt hätte.

Quellen- und Literaturnachweis

Ungedruckte Quellen

Augsburg, Staatsarchiv (StAA)
Adel
Waldbott-Bassenheim 6, 23.
Vormundschaft Waldbott-Bassenheim, Schachtel 390, 391
Kartause Buxheim
Kl Akt 9, 12
Kl Lit. 1, 3–5, 8–12, 14–22.
Ottobeuren
Kl Lit. 596.
Roggenburg
Kl Lit. 74.
Ursberg
Akt 36.
Kollegialstift St. Moritz Augsburg
Kl Lit. 151–154.
Landesdirektion Ulm 140.
Regierung 472, 5128 (Beilage VII zum Jahresbericht 1813/14 des Illerkreises).
Rentamt Buxheim 51, 57, 58, 66, 67, 81, 82, 84, 88, 151, 152, 158, 170, Waisenrechnung 1827
Staatsschuldentilgungskasse (SStiK) Abt. A, Fasc. ½ (Schachtel 408), Passiv-Capital Buch 1804/5

Augsburg, Stadtarchiv (StadtA)
H 150 1/2, Bd. II, S. 319 (Elchingen)

Bregenz, Vorarlberger Landesarchiv (VAL)
Rep. 14–157, Nachlaß Jos. Lipburger 3/07/13, 3/07/32, 3/07/33

Buxheim, Archiv am Ort Buxheim (AOB)
Prioren-Rechnungen 1718–1729, 1750/51.
Mappe Buxheim Brandversicherung (Schachtel 11).
Mappe Polizeiordnung

Buxheim, Pfarrarchiv (PAB)[438]
Einleitung zum Auflösungsvertrag vom 23. April 1812.

438) Nach der Rückkehr der Akten von Dr. Stöhlker nach Buxheim wurden diese 2009 neu geordnet, gekennzeichnet und verteilt. Um nicht noch mehr Verwirrung in die Signaturen zu bringen – Dr. Stöhlker hatte die ursprünglichen Signaturen bereits nach seinem Stil abgeändert – habe ich meine bisherigen Signaturen von 2008 beibehalten. Möglicherweise befinden sich einige der genannten Unterlagen jetzt im Stadtarchiv Memmingen und nicht mehr im Pfarrarchiv Buxheim. (Dezember 2011).

Erinnerungen des alten Pflug, Johannes Schlegel, Pfründner in Buxheim, Hs.Nr.: 56, aufgeschrieben ca. 1860 von seinem Sohn
Fach I, Fasz. 2
Fach XII, Fasz 6–8
Gräflich Bassenheimische Domänenverwaltung – Kontoauszüge und Stiftungsrechnungen, Darlehensbewilligungen.
Vortrag des gräflichen Herrschaftsrichters Dr. Hellmuth in Sachen Entschädigungen des Schaffners, nachherigen Priors P. Lipburger.

Buxheim, Waldbott Bassenheim Zentral-Archiv (BWBZA)
I. Haus- und Familiensache, Gräflich Waldbott von Bassenheimische Familiengeschichte von Johann Georg von Blon, genannt Blum, Anno 1845; anschließend daran Supplementa II, § 1–24.

Dillingen an der Donau, Fürstlich und Gräflich Fuggersches Familien- und Stiftungsarchiv (FA)
7a 10.25.

Oberelchingen, Pfarrarchiv (PfA)
ohne Signatur (alte Signatur 23).

Ottobeuren, Archiv der Abtei Ottobeuren (AAO)
AB 324, 409a, 420a, 420b, 487a/1, 487a/2, 487b/1, 487b/2, 500a, 500b
BA Ittinger Kapital
BA Konventsrechnungen 1804–1808
BA Korrespondenz Oberamtmann Bonaventura Frey von Freyenfels
BA Pension Lipburger und Schweikart
BL 58 Buxheim, 69

Thurgau, Staatsarchiv (StATG)
Kartause Ittingen, Akten der Kartause Buxheim 7'42'27, 7'42'555

Literatur

Backmund, Norbert, Die kleineren Orden in Bayern und ihre Klöster bis zur Säkularisation, Windberg 1974.
Bayern entsteht. Montgelas und sein Ansbacher Mémoire von 1796, Katalog zur Ausstellung, hg. von Michael Henker – Margot Hamm – Evamaria Brockhoff (Veröff. zur Bayerischen Geschichte und Kultur 32), Augsburg 1996.
Beck, Rudolf, Die Mediatisierung des Hauses Habsburg, in: Alte Klöster, neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803, Bd. 2.I: Aufsätze, Ausstellungskatalog, Ostfildern 2003.
Blickle, Peter, Die Dorfgerichtsordnung von Buxheim vom Jahr 1553, in: MGBl, Jahresheft 1965, Memmingen 1966, S. 15–89.
–, Landschaften im alten Reich. Die staatliche Funktion des gemeinen Mannes in Oberdeutschland, München 1973.
–, Bauer und Staat in Oberschwaben, in: ZWLG 31 (1972), S. 104–120.
Blickle Peter – Blickle, Renate, Schwaben seit 1268 bis 1803 (Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern II/4), München 1979.
Borscheid, Peter – Drees, Anette (Hg.), Versicherungsstatistik Deutschlands 1750–1985 (Quellen und Forschungen zur Historischen Statistik von Deutschland 4), St. Katharinen 1988.
Corti, Egon Cäsar Conte, Ludwig I. von Bayern. Ein Ringen um Freiheit, Schönheit und Liebe, München 1937 (7. Auflage 1979).
Dotterweich, Volker, „Zur Erleichterung ihrer Finanzen". Das Ende der Reichskirche im Bistum Augsburg (Akademie-Publikation 78), Augsburg 1986.

–, Sparpfennige unserer großen weltlichen Fürsten … Zur Vermögenssäkularisation der ostschwäbischen Stifter und Reichsklöster, in: Alte Klöster, neue Herren. Die Säkularisation im Deutschen Südwesten 1803, 2. Teil zum Ausstellungskatalog, Ostfildern 2003, S. 1395–1412.

FAUST, Ulrich – PRUSINOVSKY, Rupert, Die Buxheimer Sammlung der Abtei Ottobeuren, in: Das Buxheimer Chorgestühl. Beiträge zur Bau- und Kunstgeschichte der ehemaligen Reichskartause Buxheim und zur Restaurierung des Chorgestühls (Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 66), München 1994, S. 105–130.

FAUST, Ulrich – STEUER, Robert, 600 Jahre Kartause Buxheim, Festschrift zum Jubiläum, hg. vom Heimatdienst Buxheim e.V., Buxheim 2002.

FLECK, Egid, Die Anfänge der öffentlich-rechtlichen Brandversicherung in den früheren Gebieten des heutigen Landes Baden-Württemberg, in: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg 3 (1957), S. 107–139, 166–196.

FLEISCHMANN, Peter, Die ostschwäbischen Reichsstifte in der Zeit des Augsburger Religionsfriedens, in: ZHVS 98 (2005), S. 247–266.

GOLLWITZER, Heinz, Ludwig I. von Bayern. Eine politische Biographie, München 1986.

HARDER-MERKELBACH, Marion, Buxheim. Kartause und Pfarrkirche, Heimatdienst Buxheim e.V., Buxheim 1996.

HAUF, Reinhard, Von der Armenkasse zum Universal-Kreditinstitut. Geschichte der Kreis- und Stadtsparkasse Neu-Ulm 1860–1985, Neu-Ulm 1985.

IMMLER, Gerhard, Die Säkularisation der Reichsstifte in Ostschwaben, in: Bayern ohne Klöster? Die Säkularisation 1802/03 und die Folgen, Ausstellungskatalog (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns 45), München 2003, S. 278–286.

KOCH, Peter, Von der Zunftlade zum rationellen Großbetrieb. Kleine Geschichte der privaten Krankenversicherung in Deutschland, Karlsruhe 1971.

Kloster und Staat. Besitz und Einfluß der Reichsabtei Salem. Ausstellung zum 850. Jubiläum, Markgräflich Badische Museen, Tettnang 1984.

KRAUSS-MEYL, Syliva, Das ‚Enfant terrible' des Königshauses. Maria Leopoldine, Bayerns letzte Kurfürstin (1776–1848), 2. Auflage Regensburg 2002.

MAIER, Konstantin, Die Säkularisation der Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen, in: Alte Klöster, neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803, Bd. 2.I: Aufsätze, Ausstellungskatalog, Ostfildern 2003.

–, Die Säkularisation der Prämonstratenser-Reichsabtei Rot an der Rot (1802–1803), in: ebd.

MERZ, Richard, Stadtsparkasse Augsburg 1822–1997. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt Augsburg, hg. von der Stadtsparkasse Augsburg aus Anlaß des 175jährigen Jubiläums, Augsburg 1997.

MÜLLER, Gerald, Hunger in Bayern 1816–1818. Politik und Gesellschaft in einer Staatskrise des frühen 19. Jahrhunderts (Europäische Hochschulschriften 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 812), Frankfurt/Main 1998.

PRINZ, Max, Pater Ulrich Schiegg – Ein Genie im Ordenskleid, in: Aegidius KOLB (Hg.), Ottobeuren. Schicksal einer schwäbischen Reichsabtei, 2. Auflage, Kempten 1986, S. 188–201.

REDEN-DOHNA, Armgard von, Die Reichsprälaten in Schwaben am Ende des Alten Reiches, in: Alte Klöster, neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803, Bd. 2.I: Aufsätze, Ausstellungskatalog, Ostfildern 2003, S. 23–40.

RÖDLE, Andreas, Aus dem Leben des Pater Hieronymus Back, Benezefiziat Winterrieden, in: Memminger Volksblatt Nr. 67, vom 22.3.1921.

SCHIMKE, Maria, Das Ansbacher Mémoire und die praktische Umsetzung seiner Reformideen, in: Bayern entsteht. Montgelas und sein Ansbacher Mémoire von 1796, Katalog zur Ausstellung, hg. von Michael HENKER – Margot HAMM – Evamaria BROCKHOFF (Veröff. zur Bayerischen Geschichte und Kultur 32), Augsburg 1996, S. 52–62.

SPEICH, Klaus – SCHLÄPFER, Hans, Kirchen und Klöster in der Schweiz, Zürich 1978.

SPIES, Martina, „Feuersnoth" und die Entstehung der Gebäudebrand-Versicherung in Schwaben, in: ZHVS 83 (1990), S. 163–216.

–, Zur Geschichte der Waisen- und Landschaftskassen ostschwäbischer Reichsstifte, in: Suevia Sacra. Zur Geschichte der ostschwäbischen Reichsstifte im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit – Pankraz Fried zum 70. Geburtstag, hg. v. Wilhelm LIEBHART – Ulrich FAUST (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens 8), Stuttgart 2001, S. 92–111.
–, Feuerversicherung, Waisen- und Kreditkassen bei ostschwäbischen Reichsklöstern vor der Säkularisation und ihre Auflösung (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 151), München 2007.
SPIETHOFF, Bodo, Ungewollt zur Größe. Die Geschichte der bayerischen Sparkassen, München 1958.
STÖHLKER, Friedrich, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 1, Buxheim 1974.
–, Die Kartause Buxheim 1402–1803, Folge 3: Die Kartause und ihre Wohltäter, Die Rechtsstellung der Kartause, Besitz- und Einkommensverhältnisse, Urkunden und sonstige Dokumente 1402–1554, Buxheim 1976.
–, Die Kartause Buxheim 1402–1803/12 (Neue Reihe: Die Kartäuser von Buxheim, der Personalschematismus II 1554–1812, Neue Folge 1: Die Buxheimer Professmönche), Salzburg 1987.
–, Die Kartause Buxheim, in: Das Buxheimer Chorgestühl. Beiträge zur Bau- und Kunstgeschichte der ehemaligen Reichskartause Buxheim und zur Restaurierung des Chorgestühls (Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 66), München 1994, S. 15–58.
STRATMANN, Karlwilhelm, Erziehung zur Sparsamkeit in der vorindustriellen Gesellschaft, in: Zeitschrift für Bayerische Sparkassen-Geschichte 1 (1987), S. 39–85.
TIEFENTHALER, Eberhard, P. Peter (Josef) Lipburger O. Cart., in: Andelsbuch informiert, Gemeindeblatt 15. Juli 1981, S. 18–23.
TROLL, Hildebrand, Die Landtafel des Fürststifts Kempten – ein Vorläufer des modernen Grundbuches, in: Allgäuer Geschichtsfreund 73 (1973), S. 81–89.
TUSCHER, Franz, Das Reichsstift Roggenburg im 18. Jahrhundert, Weißenhorn 1976.
WEIS, Eberhard, Montgelas 1759–1799. Zwischen Revolution und Reform, München 1971.
–, Montgelas, Bd. 2: Der Architekt des modernen Bayerischen Staates 1799–1838, München 2005.

Abkürzungsverzeichnis

AAO	Archiv der Abtei Ottobeuren
AB	Akten Buxheim
AKBOB	Archiv Kartause Buxheim Ort Buxheim
AOB	Archiv am Ort Buxheim
BWBZA	Buxheim Waldbott Bassenheim Zentral-Archiv
FA	Fürstlich und Gräflich Fuggersches Familien- und Stiftungsarchiv Dillingen an der Donau
fl	Gulden
hl	Heller
Kl Lit.	Kloster Literalien
KlA	Kloster Akten
KK	Kaiserlich/Königlich
kr	Kreuzer
MGBl	Memminger Geschichtsblätter
PAB	Pfarrarchiv Buxheim
PfA	Pfarrarchiv
SStiK	Staatsschuldentilgungskasse
StAA	Staatsarchiv Augsburg
StadtA	Stadtarchiv Augsburg
StATG	Staatsarchiv Thurgau
VAL	Vorarlberger Landesarchiv Bregenz
ZHVS	Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben
ZWLG	Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte

Die Schreibweise von Gulden wurde nach folgendem Beispiel vorgenommen: 1523 Gulden 16 Kreuzer 3 Heller ergeben: fl 1.523,16,3.

Die Kirche Saint-Romuald zu Québec als bedeutendes Beispiel deutscher Nazarenerkunst in Übersee

von Beate Stock – Ottawa / Kanada

> Dans un voyage qu'il fit aux Etats-Unis, M. Sax alla consulter les Bénédictins qui se connaissent en arts, et ceux-ci lui donnèrent le nom de W. Lampreckt [sic], jeune artiste de Munich et grand prix de sa célèbre école de peinture, et il le lui recommendèrent comme l'un des meilleurs peintres résidant alors aux Etats-Unis.[1]

Pierre-Télésphore Sax, der Priester der neu gegründeten Pfarrei von Saint-Romuald d'Etchemin (heute Ortsteil von Lévis) am Südufer des Saint Lawrence, gegenüber der Stadt Québec, scheint gut beraten worden zu sein. Wand-

---

Dieser Text entstand mit Hilfe, Rat und Gedankenaustausch vieler Freunde, Kollegen und weiteren Forschern und es ist mir unmöglich, alle namentlich zu nennen. Laurier Lacroix, ehemals Professor an der Université du Québec à Montréal, ermutigte mich, dieses Projekt zu bearbeiten und stand immer mit Rat zur Verfügung. In großer Dankesschuld für fortlaufende Hilfe stehe ich bei Elgin van Vaassen in München. Ohne ihr fundiertes Wissen und ohne ihre Freundschaft würde dem Text Substantielles fehlen. Ebenfalls unschätzbar war die professionelle und geduldige Editionsarbeit des englischen Manuskripts von Lynda Muir. Ludwig Giese in Köln teilte großzügig sein Fachwissen über die Veröffentlichungen des „Vereins zur Verbreitung religiöser Bilder." Brother Nathan Cochrane, O.S.B., Direktor der Saint Vincent Gallery in der Archabbey Saint Vincent in Latrobe, Penn., und Father Augustine Curley, O.S.B., Archivar der Newark Abbey, N.J., unterstützten meine Forschungen von Beginn an. Für das Interesse an diesem Text, für seine als Kunsthistoriker und Lektor kenntnisreiche und behutsame Durchsicht des Manuskripts, bin ich Pater Gregor M. Lechner O.S.B., Kustos der Graphischen Sammlung & der Kunstsammlungen im Stift Göttweig, besonders dankbar.
Hilfe und Rat erhielt ich ebenfalls von René Villeneuve, Associate Curator an der National Gallery of Canada, Ottawa; Colette Naud, Restauratorin am Centre de Conservation du Québec, Quebec City; Mora Dianne O'Neill, Associate Curator an der Art Gallery of Nova Scotia, Halifax.
Mein Dank gilt besonders auch den Nachfahren des Künstlers, die mir bereitwillig ihre Türen öffneten und mir ihr Wissen mitteilten.

1) Benjamin Demers, *Monographie. La Paroisse de St-Romuald d'Etchemin, Avant et Depuis son Érection* (Québec: J.-A. K.-Laflamme, 1906), pp. 251, 252.

malerei florierte in den Vereinigten Staaten seit den 1850er Jahren und dies zu einem guten Teil dank des „bahnbrechenden Patronats der Benediktiner."[2]

Der Priester war 1854 in die Pfarrei gekommen und bereits am 3. Februar 1856 wurde die Kirche von Saint-Romuald geweiht. Zwölf weitere Jahre sollten noch verstreichen, bevor der Geistliche in der Lage war, sich der Gestaltung des Innenraumes zuzuwenden. Sax hatte große Pläne. Er wollte die Kirche mit einer in Kanada noch so gut wie unerprobten Technik ausschmücken: mit Wandmalerei. Einmal bereit, benötigte er nicht viel Zeit, den Kontakt mit dem jungen, besonders empfohlenen Künstler aus München, Wilhelm Lamprecht (1838–1922), aufzunehmen. Dieser war am 28. Juni 1867, zusammen mit seinem Studiengefährten Josef Lang, in New York angekommen.[3] Kaum sechs Monate später weist das Rechnungsbuch der Pfarrrei mit einem Eintrag vom 26. Dezember 1867 den Betrag von 45 Dollars aus: „pour plan et voyage de W. Lamprecht, pour orner l'église."[4]

Wer war dieser junge Künstler, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer der meist beschäftigsten Maler für die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten werden sollte und dabei ein sehr gutes Einkommen hatte? „[Lamprecht] verdient Geld wie die Rothschilds" schrieb Joseph Duveneck 1873 an seinen Stiefsohn, Frank Duveneck, der zu diesem Zeitpunkt an der Kunstakademie in München studierte.[5]

Wilhelm Lamprechts Anfänge waren jedoch bescheiden. Er wurde am 31. Oktober 1838 in Altenschönbach (Franken) geboren als Kind der Maria Louise Wilhelmine Lamprecht, Tochter des Johann Peter Lamprecht, freiherrl.

---

2) Spätere Generationen äußerten sich abschätzig über die Wandmalereien in den Vereinigten Staaten, die vor der Arbeit von John La Farge 1876–77 für die Trinity Church in Boston geschaffen wurden. Kathleen Curran, *The Romanesque Revival: Religion, Politics, and Transnational Exchange* (University Park: Pennsylvania State University Press, 2003), p. 92.

3) Ira A. Glazier und P. William Filby, eds., *Germans to America: List of Passengers Arriving at U.S. Ports* (Wilmington, Del.: Scholarly Resources, 1991), Vol. 19 (Jan. 1867–Aug. 1867), p. 350. Gemäß dieser Angaben schifften sich Lang und Lamprecht gemeinsam in Bremen auf der *Northern Light* ein und kamen am 28. Juni 1867 in New York an. Lang ist als „Jas" Lang und Lamprecht als „Augt" (Alter 27 und 29, was jeweils richtig ist) angeführt.
Newark, N.J., Archives of the Benedictine Priory Saint Mary's, Artikel über die Kirche im *Sunday Call* (n.d., c. 1916). „This decorative work was executed by a Munich artist, Alexander [*sic*] Lamprecht." Brief von Father Augustine Curley, O.S.B., Newark Abbey, 22. Juni 1996.
Die beiden Künstler sind ebenfalls mehrmals zusammen im *Der Wahrheits-Freund* erwähnt. Dies ist die erste deutsche, katholische Wochenzeitung in Nordamerika. Sie wurde von 1837–1907 in Cincinnati, Ohio, publiziert. *Wahrheits-Freund*, 16. Sept. 1868, p. 45; 23. Sept. 1868, p. 53; 20. Nov. 1867, p. 175.

4) Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin, Casuel de la fabrique, 1839, dépenses 1867, Eintrag für 26. Dez.

5) Cincinnati Museum Center, Cincinnati Historical Society, Duveneck letters. Brief von Duvenecks Vater an seinen Sohn Frank in München vom Apr. 1873.

v. Crailsheimischer Revierjäger.[6] Der Vater ist unbekannt. Wilhelm Nikolaus Lamprecht, der Bruder der Mutter, war einer der Paten bei der Taufe des kleinen Wilhelm. Der Onkel, ebenfalls Förster, diente in verschiedenen Bezirken Frankens, bevor er sich als königl. bayerischer Oberförster 1886 zu Würzburg in Pension begab.[7] Vermutlich adoptierte er seinen Neffen, da er in mehreren Quellen als Vater genannt wird.[8] Wo genau das Kind dann aufwuchs, ist nicht bekannt, es ist jedoch anzunehmen, dass der Knabe seine frühen Jahre in oder in der Umgebung von Altenschönbach verbrachte und seine Jugend wahrscheinlich in Würzburg.[9] Nach einem wohlwollenden Artikel, der anlässlich seiner Goldenen Hochzeit in der Lokalzeitung erschien, besuchte er das Gymnasium. Dem Münchner Stadtregister lässt sich entnehmen, dass er eine Lehre als Vergolder und Lackierer (sic.) in Altenschönbach (oder Würzburg) absolvierte.[10] Aber diese Ausbildung muss lediglich als Sprungbrett für sein Ziel, Maler zu werden, gedient haben. Wir können Lamprechts erste Malversuche zurückverfolgen bis ins Jahr 1856. Für die beliebte Pilgerkirche des Franziskanerordens auf dem Kreuzberg nahe Würzburg malte er Brustbilder der Apostel, die die Orgelempore zierten. Obwohl diese Bilder nicht mehr existieren, erfährt man von ihrer Existenz durch ein autobiographisches Gedicht.[11] Belegt werden kann dieser Anfang im Gästebuch des Klosters. Dort finden sich zwei

6) Altenschönbach, Protestantische Kirche St. Marien, Taufbuch. (Altenschönbach ist heute ein Teil von 97357 Prichsenstadt, Bayern.) Mein Dank gilt Herrn Norbert J. Haas in Burgebrach, der mir alle Daten aus dem Taufbuch übermittelte und mir bei der Erforschung von Lamprechts Familie behilflich war.

7) Ibid. Würzburg, Staatsarchiv, Personalakt Wilhelm Lamprecht, Reg. Forstamt Würzburg No. 436. Information von Christoph Bauer, Würzburg, Stadtarchiv, 15. Juli 1998. Im Taufregister ist der Onkel als „Wilhelm Nikolaus" aufgeführt. In späteren Dokumenten ist er bisweilen „Wilhelm" und manchmal „Johann Wilhelm" bezeichnet. Letztere Version ist vermutlich auf die Tradition zurückzuführen, Knaben als ersten Namen Johann zu geben.

8) München, Akademie der bildenden Künste, 01593 Wilhelm Lamprecht, Matrikelbuch 1841–1884, http://matrikel.adbk.de/05ordner/mb_1841–1884/jahr_1859/matrikel-01593 (Stand: 30. Juni 2008). Artikel in der *Augsburger Allgemeine Abendzeitung* und im *Bayerischer Kurier,* datiert 25. März 1920. (W.L. „als Sohn des Kgl. Forstbeamten Wilhelm Lamprecht am 31. Oktober 1838 … geboren.")

9) Wilhelm Lamprecht, „Widmung," *Burkhard, ein Sang aus Unterfranken* (Leipzig: L.U. Kittler, n.d. [1897?]), pp. 3–7.

10) Siehe Anmerkung 8; München, Stadtarchiv, Polizeikartenregister Serie II, No. 7004.

11) W. Lamprecht, „Widmung," *Burkhard*, pp. 4, 5. „*…ist der wohlbekannte Kreuzberg / Mit dem Franziskaner-Hospiz / Und der kleinen Wallfahrtskirche, / Wo hinauf aus Frankens Gauen / Jährlich Tausende wallfahren…. / Ersten Kunstversuch zu wagen. / In die Felder der Empore / Malt' ich, ein Farbtopfkund'ger, / Ehe noch die akadem'sche / Skala mir den Kopf verwirrte, / Die Brustbilder der Apostel. / Auf der schwanken Leiter stehend / Malt' ich sie an einem Tage / Und in Öl. Wie sie geraten? / Frage nicht! Die guten Mönche, / Die sie einst entstehen sahen / Und dir Aufschluss geben könnten, / Sind wohl längst dahingegangen. / Ob die Or'ginalien seitdem / Besserm Können mussten weichen / Oder, noch als Altertümer / Geltend, fromme Schonung fanden, / Davon ward mir niemals Kunde.*" 1910 wurden Lamprechts Apostel durch neue Apostel, von Max Georg Rossmann (1861–1926) aus Amorbach gemalt, ersetzt.

ungeschickte Zeichnungen, welche die beiden mit dem Kreuzberg verbundenen Legenden darstellen. Trotz mangelnden Könnens hatte der junge Mann keine Selbstzweifel und signierte sein Werk.[12]

Das München Ludwigs I.

Im November 1857 finden wir den aufstrebenden Künstler in der bayerischen Hauptstadt, die König Ludwig I. (1786–1868, regierte 1825–48) bestrebt war, bedeutender und schöner zu gestalten. „Ich will aus München eine Stadt machen, die Teutschland so zur Ehre gereichen soll, dass Keiner Teutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat."[13] Gemäß William Howitts Reisebericht über das „Rural and Domestic Life in Germany", 1843 in The Gentleman's Magazine veröffentlicht, war Ludwig erfolgreich in seinem Bestreben: „Munich is the unrivalled queen of modern art in sculpture and painting; and in these respects is not only the first city of Germany, but unquestionably of modern Europe. And this she owes to one man – the King."[14]

Ludwig strebte dieses Ziel an ob seiner Schönheitsliebe und seiner tiefen Überzeugung, die Kunst erziehe und kultiviere die Menschen. Er war „einer der grössten, wenn nicht der grösste Kunstinitiator des 19. Jahrhunderts." Mit den beiden Architekten, deren Namen am meisten mit seinen architektonischen Aktivitäten asoziiert werden, Leo von Klenze (1784–1864) und Friedrich von Gärtner (1791–1847), schuf er einige neue Stadtteile in München, belebte die Bronzegießerei wieder und förderte die Glasmalerei.[15] Ludwig überzeugte

12) Titel der Zeichnungen: *Hl. Kilian errichtet mit den Gefährten Colonat und Totnan das erste Kreuz auf dem Kreuzberge*; *Auffindung der drei Häupter*, im Franziskanerkloster Kreuzberg in der Rhön, *Gästebuch*, Vol. 3 (Beginn 1845), pp. 249, 251. Mein Dank gilt Wolfgang Brückner von der Universität Würzburg (Autor des Buches *Die Wallfahrt zum Kreuzberg in der Röhn*, Würzburg: Echter, 1997), der mir behilflich war, diese ersten Spuren zu finden. Ein alter Franziskaner (Klosterbruder) berichtete Brückner, dass die gegenwärtigen Apostelbilder ältere ersetzten und dass letztere sehr amateurhaft gemalt gewesen seien.

13) Norbert Lieb, *München. Die Geschichte seiner Kunst* (München: Georg D.W. Callwey, 1971); für König Ludwig I. und München, siehe pp. 237–91. Norbert Huse, *Kleine Kunstgeschichte Münchens*, 3. Aufl. (München: Beck, 2004), pp. 117–55. Maria Hölzl Stifter, Die Wandmalerei des Historismus in Südtirol. Kirchliche Kunst zwischen Spätklassizismus und Nazarenern 1820–1914 (Bozen: Athesia 2008) pp. 30–41.

14) „Howitt's Rural and Domestic Life in Germany," *The Gentleman's Magazine* (London), Vol. XIX, New Series (1843), p. 9.

15) Lieb, p. 284. *Deutsche Künstler um Ludwig I. in Rom*, ed. Gisela Scheffler, Ausst.Kat. Neue Pinakothek, (München: Staatl. Graph. Sammlung, 1981). Norbert Lieb, Florian Hufnagl, *Leo von Klenze: Gemälde und Zeichnungen* (München: Georg D.W. Callwey,1979). *Leo von Klenze: Architekt zwischen Kunst und Hof 1784–1864*, ed. Winfried Nerdinger, Ausst. Kat., Münchner Stadtmuseum (München: Prestel, 2000), pp.198–495. Kritische Wertungen durch Winfried Nerdinger, in: *Geschichte Macht Architektur*, ed. Werner Oechslin, (München–London–New York: Prestel, 2012) pp. 28–39, 40–53, 208–210.

Künstler wie Peter von Cornelius (1783–1867) und Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872) in die Stadt zu kommen. Zusammen mit Heinrich von Hess (1798–1863) und Johann Bapt. von Schraudolph (1808–1879) und anderen Künstlern brachte dies eine Wiederbelebung der Wandmalerei mit sich. Alle vier Künstler waren in Rom gewesen und standen mit Johann Friedrich Overbeck (1789–1869), dem führenden Protagonisten der Nazarener, in Verbindung. Die Nazarener waren eine Künstlergruppe, die sich zum Ziel gesetzt hatte, eine echt religiöse Kunst zu schaffen, die gleichzeitig als patriotisch-mythologisch empfunden werden sollte. Um sich diesem Ziel zu nähern, studierten sie die Gotik und vertieften sich in das Werk Dürers. Darüber hinaus beschäftigten sie sich mit Künstlern des späten Quattrocento (z. B. Pinturicchio und Perugino), vor allem aber mit dem frühen Raffael.

Als streng gläubiger Mensch war Ludwig von der überragenden Bedeutung der Religion sowohl für den Einzelnen als auch für das Allgemeinwohl überzeugt. Während der Säkularisation, die im katholischen Bayern 1802-03 stattgefunden hatte, wurde ein Großteil der Klöster aufgelöst, was gravierende Auswirkungen mit sich brachte, aber andererseits Ludwig umfassende Möglichkeiten zum Rekurs bot. Die Wiederbelebung des monastischen Lebens unter dem König war einmalig im Deutschen Bund. Gab es 1824 nur noch 27 Klöster, so hatte sich bis 1864 ihre Zahl auf 441 durch Neugründungen oder Wiedereinrichtungen erhöht.[16] Der König förderte religiöses Brauchtum, gründete neue oder brachte alte Orden zurück, vornehmlich Benediktiner, und fand Wohlgefallen im Errichten neuer Kirchengebäude. In den ersten zehn Jahren seiner Regierung legte er in München allein den Grundstein für vier neue Kirchen, die die Entwicklung der Künste in verschiedenen historischen Stilen entscheidend beeinflussen sollten: die Allerheiligen-Hofkirche, die Ludwigskirche, Sankt Bonifaz, und die Mariahilfkirche in der Au. Umfangreiche Bildprogramme in Wandmalerei, Mosaik oder Glasfensterzyklen vermittelten bildlich die Botschaft der Bibel und die Geschichte lokaler Heiligen.[17]

Ludwig beschränkte die Förderung der Künste und der katholischen Kirche nicht nur auf sein Land, sondern er bemühte sich ernsthaft um die zahlrei-

---

Für Friedrich von Gärtner siehe Anm. 122.

16) Regina Burkhardt, „Die Kirche St. Bonifaz als Denkmal und Mausoleum," in: *„Vorwärts, vorwärts sollst du schauen…" Geschichte, Politik und Kunst unter Ludwig I*, ed. Johannes Erichsen, Ausst.Kat., Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 9/86 (Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum, 1986), p. 456. Curran 2003, p. 84. Am Ende der Regierungszeit von König Ludwig (1848; er starb 1868) florierten wieder etwa 132 Klöster in Bayern, z. B.: Scheyern. Ildephons Kreuzer, *Die Wiedererrichtung der Benediktinerabtei Scheyern. Ein Beitrag zur Geschichte der Kulturpolitik König Ludwigs I. von Bayern*, Scheyern 1961 (Typoscript).

17) Lieb, pp. 268–75. Frank Büttner, „Ludwig I., Kunstförderung und Kunstpolitik," in: *Die Herrscher Bayerns. 25 historische Porträts von Tassilo III. bis Ludwig III.*, eds. Alois Schmid und Katharina Weigand (München: Beck, 2001), pp. 310–329. Alle vier Kirchen wurden während des Zweiten Weltkriegs entweder beschädigt oder zerstört. Nur die Ludwigskirche vermittelt heute noch den ursprünglichen Eindruck.

chen Deutschen, die u.a. in die Vereinigten Staaten auswanderten. In diesem Zusammenhang ist es unwichtig, ob sein Mäzenatentum im Ausland bisweilen als Akt eines „patronus artium et scientiarum" angesehen wird, als transatlantische Ausformung des ludovizianischen „Kunst-Königtums" oder als weitere Erscheinungsform seiner Absicht, Bayerns Bedeutung in Übersee auch durch die Künste zu heben. Tatsache ist, dass er die Künste in Amerika maßgeblich förderte, z. B. durch Schenkungen von Gemälden, Kirchenausstattungen und Büchern oder durch Geld aus seiner Privatschatulle. 1838 wurde der „Ludwig-Missionsverein" gegründet zur Förderung des Katholizismus. Seine Aktivitäten, wenn gleich nicht ausschließlich auf die Vereinigten Staaten begrenzt, waren beachtlich. Der König war bei der Vereinsgründung und dessen Entwicklung involviert und übernahm die Schirmherrschaft.[18] Begeistert nahm er die Idee auf, Benediktinermönche als seinen bevorzugten Orden nach Amerika zu senden, als er von Bonifaz Wimmer, Mönch der Benediktiner Abtei von Sankt Michael in Metten, Niederbayern, darauf angesprochen wurde. 1846 kam Bonifaz in New York an und gründete das erste Benediktiner-Kloster, die spätere Erzabtei von Saint-Vincent in Latrobe, Pennsylvania. Er wurde deren erster Abt und ebenfalls Gründer der Amerikanisch-Cassinensischen Benediktinerkongregation. Wie die Korrespondenz bezeugt, blieb der König mit Bonifaz Wimmer (1809–1887) bis an sein Lebensende in Kontakt und nahm aktiv Anteil an der Förderung des Ordens.[19]

Als eifriger Sammler alter und neuer Kunst, erwarb Ludwig die Sammlung der Brüder Boisserée, eine bedeutende Sammlung mittelalterlicher Gemälde. Die Museen, die unter seiner Ägide gebaut wurden, gehörten zu den bedeutensten ihrer Zeit: die Glyptothek, die Antikensammlung, die Alte- und Neue Pinakothek.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass seine Aktivitäten als Mäzen der Künste „quantitativ das gleichwertige Pendant zu seiner Staatspolitik" bildeten."[20]

---

18) Rainald Becker, „Bayerische Kulturpolitik für Amerika: Ludwig I. und die deutschen Katholiken in den USA," *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* (München) 1928, Vol. 68, No. 2 (2005), pp. 925–48. P. Willibald Mathäser, O.S.B., *Der Ludwig Missionsverein in der Zeit König Ludwigs I. von Bayern: Festgabe zur ersten Jahrhundertfeier des Bayerischen Missionswerkes* (München: Salesian/Offizin, 1939). Theodore Roemer, O.M.CAP., *The Ludwig-Missionsverein and the Church in the United States (1838–1918)*, M.A. Thesis, Catholic University of America, Washington, D.C., 1933. Curran 2003, pp. 84–90. Margot Hamm et al. eds., *Good Bye Bayern, Grüß Gott Amerika. Auswanderung aus Bayern nach Amerika seit 1683*, Ausst.Kat., Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 48/04 (Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte, 2004).

19) P. Willibald Mathäser, O.S.B., ed., *Bonifaz Wimmer O.S.B. und König Ludwig I. von Bayern* (München: J. Pfeiffer, 1938). Jerome Oetgen, *An American Abbot, Boniface Wimmer, O.S.B. 1809–1887* (Washington, D.C.: Catholic University of America Press, 1997).

20) Heinz Gollwitzer, *Ludwig I. von Bayern. Eine politische Biographie* (München: Süddeutscher Verlag, 1986), pp. 745–65.

Ludwigs kluger Einsatz der Medien, seine vielen von ihm iniziierten Projekte zu publizieren, wobei ihm neue Druckverfahren wie die Lithographie und Fotografie zugute kamen, dazu ein regelmässiges und variiertes Programm von Ausstellungen, all das half, den Ruf Münchens als Kunstzentrum zu verbreiten. Während die Düsseldorfer Akademie zunächst Kunststudenten aus dem Ausland nach Deutschland zog, darunter viele Amerikaner, war ab den 1860er Jahren München deren begehrteres Ziel. Die Düsseldorfer Schule mit ihrem Rektor Wilhelm von Schadow (1788–1862) und seiner mehr zum Naturstudium neigenden Lehre, in Verbindung mit einer Liebe zum Detail, kam vielleicht dem amerikanischen Geschmack mehr entgegen als der zur gleichen Zeit in München durch Peter von Cornelius geprägte monumentale Stil. Emanuel Leutze (1816–1868), einer der bekanntesten, amerikanischen Repräsentanten der Düsseldorfer Schule versammelte in den späten 1840er und 1850er Jahren in Düsseldorf Landsleute um sich und verbreitete das Ansehen dieser Akademie in der Neuen Welt. Zwischen 1849 und 1862 brachte die „Düsseldorf Gallery" in New York die Leistungen dieser Schule einem breiteren Publikum zum Bewusstsein. Schöpfungen der Münchner Schule konnten zu einem späteren Zeitpunkt u. a. in den Ausstellungen der 1877 gegründeten Society of American Artists gesehen werden.

Um 1860 hatte die Reputation der Münchner Schule die der Düsseldorfer Schule bereits übertroffen. Sogar Leutze, der 1859 in die Staaten zurückkehrte, gab zu, München habe die beste Malerschule. In seiner Hochblüte war München nicht nur Deutschlands, sondern Zentraleuropas wichtigste Kunstproduktionstätte.[21] Historienmalerei nahm zwar noch eine wichtige Stelle ein, besonders unter dem Rektorat von Carl Theodor von Piloty (1826–1886), aber es waren jetzt die Porträt-, Genre- und Landschaftsmalerei, die eine eigenständige lokale Ausformung entwickelten. Die Kunstakademie war nur einer von Münchens Anziehungspunkten. Künstler schätzten das pulsierende, künstle-

---

21) Robin Lenman, *Artists and Society in Germany 1850–1914* (Manchester: Manchester University Press, 1997), pp. 106–13. *The Düsseldorf School of Painting and its international influence 1819–1918*, ed. Bettina Baumgärtel, Ausst. Kat., Museum Kunstpalast, Düsseldorf (Petersberg: Imhof, 2011.). *Die Nazarener – vom Tiber an den Rhein: drei Malerschulen des 19. Jahrhunderts*, Direktion Landesmuseum Mainz, eds. Norbert Suhr und Nico Kirchberger (Regensburg: Schnell & Steiner, 2010). William H. Gerdts, „Der vergessene Künstler: J. Frank Currier," in: *Vice Versa. Deutsche Maler in Amerika, amerikanische Maler in Deutschland 1813–1913*, eds. Katharina und Gerhard Bott, Ausst.Kat., Deutsches Historisches Museum, Berlin (München: Hirmer, 1996), p. 114. Anne Rosseter Norcross, „Amerikanische ‚Malerschulen' in Deutschland: Der Einfluss von Emanuel Leutze und Frank Duveneck," in: Bott, p. 39. Birgit Jooss und Christian Fuhrmeister, „Nationale Identitäten – Internationale Avantgarden: München als europäisches Zentrum der Künstlerausbildung," *zeitenblicke*, Vol. 5, No. 2 (2006), http://www.zeitenblicke.de/2006/2/ (Stand: 21. Feb. 2008).
Nikolaus Gerhart et al., eds. *200 Jahre Akademie der Bildenden Künste München: „… kein bestimmter Lehrplan, kein gleichförmiger Mechanismus"* (München: Hirmer, 2008), publiziert anlässlich des 200-jährigen Bestehens der Akademie der bildenden Künste.

rische Klima, die Museen mit hervorragenden Gemäldesammlungen zum Studieren und Kopieren. Dazu kamen ein facettenreiches und anregendes Ausstellungsprogramm, ein lebendiger Kunstmarkt, die privaten Malerschulen und Gruppen gleichgesinnter Künstler. Eine dieser Gruppen formte sich um Wilhelm Leibl (1844–1900). Frank Duveneck (1848–1919), obwohl nicht zu dieser Gruppe gehörend, war dennoch von ihm beeinflusst. Duveneck selbst stand im Zentrum einer Gruppe amerikanischer Studenten, die sogenannten Duveneck Boys, die Vermittler des Münchner Realismus werden sollten und die Entwicklung der Kunst in ihrem Heimatland später maßgeblich beeinflussten. Unter ihnen waren William Merritt Chase (1849–1916), John H. Twachtman (1853–1902), und Joseph Frank Currier (1843–1909).[22]

Wilhelm Lamprecht in München

Dem leuchtenden Ruf der bayerischen Hauptstadt konnte auch der junge Wilhelm Lamprecht nicht widerstehen und beschloß, seine Studien dort fortzusetzen. Er kam im November 1857 an und blieb bis Februar 1867.[23] Während nicht bekannt ist, welche Ausbildung Lamprecht erhalten hatte bevor er nach München kam, ist dennoch klar, dass er nicht ausreichend vorbereitet war, um in die „Koeniglich Bayerische Akademie der Bildenden Künste" aufgenommen zu werden und besuchte daher zunächst die wohlbekannte Zeichenschule von Jakob Filser.[24] Zwei Jahre später, am 24. Oktober 1859, trat

22) Susanne Böller, „Amerikanische Künstler an der Münchner Kunstakademie," in: Gerhart et al., pp. 293–95, p. 538. Wolfgang Hütt, *Die Düsseldorfer Malerschule, 1819–1869* (Leipzig: E.A. Seemann, 1995). *Lexikon der Düsseldorfer Malerschule: 1819–1918*, 3 vols., ed. Hans Paffrath (München: Bruckmann, 1997–98). Frank Büttner, „Die ‚Münchner Malschule' in der zeitgenössischen Kunstkritik 1825–1848," in: *König Ludwig I. von Bayern und Leo von Klenze, Symposium aus Anlaß des 75. Geburstags von Hubert Glaser*, ed. Franziska Dunkel et al. (München: Beck, 2006), pp. 209–26. Horst Ludwig et al., *Münchner Maler im 19. Jahrhundert; in sechs Bänden* (München: Bruckmann, 1981–94); Vols. 5, 6, *Münchner Maler im 19./20. Jahrhundert* (München: Bruckmann, 1993–94). Eberhard Ruhmer, ed., *Die Münchner Schule 1850–1914*, Ausst. Kat. (München: Bayerische Staatsgemäldesammlungen / Haus der Kunst, 1979). Norcross, p. 40. Thomas W. Gaehtgens, „Alte Welt und Neue Welt, Deutsch–amerikanische Kunstbeziehungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert," in: Bott, p. 24. Eberhard Ruhmer, „Leibl als Vorbild," in: *Wilhelm Leibl zum 150. Geburtstag*, eds. Götz Czymmek und Christian Lenz, Ausst. Kat. (München und Köln: Neue Pinakothek / Wallraf-Richartz-Museum, 1994), pp. 155–75. Richard V. West, ed., *Munich and American Realism in the 19th Century*, Ausst. Kat. (Cincinnati and Sacramento: Cincinnati Art Museum / E.B. Crocker Art Gallery, 1978).

23) München, Stadtarchiv, Polizeikartenregister Serie II, No. 7004; Serie X, No. 92434; Serie VI, No. 22356.

24) München, Stadtarchiv, Polizeikartenregister Serie II, No. 7004. Siehe Eintrag zu Jakob Filser (1802–1880) in: *Allgemeines Künstlerlexikon: Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker* (München und Leipzig: Saur, 1992 ff.), Vol. XL.

Lamprecht in die Antikenklasse der Kunstakademie ein und am 11. Januar 1861 wurde er als Student immatrikuliert.[25]

In München, wie damals an den meisten Akademien Europas, wurde großer Wert auf das Zeichnen nach Antiken und der Natur gelegt.[26] Studenten, die Maler werden wollten, mussten Vorbereitungsklassen besuchen, bevor sie zur „Maler-Schule" zugelassen wurden. Peter von Cornelius, Rektor der Akademie von 1824 bis 1841, lehnte die überregulierte Ausbildung ab und schlug daher als Kompromiss vor, sogenannte „Meisterklassen" einzurichten, in denen die Studenten ihre eigenen Meister sich aussuchen konnten. Dieser Vorschlag wurde endlich von seinem Nachfolger, Friedrich von Gärtner, implementiert.[27]

Als Lamprecht 1861 bereit war, sich für einen Professor zu entscheiden, hatte er die Möglichkeit zwischen den vielbewunderten Historienmalern Carl Theodor von Piloty, Moritz von Schwind (1804–1871) und Wilhelm von Kaulbach (1805–1874) zu wählen. Stattdessen wurde er Schüler von Johann Baptist von Schraudolph (1808–1879), der vor allem für sein religiöses Werk bekannt war. Schraudolph hatte bei Joseph Schlotthauer (1789–1869) studiert, der als einer der besten Kenner der wiederentdeckten al fresco Malerei galt. Später wirkte er entscheidend bei der Entwicklung der Stereochromie, einer speziellen Wandmalereitechnik, mit. Schraudolphs solide Ausbildung in Freskomalerei veranlaßten Heinrich von Hess, diesen zu engagieren, zuerst als Assistenten bei der Ausschmückung der Allerheiligen-Hofkirche und in Folge als Kollegen bei der Sankt Bonifaz-Basilika, zwei der unter Ludwig I. erbauten Kirchen. Hess muss sehr zufrieden gewesen sein mit dessen Arbeit, denn er empfahl König Ludwig, Schraudolph die umfangreiche Dekoration der riesigen Kathedrale in Speyer/Rhein in der Pfalz (damals zu Bayern gehörig), anzuvertrauen, nachdem er selbst das Angebot abgelehnt hatte. In den Jahren 1848–53 führte Schraudolph den enorm aufwendigen Freskozyklus aus.[28] Um

---

25) München, Stadtarchiv, Polizeikartenregister Serie X, No. 92434; Siehe Anm. 8.

26) Eugen von Stieler, *Die königliche Akademie der bildenden Kunst zu München* (München: Bruckmann, 1909), p. 103. Dietrich Erben, „Die Malerei in Schwaben und die Münchner Kunstakademie," in: *Jahrbuch des Vereins der Augsburger Bistumsgeschichte e.V.*, Vol. 24 (1990), pp. 272–75.

27) Stieler, p. 70. Gerhart et al., pp. 34, 35, 37, 38, 40.

28) Marianne Schönenberg, *Die Ausmalung des Speyerer Doms (1846–1853/1862) durch Johann Baptist Schraudolph und seine Gehilfen*, Diss., Freie Universität Berlin, 1988. Ich danke Marianne Schönenberg sehr, die mir eine Kopie ihrer Dissertation schenkte und großzügig erlaubte, die Illustrationen zu kopieren. Jochen Zink, *Ludwig I … und der Dom zu Speyer*, Veröffentlichung zur Bayerischen Geschichte und Kultur 11/86 (München: Haus der Bayerischen Geschichte, 1986). Jochen Zink, „‚Conservator et creator, sed non destructor, dieses will ich sein', Ausmalung und Ausbau des Speyerer Doms unter König Ludwig I. von Bayern," *Deutsche Kunst und Denkmalpflege*, Vol. 44 (1986), pp. 159–80. Sabine Fastert, „Zurück zu den Frühen Christen. Johann Schraudolph und das Bildprogramm für den Speyerer Dom", in: *das münster: Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft*, (Regensburg: Verlag Schnell & Steiner), 65 (2012), pp.. 76–81. Die 1853 vollendete Freskenausmalung

sich für diese komplexe Arbeit in Speyer vorzubereiten, sandte König Ludwig Schraudolph nach Italien, damit er italienische Kirchendekorationen und Malerei vor Ort studieren könne. Obgleich ein grosser Verehrer Raffaels, liess er sich doch auch u. a. von Perugino, Ghirlandaio, und Fra Angelico inspirieren. Gleichfalls zeigte er sich offen für Anregungen aus anderen Kulturkreisen und späteren Stilrichtungen wie z. B. die weitverbreiteten Stiche der Bilderbibel von Matthäus Merian d. Ä. (1593–1650) und Peter Candid (ca. 1548–1628). Ebenso war er von barocken Kirchendekorationen (1865 durch Brand zerstört) seiner Heimat Obersdorf im Allgäu geprägt.[29]

1849 wurde Schraudolph zum Professor für Historienmalerei an der Akademie ernannt, wo er der maßgebliche Vertreter der späten Nazarener Schule mit Münchner Prägung war. Obwohl sein Lehrer fast ausschließlich für die religiöse Ausrichtung seiner Malerei bekannt ist, gibt es von Lamprecht keine Spur, die von Aktivitäten in dieser Kunstrichtung während seiner Münchner Zeit zeugen. Der Schwerpunkt in der Kompositionsklasse lag auf der historischen und religiösen Malerei. Und schließt man von dem ersten Preis, den Lamprecht 1866 an der Akademie bei einem Wettbewerb für Studenten gewann, war er bei seinem Studium erfolgreich. Abgesehen von der Ehre, die mit dem Preis vergeben wurde, waren die 300 Florin eine willkommene Erleichterung für den finanziell beengten Studenten. Das Thema des preisgekrönten Bildes lautete „Die Kraniche des Ibykus“, nach einer Ballade (1797) von Friedrich Schiller. Die großformatige Komposition zeigt den erschlagenen, samischen Barden, der sterbend mit ausgestrecktem Arm noch auf eine Schar von Kranichen deutet, die später die beiden zu seinen Füssen stehenden Mörder verraten sollten.[30]

Der junge Maler scheint ein kontaktfreudiger Mensch gewesen zu sein, der sich in der Gesellschaft seiner Künstlerfreunde wohlfühlte. Auch hatte er eine poetische Neigung und sein „Burkhard,“ oder das Libretto für eine Oper „Der Schah von Persien,“ bezeugen dies.[31] Er fand ein Betätigungsfeld für diese Aktivitäten in den Kunst-und Künstlervereinen, die zu dieser Zeit weit verbreitet

---

Schraudolphs mit insgesamt 123 Historienbildern wurde unter dem bayerischen Denkmalpfleger Rudolf Esterer 100 Jahre später anlässlich einer Stilpurifizierung abgenommen und ist ab November 2012 als restaurierter Marienzyklus in Auswahl wieder im sogenannten „Kaisersaal“ des Westwerks öffentlich zugänglich. Vgl.: Ira Manzoni in *Süddeutsche Zeitung*, No. 246 (24. Oktober 2012) p.12. Oliver Kornhoff, ed., *Die Eroberung der Wand. Nazarener-Fresken im Blick der Gegenwart*, (Köln: Wienand Verlag, 2012).

29) Schönenberg, pp. 206 ff.

30) Privatarchiv. Auguste Lamprecht, *Erinnerungen*, p. 10 r,v. Bild im Besitz eines Nachkommen. München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, MK 14166: 21. Juli 1866, 20. Aug. 1866. Artikel in *Augsburger Allgemeine Abendzeitung* und *Bayerischer Kurier*, datiert 25. März 1920.

31) A. Lamprecht, *Erinnerungen*, pp. 4r, 5r, 9r, 27v. (Wilhelm Lamprecht), Künstler Sänger-Verein, *Der Schah von Persien. Grosse historisch, romantische Oper mit Ballett, in 4 Akten* (München: Pössenbacher, 1874). *Münchner Neueste Nachrichten*, Vol. 27, No. 115 (25. Apr. 1874); Vol. 27, No. 116–117 (26. Apr. 1874).

waren. Als Student war er Vorsitzender des Künstlervereins „Fidelia," der sich später mit der „Gesellige Vereinigung bildender Künstler Münchens" vereinte. Lamprecht scheint bis ans Ende seines Lebens Mitglied geblieben zu sein.[32] Diese Gesellschaften liebten zu feiern und ihre Festivitäten sind legendär.

Ein gedrucktes Festprogramm vom Februar 1867 mit Randzeichnungen ist überliefert, dazu einige andere Programme für das Maifest von 1865, ein jährlich stattfindendes Fest. Bei diesen sind die Gedichte von Lamprecht, die Zeichnungen stammen von seinem Studienfreund Adolf Oberländer (1845–1923), der ein wohlbekannter Karikaturist der „Fliegenden Blätter" und „Münchner Bilderbogen" werden sollte. Auch Lamprecht hatte einen Hang für Genreszenen. Bilder und Zeichnungen aus dem täglichen Leben mit humoristischem Einschlag bis zur reinen Karikatur finden sich bei Nachkommen und im Münchner Stadtmuseum. Wenige Monate vor seiner Abreise in die Vereinigten Staaten stellte er ein Genrebild im Kunstverein aus mit dem Titel „Gäste im Klosterkeller". Er zeichnete und malte auch verschiedene Charaktere im holländischen Stil, vielleicht Personen aus eigenen Gedichten. Gelegentlich malte er Landschaften.[33]

Obwohl man heutzutage vorwiegend religiöse Kunst mit Lamprecht assoziiert, war doch anfänglich die Porträtmalerei seine Hauptbeschäftigung. In einem von den Sisters of Charity of Mount St. Joseph, Ohio, zusammengestellten Artikel, wo Lamprecht 1901 seine letzten Wandmalereien ausführte, bevor er sich wieder in München zur Ruhe setzte, liest man:"Although he showed great promise as a painter of historical pieces, conditions were such that until his twenty-fifth year he eked out a bare existence as a portrait painter."[34] Sogar

---

32) A. Lamprecht, *Erinnerungen*, pp. 4r, 6v. Artikel in *Augsburger Allgemeine Abendzeitung* und *Bayerischer Kurier* datiert 25. März 1920. Für die Gesellige siehe „Die Gesellige Vereinigung bildender Künstler Münchens und ihre Vorgänger," Vortrag von Ludwig Steidl am 4. Feb. 1942. Susanna Wimmer, *Der Beitrag der „Geselligen Vereinigung bildender Künstler München" zum Kunst-und Kulturleben Münchens in der Zeit bis zum Beginn des I. Weltkrieges*, unveröffentlichte Magisterarbeit, Ludwig-Maximilians-Universität, Institut für Kunstgeschichte, München, Sommersemester 1990. Lamprecht ist als Mitglied 1875 bis 1902 aufgeführt, als er an der Weihnachtsfeier der Gesellschaft teilnahm (Einfügungen 1 und 25, fig. 37).

33) Joseph Maillinger, *Bilder-Chronik der Königlichen Haupt- und Residenzstadt München* (München: Montmorillon, 1876), Vol. 3, p. 35, No. 451. München, Stadtmuseum, Maillinger Sammlung, M III/551, Carton 70: „Wirtshausscene mit Verbrüderung der Stände," Bleistiftzeichnung (20.8 x 30.7 cm). Verso: „Kopfstudie" (Karikatur). Ibid., M IV/2389: „Künstler Maifest 1865." Bzgl. Kunstauktionen siehe: „Forest Interior in Winter," Verkauf, Van Ham Kunstauktionen, Köln, Kunsthaus am Museum, 19. Okt. 1979, Los 1598 , repr.; „Enfants jouant dans un intérieur," Verkauf, Neumeister, München, 26. Apr. 1989, Los 48; „Spielende Kinder", Verkauf, Auktionshaus Keup, Schloss Sulzberg, 4. Dezember 2010, Los 1867, repr.. Eine relativ kleine Anzahl von Skizzen und Genreszenen befindet sich im Privatbesitz der Nachkommen.

34) Mount Saint Joseph, Ohio, The Sisters of Charity, Archives, „Wilhelm Lamprecht's Mural of the Immaculate Conception in the Chapel at Mount St. Joseph," p. 6. Dieser Artikel wurde 1960 zusammengestellt aus Archivmateriel der Institution. Mein

in den Vereinigten Staaten, wo sein Ruf auf Wandmalerei und religiösen Bildern für die katholische Kirche gründete, war er doch auch als Porträtmaler bekannt. Noch bis zum Jahr 1921 lassen sich Hinweise auf diesen Sachverhalt finden. In einem Artikel über die Mission Church in Roxbury, Massachusetts, ist zu lesen: „1895/96 the mural painting was entrusted to Mr. William Lamprecht of New York, the greatest portrait-artist in America."[35] Als Lamprecht sich noch als Student durchkämpfte, spielte Porträtmalerei offensichtlich auch in seinem Leben eine Schlüsselrolle. Sie half ihm sogar, das Herz seiner zukünftigen Frau Auguste Streck zu gewinnen, deren Vater er malte. Es war jedoch das Porträt des Abtes Bonifaz von Saint Vincent in Latrobe, Pennsylvania, welches er 1866 malte, das sich von ausschlaggebender Bedeutung für seine Karriere als Historienmaler in den Vereinigten Staaten erweisen sollte. Durch Umstände bedingt, musste er beide Portäts ohne Anwesenheit der Dargestellten ausführen. Alles, was ihm zur Vorlage diente, waren Fotos von mäßiger Grösse. Trotz dieser Einschränkung gelang ein Porträt des weit entfernten Kunden in Lebensgrösse so erfolgreich, dass er sofort von Abt Bonifaz eingeladen wurde, nach Amerika zu kommen, um die Wandmalereien in der Benediktiner-Priorats Kirche von Saint Mary in Newark, New Jersey, auszuführen. Der Abt erklärte, das Portät sei bestens getroffen und er habe volles Vertrauen in diesen Mann und würde ihm ohne Zögern diesen Auftrag anvertrauen.[36] Somit sieht man Lamprecht in Bremen an Bord gehen, um am 28. Juni 1867 in New York anzukommen.[37]

Bevor Lamprechts Zeit in Nord Amerika ins Auge gefaßt wird, sollte eine bislang ungeklärte Frage angesprochen werden. Warum verbachte er den grössten Teil seines Lebens als Maler religiöser Kunst im Dienst der katholischen Kirche? Diese Tatsache ist etwas verwunderlich, bedenkt man, dass die Familie Lamprecht, einschliesslich des „Adoptivvaters" Wilhelm Nikolaus Lamprecht, ursprünglich protestantisch war und der kleine Wilhelm als Protestant getauft wurde. Aber die Archivalien, die sich auf die Position des königlich-bayerischen Oberförsters beziehen, bezeugen alle, dass er katholisch

---

Dank gilt Sister Anita Marie Howe, Archivist, die mir die Informationen zu Lamprecht mitteilte.

35) John F. Byrne, C.SS.R., *The Glories of Mary in Boston. A Memorial History of the Church of Our Lady of Perpetual Help (Mission Church) Roxbury, Mass. 1871–1921* (Boston, Mass.: Mission Church Press, 1921), p. 63.

36) A. Lamprecht, *Erinnerungen*, pp. 6r, 10v, 11r. Brigitta Klemenz et al., eds., *Lebendige Steine, St. Bonifaz in München, 150 Jahre Benediktinerabtei und Pfarrei*, Ausst. Kat. (München: Staatliche Archive Bayerns, Benediktinerabtei St. Bonifaz München und Andechs, 2000), p. 213. 1866 reiste Abt Bonifaz (Wimmer) von Rom kommend über München, wo er Abt Daniel Bonifaz von Haneberg (1816–1876) von der Benediktinerabtei Sankt Bonifaz traf. In diesem Kloster wohnte Lamprecht kurz als Student (siehe Anm. 40). 1968 wurde die Priory of Saint Mary's in Newark Abbey umbenannt. Für die Geschichte von Saint Mary's, siehe Malachy McPadden, O.S.B., ed., *The Benedictines in Newark 1842–1992* (Newark, N.J.: Newark Abbey Press, 1992).

37) Siehe Anm. 3.

war.[38] Und die Tatsache, dass Wilhelm Lamprecht, der Künstler, katholisch wurde und sein ganzes Leben ein treu ergebener Katholik blieb, ist über jeden Zweifel erhaben. Die Ausübung seines Glaubens bezog er auch in seine künstlerischen Gepflogenheiten mit ein, besonders wenn er in monastischer Umgebung tätig war. So ist z.B. bezeugt, dass er während der Zeit, in der er bei den Franziskanern in Milwaukee, Wisconsin, arbeitete „ He lived in the monastery; by reading and meditating he steeped himself with the spirit of St. Francis". Eine ähnliche Beobachtung machten die Sisters of Charity of Mount Saint Joseph, Ohio. Lamprecht stand wie die Schwestern morgens um fünf Uhr auf, besuchte die Messe um sechs Uhr und erhielt die Kommunion. Wir erfahren auch, dass „He never began work on a contract without preceding it with a novena of prayer and fasting."[39] Das Datum von Lamprechts Konversion zum Katholizismus ist nicht bekannt, aber sie fand höchstwahrscheinlich statt, bevor er 1856 die Apostel für die Franziskaner am Kreuzberg malte. Akte belegen, dass er in München für einige Zeit im Benediktiner-Kloster Sankt Bonifaz als „Laien Candidat" weilte und es war sicher in diesem Zusammenhang, dass er den Auftrag für das Porträt erhielt, welches sein Leben ändern sollte.[40]

Lamprechts Ankunft in Amerika

Trotz Mangels genauerer Information darf man annehmen, dass Lamprecht gut vorbereitet war für den enormem Auftrag, die grosse Kirche von Saint Mary in Newark in eigener Verantwortung mit Wandmalereien zu versehen. Weitere Herausforderungen waren, dass er die Arbeit in einem fremden Land auszuführen hatte, wo er weder wissen konnte, welche Materialien verfügbar waren, noch wo er sie zu beziehen hatte. Wie gut seine Englischkenntnisse waren, besonders hinsichtlich fachlicher Fragen, ist unbekannt, jedoch ist mit ziemlicher Sicherheit zu vermuten, dass, einmal das Programm für die Dekoration der Kirche festgelegt, er zu den Benediktinern in Cincinnati, Ohio, gesandt wurde.

Im 19. Jahrhundert war Cincinnati eine relativ wichtige Stadt mit nennenswerter, künstlerischer Tradition und einem beachtlich deutschen Bevölkerungsanteil. Die erste Beschreibung von Cincinnati und seiner Umgebung ist 1792 von einem Deutschen, Johann Heckewelder, verfaßt worden. 1840 ließ die Stadt amtliche Dokumente in Englisch und Deutsch drucken und 1860 waren vierzig Prozent der Bevölkerung deutscher Herkunft. Nach Angaben des

38) Würzburg, Staatsarchiv, Reg. Forstamt-Wzbg., Personalakt 436. München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, MF 28073. Gemäß der Information vom Würzburger Stadtarchiv war Wilhelm Nikolaus Lamprecht Protestant und seine Frau Katholikin. (Brief von Norbert J. Haas, Genealoge in Burgebrach, 8. Okt. 1996).

39) James Fleischmann, O.F.M.Cap., *St. Francis Church, Milwaukee, Wis., 1871–1946, the History of a Parish. Compiled for the Occasion of its Diamond Jubilee* (Milwaukee: St. Francis Parish, 1946), p. 50. Siehe auch oben Anm. 34, p. 3.

40) München, Stadtarchiv, Polizeikartenregister Serie X, No. 92434.

Korrespondenten der Kunstchronik (Leipzig), der im Frühjahr 1867 berichtete, schien Cincinnati außerhalb Deuschlands auch die größte Sammlung zeitgenössischer deutscher Gemälde gehabt zu haben. Die Stadt war ebenfalls ein Zentrum des amerikanischen Katholizismus und 1860 berichtete das Münchner Sonntagsblatt, Cincinnati könne man als das „amerikanische Rom" bezeichnen. Die Stadt rühmte sich acht deutscher Kirchen, alle wohl besucht.[41]

Über dem Ohio Fluss, gegenüber von Cincinnati, liegt die Stadt Covington, Kentucky. Frater Odilo von der Gruen O.S.B. war 1862 als Pfarrer zu der Saint Joseph Kirche von der Saint Vincent's Abbey in Latrobe, Pennsylvania, gesandt worden. Fr. Odilo erkannte sofort, dass den jungen Gemeinden mit ihren neuen Kirchen alle Arten von kirchlichen Paraphernalien fehlten, um liturgische Feiern geziehmend ausführen zu können, ebenso wie ganz allgemein religiöse Kunst zu deren Ausschmückung. Zwar war es möglich, durch Firmen wie Benzinger diese Bedürfnisse zu decken, aber der Pfarrer beschloß dennoch, die Benediktiner „Covington Altar Stock Building Company" zu gründen, um diesem Mangel abzuhelfen. Da Abt Bonifaz selbst der Ansicht war, es sei Pflicht der Klöster, die Kunst, insbesondere religiöse Kunst, zu fördern und zu verbreiten, wird es für Fr. Odilo nicht schwierig gewesen sein, die Zustimmung seines Oberen für dieses Unternehmen zu gewinnen.[42] Er bat, man möge ihm zur Unterstützung dieser Aufgabe Br. Cosmas Wolf, einen Laienbruder, senden. Letzterer hatte von 1857 bis 1862 bei dem tiroler Bildhauer Johann Petz (1818–1880) studiert, der wiederum seine Ausbildung bei Professor Konrad Eberhard (1768–1859) an der Königlichen Kunstakademie erhalten hatte.[43] Das Unternehmen wurde unter der Leitung von Br. Cosmas, der sowohl für die künstlerische wie auch die geschäftliche Seite die Hauptverantwortung trug, sehr erfolgreich: „Altars, statues, baptismal fonts, confessionals, pulpits, chalices, stained-glass windows, paintings and frescoes" wur-

41) John Wilson, „Brennpunkt Deutschland: Künstler aus Cincinnati in Düsseldorf und München," in: Bott; siehe p.136 bzgl. der Dokumente in Englisch und Deutsch herausgegeben. Anthony F. Janson, *Worthington Whittredge* (Cambridge: Cambridge University Press, 1989), pp. 1–18. William H. Gerdts, *Art Across America: Regional Painting in America, 1710–1920* (New York: Abbeville Press, 1990), Vol. 2. Für deutsche Bilder siehe *Kunstchronik* (Leipzig), Vol. II, No. 18 (26. Juli 1867), p. 152. Becker, pp. 944ff. *Münchener Sonntagsblatt*, No. 15, 8. Apr. 1860, p. 120.

42) Saul Zalesch, „The Religious Art of the Benziger Brothers," *American Art*, Vol. 13, No. 2 (Sommer 1999), pp. 58–79. Curran 2003, pp. 88, 92.

43) Nathan M. Cochran, O.S.B., *Ora et Labora: The Saint Vincent Lay-Brothers, 1846–1946*, Ausst. Kat. (Latrobe, Pennsylvania: King Ludwig Gallery, Saint Vincent College, 1988), p. 10. Für Eberhard, siehe Max Fürst, *Festgabe des Vereins für christliche Kunst in München, zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum* (München: J.J. Lentner'sche Hofbuchhandlung, 1910), pp. 23, 24. Thomas Zacharias, ed., *Tradition und Widerspruch, 175 Jahre Kunstakademie München* (München: Prestel, 1985), pp. 250–53. *Allgemeines Künstlerlexikon*, Vol. XXXI, p. 544. Für Petz, siehe Fürst, p. 67. *Münchener Sonntagsblatt*, No. 33, 16. Aug. 1863, pp. 315–17.

den dort hergestellt; „in short, they designed and made everything that a fully-equipped parish might need."[44]

Da die Studienzeiten von Cosmas und Lamprecht in München sich für einige Jahre kreuzten, könnte es wohl sein, dass sich die beiden kannten. Jedenfalls, durch ihre gemeinsame Vergangenheit und die Tatsache, dass beide sich in Kreisen bewegt hatten, die sich mit religiöser Kunst beschäftigten, war der Kontakt schnell hergestellt und mündete in einer fruchtbaren Zusammenarbeit, die Mitte 1867 mit Lamprechts Ankunft in Cincinnati begann und bis zu seinem Umzug 1871 nach New York bestand. Ein weiterer deutscher Künstlerkollege war Johann Schmitt. Er landete 1848 in den Vereinigten Staaten und arbeitete mit der Altar Stock Building Company seit ihrer Gründung zusammen.[45] Frank Duveneck, der mit seinen Eltern in Covington lebte, war ein Lehrling zu dieser Zeit. Er muss im Alter von ungefähr fünfzehn Jahren bei der Firma angefangen haben und wurde unterrichtet im „Schnitzen, Modelieren von Skulpturen, Entwerfen von Friesen, Vergolden, Verbleien von Glasfenstern und in Wandmalerei". Da sich herausstellte, dass seine Begabung die Malerei war, arbeitete er meist mit dem Maler Johann Schmitt zusammen. Als Lamprecht 1867 angekommen war, nahm er ihn unter seine Fittiche und setzte ihn bald als Assistenten ein. Duvenecks Tante, Josephine Duveneck, berichtet in ihrem Buch über den Künstler, dass Lamprecht ihn jeden Morgen vor dem Frühstück zwei oder drei Augen zeichnen liess, bis er genügend Übung darin hatte, um die Aufgabe „with skill and dispatch" auszuführen. Es scheint, dass bereits seit einiger Zeit Cosmas Wolf empfohlen hatte, Duveneck solle in Mün-

---

44) Cochran 1988, pp. 10, 11. Saint Vincent, Latrobe, Penn., Manuskript von Nathan M. Cochran, O.S.B. und Annemarie Springer, „German American Art at a Pennsylvania Benedictine Archabbey: St. Vincent, Latrobe," pp. 6–8. Annemarie Springer, *Nineteenth Century German-American Church Artists* (Bloomington, Ind., Juni 2001), Kap. 2, http://www.ulib.iupiu.edu/kade/springer/index.html (Stand: 21. Feb. 2008). Notiz im *Münchener Sonntagsblatt* No 47, 23. Nov. 1862, p. 372: Die Firma machte bekannt, dass sie Altäre, Tabernakel und Kanzeln in verschiedenen Stilen anfertigte und bot zur Auswahl die schönsten in München entworfenen Altarpläne.

45) Springer, Kap. 2. Diomede Pohlkamp, O.F.M., „A Franciscan Artist of Kentucky: Johann Schmitt, 1825–1898," *Franciscan Studies* (Franciscan Institute, St. Bonaventure, New York), Vol. 7 (1947), pp. 166–70. Man sagt, Schmitt sei in Heinstadt, Baden, geboren. Nach *Müllers großes deutsche Ortsbuch* (Wuppertal–Ronsdorf, 1999), konnte Heinstadt nicht gefunden werden. Könnte es „Heinstetten über Messkirch" oder „Heinsheim Baden" gewesen sein? Auch gibt es keinen Beweis, dass Schmitt jemals in München war. Es ist möglich, dass sich die Information, „(he) came at an early age in contact with the foremost artists of Munich," und dass „he played a cornet in the Bavarian [*sic*] Regimental Band during the German revolution of 1848," eventuell auf Speyer in der Pfalz, damals zu Bayern gehörig, bezieht. Dort, im Juni 1846, begannen Johann von Schraudolph und seine Assistenten mit der Dekoration des Doms. Ob Schmitt bei der Bayerischen Armee diente, wie Pohlkamp schreibt (p. 147), kann nicht festgestellt werden, da die Friedenstammrollen der Königlich Bayerischen Armee im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden. (Brief von Ernst Aichner, Direktor, Bayerisches Armeemuseum, Ingolstadt, 30. Mar. 2004.)

chen studieren. Lamprecht war derselben Ansicht wie Bruder Cosmas und 1870 findet sich Duveneck an der Akademie in München eingeschrieben. In seinem Gesuch um Aufnahme führt er an, dass er von Lamprecht ausgebildet sei.[46]

Während der vier Jahre, in denen Lamprecht mit der Kompanie in Verbindung stand, beschränkten sich seine Aktivitäten keinesfalls ausschließlich auf Cincinnaty. Im Gegenteil, während dieser Zeit arbeitete er an verschiedenen anderen Orten. Gemäß dem Wahrheits-Freund, eine deutschsprachige, katholische Zeitung, die in Cincinnati erschien, reiste er Anfang Dezember 1867 für den größten Teil des folgenden Jahres durch den „Osten und nach Kanada". Zusätzlich zu der Kirche in Newark – der Auftrag, der ihn nach Amerika gebrachte hatte – hielt er sich in der späteren Erzabtei Saint Vincent in Latrobe auf und vermutlich in Saint Mary's in Elk County, beide in Pennsylvania.[47] Da war sein erster Besuch im Dezember in Saint-Romuald d'Etchemin.[48]

Auch wenn er zweifellos in Cincinnati und Covington sehr beschäftigt war, Kontakte zu knüpfen, um das ganze benötigte Material zu organisieren, muss er doch das Projekt in Newark im späten Sommer oder frühen Herbst 1867 begonnen haben. Br. Cosmas Wolf hatte schon 1863 angefangen, den Hochalter und die beiden Seitenaltäre zu errichten, was bedeutete, dass die Innendekoration bereits fortgeschritten war. 1866 arbeitete Br. Cosmas wieder dort zusammen mit dem jungen Duveneck und Johann Schmitt, der für die Altargemälde zuständig war.[49] Lamprechts Aufgabe bestand darin, die Wände der Saint Mary Kirche im Obergadenbereich mit Szenen aus dem Leben Mariens zu schmücken. Zwischen diesen Szenen und direkt unter den Fenstern, welche die einzelnen Wandmalereien trennen, würden jeweils paarweise die zwölf Apostel und ausgewählte Heilige dargestellt sein. Der Höhepunkt des Programms, die Krönung Mariens, sollte den Triumpfbogen zieren. Es dauerte nicht lange, bis Abt Bonifaz dem Ludwig-Missionsverein in München von der Fertigstellung der Wandmalereien berichten konnte. In einem Brief vom 25. Februar 1868 schrieb er, dass die Benediktinerkirche in Newark von dem Maler Lamprecht aus München mit Fresken dekoriert worden war. Der Ludwig-Missionsverein publizierte diese Nachricht in seinen Annalen von 1868.[50]

---

46) Robert Neuhaus, *Unsuspected Genius, The Art and Life of Frank Duveneck* (San Francisco: Bedford Press, 1987), p. 14. Josephine W. Duveneck, *Frank Duveneck, Painter–Teacher* (San Francisco: John Howell Books, 1970), pp. 28ff. Cincinnati Museum Center, Cincinnati Historical Society, Duveneck letters. Bott, p. 24.

47) *Wahrheits-Freund*, 9. Dez. 1868, p. 141. Springer, Kap. 7, p. 1. Cochran–Springer Manuskript, pp. 7ff. Saint Mary's, Elk County, Penn., wo Lamprecht 1876 ein Bild für den Hochaltar malte.

48) Siehe Anm. 4.

49) McPadden 1992, p. 11. Springer, Kap. 7, p. 1. Duveneck, pp. 30 ff.

50) München, Missio Archiv, Pittsburg I / Pennsylvania, fasc. 1, Benediktiner von St. Vincens, Bonifaz Wimmer 1846–86, P.I 1/84. *Annalen der Verbreitung des Glaubens* (München), Vol. 36 (1868), p. 282.

Nicht bekannt ist, ob Curé Sax von Saint-Romuald d'Etchemin während seiner Reise in die Vereinigten Staaten Arbeiten von Lamprecht sah, oder ob er ihn einfach auf die Empfehlung der Benediktiner hin in seine Pfarrei einlud. Aber als Lamprecht den Curé im Dezember 1867 besuchte, um die Dekoration zu besprechen, entschieden sich die beiden für ein ziemlich aufwendiges, ikonographisches Programm. Das „Livre de comptes de la Fabrique de Saint Romuald" bezeugt, dass Lamprecht nicht alleine reiste, da der Eintrag auf „Plan et Voyage des artistes" lautet, dagegen ist im „Casuel de la Fabrique" nur Lamprecht erwähnt. In beiden Dokumenten ist die Summe gleich.[51] Vielleicht ist der Hinweis auf „artistes" ein Fehler, oder Lamprecht reiste in Begleitung seines Assistenten Duveneck.

Lamprechts künstlerische Mitarbeiter in Saint-Romuald

Ob Lamprecht allein oder in Begleitung bei seinem ersten Besuch nach Québec kam, sei dahingestellt, klar ist, dass er für die Durchführung des Projekts Mitarbeiter benötigte. Ein Team von vier Künstlern war vorgesehen. Wenceslaus Thien, der auf Ornamentmalerei spezialisiert war, traf zuerst ein. Die Ausgabe des Wahrheits-Freunds vom 13. Mai 1868 informiert, dass Thien nach Kanada aufgebrochen sei, wo er die Kirche von Saint-Romuald in New-Liverpool, eine Anspielung auf den ältesten Teil der kleinen Gemeinde und der Anlegeplatz für Schiffe, ausschmücken würde.[52] Am 23. Juni hatte Thien sein erstes Entgeld von der Kirchengemeinde erhalten, dem drei weitere im Juli, August und Oktober folgten.[53]

Als Lamprecht im Juni 1868 nochmals in Newark, New Jersey, war, lud er Duveneck ein, ihn bei seiner Reise in den Norden zu begleiten.[54] Sie erreichten Saint-Romuald Ende Juli oder Anfang August und der Eintrag im Casuel vom 14. September belegt Lamprechts erste Bezahlung.[55]

Der vierte in der Literatur erwähnte Künstler im Zusammenhang der Wanddekoration in Saint-Romuald ist ein gewisser „Lang", von dem wenig bekannt ist.[56] Dieser Mangel an Information führte zu der Spekulation, es kön-

---

51) Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin, Livre de comptes et délibérations, Jan. 1867–Jan. 1868; Casuel de la fabrique, 1839, dépenses 1867, Eintrag für 26. Dez.: „Payé pour plan et voyage de W. Lamprecht, pour orner l'église ($) 45,00."

52) *Wahrheits-Freund*, 13. Mai 1868, p. 478. Danielle Turcotte et al., *Noms et Lieux du Québec: Dictionnaire Illustré* (Québec: Publications du Québec, 2006). Demers 1906, pp. 225, 379. David Gagné, „Histoire de l'Église de Saint-Romuald," unveröffentlichtes Manuskript, Lévis, Apr. 2004 (aktualisiert Nov. 2006), pp. 5–7.

53) Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin, Casuel de la fabrique, 1839, dépenses 1868, Einträge für 23. Juni, 4. Juli, 1. Aug., 17. Okt.

54) *Wahrheits-Freund*, 3. Juni 1868, p. 515.

55) Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin, Casuel de la fabrique, 1839, dépenses 1868, Eintrag für 14. Sept.

56) Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin, Livre de comptes et délibérations, Jan. 1868–Jan. 1869, Casuel de la fabrique, 1839, dépenses 1868, Eintrag für

ne „Louis Lang“ (1814–1893) gewesen sein. Er ist der einzige bekanntere deutsche Künstler namens Lang, der in Lexika erwähnt wird und dessen Lebensdaten eine Anwesenheit in Saint-Romuald ermöglichten. Aber es gibt keinen Beleg, dass Louis Lang jemals Wandmalereien ausführte. Man fragt sich auch, warum ein älterer, in New York wohl etablierter Künstler unter der Leitung eines kaum angekommenen „Grünschnabels“ arbeiten sollte?[57]

Wenn man sich jedoch allein auf die optische Erscheinung der Signatur verlässt, ist dieser Irrtum nachvollziehbar. Der Künstler Lang signierte sein Werk im Gewölbe der Kirche zweimal als J. Lang. Die Initiale „J“ ist so schwungvoll geschrieben, dass man sie leicht als ein schlecht ausgeformtes „L“ interpretieren kann, oder dass ein Teil über die Zeit abgeschwächt ist oder verloren ging. Aber der Buchstabe ist tatsächlich ein „J“ und steht für Josef. Der am 8. Oktober 1840 in Velburg/Oberpfalz geborene Josef Lang, war der Sohn eines Veterinärs. Am 24. Oktober 1859 schrieb er sich an der Kunstakademie in München ein.[58] Sein Name erscheint in der Matrikel direkt hinter Lamprecht (Nummern 1593 und 1594). Wie Lamprecht bewarb er sich 1861 erfolglos für ein Stipendium. 1863 erhielt Lang jedoch ein Stipendium für die technische Malklasse.[59] Vier Jahre später sehen wir die beiden zusammen in die Vereinigten Staaten reisen.[60] Mit grosser Wahrscheinlichkeit ging Lang mit Lamprecht nach Cincinnati, denn ihre Namen sind im November 1867 im Wahrheits-Freund erwähnt. Von München kommend, dem „Athen Süddeutschlands“, werden sie dort mit Freuden begrüßt.[61]

In dieser Zeitung wird Josef Langs Familienname stets „Lange“ geschrieben. Es ist nicht klar, ob dies ein Fehler oder eine absichtliche Entscheidung des Herausgebers war, um Verwechslungen mit einem anderen deutschen Maler zu vermeiden, der ebenfalls zu dieser Zeit in Cincinnati tätig war und dessen Name Georg(e) Lang lautete. Im Verlauf der Zeit verblaßte die Existenz Josef Langs, eine Verschmelzung der Identitäten von Georg und Josef fand in der Literatur statt. Aber im Wahrheits-Freund vom Oktober 1868 wird erwähnt, dass Georg Lang ein Schüler von Cornelius war. Peter von Cornelius

---

16. Okt. John Russell Harper, *Early Painters and Engravers in Canada* (Toronto: University of Toronto Press, 1970), p. 188.

57) Peter Hastings Falk, ed., *Who Was Who in American Art 1564–1975: 400 Years of Artists in America* (Madison, Conn.: Sound View Press, 1999), Vol. II.

58) München, Stadtarchiv, Meldebogen Josef Lang. München, Akademie der bildenden Künste, 01594 Wilhelm Lamprecht, Matrikelbuch 1841–1884, http://matrikel.adbk.de/05ordner/mb_1841–1884/jahr_1859/matrikel-01594 (Stand: 30. Juni 2008). Abweichend vom Stadtarchiv gibt diese Quelle an, Lang sei in Beilngries geboren. Die Städtchen Velburg und Beilngries liegen beide in der Oberpfalz. Vermutlich zog Langs Vater nach dessen Geburt vom einen Ort zum anderen. (In den meisten Dokumenten ist sein Name „Josef“ geschrieben „, aber gelegentlich findet man auch „Joseph.“)

59) München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, MK 14172, Stipendien Verteilung 1853–1870, München, 25. Nov. 1861; MK 14172, 1863.

60) Siehe Anm. 3.

61) *Wahrheits-Freund*, 20. Nov. 1867, p. 175.

war 1824–1841 Rektor der Akademie in München und im Matrikelbuch dieser Institution findet sich ein Georg Lang, der sich am 15. Mai 1827 einschrieb. Er studierte Historienmalerei. Eine Zeichnung in der Staatlichen Graphischen Sammlung in München im nazarenischen Stil und signiert G. Lang könnte wohl von dieser Hand sein.[62] Weiters bezeugt ein Eintrag im Münchner Stadtarchiv, dass er 1811 geboren wurde, dass er katholisch und als Künstler in den Vereinigten Staaten aktiv ist.[63] Ein paar Hinweise geben an, er habe für kurze Zeit mit Wilhelm Lamprecht gearbeitet. Dies kann jedoch nicht nachgewiesen werden.[64] Die Versuchung besteht, dieselbe Frage zu stellen wie für Louis Lang, nämlich, warum ein etablierter älterer Künstler mit einem um 27 Jahre jüngeren Neuling zusammen arbeiten sollte? Aus den wenig verfügbaren Quellen zu schließen, gewinnt man den Eindruck, dass Georg Lang nicht für die Covington Altar Stock Building Company arbeitete. Er war auch kein Mitglied des „Christlichen Kunstvereins", einer Assoziation in Cincinnati, bei deren Gründung Lamprecht maßgebend mitwirkte. Es scheint, Georg Lang arbeitete eher mit den *Benzinger Brothers* zusammen, die eine Niederlassung in Cincinnati hatten.[65] Höchstwahrscheinlich beziehen sich die Referenzen im Wahrheits-Freund zu dem Namen Lang auf Josef Lang, der tatsächlich mit Lamprecht und der Altar Stock Building Company verbunden war.[66]

Die seit ihrer Studienzeit bestehende Partnerschaft zwischen Lamprecht und Lang scheint, nachdem die Arbeit in Saint-Romuald beendet war, abrupt zu einem Ende gekommen zu sein. Was geschah? Keine eindeutige Erklärung konnte in einer Reihe von Quellen gefunden werden, einschließlich der Memoiren von Auguste, Lamprechts Frau. Das Manuskript erstreckt sich von ihrem Geburtsjahr 1848 bis zum Jahr 1875. Immer wieder erwähnt es, über die Seiten verteilt, Namen verschiedener Freunde und Assoziierten in München und den Vereinigten Staaten, aber nirgends findet sich auch nur die leiseste Andeutung auf Josef Lang. Auch befand sich Lang nicht unter den Hochzeitsgästen als Lamprecht im März 1870 in Cincinnati heiratete. Der Bildhauer Mr.

---

62) *Wahrheits-Freund*, 28. Okt. 1868, p. 93. München, Akademie der bildenden Künste, 01275 Georg Lang, Matrikelbuch 1809–1841, http://matrikel.adbk.de/05ordner/mb_1809–1841/jahr_1827/matrikel-01275 (Stand: 30. Juni 2008). München, Graphische Sammlung, Inv. No. K–L–A 147. Eine Seite des *König-Ludwig-Album* ist mit „G. Lang" signiert. (Bleistiftzeichnung, 37.4 x 53.3 cm). Mein Dank für diese Information gilt Andreas Strobl, Konservator, Staatliche Graphische Sammlung, München. (Brief vom 18. Sept. 2006.)

63) München, Stadtarchiv, Meldebogen Johann Lang (G. Langs Vater, geb. 1782), als dessen Stand „Cabinetts-Cassa-Diener" angegeben ist.

64) Donald Ralph MacKenzie, *Painters in Ohio, 1788–1860, with a Biographical Index*, Ph.D.Thesis, Ohio State University, Columbus, 1960. Peter C. Merrill, *German Immigrant Artists in America, a Biographical Dictionary* (Lanham, Md. and London, 1997). Falk, Vol. II. Gerdts 1990, p. 185.

65) *Wahrheits-Freund*, 28. Okt.1868, p. 93. Georg Langs Name ist nie in dieser Publikation im Zusammenhang mit den Aktivitäten des Christlichen Kunstvereins erwähnt.

66) The *Wahrheits-Freund* erwähnt Lange ausdrücklich in den Artikeln vom 16. Sept. 1868, p. 45 (als „Jos. Lange"), und 23. Sept. 1868, p. 53 (als „J. Lange").

Allard war anwesend wie auch der Maler Thien, der dem jungen Paar eine „Shakespeare Uhr" schenkte"[67]. Im Wahrheits-Freund, wo Langs Name mehrmals in Verbindung mit den Aktivitäten des Christlichen Kunstvereins und Lamprechts erscheint, fehlt jeglicher Hinweis auf ihn nach dem September 1868. Zu dieser Zeit arbeiteten die beiden noch in Kanada zusammen. Die Bücher von Saint-Romuald weisen auf, dass im Oktober 1868 die Summe von $964.25 an Lang ausbezahlt wurde, wobei aber ausdrücklich erwähnt wird, dass das Geld für Lamprecht sei. Gemäß einiger Quellen in Deutschland scheint Josef Lang sich nach New York begeben zu haben, wo er 1875 heiratete. 1876 war er zurück in München; von 1879 bis 1881 findet man seinen Namen im Stuttgarter Adressbuch; Ende 1881 war die Familie wieder in München, wo sie ständig den Wohnsitz wechselte. Lang starb am 2. Mai 1914 in München.[68]

Was die Rangordnung innerhalb der Gruppe von Künstlern betrifft, so ist klar, dass Lamprecht die Leitung hatte. Mit ihm hatte der Curé Sax den Vertrag geschlossen und er trug für das ganze Projekt die Verantwortung. Thien, den Lamprecht für die ornamentale Dekoration mitbrachte, war relativ unabhängig und wurde separat vom Curé entlohnt.[69] Lang hingegen scheint für den Zyklus der Bilder in Grisaille im Hauptgewölbe des Schiffes und für das große Wandgemälde in der Kalotte der Apsis einen Vertrag mit Lamprecht gehabt zu haben. Seine Bezahlung war in dessen Summe eingeschlossen, die Lamprecht für die Arbeit erhielt, ebenso wie Duveneck, der als Lehrling begann und zum Assistenten beider, Lamprecht und Lang, aufstieg.

Es scheint, dass Frank Duveneck in Saint-Romuald bei dem großen Wandgemälde umfangreichere Aufgaben anvertraut wurden. Durch seine Tante erfahren wir von einem Unfall, bei dem der junge Mann, hoch auf dem Gerüst nahe der Decke die Balance verlor und auf die Altarstufen fiel. Von diesem Bericht aus ist zu schliessen, dass er in der Kalotte über dem Hochaltar malte, um Lang bei der Apotheose des hl. Romuald zu helfen. Das Werk ist jedoch in leuchtend roter Farbe mit J. Lang 1868 signiert. Manche Teile der Komposition scheinen mehr stereotyp (z.B. die kleinen Engel, die die Inschrift halten und die Mutter Gottes), aber bevor das Werk nicht restauriert ist und ohne Kenntnis irgendeiner vergleichbaren Malerei von Lang, außer den Grisaillen im Gewölbe der gleichen Kirche **(Abb. 1)**, ist es unmöglich, eine Scheidung der Hände zu machen. Dennoch, dieses Projekt muss Duveneck als entscheidenden

---

67) A. Lamprecht, *Erinnerungen*, pp. 17r, 18v. Von der Tatsache ausgehend, dass Langs Name in Auguste Lamprechts *Erinnerungen* nie erwähnt wird, ist anzunehmen, dass es ein ernsthaftes Zerwürfnis in der Beziehung beider Künstler gegeben haben muss.

68) *Wahrheits-Freund*, 16. Sept. 1868, p. 45; 23. Sept. 1868, p. 53. Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin, Casuel de la fabrique, 1839, dépenses 1868, Eintrag für 16. Okt. München, Stadtarchiv, Meldebogen Joseph Lang.

69) Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin, Livre de comptes et délibérations Jan. 1868–Jan. 1869; Casuel de la fabrique, 1839, dépenses 1868 (siehe Anm. 53); Comptes et délibérations 1854, Eintrag für 23. Feb. 1868.

Schritt in seiner künstlerischen Entwicklung empfunden haben, denn etwa vierzig Jahre später kehrte er nach Saint-Romuald d'Etchemin als angesehener Künstler zurück. Er war zweifellos neugierig zu sehen, was er als junger Mann und vor seinen Studien in München gemalt hatte. Zieht man die langen Jahre in Europa und den völlig verschiedenen Weg, den er in seiner Ausbildung inzwischen eingeschlagen hatte in Betracht, ist es nicht verwunderlich, dass er von diesem Kunstwerk, das in seiner Erinnerung einen wichtigen Stellenwert einnahm, weniger beeindruckt war, als er angenommen hatte.[70]

Fehlende Pläne

Bevor die vier Künstler ihre Arbeit begannen, hatte Lamprecht ohne Zweifel genau mit dem Curé besprochen, welches ikonographische Programm ausgeführt würde. Wie man heute noch sehen kann, beinhaltet das Programm, beginnend im Chor: die Erlösung durch Christi Tod am Kreuz auf dem Retabel des Hochaltars; die Geburt Christi **(Abb. 2)** auf der Evangelien-Seite über den Dorsalen des Chorgestühls; als Gegenstück die Auferstehung **(Abb. 3)** auf der Epistelseite.

Die Wände im Seitenschiff auf der Evangelienseite sind der Jungfrau Maria gewidmet und die Wände im Seitenschiff auf der Epistelseite dem hl. Joseph. Die Wandmalereien im Gewölbe beinhalten acht Szenen aus dem Leben des Kirchenpatrons, des hl. Romuald, während in der Kalotte über dem Hochalter die Apotheose des hl. Romuald **(Abb. 4)** dargestellt ist. Die Zwickel über den Säulen im Chor und im Hauptschiff zeigen sechzehn Medaillonbüsten. Sie repräsentieren die Apostel, die Evangelisten und Kirchenväter der östlichen und westlichen Kirchen. In den Gewölben der Seitenschiffe sind marianische Symbole aus der Lauretanischen Litanei zu sehen.

Obwohl Pfarreiregister eindeutig belegen, dass Pläne erbracht wurden, konnten sie bis heute nicht ausfindig gemacht werden. Eine ungefähre Idee, wie sie ausgesehen haben mögen, kann man aus dem Porträt ableiten, das Lamprecht von Pierre-Télésphore Sax malte. Auf einem Tisch, vom Plan der Kirche größtenteils verdeckt, sind zwei kolorierte Blätter, die der Maler vermutlich dem Curé zeigte. Da sie übereinander liegen ist anzunehmen, dass diese beiden Vorlagen für Entwürfe nur andeuten, dass es für jede vorgesehene Szene einen genauen Plan gab. Auf dem oberen Entwurf erkennt man deutlich die Rundbogenform der Wandbilder in der Kirche.

Ohne verhandene Dokumentation sind die verschiedenen Stadien des Projekts, von der ersten Skizze bis zum letzten Pinselstrich, nicht genau nachzuvollziehen. Nur das vollendete Werk spricht zu uns. Nichtsdestoweniger, lassen sich einige Hinweise auf Lamprechts Arbeitsweise in anderen Quellen finden. Eine Beschreibung der Jesuiten-Kirche Saint Francis Xavier in New York bezeugt, dass „The frescoes were sketched and painted on the walls them-

70) Duveneck, pp. 29, 30.

selves by Mr. William Lamprecht." In der Holy Name Kathedrale in Chicago ging er anders vor. Dort war er vorwiegend als Vorzeichner tätig, während ein Künstlerkollege die Farben auftrug.[71] Man gewinnt daher den Eindruck, dass Lamprecht, hatte er die Möglichkeit einen Assistenten zu beschäftigen, es vorzog, sich auf das Design zu konzentrieren.

Der Mangel an Plänen ist ein ernsthaftes Dilemma für den Forscher. Es fehlen nicht nur die Pläne für Saint-Romuald, bis jetzt konnte kein einziger Plan, keine Skizze, vorbereitende Zeichnung oder Karton von Lamprechts gesamtem Werk in Amerika gefunden werden.[72] Die im Porträt des Curé Sax teilweise sichtbaren Beispiele lassen jedoch vermuten, dass sie ziemlich genau waren und man schließt von den ausgeführten Wandmalereien, dass sie zu einem guten Teil auf den Arbeiten seines Lehrers Johannes von Schraudolph beruhten. Dem jungen Maler war das Werk Schraudolphs sehr vertraut, sowohl von der Zeit an der Akademie in München als auch durch Reproduktionen, da ein guter Teil der Arbeiten im Druck bereits verbreitet war. Lamprecht nützte diese Quelle ausgiebig, was die Frage aufwirft, ob er nicht eine Art Musterbuch mit sich führte, das Drucke verschiedener Künstler enthielt, die er seinen Kunden als Diskussionsgrundlage vorlegen konnte.[73]

Quellen der Wandmalereien

Es gibt drei Wandmalereien, in denen die Komposition (nicht die Farben, die immer Lamprechts Wahl waren) fast identisch ist mit dem Werk seines Lehrers. Er setzte sie zuerst ein in Saint Mary's, Newark, und in der Folge in Saint-Romuald. Es handelt sich um die Verkündigung, die Vermählung Mariens mit Joseph und die Geburt Christi. Auf den ersten Blick scheinen die beiden Verkündigungen genaue Kopien der Darstellung in der Kathedrale zu Speyer zu sein. Bei genauerer Untersuchung zeigt sich jedoch, dass die Kompositionen eine Kombination zweier Entwürfe seines Lehrers sind – Speyer

71) *A Memorial, St. Francis Xavier's Church Comprising a Short Biographical Sketch of the Jesuit Mission in New York and a Description of the New Church* (New York: College of St. Francis Xavier, 1882), p. 42. Henry Spalding, S.J., „Wilhelm Lamprecht, Artist," *Illinois Catholic Historical Review*, Vol. X, No. 1 (July 1927), p. 58.

72) Einige Bilder und Zeichnungen befinden sich im Besitz von Lamprechts Nachkommen. Es ist jedoch schwer, diese einer bestimmten Zeit oder einem Entstehungsort zuzuschreiben.

73) Schönenberg, pp. 97ff., Chap. 2.3.3, Appendix: „Bilddrucke und Schriften zu den Fresken im Dom zu Speyer." Andere Künstler setzten auch Drucke bei ihren Plänen ein, wie das noch erhaltene Beispiel von Franz Wilhelm Driesler (1854–1910) zeigt. In einem Entwurf für einen Altar hatte er statt einer Zeichnung einen Druck eingeklebt.
Gertrud P. Fels, *Historismus im Kirchenraum: das Atelier des Franz Wilhelm Driesler*, Schriftenreihe Kirche, Kunst und Kultur in Franken, Vol. 6 (Würzburg: Echter, 1996), pp. 93, 94.

und eine frühere Zeichnung von 1845 (heute in Dresden) .[74] Die Verkündigung in Speyer findet im italianisierten, palastähnlichen Innenraum statt, der durch eine weite, bogenförmige Öffnung die Sicht auf eine an einem Hügel liegende, sonnenbeschienene Stadt Nazareth bietet. Die architektonische Gestaltung vermittelt den Eindruck von Ruhe und Weiträumigkeit.

Lamprecht verändert Schraudolphs Innenraum verschiedentlich. Statt der neutralen Steinmauer ohne abschließenden Plafond in Speyer geht der Blick in ein Zimmer mit flacher Holzdecke. Eine Öffnung, geteilt durch eine Säule, erstreckt sich fast über die ganze Breite des Bildes. Durch sie erkennt man flüchtig eine nicht genauer definierte Landschaft. Das stereotype Säulenmotiv verweist auf die Zeichnung in Dresden. Aber Lamprecht verschleiert die architektonische Situation durch die Schaffung eines ecklosen Innenraumes. Zusätzlich blockiert er den Durchblick auf der Seite, in der Maria vor einem Lesepult kniet, mittels Wandteppich.

Die Vermischung zweier Vorlagen wird fortgeführt. Während der Engel in seinem gebauschten Gewand, im Verkündigungsgestus und in seiner Position zu Maria auf der Darstellung in Speyer beruht, stammt der Botenstab hier ebenfalls von der Zeichnung in Dresden. Die weiße Lilie vor dem Lesepult, Attribut für Mariens Reinheit, findet sich sowohl im Wandbild als auch in der Zeichnung. Die Lilie in Speyer scheint jedoch später hinzugefügt worden zu sein, da sie in den Entwürfen für die Kathedrale fehlt (eine Zeichnung und ein Ölgemälde).[75] Die Stellung Mariens ist in Newark und Saint-Romuald gleich und kommt von der Dresdner Zeichnung. Sie kniet, im Gebet versunken, vor ihrem Lesepult. In der Komposition in Speyer jedoch sitzt Maria neben dem Pult, die Arme geöffnet, was auf eine animiertere Reaktion auf die Botschaft des Engels schliessen läßt.

Lamprechts Vermählung Mariens mit Joseph ist so gut wie identisch mit der Komposition Schraudolphs in Speyer.[76] Der sichtbarste Unterschied bezieht sich auf Marias Kopfbedeckung. Während in Speyer ein weißes Tuch wie ein Band um ihren Kopf geschlungen und rückwärtig gebunden ist, das lose Ende leicht über die rechte Schulter gelegt, fällt es in Newark und Saint-Romuald den Rücken hinunter und vermittelt mehr den Eindruck eines Schleiers. Nur in der Québec Version bedeckt der Schleier den Hinterkopf. In beiden Wiedergaben Lamprechts ist der Raum auf der rechten Seite minimal beschnitten, weshalb der beschattete Kopf fehlt, den man hinter der rechts außen stehenden Person in Speyer sieht. Die Segnung von Maria und Joseph durch den

---

74) Dresden, Staatliche Kunstsammlung, Kupferstichkabinett, Inv. No. C 1963–1252. Bildnachweis für die Verkündigung in Speyer: Schönenberg, fig. 54; fig. 111a and b; fig. 112, cat. no. A 5. Zink, *Ludwig I…*, p. 88, cat. no. 261; p. 90, fig. 47; p. 92, cat. no. 288; p. 214, pl. 6b. Bildnachweis für die Version in Dresden: Schönenberg, fig. 116, cat. no. A 14.

75) Klaus Haarlammert, *Der Maler Schraudolph im Dom zu Speyer* (Annweiler: Plöger, 2003), p. 53. Diese Publikation zeigt die Verkündigung mit der Lilie.

76) Bildnachweis für die Vermählung: Schönenberg, fig. 107a, cat. no. A 92; fig. 107b, cat. no. A 93. Zink, *Ludwig I…*, cat. no. 326; cat. no. 327, pl. 6a.

Priester findet in einem architektonisch unspezifischen Raum statt, der an eine gewölbte Loggia mit toskanischen Säulen erinnert. Bei der Komposition in Newark ist zusätzlich hinter dem Priester, zwischen den beiden Säulenpaaren und in Kapitellhöhe, wieder ein Wandteppich gespannt.

Die Geburt Christi basiert ebenfalls überwiegend auf Schraudolphs Vorlage. Sie findet in einem verfallenden Gebäude aus Quadersteinen statt. Abgesehen von einer leichten Verengung des Raumes, eine Maßnahme, die vermutlich durch die vorgegebenen Maße des Bildes in Saint-Romuald bedingt ist, vermeidet Lamprecht auch hier eine klare architektonische Kulisse. Während in Speyer die drei ganzfigurigen, jubelnden und anbetenden Engel einfach in der Luft schweben, füllt Lamprecht den ganzen oberen Teil des Bildes mit Wolken, in denen drei fast bewegungslose Engel mit gebauschten Gewändern schweben. In Speyer liegt das unbekleidete Christkind, das seine winzigen Ärmchen seiner Mutter entgegenstreckt, auf Stroh, über das ein weißes Tuch gebreitet ist, fast auf dem Boden. In Newark und Saint-Romuald liegt der kleine Jesus auf einer merkbar erhöhten Krippe. Das in der Originalkomposition offene, lang fließende Haar Mariens ist nun von einem Tuch bedeckt, während die Geste Josephs an ein verlorenes, aber durch eine Lithographie bekanntes Gemälde, die Anbetung der Hirten, an Schraudolph erinnert.[77]

Drei weitere Kompositionen in Québec können nicht einfach mit Schraudolphs Wandgemälden in Speyer in Verbindung gebracht werden, sind aber, von kleinen Änderungen abgesehen, identisch mit dem Zyklus, den Lamprecht für die Kirche Saint Mary in Newark malte. Es handelt sich um den Zwölfjährigen Jesus unter den Schriftgelehrten, die Heilige Familie in Nazareth und die Anbetung der Hll. Drei Könige. Einige Details der Anbetung sind jedoch mit Lamprechts Lehrer in Verbindung zu sehen. So die Stellung des ersten Königs, der knieend sein Geschenk dem neugeborenen König darbringt und die Mariens, die auf einer von ihrem Gewand verhüllten Unterstützung sitzt.[78]

Für die Auferstehung Christi fand Lamprecht eine andere Inspirationsquelle, sie basiert auf einem Druck von H. Kipp, der nach Franz Ittenbachs (1813–1879) Komposition desselben Themas gestochen war. Ittenbachs Christus erscheint mehr von Energie durchdrungen, scheint gerade aus dem Grab herauszuschreiten. Das um den Körper Christi diagonal drappierte Leichentuch wechselt die Seite von der linken Schulter bei Ittenbach zur rechten Schulter bei Lamprecht. Der Engel neben dem Grab sitzt nun und verbeugt sich nicht wie bei Ittenbachs Komposition und die heftig erschrockenen Wachen nehmen leicht divergierende Positionen ein. Bei Ittenbachs Druck steht Christus vor einem lichterfüllten Hintergrund und ist in ein helles Leichentuch gehüllt. Lam-

77) Bildnachweis für die Geburt: Schönenberg, fig. 126; Maria/Jesus: fig. 30a, fig. 30b (Andrea della Robbia); Joseph (seitenverkehrt): fig. 34; erhöhte Krippe: fig. 129 cat. no. A 24. Zink, *Ludwig I…*, cat. no. 253, pl. 7b.

78) Bildnachweis für die Anbetung: Schönenberg, fig. 131 cat. no. B 183; fig. 133a; fig. 135, cat. no. A 25. Zink, *Ludwig I…*, cat. no. 286, pl. 8a.

precht wählte für seinen auferstandenen Christus dagegen ein rotes Tuch und eine nächtliche Landschaft, nur Oberkörper und Kopf sind durch Licht hervorgehoben. Andere Änderungen sind subtiler. Während Ittenbach mehr Gewicht auf den triumpfalen Augenblick der Auferstehung legt, ist die Stimmung in Lamprechts Bild ruhig und kontemplativ.[79]

Für die restlichen fünf Wandgemälde und das Ölgemälde auf dem Retabel des Hochaltars, die Erlösung durch Christi Tod am Kreuz, konnten noch keine Quellen gefunden werden. Das Gleiche gilt für Josef Langs Grisaillen im Gewölbe des Hauptschiffes. Das grosse Wandbild in der Apsiskalotte könnte Langs eigene Komposition sein, obwohl einige Elemente ebenfalls auf Johann von Schraudolphs Werk zurückgeführt werden können.

Der hl. Johannes Bapt. z. B. stammt von Schraudolphs Votivbild in Speyer. Dort präsentiert der Heilige den Künstler, dessen Namenspatron er ist, Maria. Das Vorbild Mariens in Saint-Romuald basiert ebenfalls eindeutig auf Schraudolphs Marienkrönung in Speyer.[80]

Lamprechts Stil

Lamprechts Oeuvre zeigt, dass er zu den Mitläufern gehörte, aus der sich später die „Münchner Schule" entwickeln sollte. Zu Beginn war ihre Stärke die Wandmalerei und sie war von den beiden Künstlern Peter von Cornelius und Heinrich von Hess dominiert. Ihre Stile standen in starkem Kontrast. Beide, Cornelius und Hess, hatten Verbindung und waren beeinflusst von den Nazarenern in Rom. Cornelius jedoch entwickelte einen mehr klassischen Stil mit Figuren, die oft an die Energie und Intensität Michelangelos erinnern, während Hess sich in einer ruhigeren, weicheren Weise ausdrückte. Schraudolph, Traditionalist unter den Professoren, hatte den Ruf eines strengen Meisters, der laut seines Biographen Hyazinth Holland nicht die Innovationsfreudigkeit seiner Studenten förderte, sondern sie eher unterdrückte. Der leiseste Hang nach Originalität wurde mit dem stereotypen: „ Das hab' ich noch nirgends gesehen, das darf man nicht machen", kategorisch abgelehnt."[81]

---

79) Ittenbach fertigte eine Serie von Zeichnungen zum Leben Christi für den „Verein zur Verbreitung religiöser Bilder" in Düsseldorf an.

80) Bildnachweis für den hl. Johannes: Schönenberg, fig. 64, cat. no. A 16; fig. 67, cat. no. A 75. Zink, *Ludwig I…*, fig. 63, cat. no. 309; cat. no. 340, pl. 1a. Maria: Schönenberg, fig. 56 (Stahldruck). Zink, *Ludwig I…*, cat. no. 24, pl. 18.
Zur Heimsuchung Mariens vergl. die gleichlautende Deckfarbenminiatur von Friedrich W. Olivier (1791–1859) nach seinem Gemälde von 1829 im Münchner Kunstverein (1931 verbrannt) in der Sammlung Bernhard Hausmann (Nr. 98) in: Silke Gatenbröcker, *Aquarelle und Zeichnungen aus Romantik und Biedermeier*, (Braunschweig: Herzog-Anton-Ulrich-Museum; München: Hirmer, 2005) Sammlungskataloge des Herzog-Anton-Ulrich-Museums Braunschweig; 14. pp. 156, Farbtf. 2.

81) Hyacinth Holland, *Allgemeine Deutsche Biographie*, Vol. 32, p. 460. (elektronische

Offensichtlich war Lamprecht ein empfänglicher Schüler, denn in seinen Kompositionen für die Kirchen Saint Mary und Saint-Romuald finden sich viele nazarenische Einflüsse. Wie man es bei diesen Künstlern oft beobachten kann, konzentrierte auch er sich auf ein Hauptthema und stellte wenige Charaktere in den zur Verfügung stehenden Raum. Accessoirs oder kleine Nebenhandlungen setzte er sparsamst ein, um die Aufmerksamkeit des Betrachters nicht vom Hauptthema abzulenken. Es gibt keine komplexen architektonischen Konstruktionen oder Landschaften, die den Blick zum Verweilen einladen, auch mit komplizierten Kompositionen und sich überschneidenden Figuren hält er sich zurück. Zu bemerken ist auch, wie der Künstler nahezu jeglichen Versuch vermeidet, durch Diagonalen oder durch Repoussoirfiguren Tiefe zu schaffen, die des Betrachters Auge in die Tiefe führen könnten. Wie die Nazarener und prinzipiell viele Künstler religiöser Kunst, kleidet Lamprecht seine Figuren traditionell in einer Weise, die annähernd die Kleidung der Antike imitiert. Aber er setzt sein Material nicht ein, um emotionelle Inhalte im Ausdruck zu verstärken. Der Stoff ist formelhaft und ausdruckslos um die Körper drapiert.

Kompositionen im nazarenischen Stil vermitteln oft einen Eindruck von Ruhe. Lamprechts Figuren aber sind bis ins Extreme statisch. Keine Bewegung belebt ihre Charaktere, keine Emotion erregt sie. Nichts verbindet sie. Sie gleichen Einzelteilen, die zusammengestellt wurden. Dieser Effekt ist auf Lamprechts Stil zurückzuführen, dem ein harmonischer und verbindender Fluss zwischen den Gestalten und deren Gesten fehlt. Der Kontur ist nicht ausgeprägt und die Figuren haben keine lineare Qualität. Auch Licht ist für Lamprecht selten ein gestaltendes Mittel. Er verteilt es meist gleichmäßig im Bildraum, ohne damit Form oder Inhalt hervorzuheben.

In seinem religiösen Werk ist Lamprecht zweifellos ein später Nachfolger der Nazarener. Obwohl er ziemlich immun gegen die sich entwickelnden Strömungen um ihn herum war, muss doch festgestellt werden, dass sein Stil die Reinheit und oft kindliche Unschuld seiner Vorbilder verloren hat. Wie er die Farbe mit einem Anflug von Chiaroscuro einsetzt, weist ihn schon einer späteren Generation zu.[82] Dies zeigt sich besonders in seinen Porträts. Als Lamprecht in München studierte, entwickelte sich die Malerei in zwei unterschiedliche Richtungen, wobei die eine am alten idealisierenden und akademischen Stil festhielt, während die andere in mehr naturalistischer und malerischen Weise sich ausdrückte. Während der Einfluss von Carl von Piloty, seit 1856 Professor an der Akademie in München und Rektor von 1874–86, nicht direkt in Lamprechts Werk zu entdecken ist, muss er doch einige Züge der Piloty Schule wie durch „Osmose“ aufgenommen haben. Selbst Gerard Morisset (einflussreicher Kunsthistoriker in Québec), der in seiner Attacke auf die in

---

Version, publiziert von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Bayerischen Staatsbibliothek, Jan. 2008.)

82) Mehr wird über Lamprechts Einsatz von Farbe in Erfahrung gebracht werden können, wenn die Malereien eines Tages restauriert werden sollten.

der Zeit von 1845–80 in Québec aktiven deutschen Maler, die nach seiner Ansicht von einer übermäßig freundlichen Presse völlig überbewertet wurden und die Dekoration in Saint-Romuald als Wunder bezeichnete, gab zu, „Il faut faire une exception à l'égard des portraits; celui que Lamprecht a peint de l'Abbé Sax, à Saint-Romuald, vaut à lui seul les autres tableaux de la ‚merveille'."[83]

Curé Pierre-Télésphore Sax

Mit seiner Wertschätzung für Lamprecht als Porträtmaler steht Morisset nicht allein da. Gewiss, Lamprecht hatte einen Ruf in dieser Sparte, aber nur eine kleine Zahl seiner Porträts sind heute noch bekannt. In Deutschland sind sie alle im Besitz seiner Nachkommen. In Nordamerika wissen wir nur von drei Porträts, zwei davon befinden sich in Québec, nämlich das von Pierre-Télésphore Sax und von Édouard-Gabriel Plante. Beide entstanden 1869 als der Künstler in Québec arbeitete. Édouard-Gabriel Plante (1813–1869), der Kollege und Freund von Sax, wurde 1851 Kaplan (chaplain) des Hôpital Général de Québec. Bei seinem Tode hinterließ er seine umfangreiche Bibliothek von über 3000 Bänden, wie auch seine Sammlung von Druckgraphik und Karten dem Séminaire de Québec.[84] Gemalt in seiner schwarzen Soutane mit einem Minimum an Farbe vor dunklem Hintergrund, vermittelt Plante den Eindruck einer agilen Person mit regem Geist. Sein rechter Arm ist etwas flüchtig hingesetzt. Es ist möglich, dass Lamprecht Plante im Pfarrhaus des Curé Sax in Saint-Romuald traf und die beiden übereinkamen, sich Porträts malen zu lassen. Bedenkt man aber, dass Plante am 11. September 1869 bereits sehr krank war und er zwei Tage später starb, ist die Annahme schlüssig, dass Lamprecht das Porträt entweder vor Plantes Tod begann und dann nicht mit ganzer Sorgfalt mehr beendete oder, dass er das ganze Bild mit Hilfe einer Fotografie als Andenken des Posthumen malte.[85]

Das Porträt des Pierre-Télésphore Sax (1822–1881) ist aufwendiger gestaltet **(Abb. 5)**. Er steht, in dreiviertel Größe gemalt, leicht nach links gewendet, den Blick dem Betrachter in ruhiger Gelassenheit zugewandt. Er trägt die Soutane mit französischem „Rabat" und seine linke Hand ruht mit ausgestrecktem Zeigefinger auf dem über dem Tisch liegenden Aufriss der Kirche, dahinter Bü-

83) Gérard Morisset, *La Peinture traditionelle au Canada Français* (Ottawa: Le cercle du livre de France, 1960), pp. 136, 137.

84) Québec, Musée de la civilisation, fonds d'archives du Séminaire de Québec, Fond Plante, SME 12.2.Y/1/95; Journal de Cyrille-Étienne Légaré, 25. Mar. 1865–8. Apr. 1870, Eintrag für 22. Sept. 1869, p. 598.

85) Québec, Musée de la civilisation, collection du Séminaire de Québec, NAC 1991.113. Fonds d'archives du Séminaire de Québec, Fond Plante, SME 12.2.1/1/96.
Das Porträt des Rév. M.G. Plante gehörte dem Séminaire und hing im ersten Salon. (*Annuaire de L'Université Laval pour l'année 1875–1876*, No. 19, p. 59.) Plantes Porträt war 1889 ausgestellt. (*Université Laval*, Ausst. Kat., Québec, 1889).

cherregale. Die in Rot geschriebene Signatur des Künstlers, W. Lamprecht 1869, findet sich auf der Rücklehne eines Stuhles auf der anderen Seite des Bildes. Darüber eine Öffnung, die den Blick auf die Kirche Saint-Romuald freigibt. Hinter Sax ist eine dunkle Draperie mit zwei Quasten dekorativ angeordnet. Sie betont die Mittelachse der Bildkomposition und bildet gleichzeitig einen effektvollen Hintergrund für das Gesicht des Dargestellten.

Lamprecht präsentiert den Curé mit den traditionellen Beigaben für Personen mit Distinktion und Rang. In diesem Zusammenhang wird er sich wohl an die Porträts der Äbte erinnert haben, die er im Kloster von Sankt Bonifaz in München sah. Das genaue Vorbild dieses Bildes ist jedoch der Auftrag, der ihn nach Nordamerika brachte. Es ist sein 1866 gemaltes Portät des ersten Benediktiners in den Vereinigten Staaten, Abt Bonifaz, von der Saint Vincent's Abbey in Latrobe, Pennsylvania. Die Ausgestaltung der Umgebung im Halbporträt des Abtes ist zwar weniger persönlich, aber man sieht die Draperie mit den grossen Quasten als Hintergrund und die Öffnung mit Blick auf die vom Dargestellten gegründeten Kirche, in diesem Falle die Abteikirche von Saint-Vincent.[86]

Die Entscheidung des Künstlers, Curé Sax mit etwas prächtigerem Dekor darzustellen, ist völlig gerechtfertigt. Wenn man die Kirche von Saint-Romuald betrachtet und deren Geschichte studiert, ist die unvermeidliche Schlussfolgerung, dass eine außergewöhnliche Persönlichkeit für deren Entstehung verantwortlich gewesen sein muss.[87] Pierre-Télésphore Sax war ein gebildeter Mann. In seiner Jugend zeichnete er sich als hervorragender Student am Petit Séminaire de Québec aus. 1846 wurde er zum Priester geweiht, nachdem er seine theologischen Studien am Grand Séminaire de Québec beendet hatte. Im Herbst 1850, im Alter von achtundzwanzig Jahren, wurde Sax ausgewählt, Charles-François Baillargeon, später Erzbischof von Québec, der von den kanadischen Bischöfen als Mittler nach Rom gesandt wurde, zu begleiten. Der junge Priester weilte mit Baillargeon etwa fünf Monate in der Ewigen Stadt, bevor er mit diesem Ende Mai 1851 wieder nach Québec zurückkehrte.

Während seiner Abwesenheit schrieb Sax regelmäßig an seinen Freund Édouard-Gabriel Plante und diese Korrespondenz bezeugt sein ausgeprägtes ästhetisches Empfinden. In seinen Briefen rühmt er die Schönheit Londons, die märchenhafte Qualität der Boulevards und die Pracht der Kirchen in Paris. Er war gleicherweise überwältigt vom Prunk italienischer Kirchen. Natürlich

---

86) Klemenz et al. Latrobe, Pennsylvania, Saint Vincent Archabbey Art Collections.

87) Benjamin Demers, „Le Révérend M.P.T. Sax," *Le Journal de Québec*, 5. Jan. 1882, nachgedruckt in Benjamin Demers, *La Famille Demers d'Etchemin, P.Q., par B.D., un de ses Membres* (Lévis: Nouvelle imprimerie, 1905), Appendix H, pp. viii–xiv. Sylvie Tremblay, „Pierre-Télésphore Sax, premier curé de Saint-Romuald," *Cap-aux Diamants*, No. 63 (Autumn 2000), p. 52. Gagné, pp. 11, 12. Ich bin David Gagné, conseiller en histoire, Ville de Lévis, sehr zu Dank verpflichtet, der mir zahlreiche Fragen beantwortete, mich auf eine alte Fotografie von Saint-Romuald aufmerksam machte und mir sein Manuskript über die Kirche Saint-Romuald zur Verfügung stellte.

suchte er alle nennenswerten Sehenswürdigkeiten in Rom auf, stellte aber fest, dass Neapel in jeder Hinsicht Rom übertreffe: mehr aufwendige religiöse Architektur, breitere Straßen und eine sie umgebende grandiose Landschaft. In Lyon schätze er die besondere Liturgie, die eine fast orientalische Qualität für ihn hatte. Und in Lyon, lange bekannt für seine wunderbare Stoffproduktion, war es auch, wo er einige Messgewänder erwarb. Sax war voller Freude, so prächtige Gewänder mit nach Kanada zu bringen. In seiner Fantasie malte er sich glanzvolle, liturgische Szenen in Québec aus: eine große, feierliche Pfingstfestmesse von Monsignore Baillargeon mit acht prominenten Zelebranten, alle im frisch importierten Ornat aus rotem Samt gekleidet. Seine menschliche Schwäche eingestehend, stellte er sich mit Schadenfreude vor, wie neidisch manch nachbarliche Kleriker sein würden.[88]

Sax konnte sich keine umfangreiche Privatbibliothek aufbauen, aber er hielt sich informiert durch verschiedene Zeitungen und Magazine: New York Tablet, Country Gentleman, Morning Chronicle, Daily Colonist und natürlich den quasi obligatorischen Courrier du Canada, die Publikation der katholischen Kirche in Québec für den Klerus.[89] Von einem großen, reinlich und dicht beschriebenen Überblick der geologischen Zeiten der Erde in seinem Nachlaß zu urteilen, hatte Sax auch ein ausgeprägtes Interesse für Naturgeschichte. Diese Blätter zeigen z. B. Skizzen der ersten lebenden Organismen, eine Liste mit der Bedeutungserklärung einiger ungewöhnlicher Bezeichnungen wie Zoophyt, Gymnosperme oder Echinodermata.[90]

Um seine Liebe zu Büchern und seinen umfassenden Wissensdurst zu befriedigen, scheint er die Arbeit auf sich genommen zu haben, mit diversen Buchhändlern, die meisten davon in Paris, in Kontakt zu bleiben und Bücher für verschiedene Leute zu bestellen. Die ausgewählten Titel spiegeln ein weites Interessensgebiet mit einem ausgeprägten Schwerpunkt auf Theologie und verwandte Fachgebiete wider. Regelmäßig erscheinen Reiseberichte auf der Liste, Geschichtsbücher und auch Noten fehlen nicht. Hauptempfänger war vermutlich sein Freund Plante.[91]

---

88) Québec, Musée de la civilisation, fonds d'archives du Séminaire de Québec, Fonds Plante, P 13/1/28. Pierre Savard, „La Rome de Pie IX jugée par un prêtre québecois," *Annali Accademici Canadesi* (Ottawa), Vol. VI (1990), pp. 5–31. Mme Pierre Savard gab mir Auskunft über Publikationen ihres verstorbenen Gemahls Pierre Savard, wofür ich danke.

89) Nive Voisine, *Réveil et Consolidation (1840–1898)*, Vol. 2 of *Histoire du Catholicisme Québecois: Les XVIII^e et XIX^e Siècles*, ed. Philippe Sylvain (Montréal: Boréal, 1991), p. 138.

90) Québec, Musée de la civilisation, fonds d'archives du Séminaire de Québec, Fond Sax, P36.1.2/1.

91) Ibid., Fonds Plante, P13/1/14–P13/1/29. Sax nutzte die Reiseliteratur zu seinem Vorteil. 1878 trat er in den Ruhestand und im Jahr darauf besuchte er: „l'Irlande, l'Angleterre, la Belgique, la France, l'Espagne, la Prusse, l'Autriche, l'Italie, l'Algérie, l'Egypte, la Palastine, la Grèce et la Turquie." (Demers 1905, Appendix H, XIII).

Zum ikonographischen Programm

Die neue Gemeinde von Saint-Romuald erhielt Sax im Oktober 1853 anvertraut, sie war zunächst sehr klein. Nach Demers, der eine detaillierte Geschichte zur Pfarrei verfaßte, hatte sie lediglich 1631 Einwohner, 580 davon waren Kinder. Die genauen Etappen ab der Grundsteinlegung im April 1855 bis hin zur Weihe am 3. April 1856 sind präzise von Sax dokumentiert und bei Demers zitiert. Die Errichtung der Kirche war demnach eine erheblich finanzielle Anstrengung für die kleine Gemeinde und es dauerte zwölf Jahre bis die monetäre Situation so weit konsolidiert war, dass mit der Innendekoration begonnen werden konnte. Dies, obwohl die wirtschaftliche Lage der Region zu dieser Zeit sehr gut war und Sax ein anerkanntes Talent für Geschäfte hatte.[92] Im Rückblick ist es leicht zu verstehen, warum eine große Summe für dieses Unternehmen benötigt wurde. Wenn es um Religion ging, war des Curés Geschmack alles andere als spartanisch und er war überzeugt, dass der Glaube auch durch Schönheit und Pracht zum Ausdruck gebracht werden sollte. Diesen Aspekt als Charakterzug von Sax bestätigend, zitierte der Generalvikar Msgr. Thomas-Etienne Hamel 1881 bei der Beisetztung des Priesters aus Psalm 25: Domine, dilexi decorem domus tuae.[93]

Vergleicht man das ikonographische Programm, das Sax Lamprecht präsentierte, mit den umfangreichen und komplizierten Zyklen, die für Kirchen seiner Heimat wie die Ludwigskirche in München, die Kathedrale in Speyer oder, näher gelegen, Le Gesù in Montréal entworfen worden waren, erscheint es dennoch relativ bescheiden. Die Ludwigskirche z.B. ist eine Universitätskirche. Bemerkenswert ist, dass dort der Künstler Peter von Cornelius nicht nur für die Wandmalereien zuständig war, sondern auch für den ikonographischen Inhalt. Als Hauptthema wählte er das Apostolische Glaubensbekenntnis, das seinen Höhepunkt in der Darstellung des Letzten Gerichts im Chor fand, ein Fresko, das an Größe das von Michelangelo in der Sixtina (ab 1534) übertrifft.

Es war des Künstlers Absicht, ein „Christlich Episches Gedicht" zu malen, das ökumenisch auslegt werden konnte. Diese Entscheidung Cornelius erwies sich als durchaus kontrovers und verwickelte ihn in hitzige Debatten innerhalb der katholischen Kirche in Deutschland.[94] Die große Kathedrale in Speyer

92) Jean Hamelin und Yves Roby, *Histoire économique du Québec 1851–1896*, (Montréal: Fides, 1971), pp. 77–84.

93) Demers 1905, Appendix H, XII. Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin, Comptes et délibérations 1854, Eintrag für 23. Feb. 1868; die *Marguilliers* hatten zugestimmt, dass Lamprecht, der dann Lang und Duveneck zu bezahlen hatte, $2857.00, Thien $2142.00 erhalten würden. Für das Porträt des Curé erhielt Lampecht $529.00. (Casuel de la fabrique, 1839, Eintrag für 29. Sept. und 26. Nov. 1869).

94) Frank Büttner, „Bau und Ausmalung der Ludwigskirche," *St. Ludwig in München, 150 Jahre Pfarrei 1844–1994* (Festschrift), eds. Helmut Hempfer und Peter Pfister (Weissenhorn: Konrad, 1994), pp. 133–52. Frank Büttner, *Peter Cornelius, Fresken und Freskenprojekte*, Vol. 2 (Stuttgart: Franz Steiner, 1999), pp. 237–52.

enthielt ein ähnlich kompliziertes Programm, entwickelt, um die Position der Kirche nach der Restauration in Europa zu verteidigen und zu stärken. Es nahm ebenfalls Bezug zur aktuellen Situation in Deutschland und die Haltung der Kirche während und nach der Revolution von 1848, auch nahm es Bezug auf König Ludwig I. in dessen Rolle als defensor ecclesiae.[95] In Montréals Le Gesù verfolgten die Jesuiten ein ambitiöses ikonographisches Programm, das sich nicht nur auf die Lehre der katholischen Kirche bezog, sondern diese mit der ihres Ordens vereinte. Es wies auf die politischen Verhältnisse hin, einschließlich der Situation des Ordens in Québec im 19. Jahrhundert und dessen Geschichte in Nouvelle-France.[96]

Derartige Themata waren jedoch nicht von Belang für die kleine Gemeinde des Curé Sax. Dessen Ziel war es, den ihm Anvertrauten das Essentielle des katholischen Glaubens zu vermitteln, Ermutigung und Führung zu einem tugendhaften Leben zu geben und Hilfe und Trost in ihrer Religion zu finden. Auch musste der Patron der Kirche berücksichtigt werden.[97] Anstatt das Hochaltarbild dem hl. Romuald zu widmen, entschloss sich Sax, einen Zyklus des vorbildhaften Lebens des Patronatsheiligen im Gewölbe des Hauptschiffes darstellen zu lassen.

Dieser beginnt am Entrée mit einer Szene über der Orgelempore und zeigt den Eintritt Romualds ins Kloster von Sant'Apollinare in Classe zu Ravenna. Schon bald war Romuald unzufrieden mit den laxen Verhältnissen der Mönche und deren Unwilligkeit, sich zu ändern. Er verließ das Kloster und verbrachte einige Jahre bei dem gestrengen Eremiten Marinus, der in der Nähe von Venedig lebte. Dargestellt ist, wie Romuald vor dem Eremiten kniet und demütig ansucht, als Schüler angenommen zu werden.

Die nächste Szene bezieht sich auf den reuevollen 26. Dogen von Venedig, Pietro II. Orseolo (991–1008). Sein Gewissen war belastet, denn er hatte sein Amt erhalten, weil er die Ermordung seines Vorgängers nicht verhindert hatte. Unter einem Baldachin empfängt der Doge respektvoll Romuald und Marinus. Diese überzeugen ihn, sein weltliches Leben aufzugeben und dem Benediktinerorden beizutreten. Nach Ansicht Demers zeigt das folgende Bild wie Kaiser Otto III. (980–1002) Romuald beauftragt, den Orden der Benediktiner zu reformieren. Aber Romuald, mit ausgetrecktem linken Arm, in der Hand ein Kreuz dem Kaiser entgegen haltend, vermittelt eher den Eindruck als wolle er dem Kaiser den Zutritt vereiteln (vgl.: Gregor Magnus, Buch der Dialoge; Kap. 14: König Totila). Daher könnte sich die Darstellung genauso gut auf den Vorfall beziehen, bei dem Romuald dem Kaiser verbat, weiter in das Kloster einzudringen, bevor er nicht öffentliche Buße für seinen Ehebruch geleistet hätte.

Die nun folgende Szene aus dem Leben des Heiligen ist vermutlich am besten bekannt und am häufigsten dargestellt. Sie bezieht sich auf den Traum,

95) Zink, *Ludwig I…*, pp. 105–18.
96) Ginette Laroche-Joly, *L'iconographie Jésuite et ses Implications Culturelles dans l'Art et la Religion des Québécois (1842–1968)*, Thèse, l'Université Laval, Québec, May 1990.
97) Gagné, pp. 10, 11.

den Romuald hatte, als er erschöpft von seiner Suche nach einem geeigneten Ort für eine Eremitage auf der Erde lag. Darin sah er eine von der Erde bis zum Himmel reichende Leiter. Seine Mitbrüder, alle weiss gekleidet, stiegen hinauf und wurden oben von Christus begrüßt. Lang zeigt Christus in seiner Komposition nicht, stellt aber den schlafenden Romuald dar und eine Treppe, die in Wolken verschwindet. Einige Mönche steigen die Treppe hinauf- oder herunter. Romuald hatte den Traum auf einem Gelände, das ihm von einem Mann namens Maldolus angeboten war. Dort gründete er das Kloster seines Ordens, die Kamaldulenser. Das folgende Wandgemälde zeigt die Grundsteinlegung für sein Kloster Camalduli. Der Zyklus endet mit dem Tode Romualds.

Um seiner Gemeinde die theologischen Quellen der Lehre der Kirche zu vergegenwärtigen, ließ Sax wichtige Repräsentanten der Glaubenslehre in Medaillonform darstellen. Schlanke, korinthische Säulen tragen das Hauptgewölbe und trennen dieses von beiden Seitenschiffen. Dagegen erfüllen die Säulen im Chor keine tragende Funktion, sondern dienen zur Dekoration. Doppelte Säulen rahmen den Hochaltar, um dessen liturgische Bedeutung hervorzuheben. Alle Zwickel sind mit Medaillons geschmückt. Sie haben einen schimmernden Goldgrund und sind einfach gerahmt, ausgenommen jene zu Seiten des Hochaltares. Diese werden betont durch stilisierte Blätter im Medaillonrahmen und zeigen die beiden wichtigsten Apostel in Halbfigur, die Apostelfürsten Peter und Paul. Sieht man weiter in Richtung Eingang der Kirche, sind in den folgenden Zwickel auf jeder Seite Medaillons mit den vier Evangelisten dargestellt: nach Petrus folgen Matthäus und Markus, nach Paulus Lukas und Johannes.

Die Zwickel im Schiff sind jeweils den fünf Doctores der östlichen und westlichen Kirche gewidmet. Die westlichen heiligen Doctores, Gregor der Große **(Abb. 6)**, Ambrosius **(Abb. 7)**, Augustinus, Hieronymus **(Abb. 8)** und Thomas von Aquin **(Abb. 9)** sind an ihren Attributen erkennbar. Die heiligen Doctores aus dem Osten sind nach lokaler Tradition Athanasius, Joh. Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Basilius und Eusebius von Caesarea. Die meisten dieser Attribute sind jedoch zu wenig spezifisch, so dass eine Identifikation hypothetisch ist.

Die Sektionen der Gewölbekuppeln in den Seitenschiffen sind mit Symbolen wie Turris Davidica, Rosa Mystica und Sedes Sapientiae aus der Marianischen Litanei von Loreto geschmückt.

Das Programm, das der Erlösung gewidmet ist, ist in den Seitenschiffen und im Chor dargestellt. Die Seitenschiffe (Demers bezeichnet sie als „chapels“ in seinem Kapitel über die Kirche) enthalten Zyklen, die Szenen aus dem Leben der hl. Jungfrau Maria und dem hl. Joseph darstellen.[98] Die Reihenfolge, vom Eingang zum Chor und auf der Evangelienseite enthält fünf Szenen aus dem Leben Mariens: Verkündigung, Heimsuchung **(Abb. 10)**, Anbetung der Hll. Drei Könige, Darbringung im Tempel und Himmelfahrt Mariens (über dem Seitenaltar).

98) Demers 1906, p. 252. Angabe bei Anm. 80.

Die gegenüberliegende Seite, wieder vom Eingang zum Chor gesehen, enthält den Zyklus, der Joseph gewidmet ist. Er besteht aus: Vermählung von Maria und Joseph, Flucht nach Ägypten **(Abb. 11)**, Heilige Familie in Nazaret, zwölfjähriger Jesus unter den Schriftgelehrten, Tod Josephs (über dem Seitenaltar).

Es gibt eine Fülle von Aspekten aus dem Leben Jesu, Mariens und Josephs, die sich zur Darstellung eignen, aber die von Sax getroffene Wahl zeigt deutlich, dass er eine Botschaft für seine Kongregation im Sinne hatte. Einige Bilder in Saint-Romuald wurden von Lamprechts erstem Projekt in Saint Mary in Newark übernommen. Wie es für die Dedikation der Kirchenpatronin angebracht ist, beziehen sich dort alle Darstellungen ausschließlich auf das Leben von Maria und deren Glorifizierung. In Newark beginnt der Zyklus mit der Geburt Mariens, gefolgt vom Tempelgang, ihrer Präsentation im Tempel **.** Eine andere Szene zeigt die apokryphe Darstellung, in der Jesus seiner Mutter nach der Auferstehung erscheint. Auch gibt es in der Kirche von Saint-Romuald keine Darstellungen, die sich auf den erwachsenen Jesus beziehen wie z. B. die Taufe, seine Wundertaten wie die Auferweckung des Lazarus oder die Hochzeit zu Kana. Die von Sax als geeignet befundenen Szenen beziehen sich alle auf die Unterwerfung und freudige Annahme des Willens Gottes durch den Einzelnen, sie betonen den Wert eines tugendhaften Familienlebens und sie geben dem Gläubigen Trost und Hoffnung durch das Versprechen auf Erlösung und ewiges Leben nach dem Tode.

Der Marienzyklus in Saint-Romuald beginnt mit der Verkündigung. Obwohl Maria verwundert und erschrocken durch des Engels Botschaft ist, ergibt sie sich in ihre Erwählung und antwortet gehorsam:"Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast" (Lukas 1, 38). Als nächste Szene folgt Mariä Heimsuchung. Maria **(Abb. 10)**, gefolgt von Joseph, kommen im Haus von Elisabeth und Zacharias an. Elisabeth, Marias Base, ist schwanger mit Johannes dem Täufer, was wegen ihres fortgeschrittenen Alters als Wunder gilt. Sie ist die erste Person, der das Geheimnis der Menschwerdung Gottes offenbart wurde. In Ehrfurcht vor der göttlichen Natur des Kindes, das ihre Cousine trägt, kniet sie vor Maria nieder, hält ihre rechte Hand und berührt mit der linken zart den Unterarm. Durch Elisabeths Begrüssung bestärkt in der Erfüllung der Mission des Engels, lobt Maria Gott mit dem „Magnifikat-Gesang".

Die Darbringung im Tempel folgt nahe dem Text im Lukasevangelium (2, 22–38) und bezieht sich auf mehrere biblische Ereignisse. Erhöht und unter einer tempiettoartigen Architektur sind zwei Steintafeln errichtet mit dem Dekalog, der an das Gesetz Moses erinnert, das verlangt, den erstgeborenen Sohn im Tempel darzubringen. Joseph trägt ein Paar Turteltauben, die zur Reinigung der Mutter vorgeschrieben sind und Maria hält eine Kerze, Symbol für Christus. Der alte Simeon hält endlich den ihm versprochenen Messias in seinen Armen und kann nun Gott preisen mit den Worten „Nunc dimittis servum tuum Domine". Die ältere Frau auf der rechten Seite, in Anbetung kniend, ist vermutlich die Prophetin Hanna, nach deren Aussage ein Kind Israel

erlösen wird. Es war nicht notwendig, Jesus im Tempel darzustellen, noch war es für Maria nötig, das Gesetz der Reinigung einzuhalten, da sie ohne Erbsünde war. Aber beide Riten wurden eingehalten als Zeichen ihrer Demut und Submission unter das Gesetz Gottes.

Die Heiligen Drei Könige, aus dem Orient kommend, folgen dem Stern, der sie zu dem neugeborenen König der Juden führt. Sie bringen Gold, Weihrauch und Myrrhe, allgemein interpretiert als Geschenk für Christus als König, als Gott und Mensch. Die Magier waren die ersten Heiden, die dem Kind, in dem sich Gott manifestierte, huldigten. Ihre Verehrung und Anerkennung Christi als neuen König, wird als Zeugnis angesehen für die universale Kirche der Völker (universa ecclesia gentium). Die Drei Könige, im Einklang mit dem Thema des Gehorsams, kehrten nicht zu Herodes zurück, da ihnen ein Engel im Traum erschien, der sie anwies, einen anderen Rückweg anzutreten (Matth. 2, 12).

Der Joseph-Zyklus beginnt mit der Vermählung von Maria und Joseph, eine verbildlichte Illustration von Josephs Unterwerfung unter Gottes Wort. Er hatte Zweifel an Mariens Unschuld, gehorchte aber Gottes Befehl, der ihm im Traum durch einen Engel gegeben wurde. Der blühende Lilienstab erinnert den Betrachter an die Reinheit und Rolle des hl. Joseph als Ehemann der Jungfrau Maria und Ziehvater Jesu. Josephs Gehorsam gegenüber Gott und seine Verantwortung als Mann und „Vater" werden in beiden folgenden Bildern gezeigt. Zunächst die Flucht nach Ägypten **(Abb. 11)**, wohin Joseph mit Maria und dem Jesuskind floh, nachdem ihn der Engel vor dem grausamen Befehl des Herodes, alle Kinder töten zu lassen, gewarnt hatte. Die Heilige Familie in Nazaret folgt. Diese Szene veranschaulicht ein harmonisches und arbeitsames Familienleben: Maria am Spinnrocken und unter dem wachsamen Auge Josephs lernt Jesus mit den Werkzeugen eines Zimmermanns umzugehen. Er ist dabei, ein Kreuz in einen Balken zu meißeln, Vorzeichen auf seine kommende Passion.

Der zwölfjährige Jesus unter den Schriftgelehrten ist die letzte Episode aus der Kindheit Christi und ein weiterer Beweis seiner freiwilligen Unterwerfung unter das Gesetz, das ihm als gläubigen Juden abverlangt, den Tempel zu besuchen und das Wort Gottes zu hören. Durch seine gelehrte Disputation offenbahrt sich seine göttliche Natur und wohin er gehört, nämlich in das Haus seines Vaters. Gleichzeitig jedoch gehorcht er und kehrt mit Maria und Joseph zurück bis die Zeit gekommen ist, sich der Welt zu bekunden.

Beide Wände am Ende der Seitenschiffe mit der Aufnahme Mariens in den Himmel und dem Tode Josephs bilden den Abschluss ihrer Leben auf Erden und die Transition in den Himmel.

Da Papst Pius IX. (1846–1878) erst 1854 die Unbefleckte Empfängnis Mariens zum Dogma erhoben hatte, ist man versucht zu fragen, warum der Curé nicht dieses Thema der „Himmelfahrt" vorgezogen hat? Aber wird in Betracht gezogen, dass die Jungfrau hier mit einer zwölfsternigen Gloriole gezeigt ist, Symbol das meist dem apokalyptischen Weib und der Unbefleckten Empfängnis zugeordnet ist, findet zumindest eine Anspielung auf dieses Thema hin

statt. Die Darstellung in Saint-Romuald zeigt Maria in entrücktem Zustand. Sie schwebt mit ausgebreiteten Armen im Raum, die Augen gen Himmel gerichtet. Mit der ausschließlichen Konzentration auf Maria, könnte der Künstler Guido Renis Komposition in der Alten Pinakothek in München in Erinnerung gehabt haben. Höchstwahrscheinlich hatte er das Bild dort als Student gesehen, auch war das Bild durch Drucke wohlbekannt (z.B. Lithographie nach Johann Nep. Strixner [1782–1855]).

Während auf Renis Darstellung die Jungfrau von Engeln in den Himmel erhoben wird und somit ein gewisser Eindruck von Bewegung entsteht, ist Lamprechts Version statisch. Maria ist umgeben von Wolken, Putti und geflügelten Engelsköpfen. Über dem besternten Heiligenschein schwebt eine Krone als Andeutung auf Mariens Krönung. Indem subtil auf drei zentrale Themata der Mariologie hingewiesen wird, das apokalyptische Weib, als Präfiguration Mariens die Unbefleckte Empfängnis und die Marienkrönung, ermöglicht Lamprecht , dieses Wandbild nicht ausschließlich als Himmelfahrt zu deuten, sondern in einem umfassenderen Sinne als Glorifizierung der Jungfrau Maria bis hin zur Ekklesia.

Während des Mittelalters wurde der hl. Joseph als der etwas ältliche Ehemann von Maria dargestellt, als ziemlich untergeordnete Figur. Aber seit dem fünfzehnten Jahrhundert nahm die Verehrung Josephs stetig zu und er wurde zu einem der beliebtesten Heiligen, besonders bei den Habsburgern und in Kanada, wo er 1624 als Patron der ersten Siedler auserwählt wurde. Josephs Popularität wurde noch größer als Pius IX. ihn 1870 zum Schutzpatron der katholischen Weltkirche erklärte. Mit der Errichtung des St. Josephs Oratorium (Oratoire Saint-Joseph) in Montréal, dem Zentrum der weltweiten Devotion, erreichte seine Verehrung 1904 auch in Übersee ihren Höhepunkt.

Den Tod Josephs stellt Lamprecht dar wie der hl. Joseph eine Lilie, Symbol der Reinheit, in der rechten Hand haltend, in seinem Bett liegt. Am rechten Bildrand kniet Maria betend und am linken, nahe dem Kopfende und in unklarer Sitzposition, neigt sich Jesus Joseph zu und segnet ihn. Drei Engel erscheinen in Wolken über dieser Szene und halten ein Spruchband, auf dem zu lesen ist: Beati mortui qui in Domino moriuntur. Das Anliegen, den Wert des Familienlebens zu betonen und zu stärken, veranlaßte den Curé Sax, Joseph einen wichtigen Platz in seinem ikonographischen Plan einzuräumen. Der hl. Joseph wurde u.a. von Arbeitern, Familien, Jungfrauen und Kranken angerufen und gilt als Patron für einen friedvollen Tod.

Die Szenen, die das Herzstück des christlichen Glaubens bilden oder mit den Worten des Curé, die drei Mysterien Christi, verdeutlicht durch Christi Menschwerdung, die Kreuzigung und die Auferstehung, befinden sich im Chorraum mit dem Hochaltar.[99] Die Komposition der Geburt Christi **(Abb. 2)** auf der Evangelienseite des Chores, über dem Dorsale des Chorgestühles, ist horizontal in zwei fast äquivalente Hälften geteilt. Im unteren Teil zeigt Lamprecht die Geburt Christi. Er stellt sie nicht in einer bescheidenen Hütte dar,

99) *Le Journal de Québec*, 20. Dez. 1870 (Feuilleton, Causerie Historique).

sondern in einer ziemlich massiv erscheinenden Ruine aus Quadersteinen. Zur Rechten eine Bogenöffnung, durch die zwei Hirten mit Geschenken eintreten. Im Vordergrund, fast parallel zum Bildrand, ist die Heilige Familie dargestellt. Der hl. Joseph, nun ein Mann in besten Jahren, steht am Kopfende der Krippe, seine linke Hand zur schützenden Geste erhoben. Im Mittelgrund, gerahmt von Maria und Joseph, sind die Köpfe von Ochs und Esel zu sehen, symbolisch Juden und Heiden vertretend, und im Vordergrund der neugeborene Christus. Maria, gezeigt wie in der Vision der Hl. Birgitta, kniet betend vor dem strahlend leuchtenden Christkind, das nackt, allerdings nicht auf der Erde, sondern auf einer mit einem weißen Tuch bedeckten, erhöhten Krippe liegt. Im oberen Teil des Bildes erblickt man im geöffneten Himmel drei Gott lobende, ganzfigurige Engel mit gebauschten Gewändern. Als göttliches Zeichen der Menschwerdung Christi bricht himmlisches Licht durch die Wolken.

Das Wandgemälde mit der Auferstehung **(Abb. 3)**, fundamentales Dogma der christlichen Religion, ist auf der Epistelseite dargestellt, gegenüber der Geburt Christi. Im Vordergrund, vor dem Grab, das parallel zum Bildrahmen verläuft, liegen drei bewaffnete Wachsoldaten. Sie sind von Christi Erscheinung erschreckt und geblendet und halten Hände und Schilde schützend vor die Augen. Auf der Steinplatte, die das Grab bedeckte, sitzt zur Linken ein Engel und hält als Zeichen des Sieges einen Palmzweig. Der auferstandene Christus steigt nicht kraftvoll in die Höhe, wie es oft in Darstellungen des Christus sublevatus in aere gezeigt ist, sondern steht auf einer kaum über dem stark perspektivisch dargestellen verkürzten Grab schwebenden Wolke.

Christus erscheint vor uns in transitu, noch unmißverständlich Mensch, gleichzeitig aber seine göttliche Natur offenbarend. Seine makellose, wohlproportionierte und athletische Gestalt, ist durch seinen teilweise enthüllten Oberkörper erkennbar. Dieser ist nicht in ein Leichentuch gehüllt, sondern in ein diagonal drapiertes Tuch in königlichem Rot, ähnlich einer Toga. Mit seiner erhobenen Rechten zeigt er uns die Wundmale seiner Passion, während er mit der linken Hand die Stange der flatternden Auferstehungsfahne hält. Zentriert steht Christus majestätisch im Bild. Vor einem dunklen, felsigen Hintergrund im diffus frühen Morgenlicht wendet er sich uns frontal zu. Kein Licht scheint auf ihn, aber die strahlende Aura um sein Haupt weist deutlich auf seine göttliche Natur.

Das Ölgemälde auf dem Retabel des Hochaltares behandelt die Kreuzigung Christi, oder wie bei Demers genannt, die Erlösung am Kreuz.[100] Der Betrachter ist zwingend und unausweichlich mit Christi Leiden und Opfer konfrontiert, die er für uns gehorsam auf sich genommen hat. Der Himmel ist stockfinster, nur ein schmaler, rotschimmernder Streifen am Horizont zeigt die Silhouette des fernen Jerusalem und kündet bereits von der aufgehenden Ostersonne. Den Bildraum füllend, hat Lamprecht den sogenannten „Einsamen Christus“ **(Abb. 12)** dargestellt. Dieser Typus hat viele Vorgänger im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und wurde von Künstlern wie Velaz-

100) Demers 1906, p. 252.

quez und Reni bevorzugt. Rubens' Kreuzigung in der Alten Pinakothek in München ist ein weiteres erlesenes Beispiel dieses Typus'. Bei Lamprechts Version wurde der makellose Körper des Erlösers noch nicht von Longinus' Lanze durchstochen. Noch lebt er und hebt seine Augen in Verzweiflung gen Himmel und fragt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen", nach Psalm 22, 2.

Auch hier wieder konzentrierte sich Lamprecht aufs Wesentliche. Er fügt keine Nebenfiguren ein wie die beiden Verbrecher am Kreuz, die mit Christus gekreuzigt wurden, weder Maria, noch Johannes Evangelist und Longinus mit dem Speer und Soldaten, die um seinen Mantel würfeln. Auch typologische Figuren wie Synagoge und Ekklesia sind nicht zu finden. Nur Adams Schädel am Fuße des Kreuzes erinnert an die Verbindung von Sündenfall und Erlösungsopfer.

Der Höhepunkt und die Zusammenfassung des ikonographischen Programms von Curé Sax sind im Wandgemälde der Apsiskalotte **(Abb. 4)** dargestellt. Die Komposition ist symmetrisch zweigeteilt. Im Zentrum sitzt Christus auf Wolken in einer Mandorla. Er trägt wie ein Priester eine Stola und wendet sich leicht Johannes dem Täufer, dem Vorläufer Christi zu seiner Linken zu, der ihm den hl. Romuald präsentiert. Hinter diesen beiden sind drei bärtige, nicht identifizierbare, unnimbierte Männer. Zur Rechten Christi sitzt Maria als Fürbitterin. Man erkennt Abraham mit Isaak, die als Vorläuferexempla für Opfer und Auferstehung Jesu stehen. Im Vordergrund kniet Melchisedek, der als alttestamentarischer Typus für Christus gesehen wird: „Melchizedek, der König von Salem, trug Brot und Wein hervor. Und er war ein Priester Gottes des Höchsten" (Gen. 14, 18). In der Mitte der Komposition, direkt unter Christus und über dem Hochaltar, steht geschrieben: TU ES SACERDOS in aeternum sec. ordinem MELCHISEDECH (sic.). Dies bezieht sich auf das Zentrum christlichen Glaubens, dass das eucharistische Brot zum Leib Christi und der Wein zum Blute Christi wird. Dieses Mysterium ist im Kanon „versinnbildlicht durch Melchisedek in der Eucharistie, wo Christus sich selbst durch seinen Priester darbietet unter der Erscheinung von Brot und Wein."[101]

Und wieder faßt Demers treffend die Intension des Curé Sax zusammen:

> „Quand tous les travaux furent terminés, l'église de St-Romuald était comme une bible ouverte, largement illustrée, et parlant aux yeux de ceux qui ne savent pas lire; mais aux yeux de ceux qui ont étudié et qui peuvent juger, l'église proclamait hautement l'intelligence du curé qui en avait conçu l'idée générale et aussi l'habilité des artistes qui avaient éxécuté les plans."[102]

---

101) William E. Addis und Thomas Arnold, *A Catholic Dictionary: Containing Some Account of the Doctrine, Discipline, Rites, Ceremonies, Councils, and Religious Orders of the Catholic Church* (London: Routledge & Kegen Paul, 1960), pp. 322, 323.

102) Demers 1906, pp. 255, 256.

Import von Altarentwürfen und Skulpturen aus München

Wird in Betracht gezogen, dass Sax dem Rat der Benediktiner folgend, deutsche Künstler zur Ausgestaltung seiner Kirche wählte, ist es keine große Überraschung bei Demers zu lesen: „Les trois autels de l'église ont été executes d'après des plans fournis par M. Schneider, un des premiers architectes de Munich" und ebenso: „Les statues que nous voyons autour du chœur sont toutes en bois, sculptées par Rüdmiller [sic] de Munich et copiées sur des modèles en terre glaise par des artistes de la même ville".[103]

Zu Lamprechts Studienzeit in München war Georg Schneider (1828–1897) tatsächlich ein bekannter und angesehener Künstler. Auch er hatte an der dortigen Akademie studiert. Sechzehnjährig immatrikulierte er sich im Dezember 1844 und ging im Dezember 1848 ab. Dokumente der Koeniglich Bayerischen Akademie der bildenden Künste in München bestätigen:" Seine Zeichnungen erscheinen so stylvoll, anmuthig und erfindungsreich, sein Verständniss, die Form dem Materiale anzupassen, so sicher und klar, dass er als ein höchst ausgezeichnetes Talent für die Verbindung von Kunst und Handwerk betrachtet und hier von seiner großen Begabung ein durchaus erfreulicher Erfolg erwartet werden kann."[104] Um 1860 hatte er ein eigenes Atelier eröffnet. Dank seiner Mitgliedschaft beim „Münchener Zweigverein für christliche Kunst" wurden einige seiner Werke, wie auch Entwürfe für Altäre und Kanzeln bei Ausstellungen im Glaspalast gezeigt.[105] Seine Altäre für Deidesheim in der Pfalz und für Hagenau im Elsaß wurden in langen Artikeln im Münchener Sonntagsblatt, eine wöchentliche Publikation zu Nachrichten aus dem religiösen Bereich, gelobt.[106] Drei Altäre der prominentesten Kirche Münchens, die Domkirche zu Unserer Lieben Frau, kurz Liebfrauenkirche genannt, wurden nach seinen Plänen gebaut.[107] 1821 wurde die Kirche zur Kathedrale des Erzbistums München-Freising erhoben und 1858–68 wurde sie im gotischen Stil neu dekoriert.

Schneider lieferte nicht nur Pläne für bestimmte Projekte, sondern er publizierte auch ein Mappe mit einer Serie von Entwürfen für Altäre und Kanzeln, so wie auch für Grabsteine und sonstige Denkmale.[108] Da bis jetzt weder diese

103) Demers 1906, p. 255.

104) München, Akademie der bildenden Künste, 00305 Georg Schneider, Matrikelbuch 1841–1884, http://matrikel.adbk.de/05ordner/mb_1841–1884/jahr_1844/matrikel-00305 (Stand: 30. Juli 2008). München, Stadtarchiv, Bürgerrechtsakt, Sign. EBA 1853/672.

105) Altäre: *Münchener Sonntagsblatt*: 10. Nov. 1861, No. 45, p. 372; 18. Okt. 1863, No. 42, p. 392. Entwürfe: *Münchener Sonntagsblatt*: 3. Nov. 1861, No. 44, p. 365; 10. Nov. 1861, No. 45, p. 372; 18. Okt. 1863, No. 42, p. 392.

106) *Münchener Sonntagsblatt* 1864, No. 47, supplement p. 65; 1865, supplement pp. 34ff.

107) Fürst, p. 103.

108) Georg Schneider, *Musterblätter zu Steinbildhauer- und Steinmetz-Arbeiten. Eine Sammlung von Vorlagen für Grab- und andere Denkmäler, Brunnen, Portale…* (München: Selbstverlag, 1894). Das einzig bekannte Exemplar dieser Publikation verbrannte im Zweiten Weltkrieg. München, Bayerische Staatsbibliothek, Handschriftenabteilung: Hollandiana, Personae: Schneider, Georg.

Publikation, noch genaue Pläne für Saint-Romuald gefunden werden konnten, ist es nicht möglich festzustellen, ob Lamprecht ein Exemplar von Schneiders Portfolio mit sich brachte, oder ob Schneider spezifische Pläne für Québec entwarf. Der Plan von 1882 für die Andreas-Kirche in Oberempfenbach, Niederbayern, vermittelt eine Idee, wie ein solcher Plan ausgesehen haben könnte. Dort erkennt man, dass Schneider ein Element des Hochaltars von Saint-Romuald wieder aufgriff. Über den Statuen der Heiligen Patrick und Denis, die das Altargemälde in Québec rahmen, befinden sich Baldachine mit tempiettoähnlichen Strukturen als Abschluss. Diese wiederum dienen den darüberstehenden Engeln als Standfläche. Ein ähnlicher „Tempietto" befindet sich über dem Schalldeckel der Kanzel in Oberempfenbach.[109] Der Altar in Saint-Romuald vermittelt jedenfalls einen guten Eindruck von Stilelementen im Altarbau, wie sie ab der Mitte und im späten 19. Jahrhundert in Bayern üblich waren.

Was die Ausführung der Pläne betrifft, so hätte zum Einen die Möglichkeit bestanden, sie in München anzufertigen und nach Québec zu schiffen, oder sie bei der Covington Altar Stock Building Company in Kentucky zu bestellen. Keine dieser Lösungen war nötig, denn Saint-Romuald befand sich in der vorteilhaften Situation, selbst eine blühende École de sculpture vor Ort zu haben. Die Schule war 1852 von Ferdinand Villeneuve (1831–1909) gegründet worden, als er sein Atelier eröffnete, das sich auf Entwurf und Ausführung von Kircheninnendekorationen und Kirchenmobiliar spezialisierte. Obwohl Schneiders Pläne zweifellos während der Tätigkeit Lamprechts in Saint-Romuald eintrafen, wurden die beiden Seitenaltäre und der eindrucksvolle Hochaltar erst 1874, fünf Jahre nachdem die malerische Dekoration der Kirche abgeschlossen war, eingebaut.[110]

Eine historisierende Woge der Gotikbegeisterung erfasste Deutschland im 19. Jahrhundert und die monumentalen Kathedralen von Köln, Regensburg und Ulm usw. wurden endlich nach einem Hiatus von mehreren hundert Jahren vollendet. Dieser Aufbruch bürgerlichen Stolzes hatte einige politische Begleiterscheinungen, besonders im katholischen Rheinland, das durch die Beschlüsse beim Wiener Kongress seit 1815 zu Preußen gehörte. Die Pläne zur Fertigstellung des Kölner Doms wurden 1842, in Gegenwart des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV., iniziiert.[111] Bayern folgte mit Regensburg und vollendete die Türme des Doms in zehn Jahren (1859–69). Das repräsentative

---

109) Georg Brenninger, *Der Historismus in Kirchenbau und Kirchenausstattung Niederbayerns: Ein Beitrag zur Liturgie- und Frömmigkeitsgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Vol. 2 (Schröding: Eigenverlag des Verfassers, 1990), p. 38. Friedrich Fuchs vom Diözesan–Domschatzmuseum in Regensburg wies daraufhin, dass in den Aufzeichnungen von Georg Brenninger (Staatsarchiv Landshut) weitere Werke von Schneider erwähnt sind, einschließlich der Altarpläne für die OFM-Klosterkirche Dingolfing (1864), für den Hochalter in Weihmichl (1882) und Pauluszell (1886).

110) Demers 1906, p. 255. Léopold Désy, *Lauréat Vallière et l'École de Sculpture de Saint-Romuald 1852–1973* (Sainte-Foy, QC: Éditions La Liberté, 1983). Gagné, p. 34.

111) Michael J. Lewis, *The Politics of the German Gothic Revival: August Reichensperger* (New York: Architectural History Foundation, 1993), pp. 25–42.

Projekt wurde von König Maximilian II. und von dessen Vater, dem vormaligen König Ludwig I., gefördert und finanziell unterstützt.

Es ist sicher ein Zeichen von Anerkennung, wenn man zu einem der drei gewählten Bildhauer gezählt wird, die die Türme des Regensburger Doms mit Statuen schmückten. Unter ihnen war Johann Evangelist Riedmiller (1815–1895), bei dem sechs Skulpturen in Auftrag gegeben wurden. Er hatte in der Werkstatt von Ludwig von Schwanthaler (1802–1848) gearbeitet, während das Modell für die riesige, fast 16 Meter hohe Bronzestatue der Bavaria angefertigt wurde, die dann vor der Ruhmeshalle in München ihren Platz erhielt. 1846 eröffnete Riedmiller sein eigenes Atelier. Es ist klar, dass Lamprecht den Bildhauer an Sax empfahl, der daraufhin acht Skulpturen für den Chor bestellte. Ob es Lamprecht möglich war, dem Curé eine bildliche Vorstellung von Riedmillers Werk zu geben? Bekannt ist, dass Riedmiller Fotografien seiner Modelle nach Regensburg sandte. Es ist daher nicht auszuschließen, dass Lamprecht Fotos von den Statuen zeigen konnte. Die von Gemeindemitgliedern ausgewählten und gestifteten Heiligen haben etwa Lebensgröße, sind aus Holz und farbig gefasst. Die Skulpturen **(Abbn 13, 14)** trafen vermutlich im frühen Sommer 1869 ein, da Riedmillers Empfangsbestätigung für den Betrag von 446 Florin und 18 Kreuzer das Datum des 27. Juli trägt. Es ist der Tag, an dem das Geld in München angekommen war.[112]

Die Nazarener-Bewegung und die Wiederbelebung der Wandmalerei

Ein zusätzliches Ziel der Nazarener, abgesehen von dem Anliegen, eine rein religiös und patriotisch-mythologische Kunst zu schaffen, war der Wunsch, ihre Kunst weit zu verbreiten und leicht zugänglich zu machen.[113] Der Erfolg dieses Anliegens wurde während eines guten Teils des 20. Jahrhunderts geflissentlich ignoriert, obwohl die Reaktionen gegen die Nazarener, deren Kunst und die damit verbundenen Prinzipien schon viel früher einsetzten. Einer der

112) Gagné, pp. 33, 34. Friedrich Fuchs, *Die Regensburger Domtürme 1859–1869* (Regensburg: Schnell & Steiner, 2006). Ich bin Friedrich Fuchs vom Diözesan–Domschatzmuseum in Regensburg sehr dankbar, mir sein Buch geschenkt und mir die Informationen zu den Altären Georg Schneiders mitgeteilt zu haben. Québec, Musée de la civilisation, fonds d'archives du Séminaire de Québec, Fond Sax 1869–1871, P36.2.2/10.

113) Günter Metken, „Zur Problematik der Nazarener-Nachwirkung," in: *Die Nazarener*, ed. Klaus Gallwitz, Ausst. Kat. (Frankfurt: Städelsches Kunstinstitut, 1977), p. 323. Wilhelm Neuss, „Das Wesen der Nazarenerkunst und ihre Bedeutung für die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts," in: *Kunstwissenschaftliches Jahrbuch der Görresgesellschaft* (Augsburg: Filser, 1.1928) pp. 62–86, Abb. 19–45, Taf. XV – XXVIII. Hans-Eckehard Bahr, *Christlicher Glaube und künstlerisches Sein: Untersuchungen zur Deutung der Kunst in der Theologie der Gegenwart*, Typoscript 1958. Werner Telesko, *Das 19. Jahrhundert: Eine Epoche und ihre Medien* (Wien – Köln – Weimar: Böhlau, 2010), pp. 119–274.

ersten Versuche, die Kunst der Nazarener zu diskreditieren kam, durch Johann Heinrich Meyer ventiliert, von Goethe. In einem langen Artikel, der 1817 erschien und „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst" tituliert war, verunglimpfte er mit Adjektiven wie „neuen alterthümelnden katholisch-christelnden" ihren Geschmack.[114] Obwohl diese frühen Angriffe nicht gleich aufgegriffen wurden und damit keine unmittelbaren negativen Konsequenzen zeigten, hatte sich die Situation um 1830 und 1840 völlig gewandelt. Gewisse religiöse und politische Entwicklungen veranlassten Leute, sich von dieser reinen oder katholischen Kunst, wie sie oft gekennzeichnet wurde, zu distanzieren. Überdies waren Publikationen zur Kunst dieser Zeit eher von Protestanten dominiert.[115]

Weiters hatten Kritiker ein Problem mit dem im künstlerischen Konzept innewohnenden Gegensatz, wie Cordula Greve in ihrem Artikel „Historicism and the Symbolic Imagination in Nazarene Art" erklärt.[116] Sie beobachtet, dass die Nazarener eine Kunst schufen, die eine „intellectualized, historicist and anticorporeal visual piety" widerspiegelt. Cornelius scheint sich am meisten mit dieser Viel- oder Mehrschichtigkeit auseinandergesetzt zu haben.[117] Die Situation verschärfte sich mit dem katholisch-theologischen Richtungswechsel unter Papst Gregor XVI. (1831–1846) und der zunehmend an Bedeutung gewinnenden Stilrichtungen wie Naturalismus, Realismus und Impressionismus. Starke Gegensätze bildeten sich heraus. Zur Zeit Lamprechts, der zu einer späteren Generation der Nazarener Nachfolger gehörte, hatten deren ursprüngliche Intension und deren Wunsch bereits viel an Erfindungskraft verloren, Repetition und Trivialisierung herrschten vor. Das Design war meist fantasielos geworden und in der weiteren Entwicklung oft mit einer süßlichen Sentimentalität verbunden, die an Kitsch grenzte. Im Verlauf der Zeit nahm die Opposition und Ablehnung international immer mehr zu und war von

---

114) Frank Büttner, „Der Streit um die ‚Neudeutsche religiös-patriotische Kunst'," in: *Aurora*, Jahrbuch der Eichendorf-Gesellschaft, Vol. 43 (1983), pp. 55–76. Keith Andrews, *The Nazarenes, a Brotherhood of German Painters in Rome* (Oxford: Clarendenon Press, 1964), pp. 40–43. Mitchell Benjamin Frank, *German Romantic Painting Redefined: Nazarene Tradition and the Narratives of Romanticism* (Burlington, Vt.: Ashgate, 2001), pp. 91, 92. Anne Heinig, *Die Krise des Historismus in der deutschen Sakraldekoration im späten 19. Jahrhundert* (Regensburg: Schnell & Steiner, 2004).

115) Frank, Part II. Andreas Blühm, „Herr vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun," in: *Johann Friedrich Overbeck: 1789–1869: zur zweihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages*, Andreas Blühm und Gerhard Gerkens, eds., Ausst. Kat. Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Hansestadt Lübeck (Lübeck: Behnhaus, 1989), pp. 63–79. Sabine Fastert, *Die Sieben Sakramente von Johann Friedrich Overbeck, Ein nazarenisches Kunstprojekt zum Kontext seiner Zeit*, in: Schriften aus dem Institut für Kunstgeschichte (München), Vol. 68 (1996), pp. 1–3, 113–23.

116) Cordula Grewe, „Historicism and the Symbolic Imagination in Nazarene Art," *The Art Bulletin*, Vol. LXXXIX, No. 1, 2007, 81–107. Der Artikel befaßt sich mit dem philosophischen und theologischen Hintergrund der nazarenischen Kunst, ihrem internationalen Einfluss auf die Entwicklung moderner Kunst wie der Konzeptkunst.

117) Grewe, pp. 82, 83, 88.

langer Dauer. Noch in den 1960 Jahren schrieb Gérard Morisset in seinem Buch über die frühe Malerei in Québec:

> C'est encore par l'image que les Allemands exercent une véritable tyrannie sur le goût en Nouvelle-France. L'art de Cornélius, de Schnorr et d'Hoffmann, de tous ces peintres à la fois sentimentaux et empesés dont la pleurnicharde Bavière tire sa gloire, déferle sur la Nouveau Monde en une vague d'un goût douteux et envoûte les bonnes âmes éprises de romantisme. Les journaux et les revues, les calendriers et les publications pieuses, les image édifiantes et les reproductions de tableaux de genre témoignent du succès de cette entreprise commerciale à prétentions artistiques.[118]

Wie ist nach dem eher bescheidenen Beginn in Rom dieser bemerkenswerte Aufstieg der Nazarener zu einer « wahrhaften Tyrannei », wie es Morisset empfand, zu erklären? Seine Anklage zeigt genau, wie erfolgreich sie mit ihrem Anliegen waren, ihre Kunst bekannt und einem großen Kreis leicht zugänglich zu machen. Einer der neuesten Versuche, diese Bewegung zu verstehen, wird in dem Katalog *Religion Macht Kunst: Die Nazarener*, unternommen, wo die Ansicht vorgebracht wird, diese Gruppe sogar als Sezessionisten und Vorläufer der Konzeptualisten anzusehen.[119] Das bevorzugte Medium, ihr ehrgeiziges Ziel zu realisieren, war die Wandmalerei, bei deren Wiederbelebung sie instrumental mitbeteiligt waren. Ihre Akzeptanz nahm in deutschsprachigen Ländern schnell zu. Religiöses Bewußtsein, zusammen mit dem Ziel der Restauration, bestärkte auch in anderen Ländern den Wunsch, eine patriotische Kunst zu entwickeln. Um 1840 hatten diese Faktoren die Wandmalerei zu einer internationalen Bewegung werden lassen. Als höchste Kunstform angesehen, wurde Wandmalerei eingesetzt, um öffentliche Räume wie Parlamentsgebäude, Rathäuser, Theater- und Opernhäuser, Museen und Kirchen auszuschmükken.[120]

---

118) Morisset, p. 137.

119) *Religion Macht Kunst: Die Nazarener*, Max Hollein und Christa Steinle, eds., Ausst. Kat., Schirn Kunsthalle (Frankfurt: Walther König, 2005), pp. 43, 101, 215. Margaret Howitt, Vol. 2 (1833–1869) über *Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und anderen Documenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert…*, ed. Franz Bindner (Bern: Herbert Lang, 1971), pp. 112–16. Andrews, pp. 71–85. William Vaughan, *German Romanticism and English Art* (New Haven and London: Paul Mellon Centre for Studies in British Art / Yale University Press, 1979). Günter Metken, „Ein nationaler Stil? England und das nazarenische Beispiel," in: *Die Nazarener* (Frankfurt, 1977), pp. 355–64. Henri Dorra, „Die französischen Nazarener," in: ibid., pp. 337–54. Bruno Foucart, *Le Renouveau de la Peinture Religieuse en France (1800–1860)* (Paris: Artena, 1987). Gerhard Ringhausen, „Zur Rezeptionsgeschichte der Nazarener-Kunst, Bildwerke für den Religionsunterricht," in: *Städel-Jahrbuch*, Vol. VII (1979), pp. 251–70.

120) Clare A.P. Willsdon, *Mural Painting in Britain 1840–1940* (Oxford: Oxford University Press, 2000). Auch in Kanada gewann die Wandmalerei zunehmend an Bedeutung,

In England war die Wiederbelebung der Wandmalerei eng mit den Idealen der Nazarener verbunden. Die beiden christlichen Hauptbefürworter, die Oxford-Bewegung (Oxford Movement) und die Anhänger der Ekklesiologie (Ecclesiologists), teilten das Bedürfnis, religiöse Kunst wieder zu beleben. Der Weg dazu war vorbereitet durch die Werke zweier französischer Autoren, die Verbindung zu England hatten, Alexis François Rio und Comte Charles Forbes René de Montalembert, dazu kamen die Schriften wie die *Sketches of the History of Christian Art* von Lord Lindsay.[121]

Die säkular ausgerichtete Seite der englischen Gesellschaft trat für die „Kunstpolitik" König Ludwigs mit der Idee ein, öffentliche Kunst und Kunsterziehung zu verknüpfen. Bestärkt durch den Architekten August Welby Pugin (1812–1852) und dem Künstler Ford Madox Brown (1821–1893) unter anderem auch mit der kräftigen Unterstützung von Prinz Albert, beschloss man, die Gebäude des Parlaments mit der hohen Kunst der Wandmalerei auszuschmücken. Der schottische Maler William Dyce (1806–1864) war einer der stärksten Befürworter dieses Projekts. Er hatte Overbeck schon in Rom kennengelernt. Cornelius und Schnorr von Carolsfeld wurden von dem weitgereisten Charles Eastlake konsultiert. Er war Maler, Verfasser von kunsthistorischen Arbeiten, später Präsident der Royal Academy und der erste Direktor der National Gallery.[122] Während seines Romaufenthaltes hatte er Verbindung zur deutschen Künstlergruppe und sein Wissen über die nazarenische Kunst war bis ins Detail beachtlich.

In Frankreich erlebte die Religion nach den beunruhigenden Jahren der Revolution und dem Ersten Kaiserreich (Premier Empire) einen Aufschwung. Eine lebhafte Debatte entwickelte sich über Notwendigkeit, Inhalt und Form religiöser Kunst, wobei diverse Stimmen sich zu diesem Thema äußerten. Eine der einflussreichsten Kräfte, die zugleich eng mit den Zielen der ultramontanen Bewegung verbunden war und die sich ausführlich zum Thema der religiösen Kunst äußerte, war die Gruppe um Rio und Montalembert. Beide waren in Rom gewesen und hatten dort Werke der Nazarener gesehen, beide hatten Verbindungen zu deutschen Intelektuellen mit ähnlichen Zielen. Rio verbrachte zwei Jahre in Deutschland. Während seines Aufenthaltes in München verkehrte er im Kreis der Wortführer des zeitgenössischen Katholizismus wie Döllinger, Görres, Rumohr und Schelling. Der Einfluss von Rios *De l'art Chrétien*, dessen erster Band unter dem Titel *De la Poésie Chrétienne dans son principe, dans sa matière et dans ses formes* (1836 erschienen), war weitreichend. Von

---

siehe Marylin McKay, *A National Soul, Canadian Mural Painting 1860s–1930s* (Montreal: McGill–Queen's University Press, 2002).

121) Willsdon, pp. 215–25. Andrew, pp. 75–85.

122) Andrew, pp. 76–85. Vaughan, p. 7. Was das deutsche Vorbild bei der Wandmalerei für das englische Parlament betrifft, siehe Kathleen Curran, „Gärtners Farb-und Ornamentauffassung und sein Einfluss auf England und Amerika," in: *Friedrich von Gärtner: Ein Architektenleben 1791–1847. Mit den Briefen an Johann Martin von Wagner*, ed. Winfried Nerdinger, Ausst. Kat., Münchener Stadtmuseum (München: Klinkhardt & Biermann, 1992), p. 197. Willsdon, pp. 44–59.

gleicher Bedeutung war Montalemberts Buch *Du vandalisme et du catholicisme dans l'art*, sein Artikel „De l'état actuel de l'art religieux en France," dazu seine zahlreichen Beiträge zu Publikationen wie die *Revue des Deux-Mondes* oder *L'Avenir* von Félicité Lamennais.[123] Durch Montalemberts Bemühung wurde Overbeck 1834 korrespondierendes Mitglied der Académie des Beaux-Arts und Cornelius erhielt 1838 denselben Status. König Louis-Philippe I. (1773–1850) verlieh ihm die Légion d'honneur und die Akademie hielt ihm zu Ehren ein Banquet.[124]

Das nazarenische Gedankengut fand an der École des Beaux-Arts in Lyon das günstigste Klima. Zu den Ausübenden der religiösen Kunst, die als Schüler der „École lyonnaise" angesehen werden, zählen Victor Orsel (1795–1850), der „französische Nazarener," Edme Camille Martin-Daussigny (1805–1878), Louis Janmot (1814–1892), und Hippolyte Flandrin (1809–1864) (obwohl dessen Zugehörigkeit mitunter umstritten ist.)[125]

Der Einfluss der Printmedien

Der weitreichende Erfolg und langanhaltende Einfluss nazarenischer Kunst war zum großen Teil ihrem extensiven Einsatz der Druckmedien zu zuschreiben. Reproduktionen nach Cornelius, Hess, Schraudolph, Rethel, Deger, Steinle, Führich, um nur wenige zu nennen, konnte man in fast allen europäischen Ländern, sowie in Nordamerika finden.[126] Das Werk von Schnorr von Carols-

123) Alexis François Rio, *De l'Art Chrétien*, 2. vols. (Paris: Debécourt, 1836–55). Charles Forbes René, Comte de Montalembert, *Du vandalisme et du catholicisme dans l'art* (Paris: Debécourt, 1839). Montalembert, „De l'état actuel de l'art religieux en France," 1837, nachgedruckt in: *Mélanges d'Art et de Littérature* (Paris, 1861).

124) Zitiert von Dorra : bzgl. Overbeck, p. 352, note 25 (1844 wurde Overbeck zum Auslandsmitglied ernannt); bzgl. Cornelius, p. 339.

125) Bzgl. Orsel, siehe Howitt, vol. II., p. 116. Dorra, p. 343; Bruno Foucart, „Saint Hippolyte Flandrin," *Hippolyte, Auguste et Paul Flandrin: une Fraternité Picturale au XIXè Siècle*, Ausst. Kat. (Paris: Réunion des musées nationaux, 1984), pp. 42, 43. Marius Audin and Eugène Vial, in: *Dictionnaire des Artistes et Ouvriers d'Art du Lyonnais* (Paris: Bibliothèque d'art et d'archéologie, 1918), Vol. 1, pp. xv, xvi. Marie-Claude Chaudonneret, „Y a-t-il une école lyonnaise?," in: *Les Muses de Messidor: Peintres et Sculpteurs Lyonnais de la Révolution à L'Empire*, Ausst. Kat. (Lyon: Le Musée, 1989), pp. 38–41. Élisabeth Hardouin–Fugier and Étienne Grafe, *La Peinture Lyonnaise aux XIXe Siècle* (Paris: Éditions de l'amateur, 1995). Sylvie Ramond et al., *Le Temps de la Peinture: Lyon 1800–1914*, Ausst. Kat. Musée des Beaux-Arts de Lyon (Lyon: Fage, 2007).

126) Für Druckgraphik siehe Sigrid Metken, „Nazarener und ‚nazarenisch', Popularisierung und Trivialisierung eines Kunstideals," in: *Die Nazarener* (Frankfurt, 1977); Günter Metken, pp. 359ff.; Dorra, pp. 350ff.; Vaughan, pp. 23–29. Christa Pieske, *Bilder für Jedermann: Wandbilddrucke 1840–1940* (München: Keyser, 1988). Martin Kunz, ed., *Ich male für fromme Gemüter: zur religiösen Malerei im 19. Jahrhundert*, Ausst. Kat. (Luzern: Kunstmuseum Luzern, 1985), pp. 112–18. Max Tauch, ed., *Klei-*

feld war wohl bekannt, besonders seine Bibel in Bildern, die vielen Künstlern als Inspiration diente.[127]

Friedrich Overbeck, der als geistiges und künstlerisches Oberhaupt der Nazarener angesehen wurde, war natürlich umfangreich publiziert. Einige seiner Werke und auch die anderer nazarenischer Künstler waren in Raczynskis *Histoire de l'art moderne en Allemagne* abgebildet, eine Publikation, die in Frankreich und England gelesen wurde. In den *Monuments de l'histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie* von Montalembert, war eine Zeichnung der Heiligen, ein Geschenk von Overbeck an den Autor, reproduziert. Overbeck entwarf auch die Illustrationen für die *Heures Nouvelles*, die bis 1914 aufgelegt wurden und die in Frankreich, Belgien und Polen, aber auch in England und den Vereinigten Staaten gelesen wurden.[128] Andere Werke oder Zyklen von Overbeck, wie die *Vierzig Evangelische Darstellungen aus dem Neuen Testament* und *Die Zwölf Apostel und vier Evangelisten*, wurden von Schulgen-Bettendorf, einer Verlagsanstalt mit einer Niederlassung in Paris, herausgegeben.[129] Schulgen arbeitete mit dem 1841 gegründeten „Verein zur Verbreitung religiöser Bilder" zusammen, dessen Mandat es war, religiöse Bilder von anerkannten, alten und neueren Künstlern zu verbreiten. Nach fünfundzwanzig Jahren hatte Schulgen sieben Millionen Bilder produziert. Die meisten wurden in Deutschland verkauft, aber sie fanden ebenso ihren Weg nach Frankreich, Holland, Belgien, England und Amerika. 1865 schrieb Napoléon Bourassa in seiner „Causerie Artistique" von einem Versuch, in Montreal Wandmalereien nach Vorlagen

---

ne Bilder – grosse Wirkung: religiöse Druckgraphik des 19. Jahrhunderts, Ausst. Kat. (Neuss: Clemens-Sels-Museum, 1997).

127) Danielle Barbeaux-Fouilloux, „La Bible et l'art," in: *Le monde contemporain et la Bible*, eds. Claude Savart und Jean-Noël Aletti (Paris: Beauchesne, 1985), p. 237. Fels, p. 95. Willsdon, p. 225. Re: Schnorr von Carolsfeld's *Bilderbibel* (1860 in Großbritannien publiziert), siehe Andrews, p. 66. Cordula Grewe, *Painting the Sacred in the Age of Romanticism* (Surrey, UK; Burlington, VT: Ashgate, 2009) pp 203–251.

128) Athanase Raczynski, *Histoire de l'art moderne en Allemagne*, 3 vols. (Paris: Jules Renouard, 1836–1841). Howitt, Vol. II, pp. 160–67, 416ff. Pierre-Nérée Dassance (Abbé), *Heures nouvelles. Paroissien complet latin-français, à l'usage de Paris et de Rome* (Paris: L. Curmer, 1841); auch publiziert als *Passion de N.S. Jésus-Christ, suivant la concorde des quatre Évangélistes. Précédée d'un pèlerinage à Jérusalem, illustrée par F. Overbeck* (Paris: L. Curmer, 1843). Jens Christian Jensen, „Bemerkungen zu Friedrich Overbeck," in: Blühm, p. 13.

129) Howitt, Vol. II, pp. 168–74, 426–27; bzgl.: Twelve Apostles, pp. 150; 423. *Darstellungen aus den Evangelien, nach vierzig Originalzeichnungen von Friedrick* [sic] *Overbeck* (Düsseldorf: A.W. Schulgen, 1850–54). Friedrich Overbeck, *Darstellungen aus den Evangelien nach vierzig Originalzeichnungen im Besitze des Freiherrn Alfred von Lotzbeck auf Weihern* (Düsseldorf: A.W. Schulgen, 1850–52).
I Nazareni a Roma, Ausst. Kat., Galleria Nazionale d'Arte Moderna (Roma: De Luca, 1981), p. 192.
Judith Bronkhurst, *William Hunt, a Catalogue Raisonné* (New Haven and London: Paul Mellon Centre for Studies in British Art / Yale University Press, 2006), Vol. I, pp. 123–25. Bzgl. die Apostel und Evangelisten, siehe Peter Mayr, „Der Verein zur Verbreitung religiöser Bilder in Düsseldorf," in: Tauch, p. 40.

von Düsseldorfer Malern zu schaffen, was beweist, dass die Drucke von Schulgen auch Kanada erreicht hatten.[130] Es gab andere Verlage, die Drucke derselben Art herstellten und verbreiteten, z.B. Georg Joseph Manz in Regensburg und Benziger in Einsiedeln.

1960, fast ein Jahrhundert später, klagte Morisset über die „echte Tyrannei", die die Deutschen auf den Kunstgeschmack des neunzehnten Jahrhundert in Québec mittels ihrer Druckgraphik ausübten. Eine umfassende Studie zu diesem Thema steht noch aus.[131] Bekannt ist, dass Daniel Müller 1865 bei der Wanddekoration von Le Gesù in Montréal nazarenische Vorbilder verwandte.[132] Was Bourassa betrifft, so hatte er keine Einwände gegen diese Praxis, solange der Einsatz von Vorlagen nicht unpassend und ungeschickt war. Bourassa bewunderte Overbeck sehr und gab das nazarenische Gedankengut an seine Schüler weiter.[133] Es überrascht daher nicht zu erfahren, dass François-Édouard Meloche (1855–1917) sich stark an Schnorrs Bilder Bibel orientierte, als er Kirchen wie Notre-Dame-de-la-Visitation in Champlain oder die Kapelle von Notre-Dame-de-Bon-Secours in Montréal dekorierte.[134] Auch entkam Charles Huot (1855–1930) dem deutschen Einfluss nicht, wie sein Zitat des Jüngsten Gerichts von Cornelius in seiner Wandmalerei mit dem gleichen Thema in der Kirche von Saint-Sauveur in der Stadt Québec zeigt.[135] Ein anderes, nicht sehr bekanntes Beispiel sind einige Apostelstatuen im Musée national des beaux-arts du Québec. Ursprünglich hielt man sie für Arbeiten von Louis-Philippe Hébert (1850–1917), jetzt sind sie Charles-Olivier Dauphin (1807–

130) Ibid., p. 34. Cardinal von Westminster Nicholas Patrick Stephen Wiseman (1802–1865) war so beeindruckt von den Bildern, dass er sie in England nochmals nachstechen ließ. Siehe Ludwig Gierse, „Die Anfänge des Vereins zur Verbreitung Religiöser Bilder in Düsseldorf," in: *Düsseldorfer Jahrbuch*, Vol. 64 (1993), pp. 160, 162. Catherine Rosenbaum-Dondaine, *L'image de pieté en France: 1814–1914*, Ausst. Kat. (Paris: Musée-galerie de la SEITA, 1984). Joyce C. Polistena, *The religious paintings of Eugène Delacroix (1798–1863): the initiator of the style of modern religious art* (Lewiston, N.Y.: Edwin Mellen Press, 2008) pp. 191–199.
Ginette Laroche, „Les Jésuites du Québec et la diffusion de l'art chrétien, l'église du Gesù de Montréal, une nouvelle perspective," *The Journal of Canadian Art History / Annales d'histoire de l'art canadien*, Vol. 14, No. 2 (1991), p. 12, note 25. Napoléon Bourassa, „Causerie artistique," in: *La Revue Canadienne*, Vol. 2, No. 6 (June 1865), p. 378.

131) Morisset, p. 137.

132) Laroche-Joly, pp. 134–38.

133) Bourassa, pp. 377–79.

134) Patricia Simpson and Louise Pothier, *Notre-Dame-de-Bon-Secours, une chapelle et son quartier* (Montréal: Fides, 2001), p. 115. Cécile Belley, *François-Edouard Meloche (1855–1941), muraliste et professeur et le décor de l'église Notre-Dame-de-la-Visitation de Champlain* (microforme, Ottawa, Bibliothèque nationale du Canada, 1990), M.A. Thesis, Concordia University, Montréal, 1989.

135) Jean-René Ostiguy, *Charles Huot*, Canadian Artists Series 7 (Ottawa: National Gallery of Canada, 1979), fig. 3, fig. 4. Sylvain Allaire, „Les tableaux de Charles Huot à l'église Saint-Sauveur," in: *Bulletin Annuel* 2 (Ottawa: National Gallery of Canada, 1978–79), pp. 22–25.

1874) zugeschrieben. Unabhängig davon, wer der Künstler war, den meisten dieser Skulpturen dienten Overbecks Drucke der Apostel als Vorlage.[136]

Ein frühes Wandmalereiexempel in den Vereinigten Staaten, das einen ganzen Zyklus von Bildern nach Werken alter Meister und solchen aus jüngster Vergangenheit enthält, ist die Bowdoin College Chapel in Brunswick, Maine. Lamprecht folgte dieser Methode sein ganzes Leben.[137] Auch in Deutschland gab es eine große Zahl von Künstlern bis gut ins 20. Jahrhundert, die in verschiedenen historisierenden Stilen arbeiteten und die sich von bekannten und beliebten Modellen der jeweiligen Perioden inspirieren ließen.

Es war nicht nur Mangel an Kreativität, der diese Ausübenden der christlichen Kunst so traditionell arbeiten ließ. Einer der Hauptgründe für ihre Ausdrucksweise waren die vorgegebenen Rahmenbedingungen, die Haltung, Ansichten und Vorschriften ihres wichtigsten Auftraggebers, die Katholische Kirche. Die Kirche lehnte es ab, theologische Angelegenheiten durch die Moderne in Frage zu stellen. Besonders strikt achtete sie auf Beibehaltung ikonographisch vertrauter Kleidung. Idealisierte Vorschriften, die sich über Jahrhunderte herausgebildet hatten, ermöglichten keinen leichten Übergang zu neuen Ausdrucksweisen verschiedener Stile. Ihr dornigstes Problem war, sozialkritische Tendenzen zu akzeptieren.[138] Dazu kam, dass die Kirche darauf bestand, ihre Bilder hätten schön und erbaulich zu sein. Man mutmaßte, dass „Der arme Arbeiter…durch den Anblick einer Heiligenstatue, eines religiösen Gemäldes über die Niedrigkeit und Noth seines eigenen Lebens emporgehoben würde zu Gott, in bessere Welten."[139]

Ähnliche Bedingungen herrschten in Québec und es ist daher nicht verwunderlich, dass Lamprecht, Traditionalist durch Ausbildung und Neigung, den Ansprüchen seiner kirchlichen Autoritäten entsprach. Die Dekoration in Saint-Romuald kann nicht als modern oder besonders originell angesehen werden, da sich der Künstler, was Programm und Bildmaterial betrifft, weitgehend auf bereits bekanntes Material zu stützen hatte. Nichtsdestoweniger, für die kleine Gemeinde von Saint-Romuald d'Etchemin, für die Provinz Québec und sogar für Kanada ist man versucht zu sagen, dass das von Curé Sax 1867 gewählte dekorative Programm in vieler Hinsicht dennoch kühn und modern erscheint, besonders unter den Aspekten von Stil, Größenordnung und Technik.

---

136) Québec, Musée national des beaux-arts du Québec. Dank an Bernard Mulaire, der mich auf diese Skulpturen aufmerksam machte. Elgin van Vaassen wies darauf hin, dass den meisten Skulpturen Overbecks Drucke als Vorlage dienten.

137) Curran 2003, pp. 274, 275. Beispiele für Lamprecht: Chapel of the Foundling Asylum, New York, Altargemälde nach Raffaels *Disputà* (Yearly Report of Foundling Asylum 1870–73, pp. 28–31.) Siehe auch unten Anm. 175 . Cathedral of the Holy Name, Chicago, 1893, *Transfiguration* nach Raffael und Motiven von Schraudolph. Siehe auch Anm. 168.

138) Fels, pp. 77, 78.

139) Zitiert nach Fels, p. 78. (Paraphrasierter Text des Priesters und späteren Bischofs von Rottenburg-Stuttgart, Paul von Keppler (1898–1926).

Die Übernahme der Wandmalerei in Québec

Zugegeben, bereits in den späten 1830er Jahren unternahm der italienische Maler Angelo Pienovi (1773–1845) in Montréal einige Versuche dekorativer Wandmalerei.[140] Weiters ist bekannt, dass es von etwa 1840 bis 1864 einen deutschen Maler in der Stadt gab, der Wandmalerei ausübte. Gemäß Bourassa war er ein mittelmäßiger Maler: „Le brave allemand [qui] n'était qu'un bon décorateur de café-chantant." Heldt war des Malers Namen, wie man aus anderen Quellen erfährt. In absteigender Zustimmung beschreibt Bourassa drei Kirchen, wo Heldts ungeschickte Versuche zu sehen waren. Das erste und am besten befundene Werk befindet sich in der Kapelle des Hôtel Dieu (wegen seiner Lage oft auch Mont Sainte-Famille genannt). Das ikonographische Programm zu rekonstruieren, wäre schwierig, da die Wandmalereien nicht mehr erhalten sind, ausgenommen die Grisaillen in der Kuppel. Es gibt jedoch ein altes Foto in der Notman Sammlung, das einen größeren Ausschnitt der originalen Dekoration zeigt.[141] Was ins Auge fällt, ist das große Wandbild im oberen Teil der Wand hinter dem Hochaltar. Das beherrschende Motiv ist eine architektonische, vermutlich römische Struktur - eine Anspielung auf das Kolosseum mit seinen christlichen Märtyrern. Die Zusammenstellung der Motive ist etwas ungewöhnlich und die malerische Ausgestaltung blieb zudem auf den Chor beschränkt. Heldts Dekoration ist in keiner Weise zu vergleichen mit der 1865–66 von Daniel Müller verwirklichten aufwendigen Ausmalung für Le Gesù mit einem umfassenden ikonographischen Programm, oder mit der 1868–69 von Lamprecht geschaffenen für Saint-Romuald. Für ihre Zeit war die Dekoration im Hôtel Dieu jedoch beträchtlich und sie zeugt offensichtlich von einer willkommenen Übernahme der Kunst der Wandmalerei in Québec, die in Europa längst en vogue war. Nach dem Hôtel Dieu war Heldt in der irischen Kirche Saint Patrick aktiv. Die letzte und eindeutig am wenigsten erfolgreiche Arbeit war die in der Kirche Sainte Anne. Bourassa weigert sich, das letzte Projekt überhaupt zu besprechen, weil er seinen „Kollegen" (confrère), wie er Heldt ironisch nennt, anklagt, nichts anderes als seine Pinsel daran gereinigt zu haben als er das Gewölbe dort malte. Ehrlicherweise schiebt er nicht alle Schuld auf Heldt. Ihm ist bewusst, dass die meisten Auftraggeber wenig Geduld und oft keinen Geschmack haben. Auch die damals fehlende Bereitwilligkeit, Geld für Kunst auszugeben, klagt er an. Bourassa versäumt nicht die Gelegenheit, auf diese Mängel seiner Mitbürger hinzuweisen.

Es scheint, dass Heldts „Erfindungen" nur daraus bestanden, andere Künstler verschiedenster Stilrichtungen zu kopieren. Bourassa erwähnt einen Gott-

---

140) Dominique Deslandres et al., eds., *Les Sulpiciens de Montréal: une histoire de pouvoir et de discrétion 1657–2007* (Montréal: Fides, 2007), p. 546. David Karel, „Angelo Pienovi," *Dictionary of Canadian Biography* (Toronto: University of Toronto Press, 1966–), Vol VII (1836–1850), pp. 696, 697.

141) Montréal, Musée McCord, Notman Photographic Archive: Chapelle, Hôtel-Dieu, Montréal, 1911, VIEW–11533.

vater mit byzantinisierenden Gesichtszügen, Kopien nach den Düsseldorfer Malern, wobei er höchstwahrscheinlich die Publikationen von Schulgen meint und dazu Künstler, die deutlich dem Stil von Cornelius verfallen waren.

Andere Vorlagen, die Heldt zur Inspiration dienten, waren Murillo, Raffael und Domenichino. Aber es ist nicht nur der Umstand, dass Heldt nach Kopien arbeitete, den Bourassa kritisiert, sondern deren Kombination. Zugegeben, die Ausführung ließ zu wünschen übrig, aber der Hauptgrund seiner Unzufriedenheit war nach Bourassa der Mangel an Stilgefühl bei der Zusammenstellung vorhandener Vorlagen.[142]

Ornamentale Malerei und Thiens Arbeit in Saint-Romuald

Die Kunst der Ornamentmalerei erfordert eine eigene Art des Einfühlungsvermögens. Viel zu oft ist diese Gattung der Kunst unterbewertet, da sie als Ergänzung der figurativen Wandmalerei angesehen wird. Aber, ob ein Innenraum grösser oder kleiner, heller oder dunkler oder in veränderten Proportionen erscheint, das hängt in erster Linie von der Arbeit des Ornamentmalers ab. Kurz gesagt, die gemalte Dekoration kann den Eindruck eines Interieurs steigern oder ruinieren, wie dies Eugène-Emmanuel Viollet-le-Duc (1814–1879) in seiner Abhandlung über die Malerei darlegte.[143]

Die Nachfrage für Ornamentalmalerei ging einher mit der Wiedergeburt der Wandmalerei durch die Nazarener. Viele Künstler, Architekten und Maler, die beauftragt waren, Kirchen zu bauen und auszuschmücken, zogen es vor, ihre Studien durch einen Italienaufenthalt zu vervollständigen. Zu ihnen zählten u. a. Leo von Klenze (Allerheiligen-Hofkirche, München), Friedrich von Gärtner (Ludwigskirche, München), Johann von Schraudolph (Kathedrale in Speyer), Ernst Deger (1809–1885), zusammen mit den Brüdern Andreas (1811–1890) und Karl Müller (1818–1893) und Franz Ittenbach (1813–1879) (Apollinariskirche, Remagen). Dort konnten sie nicht nur die Architektur, die Gemälde und Wandmalereien im einzelnen betrachten, sondern komplette dekorative Ausstattungen von Kircheninnenräumen rezipieren. So sind Gärtners Pastiches einiger Gewölbedekorationen anschauliche Beispiele seiner Studien in Italien.[144] Kathleen Curran weist in ihrem Buch über den Rundbogenstil darauf hin, dass Gärtner bereits in den frühen 1820er Jahren sich damit beschäftigte, ornamentale Muster zu untersuchen und weitere zu erfinden.[145] Sie schreibt, er habe mit den ornamentalen Dekorationen, die er schuf und einsetzte in seine Bauten der Bayerischen Staatsbibliothek und der Universität in München antizipiert, was später von Viollet-le-Duc in Frankreich, von A.W.N.

142) Bourassa, pp. 376–79. Die Wandmalerei wurde 1854 bereits in der Literatur besprochen, siehe: *Le Canadien* (zitiert nach McKay, pp. 95, 99).

143) Eugène-Emmanuel Viollet-le-Duc, *Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe siècle* (Paris: V.A. Morel, 1875–82), Vol. 7, p. 79.

144) Curran 1992, p. 193; Curran 2003, p. 77.

145) Curran 1992, pp. 191–204; Curran 2003, pp. 77–78.

Pugin, Owen Jones, und William Morris in England, wie auch von Frank Furness und Louis Sullivan in Amerika entwickelt wurde.[146]

Obwohl die Kunst der Ornamentierung seit der Antike eine lange Geschichte hat, setzt doch jede Zeit sie verschieden und nach dem jeweilig vorherrschenden Geschmack ein. So war sie im 18. Jahrhundert von der Popularität des Pittoresken beeinflusst und bereits vor Viollet-le-Duc von der zunehmenden Wertschätzung der Gotik. Der byzantinische Stil wurde wiederentdeckt und im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts nahm das Verlangen nach Stilvielfalt zu.[147] Bald gab es zahlreiche deutschsprachige Publikationen zu diesem Thema, aber englische Bücher zur Ornamentierung waren am erfolgreichsten. Einer der ersten Texte zu diesem Sujet war *Illuminated Ornaments, Selected from Manuscripts and Early Reprinted Books, from the Sixth to the Seventeenth Century* von Henry Shaw. Es wurde 1833 veröffentlicht und sofort ins Deutsche übersetzt. Die wahrscheinlich einflussreichste Abhandlung zu diesem Thema war jedoch das 1856 publizierte Werk *The Grammar of Ornament* von Owen Jones.[148]

Oft, speziell bei neugebauten Kirchen, gehörte Ornamentmalerei zur Aufgabe des Architekten oder stand zumindest unter dessen Kontrolle. In München war es der Architekt Gärtner, zum großen Missfallen von Cornelius, der die Ornamentierung für die Ludwigskirche entwarf. In Montréals Le Gesù scheint der Impetus zur malerischen Ausgestaltung in trompe-l'oeil, sowie auch die Wahl des Malers Daniel Müller vom Architekten Patrick C. Keely (1816–1896) ausgegangen zu sein. Er war aus den Vereinigten Staaten zur Verbesserung von Plänen, die von anderen entworfen waren, herbeigerufen worden.[149] Nach Quellenlage war für die Ausführung des gesamten gemalten Interieurs nur Daniel Müller zuständig. In einem Artikel jedoch, der detailliert die Wandmalerei Daniel Müllers für die Kirche der Jesuiten, Saint Michael in Buffalo, New York, beschreibt, ist erwähnt, dass die entsprechenden Rahmen-

146) Curran 1992, p. 204.

147) Guy Ahlsell de Toulza et al., eds., *Le „Gothique" retrouvé avant Viollet-le-Duc*, Ausst. Kat., Hôtel de Sully (Paris: Caisse nationale des monuments historiques et des sites, 1979). J.B. Bullen, *Byzantium Rediscovered* (London and New York: Phaidon, 2003).

148) *Illuminated Ornaments: Selected from Manuscripts and Early Printed Books from the Sixth to the Seventeenth Centuries, Drawn and Engraved by Henry Shaw; with Descriptions by Sir Frederic Madden* (London: William Pickering, 1833). Owen Jones, *The Grammar of Ornament: illustrated by examples from various styles of ornament: one hundred folio plates, drawn on stone by F. Bedford* (London: Day, 1856). Wolfgang Brönner, „Farbige Architektur und Architekturdekoration des Historismus," in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege*, Vol. 1/2, No. 36 (1978), p. 58. Wilsdon, p. 225. Curran 1992, p. 195. Curran 2003, pp. 78ff. Auguste Racinet, Introduction to *The World of Ornament: Complete Coloured Reprint of l'Ornement polychrome (1869–1888) & L'Ornement des tissus (1877)…* (Cologne and Los Angeles: Taschen, 2006).

149) Laroche-Joly, pp. 104–07. Laroche, p. 9.

einfassungen der Bilder von dessen Bruder Christian Müller ausgeführt wurden. Dies trifft höchstwahrscheinlich auch für Montréal zu.[150]

Die Situation in Saint-Romuald war jedoch anders. Dort lag zwischen der Erbauung der Kirche nach Plänen des Architekten Charles Baillairgé (1826–1906) und der Ausführung der Innendekoration eine Zeitspanne von zwölf Jahren.[151] Architekt und Maler hatten keinen Bezug mehr zueinander. In Le Gesù dient die gemalte Ausgestaltung teilweise als Ersatz für Architektur und gemalte architektonische und dekorative Ornamente täuschen Dreidimensionalität vor. Stilistisch entsprechen sie mehr der Ära des frühen Barock. Die ornamentale Dekoration in Saint-Romuald steht zur Gänze im Rahmen ihrer Zeit. Sie ist zweidimensional und ergänzend, sie unterstützt und dient der architektonischen Struktur.

Was Saint-Romuald betrifft, ist gut dokumentiert, dass die Arbeit unter drei Künstlern aufgeteilt war, der junge Duveneck nicht gezählt. Die Verantwortung für die Dekorationsmalerei **(Abb. 15)** lag ausschließlich bei Wenceslaus Thien. Seine Aufgabe war es, die Wandgemälde optisch zu einem einheitlichen Eindruck zu verbinden und die architektonische Struktur des Innenraumes dadurch hervorzuheben. Thien war am 17. Mai 1838 in Bokel in der Nähe von Aschendorf, Niedersachsen, geboren. Am 14. August 1866 kam er, zusammen mit seinem Bruder Herbert, einem Priester, in New York an. Er ließ sich in Cincinnati nieder, wo er am 16. November 1912 starb. Thien kam vermutlich über die Covington Altar Stock Building Company mit Lamprecht in Kontakt, mit der er ebenfalls assoziiert war.[152]

---

150) S. Briedeman, *Die Neue St Michael's Kirche zu Buffalo, N.Y.* (Buffalo: Aurora Office, n.d. [o.J.]). Für Christian Müller, siehe p. 10. Laroche-Joly, p. 129, note 55.
Spätere Informationen machen deutlich, dass das angegebene Datum von 1864 für die Kirche Saint Michael in Buffalo zu früh ist. Die Kirche war vor Mai 1868 nicht fertig und wurde daher später dekoriert. (Laroche, p. 23, note 14). Mein Dank gilt Ginette Laroche (-Joly), die mir großzügiger Weise eine Kopie des schwer zu findenden Artikels zur Verfügung stellte und die mir bei der Klärung verschiedener Fragen in der Chronologie bzgl. Le Gésu, Montréal, und Saint Michael's, Buffalo, half. Morisset (pp. 136, 137) spricht von „les Müller."

151) Christina Cameron, *Charles Baillairgé, Architect and Engineer* (Montréal and Kingston: McGill–Queen's University Press, 1989), pp. 69, 154. Gagné, p. 25.

152) Osnabrück, Diözesanarchiv, Kirchenbücher Aschendorf (17 July 1832). Ancestry.com, New York Passenger Lists, 1851–1891 (database online), Provo, Utah, MyFamily.com, Inc., 2003. Paul E. Ryan, *History of the Diocese of Covington, Kentucky* (Covington: Diocese of Covington, 1954), p. 887. *Cincinnati Commercial Tribune*, 15 Nov. 1912, p. 5. Paul A. Tenkotte und James C. Claypool, eds., *The Encyclopedia of Northern Kentucky* (Lexington: University Press of Kentucky, 2009). Mein Dank gilt Paul Tenkotte für seine stetige und enthusiastische Bereitschaft, schnell Fragen bzgl. Thiens Biographie zu klären. Es ist nicht klar, wer die Medaillons in den Zwickeln malte. In der Beschreibung der Kirche erwähnt Demers (1906, p. 255) sie zwischen den Arbeiten von Lang und Thien, schreibt sie aber nicht eindeutig einem der beiden Künstler zu. Während Lang und Lamprecht ihre Arbeiten signierten, sind die Medaillons ohne Signatur. Es ist schwierig, zu einer Entscheidung zu kommen, die auf stilistischen Gründen basiert, da diese Art von Bildern ziemlich gewöhnlich

Nichts ist über seine Ausbildung bekannt, aber klar ist, dass er einige Erfahrung hatte. Der Wahrheits-Freund erwähnt Vorteilhaftes über ihn und schreibt, er sei vom Bischof in Münster Johann Georg Müller (1847–1870) hoch empfohlen worden.[153] Es ist eher unwahrscheinlich, dass der junge Lehrling und Maler die Gelegenheit hatte, nach München zu kommen, um die unter König Ludwig erbauten Kirchen zu studieren. Aber es könnte gut sein, dass Thien, solange er in der Gegend von Münster war, durch Teile des Rheinlands und in die damals zu Bayern gehörende Pfalz gereist war. Dort standen fünf hervorragende Beispiele nazarenischer Wandmalereien zum Studium zur Verfügung: Der Dom zu Speyer, Wandmalereien von Philipp Veit (1793–1877) in der Kathedrale von Mainz, die Kapelle im Schloß von Rheineck von Eduard von Steinle (1810–1886) gestaltet, die Kapelle im Schloss Stolzenfels von Ernst Deger (1809–1885) und die Apollinariskirche in Remagen.[154] Wie weit Thien über die Situation in Frankreich informiert war, ist unbekannt, zu vermuten aber ist, dass er auch über deren künstlerischen Entwicklungen auf dem Laufenden war. Nachdem die Arbeit in Saint-Romuald beendet war, begab er sich im Winter 1868–69 auf eine Studienreise nach Deutschland. Von dort kehrte er mit einer Reihe von Publikationen zurück, die sich mit der Dekoration von Kirchen beschäftigen, angefangen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Unter den Projekten befand sich die Kathedrale von Monreale, Reproduktionen der St. Michaels Kirche in Hildesheim, der Ludwigskirche in München, dem Dom zu Speyer und von Viollet-le-Duc restaurierte Arbeiten in Paris.[155]

Bald nachdem die malerische Ausgestaltung in Saint-Romuald abgeschlossen war, veröffentlichte die Zeitung La Minerve eine relativ ausführliche Beschreibung des neugeschaffenen Interieurs. Der Autor beobachtet: „Autour des fenêtres, des bordures d'un goût parfait et qui sont une imitation exacte de celles de la Sainte-Chapelle à Paris."[156] Aber die „bordures", die die Bogenfenster einrahmen, gleichen in keiner Weise denen der Sainte-Chapelle. Wäre man gezwungen zu einen Vergleich, so glichen die Bordüren, die die Fenster in Saint-Romuald einfassen, im Charakter eher denen der Abtei in Saint-Denis, aber es lässt bezweifeln, ob der Verfasser von La Minerve diesbezüglich ein so detailliertes Wissen hatte.[157] Die erwähnten „Zickzack-Bordüren" (ein

---

waren und zu wenige von Thiens Arbeiten bekannt und in unverfälschtem Zustand erhalten sind, um Vergleiche zu erlauben. Die Einträge in die Bücher der Pfarrei sind nicht detailliert, aber Thien erhielt eine ziemlich hohe Summe (siehe Anm. 93).

153) *Wahrheits-Freund*, 17. Apr. 1867, p. 429; 8. Dez. 1869, p. 138. Der „Hochwürdigste Bischof" war Bischof Johann Georg Müller (1847–1870), der als Förderer der Künste angesehen wurde. Diese Information wurde mir freundlicherweise von Horst Ruth, Bischöfl. Generalvikariat Münster (2. Feb. 2004) mitgeteilt.

154) *Die Apollinariskirche in Remagen*, mit Beitr. von Wolfgang Brönner, in: Denkmalpflege in Rheinland–Pfalz: Forschungsberichte, Bd. 7 (Worms: Werner, 2005), p. 25.

155) *Wahrheits-Freund*, 14 July 1869, p. 389.

156) *La Minerve*, 7 Aug. 1869, p. 2.

157) Für schematische Zeichnungen dieser Bänder, siehe Louis Grodecki, *Les Vitraux de*

Motiv, das man in der ornamentalen Dekoration des berühmten Pariser Beispiels findet) verlaufen in Saint-Romuald parallel, von Konsole zu Konsole, zu den die Fenster komplett rahmenden ornamentalen Bändern und markieren die Zonen, an denen die Wand endet und das Gewölbe beginnt.

Obwohl diese Bänder (auch im Chor eingesetzt) nur ein sehr kleiner Teil des gesamten dekorativen Schemas von Saint-Romuald sind, besteht doch die Gefahr, dass durch solche ungenaue Bemerkungen beim Leser ein falscher Eindruck erweckt wird. Allein die Erwähnung der Sainte-Chapelle beschwört das Bild eines gotischen Innenraumes, dessen Wände völlig mit Ornamentmalerei in stark gesättigten Farben bedeckt sind, nach Art einer vielfärbigen Haut. Verschlungene Goldmuster betonen diese „Haut". Dazu kommen die Buntglasfenster, die den Innenraum gesamt in ein gedämpftes Licht tauchen und eine mystische Atmosphäre schaffen.

Der Kontrast zur Innendekoration von Saint-Romuald könnte nicht deutlicher sein. Mit dem Tageslicht, das durch große, leicht getönte Fenster strömt, entsteht zusammen durch die zwei Reihen von schlanken, eleganten und weißen korinthischen Säulen – ehemals marmoriert – und durch die drei weißen Altäre ein leichter und luftiger Gesamteindruck. Der Eindruck wird verstärkt durch Thiens Entscheidung, alle Elemente, welche die Architektur betonen, in subtilen Variationen von Grau zu halten.[158]

Um eine klare Struktur zu erreichen, benutzte der Künstler Linien und Bänder verschiedener Breiten in helleren und dunkleren Tönen, mit denen er das lange, unakzentuirte Hauptgewölbe, die Gewölbe der Seitenschiffe und die Wände gliederte. Die Ornamentmalerei in Saint-Romuald ist, von einigen Ausnahmen abgesehen, grundsätzlich zweidimensional. Solche Ausnahmen sind sehr überlegt und sorgfältig eingesetzt und nur aufmerksame Betrachter werden sie bemerken. Das Ende des Hauptgewölbes ist mit einem doppelten Fries aus dreidimensionalen Profilen (Perlstab und Zahnschnitt) akzentuiert. Es ist an dieser wichtigen Stelle und bei allen Hauptunterteilungen, die das Gewölbe im Schiff gliedern, wo Thien die Zweidimensionalität aufgab.

Um die (ursprünglich) marblierten Säulen, die Altäre und die Wandbilder optisch zu vereinen, tönte er die restlichen Wandflächen ein. Ein leichtes bis mittleres Grün und ein äquivalentes Rosa-Braun sind die beiden dominierenden Farben. Mit einer Fülle von Gradationen dieser beiden Farben, an vielen Stellen durch sich wiederholende Muster erreicht, schuf er eine farblich stimmige Atmosphäre. Die Wandflächen wurden, abhängig von ihrer Bedeutung und mit besonderem Augenmerk auf die Gewölbe, mit unterschiedlich auf-

---

Saint-Denis: étude sur le vitrail au XIIe siècle (Paris: Centre National de la Recherche Scientifique, Arts et Métier Graphique, 1976), Vol. I, p. 129.

158) Montréal, Musée McCord, Notman Photographic Archive: *Église Saint-Romuald, Saint-Romuald, QC, vers 1910* (MP-0000.1139.2). In der Fotografie, vermutlich vor der Restaurierung von 1901 ist gut ersichtlich, dass Thien die Säulen marbliert hatte. Es ist klar, dass diese originale Fassung den ungewöhnlichen Eindruck des Kircheninterieurs verstärkten und mit der gemalten Dekoration eine größere Einheit bilden würde.

wendigen Ornamenten und verschieden starker Farbigkeit akzentuiert. Die Quellen dafür sind diverser Art: Leisten nach mittelalterlichen Manuskripten, gotische Blattornamente und Kombinationen verschiedener Stile. Die Gesamtdekoration richtet sich im Ganzen nach dem Stil der Wandbilder und dem Modellmaterial, das man in deutschen Kirchen sah, die im nazarenischen Stil dekoriert waren.

Selbstverständlich erreichte Thiens Ornamentierung den Reichtum und das Raffinement der erwähnten deutschen Kirchen nicht, auch hätte es den finanziellen Rahmen des Curé Sax gesprengt. Aber die Dekoration in Saint-Romuald entsprach ganz dem, was Owen Jones in seiner dritten Proposition zum Ausdruck bringt: „As Architecture, so all works of Decorative Arts, should possess fitness, proportion, harmony, the result of all which is repose." Dass es Thien, Lang und Lamprecht gelungen war, dieses Ziel in den Augen der Kirchenbesucher zu erreichen, bringt ein Artikel in der bereits erwähnten La Minerve zum Ausdruck, wo man liest: „Ce qui frappe au premier coup d'oeil, c'est l'harmonie parfaite de couleurs … rien de trop voyant, une sobriété parfaite dans l'ensemble."[159]

Nachdem Curé Sax in die Vereinigten Staaten gereist war, um sich dort Rat zu holen und von dort Künstler ins Land gebracht hatte, ist es nicht uninteressant, die Frage zu stellen, wie sich das Projekt im Vergleich zu Dekorationen in amerikanischen Kirchen hält, wobei nicht vergessen werden darf, dass Wandmalerei in diesem Land bereits seit etwa 1850 florierte. Man denkt an Currans Beispiel von der Kapelle in Bowdoin College und sie verweist weiter auf „a host of decorators of different nationalities, most of whom remain anonymous, were practicing in the United States."[160] In diesem Rahmen kann Saint-Romuald leicht seinen Platz behaupten. Selbstverständlich muss Saint Mary's in Newark, die Kirche, in der Lamprecht seine ersten Wandgemälde malte, bei dem Vergleich mit berücksichtigt werden. Geht man von einem Druck aus, der die originale Dekoration der Benediktiner Kirche zeigt, übertrifft Saint-Romuald die Ornamentmalerei dort. Obwohl einige schablonierte Bänder und andere allgemein bekannte Motive, die in Newark eingesetzt waren, auch in Thiens Werk in Québec zu finden sind, ist der Gesamteindruck in Saint-Romuald differenzierter, reicher und mehr harmonisch. Was dem Eindruck in Saint Mary abträglich ist, sind die fehlenden Wandbilder im Hauptgewölbe. Die schräge Decke ist in große, leere Felder aufgeteilt, die bei der Ausgestaltung berücksichtigt werden mussten. Diese Flächen sind etwas zu grob und einfallslos gerahmt und nur teilweise mit Ornamenten gefüllt. Die freigelassenen Stellen im Zentrum verstärken den Ruf nach Bildern.[161]

---

159) Owen Jones, *The Grammar of Ornament* (London: B. Quaritch, 1910), p. 5. *La Minerve*, p. 2.

160) Curran 2003, pp. 271 ff., 278.

161) Ein Druck, der den Innenraum von Saint Mary's zur Entstehungszeit zeigt, in: McPadden 1992, p.13. Für die heutige Erscheinung siehe Malachy M. McPadden, O.S.B., ed., *Saint Mary's Church, Newark, New Jersey* (Newark: Newark Abbey Press, 2002), n.p.

Technik und Restaurierung

Obwohl die malerische Ausgestaltung in Le Gesù, sie ist ganz in Camaïeu gehalten, sich ziemlich von den anderen bis dato ausführten Wandmalereien unterscheidet, war sie das einzige Beispiel in Québec, von dem der Curé einige Erfahrungen ableiten konnte. Der ästhetische Gesichtspunkt war jedoch nur einer. Die andere im Raum schwebende Frage war, wie die Freskomalerei dem harschen Klima in Québec standhielte?

Freskomalerei war ein allgemein benutzter Ausdruck, der oft eingesetzt wurde, ohne die verschiedenen Ausführungstechniken der Wandmalerei zu berücksichtigen. Es ist aber allgemein bekannt, dass die Technik der al fresco Malerei in Québec nicht angewandt wurde. Bis jetzt schließt nur Ginette Laroche-Joly diese Möglichkeit für Le Gesù nicht völlig aus.[162] Obwohl man heute versucht, genau die verschiedenen Freskotechniken, al fresco und al secco, zu unterscheiden, scheinen die Nazarener und ihre Nachfolger weniger penibel gewesen zu sein und fassten die Bezeichnung Fresko etwas weiter. Analysen, die bei der Restaurierung der Apollinariskirche in Remagen angewandt wurden, ergaben, dass die Künstler ein Werk immer noch als al fresco betrachteten, auch wenn es in einer Kombination beider Techniken ausgeführt war.[163]

Ein weiterer Faktor, der in Betracht gezogen werden sollte ist, dass um die Zeit von 1850 nicht nur die Haltung gegenüber der Wandmalerei sich gewandelt hatte, sondern dass mit einer ganzen Reihe neuerer Techniken experimentiert wurde.[164] Man könnte vermuten, dass Lamprechts Ausbildung in München, in der Stadt, die führend war in der Wiederentdeckung und der Entwicklung der al fresco-Malerei, ihn für den Einsatz dieser Technik prädestiniert hätte. Er scheint es aber vorgezogen zu haben, in Öl zu malen. Was die Information zu den vielen Wandmalereien betrifft, die Lamprecht in den Jahren 1867 bis 1901 in Nordamerika schuf, so berichten einige Quellen, dass er eine auf Öl basierende Technik benutzte. Das große Triumphbogenbild in der Dominikanerkirche Saint Francis in Milwaukee, der Triumph des Christen-

---

162) Laurier Lacroix, „La peinture murale dans les églises du Québec," in: *La société canadienne d'histoire de l'église catholique, sessions d'étude 1980*, p. 95. Laroche-Joly, pp. 108 and 122, note 62. Laroche, p. 24, note 21.

163) Klaus Häfner, „Untersuchungen der Wandmalerei im Rahmen des Forschungsprogramms des BMFT," in: *Die Apollinariskirche*, pp. 223 ff.

164) Magdalena Droste, *Das Fresko als Idee: Zur Geschichte öffentlicher Kunst im 19. Jahrhundert*, Diss. Marburg/Lahn, 1977, Chap. III, „Von der Fresko- zur Wandmalerei," pp. 52ff.; Chap. IV, „Bildnormen und Autonomie," pp. 69–95. Manfred Koller, „Wandmalerei der Neuzeit," in: *Reclams Handbuch der künstlerischen Techniken* (Stuttgart: Reclam, 1990), Vol. 2, pp. 346–70. McKay, p. 17.
Bzgl. „Stereometrie," später als „Keimsche Mineralfarben" bekannt, siehe Anna Mary Howitt (Watts), *An Art-Student in Munich* (Boston: Ticknor, Teed & Fields, 1854), pp. 249 ff. Adolf Wilhelm Keim, *Die Mineral-Malerei: Neues Verfahren zur Herstellung witterungsbeständiger Wandgemälde…*, reprint of 1881 edition (Stuttgart: Enke, 1995).

tums (1877), wurde: „executed in oil with consummate skill."[165] Die große Wandmalerei hinter und über dem Altar in der Kapelle der Queen of the Rosary im Mutterhaus der Dominican Sisters in Amityville, Long Island (1880er; restauriert 1995 von Felix Chavez Inc., New York) war ebenfalls in Öl ausgeführt.[166]

Der Restaurator Anthony D'Ambrosio bezeugt, dass Lamprechts Wandmalereien in der Most Holy Redeemer Church in New York City „were not painted on canvas, but directly on the plaster.There was a great deal of water damage done to these murals, which therefore necessitated extensive plaster repair prior to their restoration."[167] Einer seiner späten Aufträge war die Holy Name-Kathedrale in Chicago, Illinois, wo Lamprecht 1893 mehr als 40 Wandbilder in Öl malte.[168] Der Vertrag vom 25. März 1896 zwischen dem Saint Joseph's Seminary, Dunwoodie, Yonkers, New York, und Lamprecht legt ausdrücklich fest, dass die erwähnten Szenen „direkt auf die Wand gemalt" und „in Öl ausgeführt" werden müssen."[169]

Curran irrt sich in ihrer Beobachtung, dass Lamprecht die Bilder in der Saint Mary Kirche in Newark auf Leinwand malte. Dennoch benutzte er gelegentlich die Technik der Marouflage. Als die alte Saint Joseph Church in Cincinnati, wo Lamprecht auch seine Spuren hinterlassen hatte, 1961 abgerissen wurde, konnten fünf der Wandbilder gerettet werden, da sie auf Leinwand gemalt und am Gewölbe befestigt waren.[170]

Allem Anschein nach wurden die Wandmalereien in Québec in Öl ausgeführt. Aber handelt es sich um Marouflagen oder malte Lamprecht direkt auf Putz? (Letzteres scheint der Fall zu sein.) Die Antwort auf diese Frage, zusammen mit detaillierten Informationen zu seiner spezifischen Technik, kann erst

---

165) Fleischmann, p. 29.

166) Felix Chavez, Inc., 109 West 27th Street, New York, N.Y. 10001. Brief von F. Chavez (1. Feb. 1997) und Telefongespräch (18. Apr. 1997): „I have restored many murals in several churches over the years but have found nothing similar to the Lamprecht technique and quality finish. His Fresco Seco [oil on plaster] technique is very common in the United States. We don't have as many ‚Fresco, Fresco' murals as in Europe, especially in Italy. *Condition Survey*: To my surprise this mural's condition of the surface is unique, compared with others I have dealt with. The surface is 98% in good shape, probably the wall was specially prepared. It could have been inspected and done specifically by Lamprecht. It is showing amazing durability through many years of pollution, smoke and other negative air agents of our time. It did not destroy the background wall preparation."

167) Brief von Anthony D'Ambrosio, 22. Feb. 1996. D'Ambrosio Ecclesiastical Art Studios, Inc. P.O. Box 609, Route 128, Mount Kisco, N.Y. 10549.

168) *100 Years, the History of the Church of the Holy Name, Chicago…* (Chicago: Cathedral of the Holy Name, 1949), n.p. Vielen Dank an Becky Sutton, die mir freundlicherweise die benötigte Information sandte.

169) New York, Archdiocese Archives, Saint Joseph's Seminary, Dunwoodie, Yonkers, N.Y., Contract, Brooklyn, N.Y., 25. Mar. 1896. Dank ebenfalls an Sister Marguerita Smith, Archivist, für ihre Hilfe.

170) Curran 2003, p. 288. *Post and Times Star* (Cincinnati), 17. Apr. 1961.

in Zukunft beantwortet werden im Zusammenhang einer sorgfältigeren Analyse anlässlich einer Restaurierung der Kirche. Während das Interieur immer noch einen ausreichend guten Eindruck bietet, richteten über die Jahre Wasserschäden und sonstige Umweltfaktoren nicht zu übersehende, ernsthafte Schäden an. Besonderen Schaden erlitten die Wandmalereien in Öl durch frühere, unsachgemäße Restaurierungen.

Es gab drei Restaurierungen des Innenraums. Für die erste existiert ein detaillierter Vertrag vom 4. Mai 1901 zwischen der Fabrique de Saint-Romuald und Henri Weidenbach, ein Künstler von der Stadt Québec. In Absatz 50 heißt es: „Faire les restorations de tous les tableaux, en peinture à l'huile, à fresque, à la colle ou autrement dans les voûtes, les plafonds, sur les murs, les corniches, les colonnes, les ornaments." In Absatz 70 ist der Künstler angehalten, er solle: „Refaire la dorure en décor tel qu'éxistant actuellement partout compris dans les voûtes, les corniches, les moulures, les ornements, les autels et autres dorures existantes actuellement, et employer de l'or de première qualité."[171] Die zweite Restaurierung wurde 1946 von Chabauty durchgeführt und die dritte fand bereits 1979 statt, offensichtlich im Zusammenhang des 125jährigen Jubiläums der Kirche.[172] Zu diesem Zeitpunkt wurden die Wandmalereien mit Firnis überzogen, was zur Folge hatte, dass größere Flächen ausgeblüht sind und somit zu einem etwas gedämpften Eindruck der Farben beitragen.[173]

Meist wurde noch im 20. Jahrhundert die religiöse Kunst der Nazarener und ihrer Nachfolger nicht geschätzt oder total abgelehnt, zahlreiche missverstandene Restaurierungen und „Modernisierungen" von Kirchen wurden durchgeführt bis hin zu totalen Abrissen. In Europa kommen dazu die Kriegsschäden. Zwei der herausragendsten Beispiele nazarenischer Kunst, die von König Ludwig I. erbauten Kirchen, die Allerheiligen-Hofkirche und die Kirche der Benediktiner, Sankt Bonifaz, wurden weitgehend durch Bomben zerstört. Im Speyerer Dom wurden, bis auf wenige Ausnahmen, bei der letzten radikalen Purifizierung 1957–61 Schraudolphs Fresken entfernt. Ein ähnliches Schicksal ereilten Lamprechts etwa vierzig Wandmalereien in der Kathedrale in Chicago: 1968–69 wurden sie mit Steinplatten abgedeckt.[174] Nur zwei Fotographien zeugen von einigen großen Wandbildern Lamprechts. Eines, stark von Raffaels Disputà inspiriert, in der Apsis des Altarraumes des Foundling Asylum in New York City. Das andere, eine Darstellung des Martyriums der hl. Agnes von Rom, befand sich in der Kapelle des Saint Agnes Convents in Fond du Lac, Wisconsin. Das Gebäude des Foundling Asylums wurde 1958

171) Archives de la fabrique Saint-Romuald d'Etchemin. Der Name des Künstlers ist im Vertrag falsch geschrieben. Er selbst unterschrieb „H. Weidenbach." Weidenbach hatte als Mitarbeiter Vasa Pacirski. (Demers 1906, p. 300)

172) *1854–1979 Annuaire paroissial de St-Romuald d'Etchemin à l'occasion du 125e anniversaire, Saint-Romuald* (Lévis, QC.: 1978), pp. 22, 23. Demers 1906, p. 300.

173) Gagné, p. 30, 33.

174) Msgr. Harry C. Koenig, S.T.D., ed., *A History of the Parishes of the Archdiocese of Chicago, Published in Observance of the Centenary of the Archdiocese 1980* (Chicago: Archidiocese of Chicago, 1980), Vol. I., p. 15.

zerstört und die alte Konventkapelle in Fond du Lac riß man zusammen mit dem gesamten Mutterhauskomplex 1975 ab. Eine Broschüre zur Kapelle der Sisters of Charity in Mount Saint Joseph, Ohio, informiert den Leser stolz, dass die Kapelle 1950–51 restauriert wurde und dass der Restaurator „made the colors more vivid, slenderized the figure of the Mary and painted over some of the angel heads".[175] Der Innenraum der Saint Mary Kirche in Newark, New Jersey, wurde ab 1978 einer drastischen Neudekoration unterzogen. Die Putzdecke war in schlechtem Zustand und wurde durch eine Holzdecke ersetzt. Die Wände wurden in Weiß und Dunkelbraun gemalt, die Ornamentmalerei übertüncht. In der letzten Phase der Erneuerung von 1986 entfernte man den Hochaltar von der Apsis und restaurierte die Bilder.[176]

Um die 1960er Jahre, als sich die ablehnende Haltung gegenüber nazarenischer Kunst ihrem Höhepunkt näherte, setzte eine Gegenbewegung ein und merklich entwickelten sich Verständnis und Wertschätzung für diese Kunst. Die erste wichtigere Ausstellung mit nazarenischer Kunst seit 1926 fand 1977 in Frankfurt, Main, statt, ein sichtbarer Ausdruck, dass sich das Blatt zu wenden begann.[177] Ein Nebeneffekt der wiedererwachenden Wertschätzung religiöser Kunst des neunzehnten Jahrhunderts war die zunehmende Erfahrung technischer Verfahren bei Restaurierungen. (Daraus ergibt sich, dass nun günstigste Bedingungen für eine sachgemäße Restaurierung des Innenraumes von Saint-Romuald gegeben wären.)

Saint-Romuald und seine Einmaligkeit

Die Kirche Saint-Romuald **(Abb. 16)** ist nicht nur bemerkenswert, weil sie eine der ersten umfangreichen Dekorationen in polychromer Wandmalerei in Québec, vermutlich von ganz Kanada enthält. Sie ist auch bemerkenswert

---

175) Das New York Foundling Asylum befand sich auf der Lexington Ave. zwischen 68th und 69th (später 175 East 68th St.). Das Foto wurde mir freundlicherweise von Sister Marilda Joseph vom New York Foundling Hospital, 590 Avenue of the Americas, New York, N.Y. 10011, gesandt. Detaillierte Information erhielt ich zusammen mit der Reproduktion einer Fotografie, die das *Martyrdom of Saint Agnes* zeigt, von Sister Jeremy Quinn, CSA, St. Agnes Convent, 475 Gilett Street, Fond du Lac, Wis. 54935. (Brief vom 14. Mar.1996). Sisters of Charity, Mount St. Joseph, Ohio, brochure: *Immaculate Conception Chapel*, Motherhouse, reprint 1994.

176) McPadden 1992, pp. 58, 66.

177) *Die Nazarener* (Frankfurt, 1977), p. 10. Die Ausstellung zu Ehren von Overbeck fand 1926 in Lübeck als Teil der 700-Jahrfeier zur Reichsfreiheit statt. Vgl. dazu: „Schwerpunkt-Sakralbau und Kirchenausstattung im Historismus. Dokumentation-Aufarbeitung-Neubewertung", in: *das münster, Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft* (Regensburg: Schnell & Steiner) 65. Jg. (2012), H. 3, pp. 153–240.
Ein weiterer Beweis der zunehmenden Wiederentdeckung und Wertschätzung nazarenischer, religiöser Kunst ist die Restaurierung und Ausstellung einiger Schraudolph Fresken im Kaisersaal des Speyerer Doms. Siehe Anm. 28.

durch die Gruppe von Künstlern, die dort in situ arbeitete oder deren Werke aus der Ferne importiert wurden. Der junge Assistent, Franz Duveneck, war Amerikaner deutscher Herkunft, der Ornamentmaler Wenceslaus Thien stammte aus Niedersachsen, die anderen kamen alle aus Bayern: die Bildhauer Georg Schneider und Johann Evangelist Riedmiller und die Maler Wilhelm Lamprecht und Josef Lang. Josef Lang, dessen künstlerische Ausbildung der Lamprechts ähnlich war, bleibt ein Rätsel. Er verschwand von der Bildfläche. Der Zyklus vom Leben des hl. Romuald in Grisaille und die große Wandmalerei in der Apsiskalotte sind eigentlich die einzigen bekannten Werke dieses Künstlers.[178] Doch während Langs Spur **(Abbn 17, 18)** sich verlor, sollte Lamprecht einer der produktivsten und gesuchtesten Maler religiöser Kunst in den nord-östlichen Regionen der Vereinigten Staaten werden. Er schuf Werke, Bilder in Öl, sowie Wandmalereien für zahlreiche religiöse Institutionen, oft in Zusammenarbeit mit den Architekten Franz Georg Himpler (1833–1916) und William Schickel (1850–1907).[179] Handgeschriebene, getippte und veröffentlichte Berichte bezeugen seinen ausgezeichneten Ruf. Als 1899 Mater Sebastian der Sisters of Charity in Mount Saint Joseph, Ohio, einen Maler für Wandmalereien suchte, informierten sie die Sisters of Charity in Mount Saint Vincent-on-the-Hudson „of Wilhelm Lamprecht's great ability as an artist and of the esteem in which he was held by connoisseurs of art in the East." In der 1948 gedruckten Geschichte der Pfarrkirche von Saint Mary in Pittsburgh, Pennsylvania, ist zu lesen von den großen Wandmalereien (die Unbefleckte Empfängnis und die Himmelfahrt Mariens): „(they) are the creations of the

178) Ohne näher auf die Frage des Einsatzes der Grisaillen im 19. Jahrhundert bei Kirchendekorationen einzugehen, kann Langs Zyklus vom Leben des hl. Romuald mit weiteren Arbeiten von Künstlern, die in diesem Text genannt wurden, in Bezug gebracht werden. Seine Grisaillen haben klare Umrißlinien und ausgeprägte Weißhöhungen. Ein Vergleich von Langs Grisaillen mit denen von Heldt in der Kapelle des Hôtel Dieu zeigt, das Heldt linear arbeitete. Beide unterscheiden sich von Daniel Müllers Camaïeux in Le Gesù. Müller setzte keine Weißhöhungen ein und seine Wandmalereien wirken weicher, gleichen Steinreliefs. Aber es gibt vergleichbare Grisaillen in der Kirche Mother of God in Covington, Kentucky. Auch wenn die Kirche 1986 erhebliche Schäden durch ein Feuer erlitt und die Bilder nach Fotografien nachgemalt werden mußten, ist klar zu erkennen, dass sie in einem mit Lang vergleichbaren Stil gehalten sind. Da vermutet wird, sie seien von Thien gemalt, ist anzunehmen, dass diese Art Grisaillen auch in der Altar Stock Building Company der gleichen Stadt praktiziert wurde.

179) Roy A. Hampton, „German Gothic in the Midwest: The Parish Churches of Franz Georg Himpler and Adolphus Druiding," in *U.S. Catholic Historian*, Vol. 15, No. 1, 1997, pp. 51–61. *The National Cyclopaedia of American Biography: being the History of the United States* (New York: James T. White, 1922), Vol. XVIII, p. 43 (Himpler). Henry F. Withey, A.I.A., and Elsie Rathburn Withey, *Biographical Dictionary of American Architects (Deceased)* (Los Angeles: Hennessey & Ingalls, 1970) (Himpler and Schikkel). New York, N.Y., New York City Landmarks Commission, Contract Books of William Schickel. Sehr vielen Dank an Gale Harris, die eine gute Anzahl von Einträgen, in denen die Zusammenarbeit zwischen Schickel und Lamprecht dokumentiert wird, transkribierte.

great Master M. Lambrecht [sic], of New York, at the time one of the first artists in the country." Die 1949 anlässlich des 100jährigen Bestehens der Kathedrale in Chicago veröffentlichte Publikation erwähnt „the famous mural artist, William Lamprecht, who was hard to secure and harder to hold to completion of his work."[180]

Zu all den ausländischen Einflüssen, die in der kleinen Gemeinde in Québec zusammentrafen, kam ein wichtiger lokaler Beitrag von hoher Qualität, die Arbeit der École de Sculpture **(Abb. 19)** in Saint- Romuald d'Etchemin. Dort wurden die Altäre von Louis St-Hilaire (1834–1877) und Ferdinand Villeneuve nach den Plänen von Schneider gebaut. Diese beiden, zusammen mit anderen aus der Schule, einschließlich Lauréat Vallière, trugen Skulpturen, Taufbecken, Pult und andere Teile der Kirchenausstattung bei. Das krönende Element im wahrsten Sinne des Wortes, denn es befindet sich auf dem Schalldeckel der Kanzel, ist der Engel des Jüngsten Gerichtes aus früherer Zeit. Diese Skulptur aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, scheint die älteste, überlieferte freistehende Skulptur zu sein, die in Nouvelle-France geschaffen wurde.[181]

Die Kunde der hervorragenden Innendekoration von Saint-Romuald verbreitete sich bald. Schon ein 1875 in Boston herausgegebener Reiseführer erklärte, dass „The Church of St. Romuald ‚is the finest on the Lower St. Lawrence,' and is celebrated for its paintings (executed in 1868–9 by Lamprech [sic] of Munich)."[182] Aber der Ruf der Kirche sollte nicht alleine der Arbeit Lamprechts zugeschrieben werden. Der Innenraum von Saint-Romuald ist eine einmalige Mischung nazarenischen Erbes mit einem ausgeprägt bayerischen Einschlag und der lokalen Tradition von Architektur, sowie Skulptur **(Abb. 20)** und anderen Arbeiten in Holz, wie sie die École de Sculpture ausführte. Die Dekoration ist Zeugnis für die gelungene Adaptierung eines fremden, künstlerischen Stils und einer noch unbekannten Technik auf lokalen Vorgaben. Sie bezeugt den Kunstsinn und die Weitsichtigkeit des Curé Sax und das hohe künstlerische Niveau der Kirchenausstattung zu dieser Zeit in Québec. Sie bringt aber auch das Engagement, das Verständnis und die Liebe der Gemeindemitglieder für ihre Kirche zum Ausdruck. Durch deren Bemühungen wurde die Kirche 2004 unter Denkmalschutz gestellt, als „Monument Historique" klassifiziert. Heutzutage gibt es nur noch wenige Zeugen religiöser Wandmalereien dieses Stils in Nordamerika und die Kirche von Saint-Ro-

---

180) See note 34, pp. 1 ff. *History of St. Mary's Parish N.S., Pittsburgh, Pennsylvania: the 100th Anniversary, December 8, 1948*, compiled by Lambert Daller, O.S.B. (n.p.). *100 Years, the History of the Church of the Holy Name*.

181) Gagné, pp. 34–43. René Villeneuve, *Du Baroque au Néo-Classicisme: la Sculpture au Québec*, Ausst. Kat. (Ottawa: Musée des Beaux-Arts du Canada, 1997), pp. 88–90.

182) Moses Foster Sweetser, ed., *The Maritime Provinces: A Handbook for Travellers…* (Boston: J.R. Osgood, 1875), p. 282 (Saint Romuald). Mein Dank gilt Charles C. Hill, Kurator an der National Gallery of Canada, Ottawa, der mir diese Information mitteilte.

muald in Saint-Romuald d'Etchemin könnte, wenn einmal restauriert, ein signifikantes Beispiel für Québec, eigentlich für ganz Kanada, sein.

Liste von Lamprechts Werken in kirchlichen Institutionen in Nordamerika (nicht vollständig)

Die Jahreszahlen beziehen sich auf Lamprechts Arbeit. Viele Daten konnten nur annäherungsweise oder gar nicht bestimmt werden. *In situ* sagt nichts darüber aus, ob sich die Werke am Originalplatz befinden, noch etwas über deren Zustand, auch nicht, ob es sich um umfangreiche Wandmalereien oder um ein einzelnes Altarbild handelt. Die Liste der aufgeführten Bauwerke beruht vorwiegend auf den Angaben von Aloysius Horn, Henry Spalding (S.J.) und den *Contract Books of William Schickel* (s. u.).

KANADA

Québec:	Lévis	--	1868–69	St-Romuald d'Etchemin (in situ)	

VEREINIGTE STAATEN VON AMERIKA

Connecticut:	Hartford	--	1891	Cathedral of St. Joseph's (abgebrannt 1956)	
	Waterbury	--	1889	Sacred Heart Church	(zerstört)
Illinois:	Chicago	--	1893	Holy Name Cathedral	(zerstört)
	Quincy	--	ca.1870?	St. Boniface Church	(zerstört)
Indiana:	Millhousen	--	1869	Immaculate Conception Church (teilweise zerstört)	
	Oldenburg	--	1872; 1898	Chapel of the Sisters of St. Francis (in situ)	
	Vincennes	--	1870	The Old Cathedral = Basilica of St. Francis Xavier (in situ)	
Kentucky:	Covington	--	1868/70?	St. Joseph's Church (zerstört)	
		--	1870	St. Paulus Kirche (nicht mehr nachweisbar)	
		--	1871	Mother of God (in situ)	

Massachusetts:	Roxbury (Boston)	--	1895/96	Basilica of our Lady of perpetual Help /Redemptorist Mission Church (1979–80 zerstört)
	Springfield	--	1894 ?	Sacred Heart Church (Horn; Spalding)
Maryland:	Baltimore	--		St. Michael Church (Horn)
	„	--	1886	St. James and St. John Church, seit
			1990	Urban Bible Fellowship Church (übermalt)
	Ellicott City	--	1895/96	St. Charles College Chapel (1911 durch Feuer zerstört)
Missouri:	St. Louis	--	1869	St. Antonius Church (1912 abgerissen)
New Jersey:	Elizabeth	--		St. Patrick Church (Horn)
	Elizabeth Port	--		Seton Hospital (Spalding)
	Hoboken	--	1892	St. Mary's Hospital Chapel (zerstört)
	Newark	--	1867	St. Mary Church/Abbey (in situ)
	Orange	--	1891/92	St. John Church (Datum ungefähr, in situ)
	Paterson	--	1890–92	Church of Franciscan Fathers (Datum ungefähr, Bilder verschollen)
Ohio:				
	Cincinnati	--	1869–70 ca.	(old) St. Joseph's Church (1961 abgerissen)
		--	1869 ca.	St. Louis Church (zerstört)
		--	1870 ca.	Old St. Mary's Church (in situ)
		--	?	St. Peter in Chains Cathedral (zerstört)
	Mount St. Joseph	--	1901	Chapel of the Immaculate Conception (in situ) (Chapel of the Sisters of Charity of Cincinnati) Columbus = (German Village)
		--	1867	St. Mary's Church (in situ)
	Hamilton	--	1871	St. Stephans Kirche (zerstört)
Pennsylvania:				
	Erie	--	?	St. Mary's Church (in situ)
	St. Marys	--	1869	St. Mary's Church (in situ)

	Philadelphia	--	1895	St. Peter the Apostle (Verbleib unbekannt)
	Pittsburgh	--	?	St. Mary's Parish Church (in situ, aber nicht sichtbar)
	Latrobe	--	1866/67	St. Vincent Archabbey, Art Collection
Rhode Island:				
	Providence	--	1889ca.	SS. Peter and Paul Cathedral (Horn, Spalding)
Wisconsin:	Fond du Lac	--	1900	Chapel of St. Agnes Church (zerstört)
	Milwaukee	--	1877/'93	St. Francis of Assisi Church (teilweise in situ)
		--	1895	St. Patrick Church (Horn, Spalding)

* * *

New York:	City			
		--	1871/72	St. Alphonsus Church (zerstört)
		--	?	Annunciation (zerstört)
		--	?	Assumption (Spalding)
		--	?	St. Fidelis Monastery (ein Bild mit Porträts einiger Franziskaner war im Pfarrhaus der alten Residenz)
		--	1884	The Foundling Asylum (1958 abgerissen)
		--	1897	Sisters of St. Francis (Spalding)
		--	1892 ?	St. Francis of Assisi Church (Horn, Spalding)
		--	1882	St. Francis Xavier Church (in situ)
		--	vor 1893	Dominican Convent of Our Lady of the Rosary (zerstört, Schickel)
		--	1890	Convent of the Sacred Heart –Sacred Heart Academy (1980 abgerissen. Bilder vermißt; Schickel)
		--	1886	St. Ignatius lower Church (Werke vermißt, Schickel)
		--	?	St. James (Spalding)
		--	1871?	St. John the Baptist (übermalt)

		--	1895	St. Joseph's Church (Horn, Spalding)
		--	1899	Our Lady of Sorrows (teilweise in situ)
		--	1893	Most Holy Redeemer Church (Schickel, in situ)
New York:	Bronx	--	1900?	St. Vincent de Paul Industrial School – now: Holy Cross School (Schickel)
		--	1892	Sisters of Charity of St. Vincent de Paul, Spuyten Duyvil, vermutl. Residenz (Bilder vermißt, Schickel)
		--	1894	Seton Hospital for Consumptives (Bilder vermißt, Schickel)
New York:	Brooklyn	--	?	St. Agnes Church (zerstört, Horn)
		--	1890	Most Holy Trinity Church (in situ)
		--	?	Convent of Mercy (Sisters of Mercy), (Bilder vermisst, Schickel, seit 2009 geschlossen)
		--	?	St. Mary's Hospital (Greenpoint) (Horn)
		--	1886	St. Catherine's Hospital (Bilder vermißt, Schickel, 1930 abgerissen)
		--	1880	Convent of Holy Cross_now Dominican Sisters, Queen of the Rosary Chapel, Amityville, Long Island, N.Y. (in situ)
		--	1900	Good Shepherd Chapel (Horn, Spalding)
	Harlem	--	1886	Queen of Angels (2007 geschlossen)
	Queens, College Point			
		--	1885	Dominican Convent (vermißt, Schickel)
New York State:				
	Amityville, Long Island			
		--	1880	Convent of Holy Cross now Dominican Sisters, Queen of the Rosary Chapel (in situ)
	Jonkers, Dunwoody:			
		--	1896	St. Joseph's Seminary (in situ)
	Yonkers:	--	1891?	Sacred Heart (abgerissen, Schickel 1891)

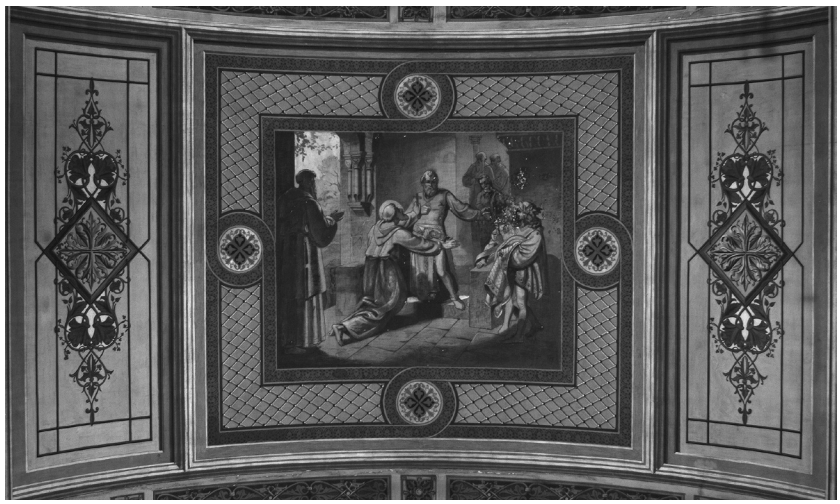
New York State: ungeklärte Angaben:
Babylon, Long Island = Amityville? (Spalding)
Hunters' Point, Long Island City = St. Mary's? (Spalding)

Quellen:

Horn, Aloysius, *He painted a Postage Stamp*, unpublished & undated manuscript.

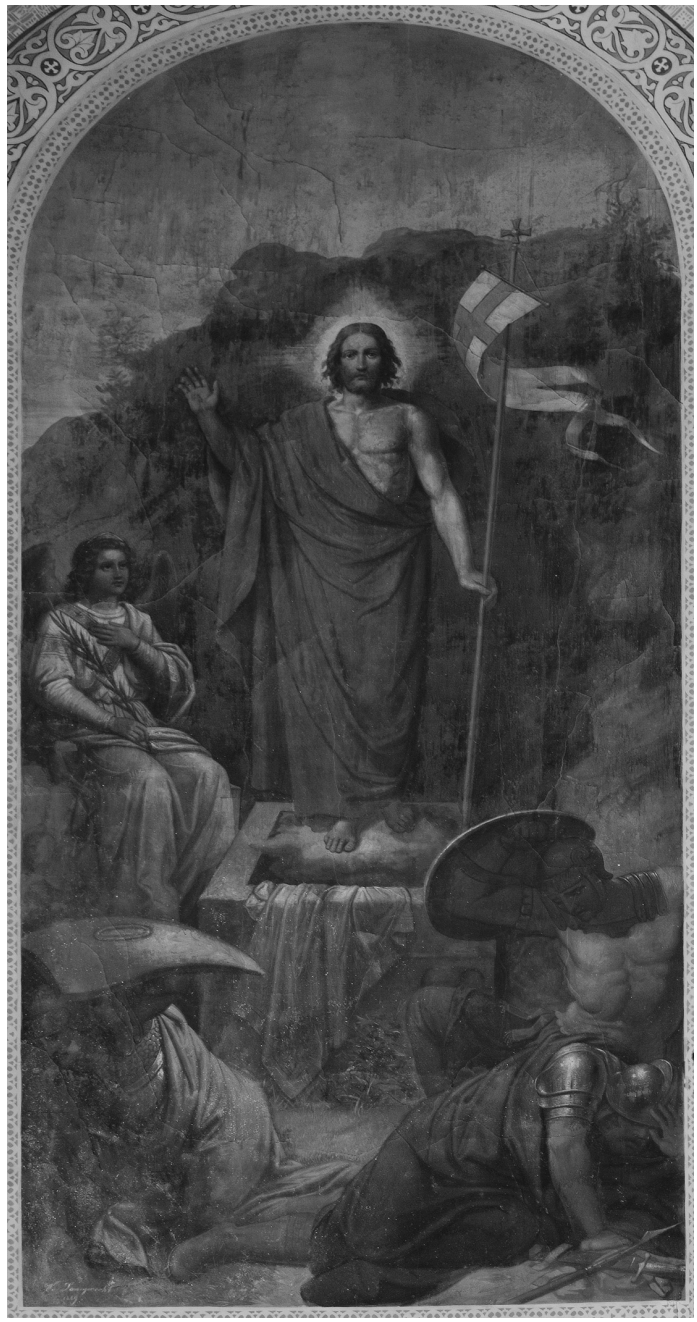
Rev. Henry Spalding, S.J., „Wilhelm Lamprecht, Artist", in: *Illinois Catholic Historical Review*, Vol. X, July, 1927, No. 1. pp. 54–58.
Schickel: *Contract Books of William Schickel*, New York City Landmarks Commission, N.Y.,N.Y.

Abbildungen:



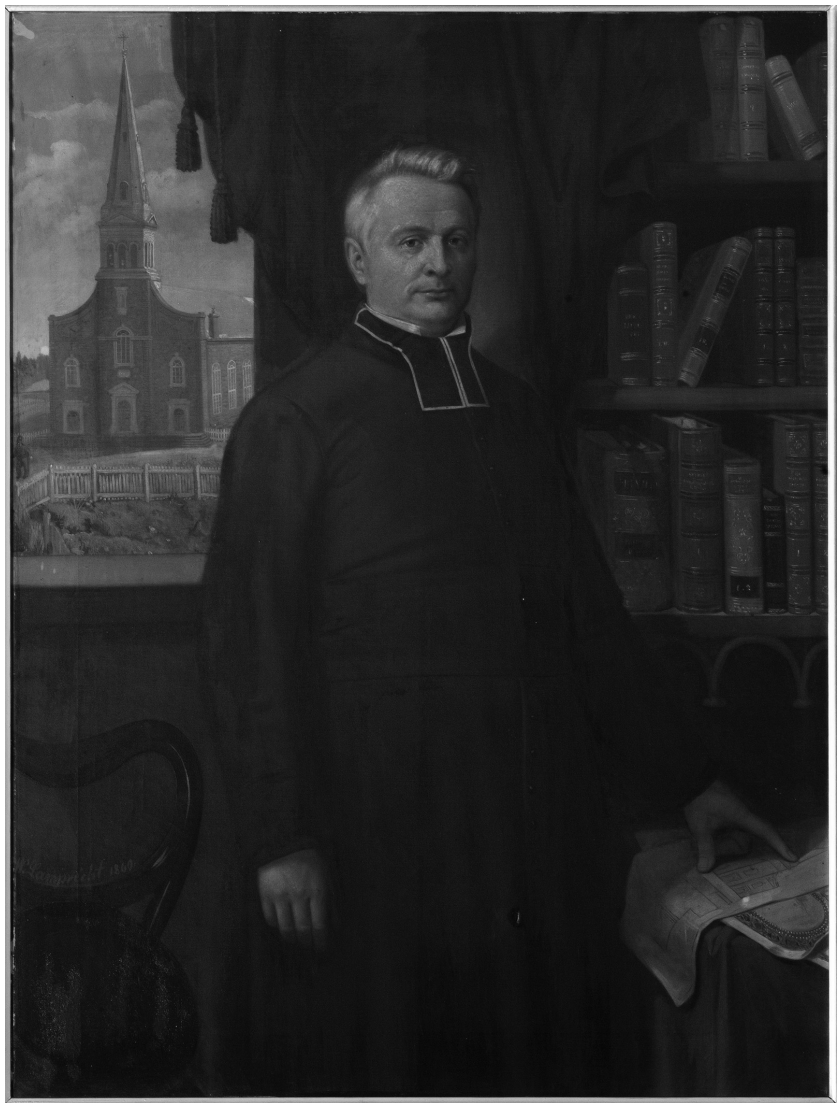
1. Romualdzyklus im Hauptschiffgewölbe: Otto III. überträgt Romuald 998 die Abtwürde von S. Apollinare in Ravenna.

2. Christi Geburt an der östlichen Presbyteriumswand



3. Auferstehung Christi an der westlichen Presbyteriumswand

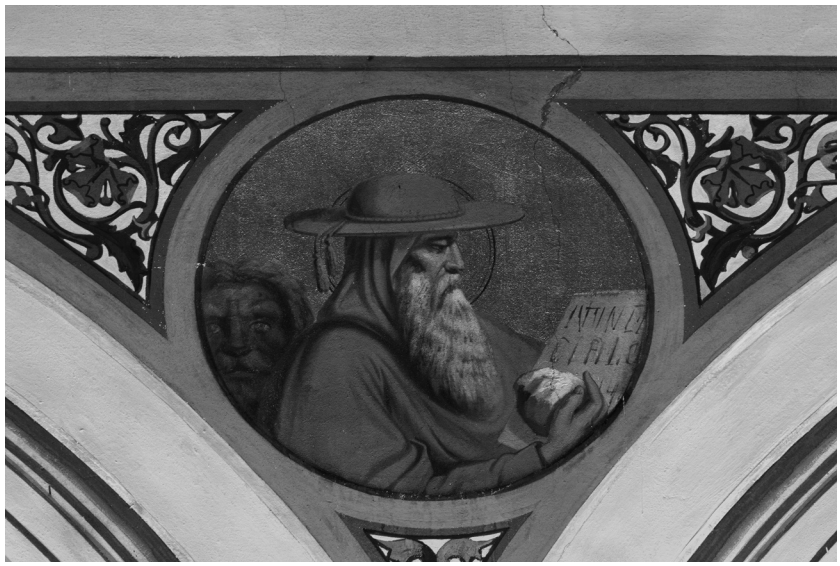
4. Romuald als Kirchenpatron im Paradies des Heiligenhimmels



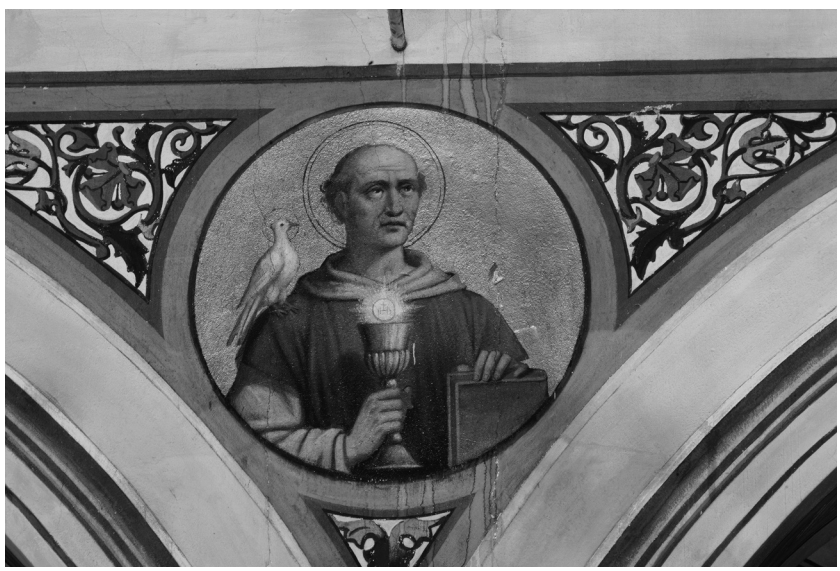
5. Portrait des Curé Pierre-Télésphore Sax

6. Hl. Gregor der Große, Kirchenlehrer

7. Hl. Ambrosius von Mailand



8. Hl. Kardinal Hieronymus

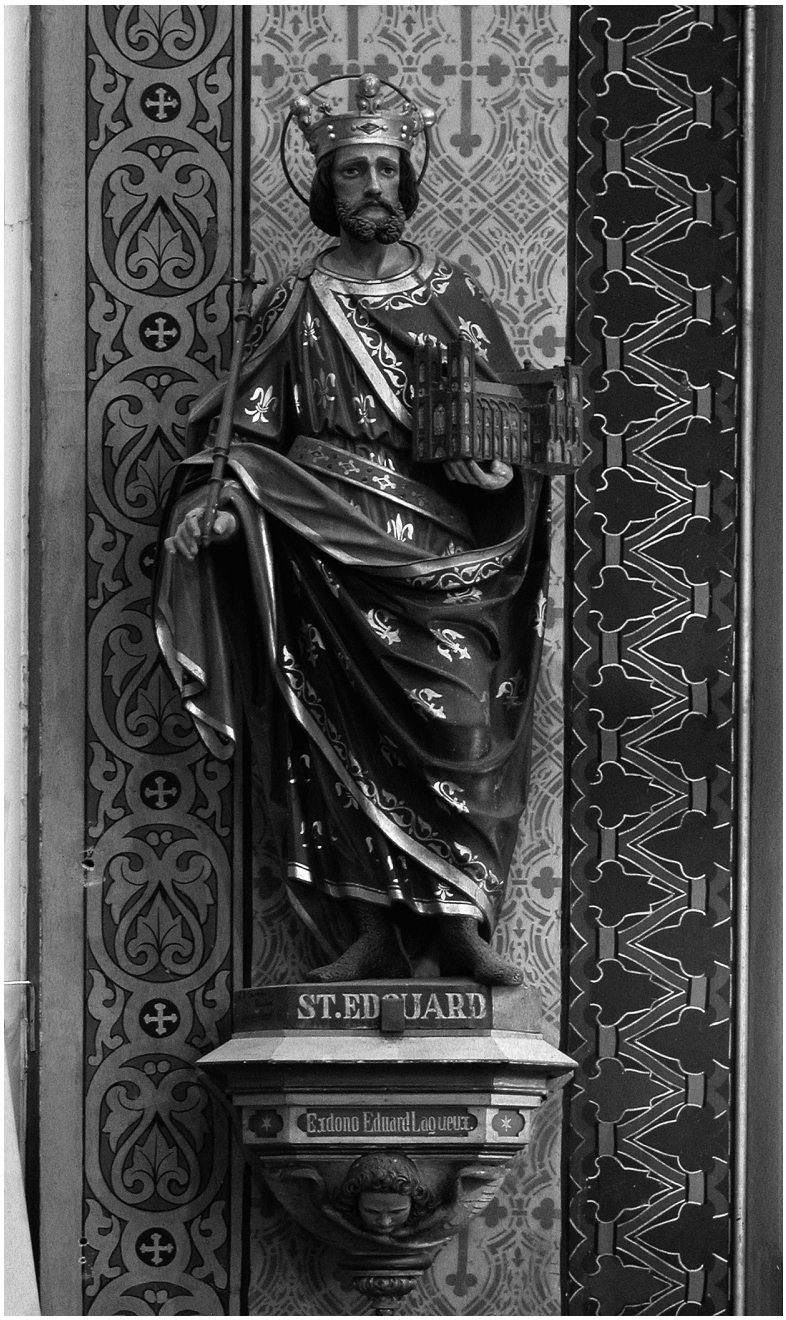


9. Hl. Thomas von Aquin als Autor der Fronleichnamssequenz

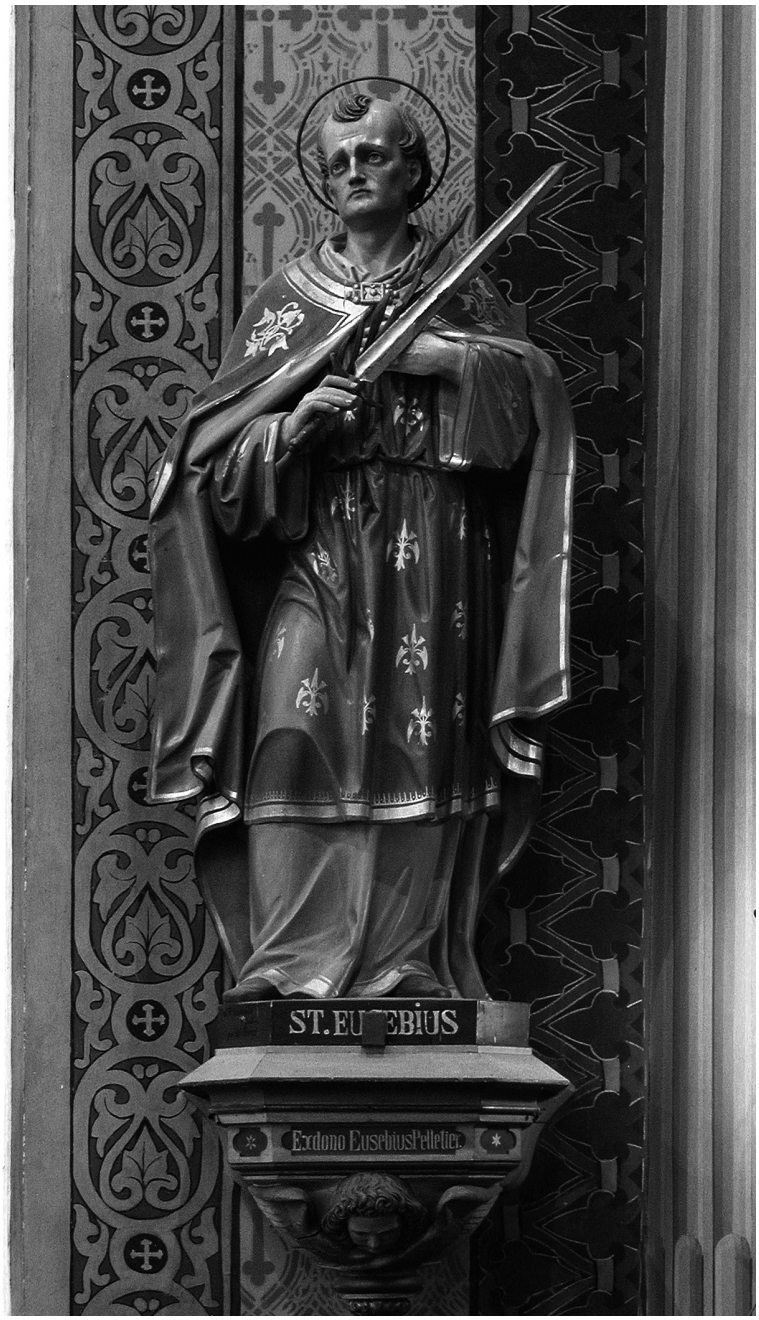
10. Heimsuchung Mariae aus dem Marienzyklus im östlichen Seitenschiff

11. Flucht nach Ägypten aus dem Josephszyklus im westlichen Seitenschiff

12. Einsamer Christus am Kreuz als Hochaltarbild



13. Hl. König Edward vor Ornamentmalereien



14. Hl. Eusebius, Märtyrer

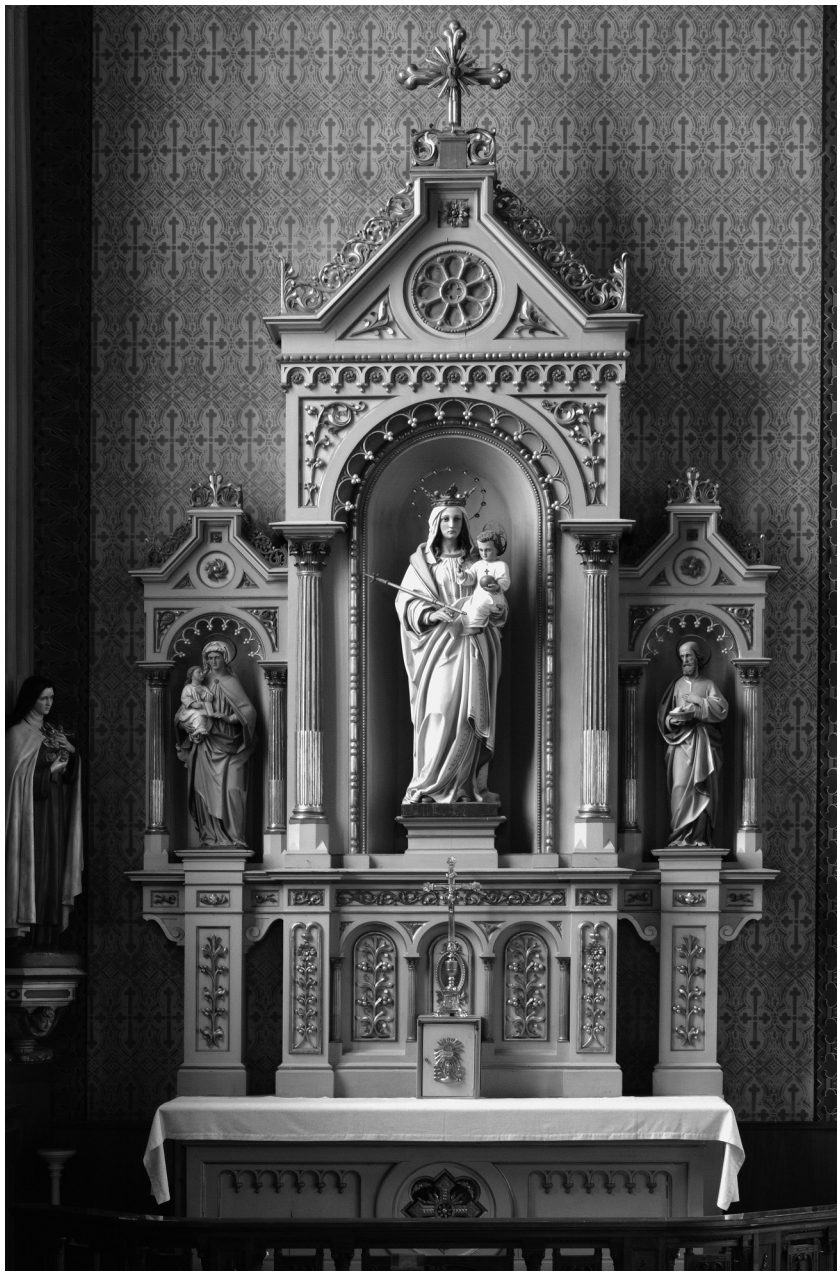
15. Dekorationsmalerei, Emblem der Trinität mit Bundeslade

16. Innenansicht von Saint Romuald zu Lévis, Québec

17. Hauptschiffgewölbe, Romuald bittet um Aufnahme in die Einsiedelei des hl. Marinus

18. Signatur von J. Lang im Gewölbefresko des Romuald-Zyklus

19. Hochaltar mit Bild des „Einsamen Christus am Kreuz“ in der Apsis



20. Annenseitenaltar im östlichen Seitenschiff

Chronik

Jahrestagung
der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Stiftsbibliothekare
am 9./10. Oktober 2012 in der Stiftsbibliothek St. Gallen

1. Auftakt

Die diesjährige Jahrestagung fand am 9./10. Oktober 2012 in den Räumlichkeiten der Stiftsbibliothek St. Gallen statt, die dieses Jahr ganz im Zeichen des großen Gallus-Jubiläums stand. Stiftsbibliothekar Ernst Tremp freute sich über das zahlreiche Erscheinen seiner Kollegen, die sich während der informativen Tagung bestens aufgehoben fühlten. Gleichzeitig durfte der Gastgeber vermelden, dass die finanzielle und organisatorische Zukunft des Digitalisierungsprojektes e-codices für die nächsten Jahre gesichert scheint. Damit kann das digitale Angebot mit interessanten Handschriften und Drucken kontinuierlich ausgebaut werden.

2. Zur Tagung

Der bereits bewährte Informations- und Meinungsaustausch im Rahmen der Jahrestagung war geprägt von abwechslungsreichen Berichten über die laufenden Aktivitäten der einzelnen Mitglieder. Insbesondere von Klosterbibliotheken wurde mehrfach das Problem angesprochen, dass die gestellten Aufgaben aus zeitlichen Gründen nicht immer vollumfänglich bewältigt werden können. Wichtige Fragen, beispielsweise im Hinblick auf den Einsatz neuer Technologien im Bibliotheksbereich, rücken dadurch in den Hintergrund.

Angesichts eines deutlich gestiegenen Interesses von Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen an klösterlichen Bibliotheksbeständen hängt die Qualität von Anfragebeantwortungen nicht zuletzt davon ab, wie gut spezifische Informationen, z. B. über Handschriften und Inkunabeln, dokumentiert und elektronisch verfügbar sind. Skeptisch zeigten sich die Tagungsteilnehmer darüber, Unmengen an Daten der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ohne genau zu wissen, was diese Informationen leisten sollen. Auf der anderen Seite sind den Klosterbibliotheken normalerweise enge finanzielle Grenzen gesetzt, sodass kein Spielraum für technische Spielereien und Experimente besteht. Allerdings waren sich die Experten über die Vorteile des Internets bei der Präsentation des Informations-angebots von Bibliotheken und Archiven einig.

Nahezu alle Mitgliedsbibliotheken beschäftigen sich mit der in den letzten Jahren schon fast zur Routine gewordenen elektronischen Bestandserschließung. Zum einen dient diese Maßnahme der Wissenserweiterung über den eigenen Bestand und zum anderen soll der elektronische Katalog als zuverlässige Datenquelle die Nutzungsmöglichkeiten verbessern.

Die Stiftsbibliothek St. Gallen stand 2012 ganz im Zeichen des Gallusjubiläums. Neben der Ausstellung zum Leben und Wirken des Heiligen Gallus, die etwa 120.000 Besucher sahen, wurde ein umfangreiches Rahmenprogramm geboten, das u.a. aus Themenführungen, Konzerten, der Öffnung der Galluskapelle und einer Vorlesungsreihe des Stiftsbibliothekars an der Uni St. Gallen bestand.

Abseits des Jubiläums wusste Stiftsbibliothekar Tremp einige Neuigkeiten zu berichten, beispielsweise den Abschluss von Handschriftenkatalog Band 3, der 2013 erscheint. Über das Projekt CESG – Codices Electronices Sangallenses – sind inkl. der Züricher Handschriften in absehbarer Zeit über 500 Handschriften online verfügbar. Stark zugenommen haben in den letzten Jahren auch die Handschriftenausleihen für diverse Ausstellungen im In- und Ausland.

Im Zuge einer Doppelvernissage wurden die *Vita sancti Galli vetustissima*, die älteste Lebensbeschreibung des heiligen Gallus komplett in Latein mit deutscher Übersetzung und Faksimile, und die lateinische Gallusvita von Walahfrid Strabo (808/809-849), erstmals mit vollständiger deutscher Übersetzung, der Öffentlichkeit vorgestellt.

Im Frühjahr 2011 fand in der Stiftsbibliothek eine Tagung über Klosterbibliotheken in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz in der frühen Neuzeit statt. Auch em. Abt Lukas Schenker aus Mariastein und P. Odo Lang aus Einsiedeln haben mitgewirkt. Die Tagungsakten erscheinen im Jahrbuch Bibliotheken und Wissenschaft. Im Nov 2012 wurde gemeinsam mit dem St. Galler Stiftsarchiv eine Tagung über den Hl. Gallus organisiert, unter den etwa 20 Referenten war auch Jakob Kuratli vom St. Galler Stiftsarchiv. Mit ca. 100 Teilnehmern war das Interesse groß. Die Tagungsakten erscheinen 2013 im Rahmen der Schriftenreihe Monasterium Sancti Galli.

P. Beda vom Kollegium St. Benedikt in Sarnen berichtete über aktuelle Publikationen, darunter das „Professbuch des Kloster Muri“, das schon gut 70 Jahre alt ist (Abt Dominikus Bucher und P. Adelhelm Rast) und in einer geeigneten Form zum Abschluss gebracht werden soll. Weiters wurde Cod. chart. 208 (Gebetsbuch aus Hermetschwil) im Rahmen einer Dissertation ediert. Neben dieser Forschungsarbeit erscheint auch die neue Edition von „Acta Murensia“.

Ende 2011 hat P. Justinus Pagnamenta von P. Odo Lang die Leitung der Stiftsbibliothek Einsiedeln übernommen. P. Odo Lang arbeitet weiterhin in der Bibliothek und widmet sich vor allem der Überarbeitung des Handschriftenkatalogs von P. Gabriel Meier (Codices 1-500), der in absehbarer Zeit veröffentlicht werden soll. Die Rekatalogisierung schreitet voran, mehr als 5‘000 Titel vom alten Bestand wurden in den elektronischen Katalog aufgenommen,

der bis auf weiteres nur für interne Abfragen zur Verfügung steht. Die Ausstellung der Klosterbibliothek im Jahr 2013 trägt den Titel *Libri prohibiti*.

Auf umfangreiche Aktivitäten kann Peter Kamber von der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern verweisen. Zum einen sind die Abschlussarbeiten am Manuskript zum Katalog der St. Urbaner Handschriften und die Vorbereitungen für eine Publikation im Gange. Zum anderen läuft die Katalogisierung der Handschriften des Luzerner Franziskanerklosters. Dort sind aktuell 24 Handschriften katalogisiert.

Bibliothekar P. Theo vom Benediktinerkloster Disentis schilderte einen unerwarteten Neuzugang. Ein Mitbruder übergab der Bibliothek eine alte Bibel aus der Werkstatt von Johannes Froben mit zwei Stichen von Albrecht Dürer. Diese stammt aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts und ist nun das älteste Buch der Bibliothek.

Wie der stv. St. Galler Stiftsarchivar Jakob Kuratli informierte, stand auch die Arbeit in seiner Einrichtung im Zeichen des Gallusjubiläums. Das Stiftsarchiv veröffentlichte die Broschüre „1400xGallus“. Die Publikation dokumentiert 1400 Orte auf der ganzen Welt, die einen Bezug zum heiligen Gallus haben.

Im Berichtsjahr wurden vier weitere Handschriften bei e-codices aufgeschaltet: Cod. Fab. X (Passiones sanctorum, Gregorius I. papa, Dialogi, 9. Jh.); Cod. Fab. XI (Gregorius I. Papa, Dialogi, 10. Jh.–11. Jh.); Cod. Fab. XII (Vitae Sanctorum, Remigius Altissiodorensis, Expositio super Matthaeum, 9.–11. Jh.); Cod. Fab. XXX (Lex Romana Curiensis, 9. Jh.).

P. Guido Muff und Rolf DeKegel zeigten sich erfreut über das gestiegene Forschungsinteresse am Bestand der Engelberger Klosterbibliothek. Eine Masterarbeit an der Uni Luzern widmet sich dem cod. 103 (Chor-Direktorium), welcher auch nach Hinweisen auf die Provenienz dieser Handschrift untersucht wurde. Daneben übernahm eine Dissertantin die Edition des sog. Farbbüchlein cod. 431, ein Rezeptbuch über Farben zum Färben, Schreiben und Malen aus dem späten 16. Jahrhundert, die mit Kommentar in zwei Bänden von der Abegg-Stiftung herausgegeben wurde.

Jakob Bernet vom Chorherrenstift Beromünster und em. Abt Lukas Schenker vom Kloster Mariastein waren im Berichtszeitraum intensiv mit der gezielten Aufarbeitung von Nachlässen verstorbener Mitbrüder beschäftigt. Dieser Bereich, so lautete der Grundtenor einiger Teilnehmer, ist in den letzten Jahren mancherorts ins Hintertreffen geraten,

Br. Martin Spohn beschäftigt sich im Kloster Fischingen mit der Frage, ob für die elektronische Bibliotheksverwaltung ein neues Computerprogramm angeschafft werden soll. P. Ulrich Faust vom Kloster Marienberg in Südtirol schilderte ausführlich die Vorbereitung und den Start des EHB-Projektes (www.ehb.it) in seinem Haus, das die vollständige elektronische Katalogisierung des historischen Buchbestandes beinhaltet. In der Zisterzienserabtei Wettingen-Mehrerau lag der Arbeitsschwerpunkt nach wie vor auf dem Projekt „Neuordnung der Klosterbibliothek“. Bisher wurden etwa 12.000 der insge-

samt über 20.000 historischen Bände (bis 1850) elektronisch erfasst. Suchabfragen können über www.bibliotheken.at gestartet werden.

3. Sonstiges

Ein besonderer Dank gebührt Stiftsbibliothekar Ernst Tremp für die Vorbereitung der Tagung sowie Bischof Markus Büchel für die Einladung zu einem Empfang mit Abendessen.

Die nächste Tagung findet im Oktober 2013 im Kloster Engelberg und in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern statt.

Karl Heinz Lauda *Mehrerau*

Jahrestagung der Historischen Sektion der BBA in Admont 12.–14. Oktober 2012

Trotz der weiten Anreise hatten sich erfreulich viele Teilnehmer für unsere Tagung in Admont angemeldet. Tagungsstätte war Schloss Röthelstein, ein früherer Besitz des Stiftes Admont(heute eine Tagungs- und Erholungsstätte der Jufa). Selten waren alle Voraussetzungen für unsere Jahrestagung günstiger als in diesem hoch über Admont gelegenen Anwesen, das nicht zu weit vom Benediktinerstift entfernt ist. Nach dem Bezug unserer Zimmer stärkten wir uns durch eine Tasse Kaffee und fuhren zum Stift herunter.

Die Begrüßung durch Abt Bruno Hubl war sehr herzlich. Auch im Stift erwartete uns eine Stärkung, um das anregende Programm der nächsten Stunden auf uns wirken lassen zu können. P. Winfried Schwab hatte schon bei der Vorbereitung der Tagung geholfen. Er ist seit längerer Zeit ein angenehmer Teilnehmer unserer Jahrestagungen. Er bot uns nun zur Einführung eine kunstgeschichtliche Erklärung der berühmten Stiftsbibliothek. Damit war gleich am Anfang der Höhepunkt dessen, was das Stift Admont seinen Besuchern zu bieten hat, erreicht. Angekündigt war uns neben einer Ausstellung ausgewählter Handschriften aus dem reichen Schatz der ma. Bestände Admonts eine dazu gehörige Erklärung durch den Stiftsbibliothekar Dr. Johannes Tomaschek. Es hat uns doch verwundert, dass dieser Herr trotz Ankündigung nicht erschien und uns ohne Entschuldigung einer Vertretung überließ. Anders verhielt sich P. Maximilian Schiefermüller, zuständig für die barocken Paramentenschätze, mit seiner sachkundigen Führung. Als wir am Abend die Abtei verließen, waren wir dankbar und beglückt über alles, was uns das bedeutende Stift an kirchlicher Kultur geboten hatte.

Auf das Abendessen in Röthelstein folgte die Komplet in der Benediktuskapelle. Wie jedes Jahr zogen sich die Bearbeiter der Germania Benedictina zu einer Redaktionssitzung zurück, während sich die übrigen Mitglieder und Gäste im „Rauchkuchl" zu einem geselligen Beisammensein trafen. Die Redaktion konnte das baldige Erscheinen von GermBen X1+2 (Ostdeutschland) ankündigen. Inzwischen ist das 1600 Seiten starke Werk im EOS Verlag St. Ottilien erschienen. Dabei handelt es sich um wirkliche Forschungsarbeit über die einst so reiche Klosterlandschaft in den neuen Bundesländern. Das Zusammensein im Rauchkuchl diente dem Austausch von Informationen und Absprachen.

Der zweite Tag begann mit einer Eucharistiefeier für die verstorbenen Mitglieder der Historischen Sektion. Am Vormittag folgten zwei Vorträge im Rittersaal des Schlosses. Der Chronist trug seine Ausführungen über „Admonts Rezeption der Hirsauer Reform" vor, die anlässlich des Erscheinens der kritischen Edition der „Wilhelmi Abbatis Constitutiones" durch Pius Engelbert (CCMon XV1+2) von gewisser Aktualität waren. Sie sind im vorliegenden Band von SMGB 123 (2013) nachzulesen. Auf lebhaftes Interesse stieß auch der Admonter Dipl.-Ing Karl-Heinz Krisch mit seinem Vortrag „Die Pflege naturwissenschaftlicher Interessen des 19. Jahrhunderts im Stift Admont".

Eine Exkursion führte uns am Nachmittag in die Beuroner Abtei Seckau und zur ehemaligen Admonter Propstei Oberzeiring, wo wir von den heutigen Besitzern gastlich empfangen wurden. An diesem Tag hat uns Fr. Simon Petrus Haberkorn von St. Peter in Salzburg die Kunstgeschichte der romanischen Klosteranlage von Seckau in dankenswerter Weise erklärt; denn wir haben dort keinen Seckauer Mönch gesehen. Der ganze Konvent befand sich auf einem Ausflug. Erfreulich war, dass wir trotzdem die wichtigsten Gebäude des Klosters besichtigen konnten. Unvergesslich wird allen die romanische Kirche bleiben, die einst ein Zentrum der Liturgischen Bewegung Österreichs war. In Oberzeirings Kirche haben wir eine lateinische Versper gesungen.

Der Sonntag brachte uns ein erfreuliches Ereignis. In der Wallfahrtskirche Frauenberg, der Begräbnisstätte der letzten Äbte von Admont, feierte Bischof em. Dr. Maximilian Aichern ein Pontifikalamt, bei dem die Priester unter uns konzelebrieren konnten. P. Dr. Stephan Petzolt leitete wieder die Choralschola. Der Bischof legte seiner Predigt das Sonntagsevangelium zugrunde und forderte uns auf, in unseren wissenschaftlichen Bestrebungen nicht nachzulassen; denn der alte Orden des hl. Benedikt braucht in unserer Zeit die Kenntnis und Orientierung an Geschichte und Kultur vergangener Jahrhunderte, um die Herausforderungen unserer Zeit bestehen zu können.

Im Prälatursaal von Frauenberg erhielten die neuen Mitglieder der Historischen Sektion ihre Medaille. Hier konnten wir einem hervorragenden Kenner der barocken Epoche unserer Klöster zuhören. Prof. Dr. Franz Quarthal aus Stuttgart sprach in seinem Festvortrag „Rüstkammer und Seelenapotheke" über die Bibliotheken der Barockstifte als Zeugen monastischer Kultur im 17. und 18. Jahrhundert.

Allen, die zum Gelingen dieserr Tagung beigetragen haben, danken wir ebenso wie Abt Bruno Hubl und P. Winfried Schwab für ihre Gastfreundschaft.

P. Ulrich Faust

In Memoriam

P. Bernhard (Anton) Sirch OSB
Missionsbenediktiner und Pfarradministrator in Illschwang
26. April 1943 – 11. Februar 2013

Am Nachmittag des 11. Februars, um 15.26 Uhr, gab Pater Bernhard Sirch sein Leben in die Hand seines Schöpfers zurück. Auf seinem letzten Weg im Pfarrhaus von Illschwang (Diözese Eichstätt) wurde er von seinen beiden Geschwistern liebevoll gepflegt und begleitet.

Anton Sirch wurde am 26. April 1943 in Günzburg geboren als jüngstes Kind des Bahnbeamten Martin Sirch und seiner Frau Sofie, geb. Schmid. Die Volksschule besuchte er in Krumbach und Augsburg und wechselte ab 1954 auf das Humanistische Gymnasium in Sankt Ottilien. Nach dem Abitur wurde er am 15. September 1964 in das Noviziat aufgenommen und erhielt den Namen des Kirchenlehrers Bernhard von Clairvaux. In seinem Eintrittsgesuch schrieb er, er wünsche „fruchtbar zu werden im Dienst an den Nächsten." Die Zeitliche Profess erfolgte am 20. September 1965, die Ewigen Gelübde legte er am 29. September 1968 ab. Wie üblich in der Erzabtei studierte er Philosophie in Sankt Ottilien von 1965 bis 1967 und mit Bestnoten drei Jahre Theologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München bis zum Sommersemester 1969. Am 19. Juli 1970 empfing er die Priesterweihe. Eine theologische Dissertation zum Thema der bischöflichen Mitra und päpstlichen Tiara konnte er trotz vieler sonstiger Aufgaben 1973 abschließen.

Schon in seiner Studienzeit organisierte er die Vervielfältigung von Vorlesungsskripten für seine Mitstudenten. Doch ansonsten war er kaum für seine Ernennung zum Verlags- und Druckereidirektor des EOS-Verlages vorbereitet, die ihm am 15. Januar 1972 zuteil wurde. Dennoch gelang es ihm in den folgenden zwei Jahrzehnten, durch unermüdliche Schaffenskraft, vielfache Vernetzungen, technische Innovationsfreude und kreativen Ideenreichtum, diese kaum beachtete Druckanstalt in einen bekannten theologischen Fachverlag und eine moderne Druckerei zu überführen. So erschienen unter seiner Leitung Standardwerke wie das Marienlexikon, das Handbuch der Bayerischen Kirchengeschichte oder das Monastische Stundenbuch, die verlegerisch eine hohe inhaltliche, organisatorische und technische Kompetenz erforderten. Viele dieser Werke konnten wohl nur dank seines persönlichen Engagements realisiert werden. Große Verdienste erwarb er sich durch die Begründung einer Vielzahl von Dissertationsreihen, darunter die Münchner Theologischen Stu-

dien und die Arbeiten zu Text und Sprache im Alten Testament, die dank eines von P. Bernhard selbst entwickelten Druckverfahrens jungen Doktoranten eine sehr preiswerte Veröffentlichungsmöglichkeit boten. Ein besonderes Anliegen war ihm die Mitwirkung bei der Bayerischen Benediktinerakademie, deren Publikationen (Germania Benedictina, Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Ergänzungsbände) seit den 1970er Jahren von ihm betreut wurden. Vor allem bei der Münchner Jahresversammlung war er regelmäßig anzutreffen. Für die Vielzahl an neuen Aufträgen wurde 1974 im Außenbereich des Klosters St. Ottilien ein neues Druckereigebäude mit einem hochwertigen Maschinenpark erstellt.

Trotz seiner Doppelbelastung als Verleger und Druckereileiter war P. Bernhard auch in vielen anderen Bereichen engagiert, die sich angesichts ihrer Fülle kaum aufzählen lassen: So leitete er 1974 bis 1982 das Lehrlingsseminar der Erzabtei, von 1977 bis 1994 hatte er teilweise die Pfarrvertretung in Rottach-Egern inne, gab zahlreiche Exerzitienkurse und schaltete sich auch durch Zeitungsbeiträge in manche öffentliche Diskussionen ein.

Nach zwei Jahrzehnten engagierter Aufbauarbeit musste er im Juli 1993 Abschied nehmen vom EOS Verlag und Druck. Nach einer Versetzung in die Tiroler Abtei Sankt Georgenberg-Fiecht eröffnete sich ihm neues Arbeitsfeld in der Pfarrei Achenkirch, wo er als eifriger Seelsorger schnell wieder vielfältige Sonderaufgaben übernahm wie die Ausbildung österreichischer Mesner, Dekanatsjugendseelsorge und die Wallfahrtseelsorge in Hinterriss. Zusätzlich verfasste er Artikel und regelmäßige Beiträge für Zeitungen, Radiosendungen und Internetforen.

Im Jahr 2010 ließ sich P. Bernhard in die Diözese Eichstätt versetzen, wo er in der Pfarrei Illschwang mit ihren vielen Filialkirchen mit gewohntem Schwung seelsorglich zu wirken begann. Im Juli 2010 konnte er auch sein 40-jähriges Priesterjubiläum begehen. Im Dezember 2012 meldeten sich unerwartet Lähmungserscheinungen, die als Krebserkrankung im letzten Stadium diagnostiziert wurden. Mit großer Gefasstheit, Tapferkeit und Demut nahm er das bevorstehende Ende an und lehnte jede unnötige lebensverlängernde Maßnahme ab. Für ihn war es ein besonderes Geschenk, dass ihn in diesen letzten Wochen seine beiden Geschwister aufopfernd begleiteten. Trotz zunehmender Schwäche nahm er noch dankbar und mit einem immer wieder durchbrechenden Lächeln an seiner Umwelt teil.

P. Cyrill Schäfer OSB *St. Ottilien*

Prof. Dr. Pankraz Fried

Eine große Trauergemeinde nahm in Egling a. d. Paar Abschied von dem Historiker Professor Dr. Pankraz Fried, der am Dienstag, dem 28. März 2013 in Heinrichshofen verstarb.

Geboren am 12. Juli 1931 in Wabern (Lechrain), Landkreis Landsberg, wuchs Pankraz Fried in einer bäuerlichen Großfamilie auf. Sein Vater erkannte bald, dass sein ältester Sohn, ein intelligenter und musisch begabter Bub, der Freude an der Musik hatte und zu schnitzen begann, nicht als Hoferbe geeignet war, und brachte ihn in das Gymnasium der Benediktiner nach St. Stephan in Augsburg. St. Stephan blieb er zeitlebens verbunden. Zur 45. Absolvia fuhr er 1996 mit den ehemaligen Klassenkameraden nach Rom. Im Nachruf für seinen Schulfreund Pater Egino, der am 11. Januar 2011 verstarb, bemerkte er: „An unserem 60jährigen Absolvia 2011 habe ich P. Egino in der Stephaner Gruft besucht im Wissen, dass uns nicht mehr allzu viel Zeit voneinander trennen wird."[1]

Sein Schulfreund blieb in St. Stephan. Pankraz Fried studierte nach der Absolvia zunächst Philosophie an der philosophischen Hochschule St. Stephan, setzte aber dann das Studium an den Universitäten Innsbruck und München fort, wo er die Fächer Philosophie, Altphilologie, Geschichte und Volkskunde belegte. In steter Erinnerung an seine Studienzeit in München blieben ihm die Spätabendseminare bei Prof. Dr. Karl Bosl. Die Dissertation mit dem Thema ‚Herrschaftsgeschichte der altbayerischen Landgerichte Dachau und Kranzberg im Hoch- und Spätmittelalter sowie der frühen Neuzeit', die 1962 veröffentlicht wurde, entstand im Rahmen des Historischen Atlas am Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte der Universität München unter Prof. Dr. Max Spindler.

Als junger Wissenschaftler war er in München 1959 Angestellter der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, dann wissenschaftlicher Assistent am Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität München, dort ab 1970 Lehrbeauftragter. Ein weiteres Arbeitsfeld fand er als Konservator beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege.

Seine Habilitationsschrift mit dem Titel ‚Sozialgeschichte der ländlichen Welt Bayerns im Industriezeitalter. Studien zum Abbau ‚mittelalterlicher' Strukturen im 19. Jahrhundert' verfasste er 1972 am Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte der Universität Regensburg.

1974 erfolgte die Berufung an die 1970 gegründete Universität Augsburg als Professor für bayerische (ab 1986 auch schwäbische) Landesgeschichte. In dieser Position konnte er sich u.a. intensiver der Erforschung seiner engeren Heimat zuwenden.

---

1) Stephania Nr. 83, Augsburg, 15. Dezember 2011, S. 83.

Seit 1979 agierte er als Vorsitzender der 1949 gegründeten Schwäbischen Forschungsgemeinschaft der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In dieser Funktion unterstand ihm die Schwabenredaktion des Historischen Atlas von Bayern. Ab 1991 handelte er als Leiter der Schwäbischen Forschungsstelle der Kommission für bayerische Landesgeschichte. Zum Entstehen zahlreicher Projekte zu Geschichte und Kultur Bayerisch-Schwabens gab Prof. Dr. Fried wichtige Impulse. Hier sind zu nennen: Bildungszentrum Irsee, Volkskundemuseum Oberschönenfeld, Sprachatlas für Bayerisch-Schwaben, Neuauflage der Lex Alamannorum.

Die Historie seiner Heimat sah er eingebunden in das Weltgeschehen. Seit 1989 engagierte sich die Schwäbische Forschungsgemeinschaft in der Auswanderungsgeschichte. Die Verbindung Alemannien–Italien, zum Wallis (Schweiz), Augsburg und Schweden in der frühen Neuzeit waren weitere Bereiche seiner historischen Betrachtungen. Als stellvertretender Vorsitzender des Bukowina-Instituts in Augsburg trug er bei zur Aussöhnung mit der Vergangenheit.

Zahlreich sind die unter seiner Professur verfassten Zulassungsarbeiten zum Staatsexamen, Magisterarbeiten und Dissertationen. Von ihm selbst erschienen über 200 Publikationen.

Seinen Studenten war er ein gütiger, verständnisvoller Lehrer, der nie gängelte, sondern vielmehr Raum zum freien Schaffen gab und dadurch motivierte und anspornte. Seinen Stoff lehrte er humorvoll mit viel Gemüt und wenig konventionell. Mit Würde ertrug er Gegnerschaft resultierend aus seiner Art zu lehren und zu sein. In Wertschätzung seiner Person und Leistung kam Prinz Luitpold von Bayern persönlich aus Kaltenberg mit einem Fass Bier zu seiner Abschiedsvorlesung im Februar 1974. Mit der Bayerischen Verfassungsmedaille in Silber, der schwäbischen Verdienstmedaille, dem Kulturpreis der Bayerischen Landesstiftung, dem Bundesverdienstkreuz am Bande und dem päpstlichen Silvester-Orden würdigte die Gesellschaft seine Leistung und seine Person.

Im Bayerischen Feuilleton vom 12. April 2008 im Bayerischen Rundfunk über den Lechrain und die bayerisch-alemannische Sprache konnten die Hörer seine Begeisterung für seine Heimat und deren Sprache miterleben. Einen letzten Beweis erbrachte er mit dem Buch ‚Der Lechrain. Eine historische Heimatkunde', das er im Dezember 2012 veröffentlichte. Mit Hingabe und Herz beschrieb er darin seine irdische Heimat. Es verblieben ihm nur noch wenige Wochen bis zum Treffen mit seinem Schulfreund in der himmlischen Heimat.

Den mit ihm verbundenen Mitmenschen bleibt die Erinnerung an einen edlen, stets hilfsbereiten Menschen. Möge die bayerisch-schwäbische Geschichtsforschung weiter mit humanen, gemütvollen und bodenständigen Professoren gesegnet sein.

Dr. Martina Spies *Augsburg*

Literarische Umschau

Acta Murensia. Die Akten des Klosters Muri mit der Genealogie der frühen Habsburger. Edition, Übersetzung, Kommentar, Digitalfaksimile nach der Handschrift StAAG AA/4947. Mit CD-ROM. Bearbeitet v. Charlotte Bretscher-Gisiger u. Christian Sieber. Hrg. v. Staatsarchiv Aargau. Basel, Schwabe 2012. CCXXVI, 332 S. ISBN 3-7965-2835-4. Fr. 58.–; Euro 48.50; (A) Euro 50.00.

Der heutige „Grundtext" der Acta Murensia (AM) geht auf eine Abschrift auf Papier zurück, die um 1400 datiert wird und heute im Staatarchiv Aargau (StAAG) unter der Signatur AA/4947 aufbewahrt wird. Alle weiteren Abschriften und späteren Ausgaben gehen auf diesen Kodex zurück. Der „Urtext" dürfte etwas mehr als hundert Jahre nach der Gründung des Klosters Muri 1027, der ersten Habsburger Klostergründung, in der Zeit um 1140/1150 entstanden sein. Seit fünfhundert Jahren beschäftigte sich die Forschung mit diesem Text, nicht zuletzt wegen der eingangs aufgereihten frühen Genealogie der Habsburger. Die letzte Edition bearbeitete P. Martin Kiem (1829–1903) vom Kloster Muri-Gries im Jahre 1883. In der Folge beschäftigten sich alle namhaften Mediävisten mit diesem Text; geplant war auch eine Edition in den MGH, die aber nie zustande kam. Die hier anzuzeigende Edition samt Übersetzung (S. 1–127) darf als mustergültig gelten. Der Sachkommentar (S. 129–273) zum Text ist umfassend und verarbeitet eine umfangreiche Literatur.

Der Edition ist eine Inhaltsübersicht (S. CCXVII–CCXXVI) vorangestellt. Sie übernimmt die Einteilung der Edition von Kiem in (fünf) Abschnitten mit 33 Kapiteln. Der kurzen Habsburger Genealogie – sie umfasst kaum eine Druckseite –, die weiterhin Probleme stellt, folgt als 1. Teil die Darstellung der Gründung des Klosters Muri (Kapitel 1–8). Der 2. Teil (Kapitel 9–14) stellt die weitere Geschichte dar, die zeigt, dass die Klostergründung prozessartig mit Hilfe von Disentis und St. Blasien verlief. Der 3. Teil (Kapitel 15–30) beschreibt den weit zerstreuten Güterbesitz samt Hofrechten, der besonders in der Innerschweiz lag; hier finden sich auch seltene frühe Nachrichten über Alpwirtschaft wie überhaupt Wirtschaftsgeschichtliches. Es werden aber auch der Kirchenschatz, der Bücher- und Reliquienbesitz aufgezählt. Als Nachträge werden die Kapitel 31–33 bezeichnet, wo es um Vergabungen, Gütertausch, Stiftungen, Fischrechte und andere Erwerbungen geht. Zum Anhang gehört noch ein alter Kapitel-Index, der allerdings 37 Nummern aufzählt. Diese gedrängte Inhaltsangabe der AM zeigt, dass es schwierig ist, diese historische Quelle einer bestimmten literarischen Gattung zuzuordnen, weil sie Genealogie, Gründungsgeschichte, Güter-, Schatz- und Reliquienverzeichnisse und anderes enthält. Der Verfasser, wohl ein älterer Mönch, hält damit seinen jüngeren Mitbrüdern auch so etwas wie einen Spiegel vor, wie sein Kloster geworden und

jetzt ist. Damit beabsichtigt er, seine Mitbrüder dazu aufzumuntern, am Gewordenen festzuhalten und es zu bewahren.

Die ausführliche Einleitung (S. XV–CXXVI) geht zuerst auf die Überlieferung und Geschichte der Handschrift ein, die auf einen anonymen, verlorenen Autographen aus der Zeit um 1150 zurückgeht. Diese Datierung lässt sich aus den Angaben des Textes in etwa erschliessen. Doch wird erstmals auch die Frage aufgeworfen, warum um 1400 diese Abschrift samt Anhängen angefertigt wurde. Es dürfte sich wohl um eine Neubesinnung auf das Verhältnis des Klosters Muri zu seiner Habsburgischen Gründerfamilie handeln, die sich nach der Schlacht bei Sempach 1386 ergab, als die Innerschweizer die Habsburger besiegten und diese sich von ihrer angestammten Herrschaft lösten. Mit der Eroberung des Aargaus im Gefolge des Geschehens auf dem Konzil von Konstanz 1415 durch die Eidgenossen ergab sich dann für das Kloster nochmals eine neue Situation in ihrem Verhältnis zur Gründerfamilie. Damit wurden die AM aber immer mehr zu einem historischen Dokument ohne politische Aktualität.

Zur ausführlichen Einleitung gehört auch die Darstellung der Forschungsgeschichte an den AM von der Entdeckung des Textes im Humanismus, die Aufzählung der ersten Druckausgaben und die damit verbundenen Kontroversen zwischen den Klöstern Muri und St. Blasien sowie die weiteren Beschäftigungen mit den AM. Dass die frühe Habsburger-Genealogie, die aus zwei nicht ganz gleichzeitigen Teilen besteht, die österreichisch-habsburgische Geschichtsforschung interessierte, ist nicht verwunderlich. Im Abschnitt über die Handschrift selber werden Aufbau, Entstehung, aber auch Quellen und Verfasserschaft und die Sprache behandelt. Abkürzungen und Bibliographie, die für den Sachkommentar benützt wurden, umfassen die S. CXXIX bis CCXI.

Dieser Edition samt Übersetzung, Sachkommentar, chronologischem Überblick sind auch noch habsburgische Stammtafeln, ein Verzeichnis der Schriftquellen zum in den AM behandelten Zeitabschnitt, eine Edition und Übersetzung des so genannten Testaments des Strassburger Bischofs Werner, des Gründers des Klosters Muri, von 1027 angefügt (Fälschung). Dazu kommen ein Register der Orts- und Personennamen, der Reliquien und der Bücher, ferner zu Begriffen, die im Sachkommentar vorkommen. Damit lassen sich die AM vielfältig erschliessen. Diese aufwändige Edition übertrifft – das darf man schon sagen – ähnliche Veröffentlichungen von Quellentexten in inhaltlicher wie auch erschliessender Hinsicht.

Lukas Schenker OSB *Mariastein*

Autoren dieses Bandes

P. Dr. Urban Affentranger OSB
Archiv der Abtei
CH-7180 Disentis

Dr. Richard Bauer,
Stadtdirektor a. D.
Winzererstr. 68
D-80797 München

Dr. Mechthild Clauss
Unterer Schiedweg 16
D-74523 Schwäbisch Hall

Prof. Dr. Roman Deutinger
Stadtweg 4a
D-85435 Erding

Prof. Dr. P. Ulrich Faust OSB
Schlinig 1
I-39024 Mals

David Fliri
Pradatsch 20
I-39020 Taufers i. M.

Lorenz Hollenstein,
Stiftsarchivar a. D.
Klosterhof 1
CH-9001 St. Gallen

Dr. Otfried Krafft
Wilhelm-Ropke-Str. 6c
D-35032 Marburg

Dr. Anja Ostrowitzki
Karmeliterstr. 1–3
D-56068 Koblenz

Prof. Dr. P. Alkuin Schachenmayr
A-2532 Stift Heiligenkreuz

Dr. Georg Schrott
Im Brahm 39
D-45549 Sprockhövel

Dr. Martina Spies
Innsbrucker Str. 26
D-86163 Augsburg

Beate Stock
c/o Prof. Dr. P. Gregor Lechner
A-3511 Göttweig